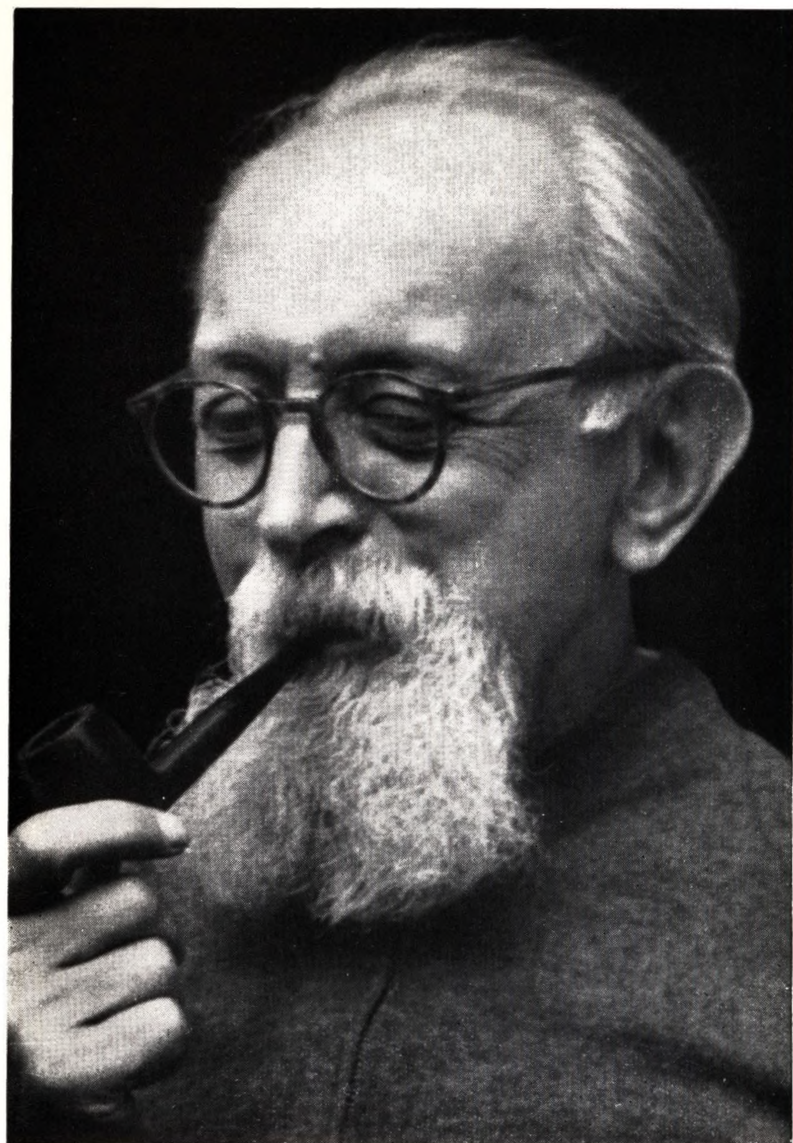




R. J. Reichenberger

EMMANUEL J. REICHENBERGER

WIDER WILLKÜR UND MACHTRAUSCH

Erkenntnisse und Bekenntnisse aus zwei Kontinenten



LEOPOLD STOCKER VERLAG · GRAZ UND GÖTTINGEN

Buchausstattung: Prof. Heinz Reichenfelser
Das Bild von Dr. Reichenberger stammt von dem heimatvertriebenen (Karlsbader) Fotografen Stingl, Uehlfeld bei Neustadt/Aisch

Druck: G. Gistel & Cie., Wien

„Behaltet dieses Volk lieb, das in seiner Seele so verlassen und so verraten und so hilflos geworden ist. Wenn durch einen Menschen ein wenig mehr Liebe und Güte, ein wenig mehr Licht und Wahrheit in der Welt war, hat sein Leben einen Sinn gehabt.“
(P. A. Delp, Im Angesicht des Todes, S. 179.)

ZUM GELEIT

Das vorliegende Buch wurde — mit innerem Widerstreben — als eine Art Selbstbiographie begonnen. Ich wehrte mich dagegen, weil mir mein Leben nicht so bedeutungsvoll vorkommt, weil in unserer aufgewühlten Zeit jeder ein Buch schreiben könnte, der sie denkend, leidend und mitleidend erlebte, und schließlich, weil sehr viel von den Umständen abhängt, in die uns die Vorsehung stellte. Auf dem Grabmal des Papstes Hadrian VI. in der Kirche der deutschen Nationalstiftung Maria dell' Anima zu Rom stehen die Worte: „Pro dolor, quantum refert in quae tempora vel optimi cujusque virtus incidat.“ (Ach, wieviel hängt doch davon ab, in welche Zeit auch des besten Mannes Wirksamkeit fällt!) Theodor Häcker schreibt: „Für eines der arrogantesten Unterfangen halte ich es, die Biographie eines Menschen zu schreiben, die über die äußeren Tatsachen hinausgeht und die innersten Motive anzugeben versucht. Zum Verlogensten gehören die Selbstbiographien.“ (Tage- und Nachtbücher, S. 65.) Ich dachte an das Wort der steirischen Dichterin Paula Grogger:

„Was der Mensch erfahren in den vielen Jahren, macht sein Leben nicht aus.
Was er mit den Händen vollenden konnte, füllt oft kein Haus.
Doch was er im stillen um der Liebe willen tut oder leid't,
reicht von der Erdenszeit bis zur Ewigkeit!“

Ein Auszug des Buches erschien in der Wochenschrift „Der Sudetendeutsche“ in Hamburg unter dem Titel „Aus der

Heimat in die Heimat". Damit war der äußere Lebensweg umrissen. Heute führt es den Titel: *Wider Willkür und Machtrausch!* Noch präziser scheint mir der Untertitel den Inhalt zu umreißen: *Erkenntnisse und Bekenntnisse aus zwei Kontinenten.* Darauf kommt es heute an: Die Dinge sehen, wie sie wirklich liegen, nicht nach Wunschträumen, nicht im Zerrbild der Propaganda, sondern in leidenschaftsloser Nüchternheit. Ebenso wichtig, wenn nicht entscheidender, ist der Mut zum Bekenntnis, der heute so selten geworden ist. Es soll sich niemand täuschen, daß es ein geistiges Martyrium bedeutet „In Tyrannos" zu reden und zu schreiben. George Bernanos, dessen Indizierung einmal durch Papst Pius XI. verhindert wurde, „weil die Kirche stets der Propheten bedurfte" (vgl. Karl Thieme, „Zürnende Liebe", in „Der Christl. Sonntag", Freiburg i. Br., 2. November 1951), sagt einmal: „Ich habe teuer, teurer als man meint, das Recht zu schreiben bezahlt... Worauf ich warte, ist, daß junge Christen (Frankreichs) untereinander ein für allemal das Gelübde ablegen, sogar und besonders gegenüber dem Feinde, niemals zu lügen, unter keinem Vorwand, und am wenigsten unter dem Vorwand, ein Prestige aufrechtzuerhalten, das gerade nur durch Lüge kompromittiert werden kann. Denn wir sind soweit. Es genügt nicht mehr zu sagen: Ein Christ. Man muß sagen: Ein Christ, der nicht lügt; auch nicht durch Verschweigen; der die ganze Wahrheit von sich gibt, nicht die verstümmelte." — Papst Pius XII. machte am 12. Mai 1953 Journalisten darauf aufmerksam, daß auch die „Verschwörung des Schweigens ein Verstoß gegen die Wahrheit und Gerechtigkeit sei", und mahnte sie „tapfere Herolde der Wahrheit, furchtlose Verteidiger des Rechtes und weise Pioniere eines wahren Friedens zu sein". Das gilt auch für den Priester, der Grundsätze verteidigt, auch wenn manche darin eine „Einmischung in die Politik" sehen, die wahrhaftig nicht außerhalb des Sittengesetzes bestehen kann.

Mein Kampf für Wahrheit und Recht wurde von gerecht denkenden Menschen Deutschlands, aber auch Amerikas anerkannt. Zu meinem 65. Geburtstag schrieb mir Dr. von Logdman: „Sie ragen aus der Masse der opportunistisch Gesinnten hervor wie einstens Ulrich Megerle, genannt Abraham a Sancta Clara, und wir Sudetendeutschen im be-

sonderen und die Vertriebenen im allgemeinen blicken zu Ihnen mit der gleichen Bewunderung auf, mit der die von der Pest gepeinigten Wiener dereinst zu Ulrich Megerle aufgeblickt haben mögen. Bitte, betrachten Sie meine Worte nicht sub licentia poetica, sie sollen Ihnen nur sagen, wie sehr auch heute noch Wahrheit, Wahrhaftigkeit und Mut geschätzt werden, wenn auch diese Artikel in der Politik Seltenheitswert genießen... Möge Sie der liebe Gott beschützen, der an aufrechten Charakteren ganz bestimmt mehr Wohlgefallen hat als an Opportunisten." Die Zeiten haben sich geändert. Heute ist Opportunismus die große Mode. Ich bin nicht mehr „klug".

Der Paulanerpriester James M. Gillis, der mir in seiner Klarheit, seiner Grundsätzlichkeit und seinem Mut immer vorbildlich war, hat unlängst seine Pressearbeit eingestellt. Im Abschiedsartikel schrieb er ein stolzes Wort: „I recognize no lost cause!" (Für mich gibt es keine verlorene Sache!) „Es gibt etwas wie einen Triumph im Versagen", schreibt er; „ehe wir aber eine Sache verloren geben, sollten wir besser ein, zwei oder zehn Jahre warten. Man sagt, daß Republiken undankbar seien. Aber die Menschen kommen zur Vernunft, wenn man ihnen genug Zeit läßt". Mag sein, daß man heute auf meinen Grabstein das Wort schreiben würde, das Bischof Keppler dem Rembrandtdeutschen anbringen ließ: „Auch er war die Stimme eines Rufenden in der Wüste." Trotzdem — Wahrheit und Recht werden siegen, so lange es nicht an Zeugen und am Bekennen fehlt!

Wenn ich für das Buch ein Titelbild wählen müßte, würde ich Goyas „Chronos" vorschlagen, das im Prado-Museum in Madrid hängt: Ein riesenhafter Mensch mit grauenvoll verzerrten Zügen, mit wirrem Haar und stieren Augen, die erstarren machen, ein Monster von unbändiger, ungebändigter Kraft, das ein winziges, nacktes, hilfloses Menschlein in massigen Händen hält, das es zerquetschen, zerwürgen, zerfleischen, verschlingen will.

Als das Bild erschien, hielt man den Künstler für irrsinnig, sein Werk für eine Ausgeburt einer perversen Phantasie. Heute verstehen wir es: Es personifiziert *Willkür und Machtrausch.* Wir haben die krasse Wirklichkeit in tausend Varia-

tionen erlebt: In den KZ, den Gaskammern und Vernichtungslagern, die seitdem durch Sklavenlager abgelöst wurden, in dem Hagel von Feuer und Phosphor, der auf Menschen, Städte und Kulturdenkmäler niederging, in den Atombomben über Hiroshima und Nagasaki, die erbarmungslos Hunderttausende unschuldiger, am Kriege unbeteiligter Menschen austilgten; in der Heimatvertreibung von Millionen. Wir erleben um uns die Psychoparalyse, das „Martyrium der Lüge", dem man Menschen unterwirft, die aus Gründen des Gewissens mit dem jeweiligen Regime nicht übereinstimmen, die physisch und psychisch so zermürbt werden, daß sie gegen ihre innerste Überzeugung aussagen und sich selbst beschuldigen. Helden, bereit, ihr Leben für ihre Überzeugung und ihre Ideale hinzugeben, enden als Feiglinge und Verräter. — Noch ist der Irrsinn nicht zu Ende: Die Welt, die noch von den Wunden zweier Weltkriege blutet, rüstet zu neuen Kriegen und bereitet Waffen und Rüstungen vor, denen gegenüber selbst die Atombomben Spielzeug waren, zur selben Zeit, da uns Friedensschalmeien umschmeicheln und Phrasen von der Einen Welt, aus der der Krieg für immer verbannt ist.

Noch schlimmer als die Brutalitäten um uns ist die Tatsache, daß wir all diese Erscheinungen als geradezu selbstverständlich, als unvermeidlich hinnehmen, daß wir nicht mehr dagegen protestieren — aus Angst, von den Krallen des zeitbeherrschenden ost-westlichen Monsters erwürgt zu werden.

Goyas Ungetüm trägt keine zeitgebundenen, noch weniger rassen- oder parteigebundene Züge: Es ist der Mensch schlechthin, der autonome, freie, morallose Mensch. Eine verlogene Kriegspropaganda in jedem Lager hat — mit viel Erfolg — versucht, dem „Feind" angeborene Verkommenheit, Lust zur Brutalität, zum Sadismus anzudichten. Auf Lügen, Verallgemeinerungen, Übertreibungen gründet sich die unheilvolle These von der Gesamtschuld des deutschen Volkes. Die Nachkriegszeit hat täglich Beweise geliefert, daß der Sieg auf dem Schlachtfeld mit materieller Übermacht nicht auch rechtliche, sittliche, menschliche Überlegenheit der Sieger bedeutet. Nicht Deutsche, Tschechen, Polen, Engländer und Amerikaner haben die Welt zur Pestgrube ge-

macht, sondern Menschen, in denen etwas den Menschen und die Menschlichkeit aufgefressen hat. „Mörder schlafen unter uns", sagt der sudetendeutsche Dichter Mühlberger. Das Tier im Menschen liegt auf der Lauer von den Tagen Kains bis herauf zur Gegenwart; es schläft nicht, es wacht und wartet. Grausamkeit ist kein Spezifikum des Nationalsozialismus, so wenig wie des Kommunismus oder der Demokratie.

Zweifellos gab es auch in früheren Zeiten Unmenschlichkeiten. Man muß aber wohl einem feinsinnigen Zeitkritiker zustimmen, der schreibt: „Seitdem das Christentum in den Völkern lebendig wurde, ist kein einziges Volk ausgerottet worden. Das ist ungefähr 1600 Jahre her. Ein einziges Jahrhundert ‚Humanität' ohne Christentum hat genügt — und die Völker stehen vor einer Massenvernichtung, wie die Welt sie noch nie gesehen hat." (Ernst Niekisch.)

Wir erinnern uns der Legende vom Golem von Prag: Ein Rabbi hatte einen menschenähnlichen Leib aus Lehm geformt, der lebendig wurde, wenn man ihm den Schem, eine okkulte Formel auf Pergamentstreifen in den Mund legte. Der Golem hatte keinen Verstand, aber er führte mechanisch die Aufträge seines Herrn durch. Er war dem Gesetz des Sabbath unterworfen. Als sein Herr eines Tages abwesend war und den Schem vor Eintritt der Sabbathruhe nicht entfernte, begann der Golem zu toben und zerschlug alles um sich herum.

Der Sinn der Legende schien klar: Der Mensch, der sich aus der höheren Ordnung herauslöst, wird zum Zerstörer seiner selbst und seiner Umwelt. Der Mensch ist kraft seiner Natur der gottgegebenen und -gewollten Ordnung unterworfen, die durch das Licht der Vernunft erkennbar ist. Die Elemente der Welt werden von bestimmten Naturgesetzen beherrscht. Jede wissenschaftliche Forschung wäre ohne Anerkennung dieser Gesetze unmöglich. Gott kann sich selber nicht widersprechen. Es kann darum nur einen Maßstab für Wahrheit, Recht und Sittlichkeit geben. Ohne Anerkennung des Naturrechtes gibt es keine Gemeinschaft, kein Zusammenleben der Völker; die Welt treibt dem Chaos zu. Es gibt wohl einen Fortschritt in der Erkenntnis und Erforschung

der Wahrheit; die Wahrheit selber kann nicht relativ, orts-, zeit- oder parteigebunden sein. Es kann nicht zweierlei Recht geben, für Sieger und Besiegte, für Herrenraßler und Entrechtete. Jedes Recht, das dem Naturrecht widerspricht — erst recht natürlich dem göttlichen Gesetz des Dekaloges —, hat keine im Gewissen bindende Kraft.

Die amerikanische Unabhängigkeitserklärung stellt den Menschen in die göttliche Ordnung. Die „Universale Erklärung der Menschenrechte" der Vereinten Nationen bedeutet demgegenüber einen gewaltigen Rückschritt. Es ist darin die Rede von der „angeborenen Würde und den unabdingbaren Rechten aller Glieder der menschlichen Familie, deren Anerkennung die Grundlage für Freiheit, Gerechtigkeit und Frieden in der Welt ist". Es wird erklärt, daß „Mißachtung und Verachtung der Menschenrechte in barbarischen Akten resultieren, die das Gewissen der Menschheit entsetzen". Phrasen, nichts als Phrasen, wie ja gerade die Erfahrung unseres Volkes täglich beweist. Woher kommen die angeborene Würde und die unabdingbaren Rechte? Wer ist ihr Garant? Wenn der Mensch nur ein höher entwickeltes Säugetier ist, warum haben die niederen Glieder dieser Gattung keine angeborene Würde und keine unabdingbaren Rechte? Warum sollten wir nicht auch den Menschen — wie es manche Philosophen wirklich taten — als „Raubtier", als unwichtiges Glied einer „Masse", als „Material" werten und behandeln? Was heißt „Gewissen der Menschheit" in einer Welt, die nicht von einheitlichen Rechts- und Sittlichkeitsbegriffen geleitet wird, sondern vom Relativismus, vom nackten Vorteil, von expediency. Wann hat sich das Weltgewissen je entsetzt, sei es auch nur über die Vereinten Nationen?! — Es ist doch bezeichnend, daß ein Neger aus Liberien, Abayomi Cassels, den Delegierten der Hauptversammlung der Vereinten Nationen eine Vorlesung über die alte Gottesordnung halten mußte: „Jedes menschliche Geschöpf ist das Objekt des größten Interesses und der Obsorge Gottes. Es wird keinen Frieden geben, so lange noch ein Schatten einer Ungerechtigkeit in dieser Welt besteht." Er erklärte mit Nachdruck: „Die Vereinten Nationen müßten einen Maßstab haben, mit dem sie die Handlungen aller Völker beurteilen. Wer unrecht hat, hat unrecht, wer recht,

recht. Wenn das festgestellt ist, müßte das Unrecht unverzüglich abgestellt, das Recht hergestellt werden." (The Tablet, 2. November 1946.)

Das sind Gedanken, die im Hintergrund dieses Buches stehen. Es geht also nicht um negative Ziele, nicht um eine radikale Kritik, so notwendig sie ist, damit auch die „andere Seite" den Irrweg erkennt, auf den sie die Welt führte und noch immer vorantreibt; es ist kein Wort geschrieben, von dessen Wahrheit ich nicht selber überzeugt bin, das ich nicht mit seriösen Urteilen zu belegen versuche. Trotzdem kann es sein, wie Immanuel Kant einmal sagte, „daß nicht alles wahr ist, was ein Mensch dafür hält, denn er kann irren; aber in allem, was er sagt, muß er wahrhaftig sein, er soll nicht täuschen." Das Buch ist nicht antitschechisch, antienglisch, antiamerikanisch; es ist nicht blind für die Fehler des deutschen Volkes. Wir müssen endlich heraus aus dem Teufelskreis des Hasses. Das Buch fordert keine Sonderrechte für das deutsche Volk, wohl aber gleiches Recht und gleiches Maß. Der Sieg gibt wohl die Macht, nicht aber ein sittliches Recht, ein altes Kulturvolk dauernd zu versklaven.

Die Rachsucht und Unersättlichkeit der Sieger erinnert an eine geschichtliche Begebenheit. Semiramis, die Königin von Niniveh, ließ auf ihren Grabstein die Worte setzen: Si quis rex pecunia indiget, hoc monumentum diruat (Wenn ein König Geld braucht, zerstöre er dieses Grabmal!). Darius, der König der Perser, der glaubte, einen Schatz zu finden, zerstörte das Grab. Er fand nur eine andere Inschrift: Nisi esses insatiabilis, sepulcrum mortuorum non attingeres (Wärest du nicht unersättlich, würdest du das Grab der Toten nicht berühren). Wo wird die Unersättlichkeit und Rachsucht enden? Am Grabe Europas und der Welt?!

*

Das Buch wendet sich *wider Willkür und Machtrausch*, aber es kämpft *für eine Neue Ordnung* der Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe. Für eine Einlösung der feierlichen Versprechungen, die während des Krieges vor dem deutschen

Volke und der Welt abgegeben wurden. Ich weiß, daß es von den gerecht denkenden Mensch unseres Volkes so verstanden wird.

•

Es obliegt mir noch, dem Verlag, der das Buch würdig ausstattete, und meinem Freunde Herrn Verlagsdirektor Dr. Heinz Brunner, der es durch viele Anregungen förderte, aufrichtig zu danken.

Graz, am Aschermittwoch 1955

Dr. h. c. E. J. Reichenberger

VORWORT ZUR ZWEITEN AUFLAGE

Es war meine Absicht, die neue Auflage von „Wider Willkür und Machtrausch" ohne ein eigenes Vorwort herauszubringen.

Das Buch fand bei der Kritik eine überraschend gute Aufnahme. Dafür bin ich aufrichtig dankbar. Ich will an dieser Stelle nur einige ausländische Urteile von Männern anführen, die zu einem Urteil berechtigt sind. So schrieb Dr. A. J. App, einer der treuesten Freunde des deutschen Volkes in Amerika, ein mutiger Kämpfer für Gerechtigkeit und Menschenwürde, am 18. Juni 1955 in der „Nord-Amerika": „Heute, da ganz Europa noch leidet unter den unheilvollen Folgen des von Moskau inspirierten, in Amerika entstandenen Morgenthau-Planes, ist es für Deutsche und Österreicher noch immer von entscheidender Wichtigkeit, Amerika zu verstehen... Es ist meine wohlerwogene Meinung, daß kein anderes Buch den deutschen Lesern ein so intimes und umfassendes Verständnis für Amerika mit seinen lichten und dunklen Seiten geben kann als das Dr. Reichenbergers." Ein amerikanischer Universitätsprofessor, der Amerika so gut kennt wie Europa, schrieb am 14. Januar 1956: „Die Zeit wird kommen, in der sich Ihre Worte in vielen Dingen als geradezu prophetisch

erweisen werden, auch was die Zustände in USA betrifft."
Ein Arzt aus Mexico, dessen Name durch die Entdeckung eines natürlichen Heilmittels in aller Munde ist, schrieb am 5. Mai 1956: „Ich kann Ihnen nur gratulieren zu dem ausgezeichneten Werk, das sicher von Nutzen sein wird für die gesamte politische Weltlage, selbst wenn Sie persönlich Verfolgungen und Anfeindungen wegen Ihrer freien Äußerungen erleiden müssen. Sicherlich haben Sie mit diesem Werk der Menschheit und vor allem dem deutschen Volk viel geholfen, so daß es mir ein Herzensbedürfnis ist, Ihnen für das Werk zu danken."

Ein bekannter katholischer Bischof schrieb aus dem Ausland: „Ich zweifle gar nicht, daß Ihr Buch eine ganz besondere Sendung hat, mitten in einer Zeit der Begriffsverfälschung und des Niederganges wahrer christlicher Haltung. Es reißt ohne viel Rücksichtnahme den Pharisäern unserer Zeit — allein welche Geschichtsepoche hatte solche nicht? — die Maske vom Gesicht, um sie nackt und bloß wie das erste Menschenpaar nach dem Sündenfall zu zeigen. Bücher wie das Ihre haben natürlich Feinde bei allen politischen Hemdwechslern und Opportunisten, die ihr persönliches Schicksal mit jenem der Nation und Europas verwechseln, bei allen Feiglingen und Drückebergern, denen das Geschwätz politischer Eintagsfliegen und Tagesjournalisten mehr ist als der freie Blick in die grausame Wirklichkeit des Lebens, bei allen naiven Pazifisten, die den tieferen Sinn des zweiten Weltkrieges infolge geistiger Minderwertigkeit niemals erfassen konnten, auch wenn sie auf hohen, verantwortungsvollen Posten standen... Auch wenn Sie über dieses dunkle Kapitel hinweggehen, ist Ihr Werk die Stimme des Rufenden in der Wüste, des Bußpredigers und Savonarolas ohne schmalzige Phrasen und Zugeständnisse. Die Menschheit (vor allem aber das deutsche Volk) braucht gerade solche Stimmen, auch wenn sie vielen als Störung gemächlicher Ruhe und Gedankenlosigkeit unerwünscht sind, um aus dem Schlaf bewußter Betäubung und Irreführung zu erwachen zu selbständigem Urteil über die verfahrene Zeitgeschichte... Ich begrüße Ihr Buch wie ein reinigendes und klärendes Heilmittel, nur wirklich stichhaltige Gegenbeweise — und solche gibt es nicht — könnten die Kraft Ihrer Be-

hauptungen abschwächen... Seien Sie vielmals gegrüßt als Anwalt deutscher Ehre und sauberer christlicher Haltung in der Nachkriegszeit."

Gewisse Pseudo-Demokraten, die sklavisch all die üblen Seiten Amerikas kopieren, wandten dem Buch gegenüber die in Amerika üblichen Methoden der „Pseudo-Liberalen" an, wie J. Edgar Hoover unlängst vor einem Ausschuß des Kongresses die Wegbereiter der Kommunisten nannte: Totschweigen und „Smear tactics" (smear = beschmieren, in diesem Zusammenhang: beschimpfen, verleumden).

Es ist erschütternd und erinnert an die viel gelästerten Bücherverbrennungen Hitlers, wenn PSD am 15. Juni 1956 berichtet: „Seit langem ist bekannt, daß der offizielle deutsche Buchhandel lediglich proamerikanische oder prorussische Autoren betont fördert, von der Forcierung der Ausland-Übersetzungen abgesehen, die seit 1945 bewußt in den Vordergrund gestellt werden. Unabhängige deutsche Autoren sind in den Buchhandlungen nicht vorrätig; sie werden erst recht nicht bei der Werbung berücksichtigt... Dieser stillschweigende Boykott der unabhängigen deutschen Autoren geht nach neuerlichen Feststellungen auf *Schwarze Listen* zurück, auf die der von Krediten oder von Nachkriegsverlagen abhängige Buchhandel ausdrücklich verpflichtet ist. Ein sehr bekannter deutscher Autor erklärte hierzu, daß die Technik der Unterdrückung „unerwünschter" Bücher heute wesentlich geschickter gehandhabt werde als im Dritten Reich. Heute, im Zeichen der Amerikanisierung oder Sowjetisierung unserer ganzen Literatur sei der Boykott unabhängiger deutscher Literatur von der Verlags- und Buchhändlerseite her umfassend und lückenlos organisiert." — Ich kann diese Behauptungen nicht direkt beweisen, halte sie aber nach meinen persönlichen Erfahrungen nicht nur für möglich, sondern für wahrscheinlich.

Den Gipfelpunkt der Smear-Taktik erreichte der Parlamentarisch-Politische Pressedienst, der in Nr. 52/56 vom 7. Mai schrieb:

„Reichenberger, der im Leopold-Stocker-Verlag, Graz, die neonazistischen Bücher „Europa in Trümmern" und „Wider Willkür und Machtrausch" veröffentlichte, wurde wegen seiner profaschistischen Tätigkeit die USA-Staatsbürgerschaft aberkannt."

„Verleumdung mußt du frech betreiben, es wird schon etwas haften bleiben!" (Karl Simrock). Offenbar gilt in der erneuerten „Demokratie" der Grundsatz: Der Zweck heiligt die Mittel.

Ich halte es nicht für nötig, meine Arbeit und meine Haltung vor solcher „Journalistik" zu rechtfertigen. Meine Leser sind urteilsfähig genug, um Lüge und Propaganda zu unterscheiden. Ich lehne es ab, mich von „Deutschen", denen neben dem Sinn für Wahrheit klare Begriffe fehlen, über nationale Würde belehren zu lassen oder auch über Demokratie.

Studenten der Princeton-Universität luden unlängst den wegen Meineid verurteilten Alger Hiss, einen der Jalta-Demokraten, ein, einen Vortrag über das Thema „Der Sinn von Genf" zu halten. Nur einer der Professoren, der katholische Priester Hugh Halton, hatte den Mut, dagegen zu protestieren. Er sprach von Princetons dunkelster Stunde. Nächstens werden die berufenen Stellen nicht mehr eingreifen, wenn die Studenten reuelose Dirnen oder Betrüger einladen, um sich über Keuschheit oder Bankwesen belehren zu lassen. „Täuschen wir uns nicht: Es besteht ein sichtbarer Verfall der geistigen und sittlichen Werte ... Kaum wahrnehmbar, diskret, werden die letzten Prinzipien des Glaubens und der Vernunft geändert." (US News & World Report, 4. Mai 1956). — Ich dachte an diese Begebenheit, als ich den Angriff des Pressedienstes las. Der Verfall der geistigen und sittlichen Begriffe, die uns allein von der Welt des Ostens unterscheiden, ist weltweit. Auch weite Kreise unseres Volkes verlieren den Sinn für wahre Werte, für Ehre, Treue, nationale Haltung und Würde. Im „Jahrhundert der Mitläufer" steht das „Gezücht der Patrioten" (v. Hentig) nicht hoch im Kurs. Wir gehen dunklen Tagen entgegen. „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre." (Schiller, Jungfrau von Orleans.) Es ist kaum überraschend, daß ein „Demokrat" ohne Untersuchung die Nachricht des Pressedienstes genügend fand, die Veranstalter einer großen Kundgebung in meiner engeren Heimat vor die Entscheidung zu stellen: Wenn Reichenberger spricht, müsse er ferne bleiben, mich also vor meinen engsten Landsleuten zu diffamieren. — Es überrascht auch nicht mehr, daß keiner von

denen, die meine Gesinnung und meine Arbeit kennen, den Mut hatte, für mich einzutreten. Es wiederholt sich immer wieder das Wort aus der Passion des Herrn: „Ich kenne diesen Menschen nicht." Es wiederholt sich immer wieder die Legende von den neuen Kleidern des Kaisers: All die Hofschranzen bewundern die prächtigen Gewänder des Mächtigen, nur ein kleiner Junge schrie: Der hat ja gar nichts an! — Der kleine Junge fehlte. Leben wir wirklich in einer Demokratie, in der die Macht vom Volke ausgeht, in der die freigewählten Vertreter nicht absolute Herrscher, sondern Diener des Volkes sind?!

Aus verschiedenen Gründen wurde der autobiographische Teil fast zur Gänze in der Neuauflage ausgeschaltet. Eine Neubearbeitung war wegen Überbürdung mit anderer Arbeit derzeit nicht möglich. Der Umfang des Buches müßte über Gebühr erweitert werden, sollten alle neuen Entwicklungen und die neueste Literatur berücksichtigt werden. Es besteht der Plan, lebenswichtige Fragen unseres Volkes in einem neuen Buch zu behandeln.

Möge das Buch auch in der gekürzten Form einen weiten Leserkreis finden. Es dürfte immerhin viele interessieren, was sich gewisse Kreise unter Neonazismus vorstellen, wenn das Eintreten für das Lebensrecht des deutschen Volkes, für Wahrheit, Freiheit, Recht und Menschenwürde als Nazismus gelten.

Graz, am 17. Juni 1956, am Jahrestag der deutschen Erhebung gegen fremde Tyrannei.

E. J. R.

ERSTER TEIL





Oben: Kirche und Pfarrhaus in Glencross, So. Dakota. (Zu Seite 189)
Unten: Beim Versand von Paketen mit Mr. Ludwig Thomas. (Zu Seite 205)



Blick in die Massenkundgebung am 1. Juli 1950 in Würzburg. (Zu Seite 406)

I

EIN KAMPF FÜR VÖLKISCHE FREIHEIT UND GERECHTIGKEIT

Dr. Friedrich Funder schreibt im Geleitwort seines bedeutsamen Buches „Vom Gestern ins Heute": „(Diese) Aufzeichnungen wollen nicht Geschichtsschreibung sein, sondern nur aus persönlicher Zeugenschaft ein schlichter Beitrag zur rechten und gerechten Beurteilung einer schicksalsschweren Periode. Gott weiß, wie oft in jener Zeit guter Wille, menschliche Schwäche, zu spät erkannter Irrtum, tragische Schuld und auch das Handeln aus reiner Vaterlandsliebe bei den großen und kleinen Lenkern des geschichtlichen Ablaufs beisammenwohnten, wie oft aber auch die aufgewühlten Leidenschaften das öffentliche Leben zerwühlten und, für immer zur Warnung werdend, Staat und Gesellschaft ins Verderben zu stürzen drohten." Funders Aufzeichnungen bleiben bei dem Rettungswerk Dr. Ignaz Seipels stehen. Er fährt dann fort: „Was dann kommt, rührt hüben und drüben an Wunden, die noch nicht völlig geschlossen sind und denen man Ruhe gönnen soll. Das Kapitel, das hier offen bleibt, muß einmal ein großer Weiser schreiben, der mit einer Feuerzunge den Politikern und Parteien die Macht und Herrlichkeit des gegenseitigen Verzeihens und der brüderlichen Liebe zu lehren vermag."

Ich habe lange überlegt, ob ich — aus ähnlichen Überlegungen wie mein alter Freund Dr. Funder — nicht das nachfolgende Kapitel übergehen soll, das von den schwersten und bittersten Jahren meines Lebens handelt, in denen ich im Gegensatz und oft in schwerem Kampf mit einem Großteil der Sudetendeutschen — auch des katholischen Lagers — stand. Schweigen käme mir vor wie ein feiges Auskneifen, wie eine Verleugnung meiner Haltung, die nicht aus taktischen oder parteipolitischen Erwägungen, nicht aus selbstischen oder unwürdigen Motiven erfloß, sondern aus

meiner grundsätzlichen Einstellung, aus Gewissen und Überzeugung.

Ich trage keine Bitterkeit und keinen Haß im Herzen, sonst hätte ich wohl reagiert wie ein Großteil der Emigranten, die keinen Unterschied machten zwischen dem deutschen Volk und dem Nationalsozialismus, die über das Unrecht, das ihnen persönlich geschah, nicht hinauswuchsen, die daraus als Opfer des Nationalsozialismus Sinekuren fürs Leben beziehen wollen. Vom sicheren Exil aus und nach 1945 wäre es leicht gewesen, Rache zu üben und manche Persilscheine auszulöschen.

Ich habe mich von Anfang an bemüht, das Aufkommen des Nationalsozialismus zu erklären und zu verstehen. Nihil sine causa sufficiente, nichts ohne entsprechende Ursache, lautet ein Grundsatz der Philosophie. Wohl kaum ein anderes Volk hätte auf die Niederlage, die Verständnislosigkeit und Rachsucht der Sieger von 1918 anders reagiert als die Deutschen. Churchill, einer der gehässigsten Feinde des deutschen Volkes, der während des Krieges das Wort ‚deutsch' nicht mehr kannte und nur mehr von Nazis oder Hunnen sprach, der heute soviel „Verständnis" für die Russen hat und zu einem ‚appeasement' um jeden Preis bereit ist, nannte noch 1938 Hitler einen Genius, der aus der Not des deutschen Volkes geboren wurde, und meinte, er wünsche nur, daß England im Falle einer Niederlage einen Mann hervorbringe wie Hitler. Ich kann es durchaus verstehen, daß am Anfang des Nationalsozialismus sich viele in ehrlicher Überzeugung und mit besten Absichten anschlossen, durchdrungen vom selben Vertrauen wie der gefeierte britische Staatsmann; ich kann es verstehen, daß später manche unter dem Terror, aus Sorge um die Existenz oder um die Familie, die Parteikarte annahmen. Nicht verstehen kann ich, daß Menschen, die sich zur Führung berufen glaubten, nicht voraussahen, daß das Experiment in einer Katastrophe enden mußte und rechtzeitig die Konsequenzen zogen. Hitler selbst schrieb ja in „Mein Kampf" (S. 104): „Wenn durch die Hilfsmittel der Regierungsgewalt ein Volkstum dem Untergang entgegengeführt wird, dann ist die Rebellion eines jeden Angehörigen eines solchen Volkes nicht nur Recht, sondern Pflicht." Verachtung habe

ich nur für die Konjunkturritter, die gegen ihre innere Überzeugung und besseres Wissen sich der Bewegung anhängten, sie zum persönlichen Vorteil ausnützten, nach der Katastrophe aber „nicht dabei" waren, heute schon beim Namen „Deutsch" Neonazismus wittern und sich wieder an die Führung drängen. Ein ehrlicher, aufrechter Mann steht zu seiner Überzeugung, gelegen oder ungelegen, mit allen Konsequenzen. Versagen in der Vergangenheit ist kein Berechtigungsnachweis zur Führung in die Zukunft.

Ich habe mich auch bemüht, die Henlein-Bewegung unter den Sudetendeutschen zu verstehen und gerecht zu beurteilen. Nach dem Wahlsieg der Sudetendeutschen Partei vom 19. bzw. 26. Mai 1935, schrieb ich in einem Artikel „Erwägungen zum Wahlausgang" (Der Führer, Juli 1935, S. 102 ff): „Der Wahlsieg Konrad Henleins ist nicht zufällig gekommen. Henlein hat sich seit Jahren im Deutschen Turnverband eine disziplinierte, opferwillige Anhängerschaft herangebildet. Der Wahlkampf wurde mit einem vorher unbekannten Elan und mit ungeheuren Mitteln geführt, die wohl zunächst aus den Reihen seiner Anhänger und aus verschiedenen Veranstaltungen stammen. Die innere Ursache des beispiellosen Erfolges ist zweifellos innerhalb der Staatsgrenzen, nicht außerhalb zu suchen. Der sogenannte Aktivismus wurde Tag für Tag brüskiert, so daß sich auch seine getreuesten Anhänger fragten, ob denn ein Aktivismus noch einen Sinn hat, der ausschließlich negative Erfolge aufzuweisen hat, bei dem unser Volk verelendet. Es ist leider nicht wahr, wie Benesch gerade die letzten Wochen wieder betonte, daß die Deutschen als ‚Gleiche unter Gleichen' behandelt würden. Das Volk reagierte auf jede Not. Wir haben es erlebt, als der Antrag Bartošek zur Debatte stand. So haben ungezählte Sudetendeutsche in ihrer Not und Verzweiflung alles auf eine Karte gesetzt. *Das Wahlergebnis ist zuletzt der Ausbruch eines verzweifelten Volkes.* Wie es ohne sturen Herrenstandpunkt der Sieger von Versailles keine Hitler-Bewegung gäbe, so gäbe es heute keine Sudetendeutsche Partei von diesem Ausmaß, wenn die Regierung das Lebensrecht und den Lebensraum der Sudetendeutschen geachtet hätte. — Es soll nicht bestritten werden, daß das Geschehen in Deutschland, mit dem weiteste Kreise durch

das Radio verbunden sind, psychologisch begreifliche Wirkungen ausübte — die Errichtung eines sudetendeutschen Senders ließ der Chauvinismus bis heute nicht zu; die deutsche Sendung ist noch immer ein Aschenputtel. Es wäre aber den Interessen des Staates besser gedient, wenn die maßgebenden Kreise im Wahlsieg Henleins nicht die Gefahr des Hitlerismus sehen — die aufgelösten Nationalsozialisten hatten doch 1929 nur 204.096, die Deutsche Nationalpartei nur 189.071 Stimmen mit insgesamt 14 Mandaten —, sondern ehrlich ihr Mea Culpa sprechen und daraus die notwendigen Folgerungen ziehen würden. Die Sudetendeutschen sind loyal, das haben die letzten Jahre eindeutig bewiesen; von Loyalitätserklärungen allein aber kann ein Volk nicht leben."

"Wie sich der Wahlsieg Henleins auswirken wird, ist heute schwer zu sagen. *Alle Sudetendeutschen ausnahmslos sind jedenfalls einig in dem Wunsche, daß der Grundsatz ‚ich Herr, du Herr' endlich verwirklicht werde, daß wir nicht bloß gleichen Anteil an den Lasten und Pflichten, sondern auch die durch die — nicht von uns geschaffene — Verfassung und den — ohne unser Zutun und unseren Willen gewordenen — Friedensvertrag garantierten Rechte erhalten.* Derzeit hat es leider den Anschein, als ob die nationalen Fronten sich versteiften, die Gegensätze sich noch mehr zuspitzen würden. Man wird aber auf die Dauer nicht gegen das deutsche Volk regieren können, um so mehr, als auch die slowakische Frage nicht gelöst ist. — Ein Erfolg Henleins steht heute schon fest: Die Väter des Friedensvertrages wissen nun mit aller Deutlichkeit, daß hier mehr als drei Millionen Deutsche leben, daß die nationale Frage für sie nicht gelöst ist, daß also die Republik nicht eine Insel des Friedens, sondern ein Gefahrenzentrum für Europa bildet. Und die Welt wird sich für die Lösung der sudetendeutschen Frage interessieren."

Heute wird selbst von tschechischer Seite zugegeben, daß der Zusammenbruch der Tschechoslowakei auch ohne Eingreifen Hitlers gekommen wäre. Ich verweise besonders auf die (von mir ins Deutsche übertragene) Broschüre „Donauföderation" von Oberst F. O. Miksche. Salzburg 1953, S. 29 u. 34.

Es kann kein Zweifel bestehen, daß der Nationalsozialis-

mus das deutsche Volk zutiefst gespalten hat, und — wenn man die Artikel verschiedener Richtungen zum 10. Jahrestag des 20. Juli als Anzeichen nimmt — noch heute spaltet. Die Zeit fordert klare Erkenntnis, klare Begriffe, aber auch Mut zum Bekenntnis. Darum möchte ich die Gedanken, die mich damals — wie heute — erfüllten, kurz zusammenfassen:

1. Für mich, der ich in Deutschland geboren und erzogen bin, ist Deutschsein, die Zugehörigkeit zum deutschen Volke, etwas Gegebenes, Natürliches, Selbstverständliches, unabhängig von der jeweiligen Staatsbürgerschaft. Es wäre mir nie in den Sinn gekommen, zu denken, daß ich aufhörte Deutscher zu sein, als ich die tschechoslowakische und später die amerikanische Staatsbürgerschaft annahm. Volks- und Staatszugehörigkeit liegen auf verschiedenen Ebenen. Die Änderung der Staatsangehörigkeit kann aus verschiedenen Gründen notwendig sein. Preisgabe der Volkszugehörigkeit ist Verrat am innersten Wesen.

2. Deutschsein ist also nicht gebunden an die deutsche Staatsbürgerschaft oder an den Aufenthalt in Deutschland. Millionen Deutscher lebten vor dem Kriege und leben noch heute in anderssprachigen Ländern, einzeln oder als geschlossene Minderheiten. (Vgl. Josef A. Tzöbl, Österreich und das Minderheitenrecht. Wien 1936, besonders der Abschnitt „Das Deutschtum in aller Welt", S. 37 ff.) Es wäre sicherlich ideal, wenn alle Deutschen in einem Staate leben könnten; auf absehbare Zeit ist dieses Ziel unerreichbar. „Für uns ist die Nation", sagt Ignaz Seipel einmal, „unabhängig von der Staatszugehörigkeit, die große Kulturgemeinschaft; sie steht uns Deutschen höher als der Staat. Wir (Österreicher) glauben nicht daran, daß der Staat die einzige Lebensform für die Nation ist, weil wir eine andere Geschichte als die anderen durchgemacht haben." (Zitiert bei Dr. Bernhard Birk, Dr. Ignaz Seipel. Regensburg 1932, S. 179.) An anderer Stelle: „Man wird uns nicht vorwerfen können, daß wir weniger national sind, wenn wir unser nationales Ideal nicht unbedingt und ausschließlich in der Verwirklichung eines deutschen Einheitsstaates suchen. Natürlich werden wir nicht aufhören, auch wenn wir noch sosehr Realpolitik treiben und alles vermeiden wollen, was den Frieden der Welt gefährden könnte, festzustellen, daß das

gepriesene und vielverkündete Selbstbestimmungsrecht der Völker nicht im Einklang steht mit der Vorschrift an die österreichischen Deutschen, einen eigenen Staat außerhalb des deutschen Reiches zu bilden." (Seipel, Österreich, wie es wirklich ist. Salzburg 1953, S. 10.) In einer anderen Rede erklärte Seipel: „Man wirft uns (Österreichern) vor, daß wir kein eigenes Nationalgefühl hätten, sondern uns immer als Deutsche bekennen. Gewiß, meine Damen und Herren, es ist so, und zwar ist dies nicht nur die Redeweise der Großdeutschen, sondern es gibt keinen Österreicher, der anders spräche. Aber Sie brauchen sich nur die Mühe zu geben, die in deutscher Sprache gehaltenen Reden und die in deutscher Sprache geschriebenen Bücher und Zeitungsaufsätze sorgfältiger zu übersetzen, dann werden Sie uns verstehen. Sagen Sie nicht nur, wenn Sie... das Wort ‚Nation' gebraucht finden, dafür einfach auf französisch ‚nation', sondern sagen Sie dafür meinetwegen ‚race', oder suchen Sie nach einem anderen, noch besseren Ausdruck. In unserer Sprache hat weder das Wort ‚Volk' noch das den romanischen Sprachen entlehnte Wort ‚Nation' mit Staatsbürgerschaft etwas zu tun, sondern es bedeutet eine in der Gleichheit der Sprache und Kultur zum Ausdruck kommende Bluts- und Schicksalsgemeinschaft, die wir unter allen Umständen aufrecht erhalten, auch wenn wir nicht einem Einheitsstaate angehören." — Es erschien mir immer nicht bloß als Mangel an klaren Begriffen, sondern als würdelose, zudem vergebliche Anbiederung, wenn manche österreichische Emigranten das Schlagwort propagierten: Die Österreicher sind keine Deutschen.

Die Deutschen im Ausland sind wahrhaftig nicht Deutsche zweiter und dritter Güte. Sie waren durch Jahrhunderte Träger deutscher Kultur, Hüter der Ehre und Würde des deutschen Namens. Für die Binnendeutschen ist das Volkstum etwas Gegebenes, sie mußten dafür nicht täglich und stündlich opfern, kämpfen und leiden. Die Deutschen im Ausland wurden gesellschaftlich und wirtschaftlich zurückgesetzt und mußten ihre Stellung durch Leistung erobern und sichern. Weil sie in ständiger Gefahr der Entnationalisierung leben, sind sie national bewußt, vielleicht auch einem extremen Nationalismus zugänglich.

3. Volkstum ist gewiß ein hoher Wert, aber sicher nicht der einzige und höchste. „Wer die Rasse oder das Volk oder den Staat oder die Staatsform, die Träger der Staatsgewalt oder andere Grundwerte menschlicher Gemeinschaftsgestaltung — die innerhalb der irdischen Ordnung einen wesentlichen und ehrengebietenden Platz behaupten — aus dieser ihrer irdischen Wertskala herauslöst, sie zur höchsten Norm aller, auch der religiösen Werte macht, und sie mit Götzenkult vergöttert, der verkehrt und fälscht die gottgeschaffene Ordnung der Dinge", sagt Pius XI. in dem Weltrundschreiben „Mit brennender Sorge".

Hans von Hammerstein-Equord schreibt ähnliche Gedanken in einem Artikel „Europäische Kultur- und Schicksalsgemeinschaft", den ich zustimmend in meiner Monatsschrift nachdruckte (Der Führer, September/Oktober 1936, S. 144 ff.): „Die Nation ist der Güter höchstes nicht — es gibt höhere. Sie ist ein Gut, das den Menschen gegeben wurde, ein Talent, aus dem er viele machen kann, wenn er ehrlich, getreu und tüchtig ist, das ihm aber sofort zu nichts zerrinnt oder zum Schaden für ihn und den Nebenmenschen ausschlägt, wenn er es nimmt, als sei es nicht Gabe: ihm verliehen, sondern eigenes Verdienst. Wie bezeichnend ist es doch für gewisse Menschen, die gar keine Ursache in sich und an sich haben, auf irgend etwas stolz zu sein, daß sie nationalen Stolz hervorkehren! Sie haben so absolut kein Postament, auf das sie sich stellen können, daß sie sich auf die Nation stellen müssen, um nur etwas vorzustellen. ‚Ich bin ein Deutscher!' — Wohlan! Dann zeige, wer du bist und was du kannst, und ob du überhaupt wert bist, dich einen Deutschen zu nennen."

„Wer wahrhaft national ist, der ruht in seiner Nation wie in einem festen Grunde. Es ist ihm natürlich und selbstverständlich, ein Deutscher, ein Franzose, ein Engländer zu sein. Er ist kenntlich für jedermann an seiner Art und Sprache, und wenn er seine Nation liebt, wird er bestrebt sein, durch gute Art und Sprache aufzufallen. Aber herumschreien, daß man einer Nation angehöre, seine Nation lärmend im Munde, überheblich und abstoßend im Gehaben führen, anderen allein aus dem Grunde seiner Nation heraus Mißachtung bezeigen, sich national aufblähen und

nationalfarbige Räder schlagen wie ein kollernder Truthahn, das beweist gar nichts anderes, als eben der Truthahn beweist, wenn man ihn wegscheucht, daß er nämlich dumm ist und Angst hat, daher sein Blähen, Kollern und Scharren. Nur der darf die Nation als Piedestal benützen, der wert ist, gesehen zu werden. Der andere bemühe sich, ihr Ehre, und wenn er das nicht vermag, ihr doch keine Schande zu machen und nicht peinlich aufzufallen."

4. Extremer Nationalismus — also die Vergötzung des Volkstums, einseitig nationalstaatliches Denken und Streben — auf allen Seiten — war der Totengräber der Österreichisch-Ungarischen Monarchie und ist der Todfeind eines neuen Europa [1]).

Die Zeit der Kleinstaaterei, der Pumpernickelstaaten (wie Churchill einmal sagte), also auch der Nationalstaaten, ist jedenfalls vorüber. Das Selbstbestimmungsrecht ist in die Rumpelkammer weltpolitischer Phrasen verwiesen. Die Entscheidungen werden diktiert von Versailles bis Vietnam.

---

[1]) In einer langen Unterredung erzählte mir der verstorbene Bischof von Rapid City, South Dakota, der mich nach Amerika rief, daß Österreich-Ungarn ausgelöscht werden mußte, weil es ein katholisches Land war, regiert von einem katholischen Kaiserhaus. Wenn man die Macht der Freimaurerei kennt und sich bewußt ist, daß — nach einem Wort Disraelis — die Welt von ganz anderen Personen regiert wird, als die Leute glauben, die nicht hinter die Kulissen sehen, daß die wesentlichen Bestimmungen des Friedens von Versailles bereits 1917 bei einem Freimaurerkongreß in Paris festgelegt wurden (wie der französische Diplomat Comte de Saint-Aulaire in seinem Buche: Geneva versus Peace, New York 1937, S. 62, 106 u. a. a. O. ausführt), wird das durchaus glaubwürdig finden. DDr. Denis Fahey schreibt in seinem Buche "The Mystical Body of Christ in the Modern World", 1939, S. 78: „Ein Vertreter des Grand Orient besuchte den Kaiser (Karl von Österreich) und versprach, daß ihm die Krone Ungarns und später Österreichs zurückgegeben würde, falls er bereit sei, zwei Punkte in die Verfassung aufzunehmen: die neutrale, religionslose Schule und die Zivilehe." Der Kaiser lehnte ab und blieb im Exil. DDr. Fahey beruft sich auf einen französischen Autor. — Sophie Gräfin zu Eltz schrieb in einem Bericht an den „Christlichen Sonntag" am 24. Juni 1951: „Freimaurer haben dem Kaiser dreimal seine Krone wieder angeboten, als er im Exil in der Schweiz war, wenn er selber Freimaurer würde. Dreimal hat er sie abgewiesen ..." — Ich kann diese Behauptungen nicht nachprüfen, halte sie aber für durchaus möglich, sogar für wahrscheinlich.

Hans von Hammerstein-Equord ergänzte diese Anschauungen (l. c) mit Gedanken, die zwanzig Jahre nach ihrem Erscheinen noch ernste Beachtung verdienen: „Nation — das ist ein weiteres der großen Worte, die in dieser Zeit und in diesem Raum herumgerollt werden, ein schönes Wort und ein anregendes Spiel, wenn nicht gerade dieser Ball so explosibel wäre. Ob Europa, als solches, einen oder mehrere Feinde hat, die ihm ernstlich in naher Zukunft gefährlich werden können, darüber läßt sich debattieren und es ist vielleicht auch noch Zeit dazu. Daß aber der europäische Friede einen Todfeind hat, ist gewiß, und dieser innere Todfeind heißt Nationalismus. Er ist der eigentliche Störenfried, dessen Eitelkeit und Blähsucht diese Halbinsel Asiens nicht zu innerer Ruhe kommen läßt, bis sie einmal wirklich wie jene kleinere hellenische, aus der ihre Gesamtkultur hervorging, nach im einzelnen heroischen und im ganzen doch kläglichen und beklagenswerten Kämpfen, in sich zerrüttet, einem größeren Gegner von Osten, Westen oder Süden zum Opfer gefallen sein wird. Scheint es doch schon fast schicksalhaft, daß je mehr sich farbige Völker, von Europa erzogen und mißbraucht, auf sich selbst und ihren eigenen Vorteil besinnen, je dringender wirtschaftliche und vielleicht schon kriegerische Gefahren aus ihnen für Europa erwachsen, desto blindwütiger der aufgeblasene Dämon Nationalismus die Völker und Völkchen Europas aufeinander hetzt."

„Dabei ist es bezeichnend, daß nur Nationen, die ihrer selbst nicht sicher sind oder, wo sie ihrer nicht sicher sind, sich im Nationalismus austoben. Ein europafremder und anscheinend auch weltfremder Idealist glaubte einmal, mit vierzehn Punkten den europäischen Teufel austreiben zu können, und hat erst recht Beelzebub an seine Stelle gesetzt. Nationen sollen zwischen Staaten nicht unnütz hin- und hergeschoben werden, sagte und meinte er und brachte es fertig, die empfindlichen Komplexe der europäischen Nationen vollends durcheinander zu wirren und in eine geschichtsfremde Konstruktion zu pressen, die früher oder später schon durch den Drang wirtschaftlicher Entwicklungen, die ihre jahrhundertelang gewohnten Wege und Verbindungen wieder suchen, unweigerlich zusammenbrechen muß.

Von Wegen der Kultur, die Wege der Geschichte und der Wirtschaft sind, von uralten Kultur- und Wirtschaftsgemeinschaften, die naturbedingt sind, zeigt diese Konstruktion erst recht keine Ahnung. Und die vielen Prokrustesbetten, die da im europäischen Raum geschaffen wurden, trieben die nationalen Dämonen ganz in Raserei. Heute ist dieser Kontinent glücklich ein einziger Gefahrenherd für die Welt geworden, wie es vordem der Balkan für Europa war, und seine gefährlichen, für Kurzschlüsse empfänglichen Leistungen überspinnen den gesamten Erdteil."

5. Ich habe in diesen Jahren oft das Wort des angesehenen protestantischen Theologen Adolf von Harnack zitiert: „Wie armselig ist doch der Mensch, der im Patriotismus sein höchstes Ideal erkennt oder im Staate die Zusammenhänge alles Guten verehrt? Welch ein Rückfall, nachdem wir in der Welt Jesus Christus erlebt haben. Wir sollen daher mit aller Kraft die christliche Einheit der Menschen erstreben, in unseren Kreisen aufgeschlossen und weitherzig sein, um fähig zu werden, daran zu glauben, daß die brüderliche Einheit der Menschen kein Traum der Träume ist, sondern ein vom Evangelium unabtrennbares Ziel." (Reden und Aufsätze, II, 249.) Papst Pius verteidigt in „Mit brennender Sorge" die Einheit des Menschengeschlechtes. In einem Kommentar dazu schrieb ich im April 1937:

„Es gibt kein auserwähltes Volk und keine auserwählte Rasse oder Klasse, die berufen wäre, die anderen zu beherrschen. Es gibt nur Kinder Gottes, Brüder und Schwestern des einen Erlösers." Hammerstein-Equord schrieb an der genannten Stelle: „Es ist vollendete Raserei, von Wertunterschieden innerhalb der europäischen Nationen, ja auch nur von der Selbständigkeit oder Überlegenheit irgendeiner nationalen Kultur oder gar erst vom selbständigen Schicksal oder der besonderen Sendung einer Nation zu sprechen, die den Aufgaben anderer Nationen widersprechen oder in irgendeiner Weise und Richtung übergeordnet sein müßte. Sämtliche Nationen Europas sind alt, mehr oder weniger gleichaltrig, sicherlich im Vergleich zu anderen des Erdballes eher zu alt als jugendlich. Sämtliche haben ein und denselben Ursprung ihrer Kultur, haben dieselbe Kultur mehr oder minder an sich ausgebaut, verfeinert, in mehr oder

weniger günstigen Klimaten sich an ihr, derselben, erzogen, sich alle eine an der anderen und in gemeinsamer, kompliziert ineinandergreifender Geschichte und Wirtschaft miteinander erzogen. Alle haben im Grunde die gleichen religiösen, sittlichen und kulturellen Anschauungen. Sämtliche — ja, ich habe die Stirne, das in dieser Zeit zu behaupten — haben *im Wesen dieselbe Rasse* oder, wenn schon für einzelne, und zwar für die weitaus wenigeren, verschiedener Rassenursprung besteht, so hat doch die Vermischung im weitesten europäischen Raum solche Gleichartigkeit erzeugt, daß wir Weißen für einen Chinesen zum Beispiel bekanntlich allesamt so wenig unterscheidbar erscheinen, wie die Chinesen uns. Es ist glatter Irrsinn, irgendwo in Europa, mit einziger Ausnahme der geographisch nördlichsten Länder, noch von Reinheit des Blutes zu sprechen. Und auch dort oben trifft sich Germanisches mit Mongolischem. Italien und Spanien sind mit germanischem, Deutschland ist mit römischem, slawischem, mongolischem Blut getränkt. Es ist böswilliger, gemeingefährlicher Wahnsinn, von besonderer Bestimmung, von geistiger Überlegenheit irgendeiner europäischen Rasse zu sprechen. Jede Nation hat ihre Licht- und Schattenseiten, die durch Boden, Klima, Geschichte bedingt und entstanden sind, jede ist fähig großer Taten und Leistungen, hat ihre großen Taten und Leistungen. Keine einzige ist in ihrer Geschichte nicht tapfer und opferfähig, nicht zeitweise groß und klein, ordentlich oder verlottert gewesen. Jede hat Ursache, auf sich und irgend etwas stolz, und Grund genug, demütig und bescheiden zu sein. Und alle haben sehr viel menschliche und geschichtliche Begründung, einander zu achten und dankbar zu sein."

6. In der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung vom 4. Juli 1776 steht der lapidare Satz: „Wir halten diese Wahrheiten für in sich einleuchtend: daß *alle* Menschen gleich geschaffen sind; daß sie von ihrem *Schöpfer* mit gewissen *unveräußerlichen* Rechten ausgestattet sind; daß unter diesen Leben, Freiheit und Streben nach Glück sind." Leider wird die Fortsetzung dieser feierlichen Erklärung nur selten zitiert, in der es heißt: „(Wir halten für in sich selbst einleuchtend,) daß zur Sicherung dieser Rechte Regierungen eingesetzt sind, die ihre gerechten Vollmachten von der

Zustimmung der Regierten ableiten; daß, wenn immer eine Regierungsform für diese Zwecke zerstörend wird, es das Recht des Volkes ist, sie zu ändern oder abzuschaffen und eine neue Regierung einzusetzen, die sich auf solchen Grundsätzen aufbaut und ihre Befugnisse in solcher Form festsetzt, wie sie ihm am geeignetsten erscheinen, um seine Sicherheit und sein Glück zu bewirken."

Grundsätze gelten immer und überall oder sie gelten gar nicht; sie galten also nicht bloß 1776 in Amerika, sie mußten auch gelten von der Gründung bis zum Ende der Tschechoslowakei. Es ist immerhin merkwürdig, daß 1918 den Sudetendeutschen und anderen Minderheiten das Selbstbestimmungsrecht — mit dem man wohl das unveräußerliche, gottgegebene Recht auf Leben, Freiheit und Glück umschreiben kann — trotz der feierlichen Erklärung des Präsidenten Wilson verweigert wurde; daß auf dem Diktat von Potsdam — was man allzugerne vergessen möchte — nicht nur die Unterschrift Stalins, sondern auch des amerikanischen Präsidenten Truman steht; daß man in Amerika so gar kein Verständnis dafür aufbrachte, daß die Sudetendeutschen genau so wie die Amerikaner von 1776 eine Regierungsform zu ändern wünschten, die ihnen gottgegebene unveräußerliche Rechte vorenthielt.

Die Sudetendeutschen waren eine Minderheit. Immerhin standen dem tschechischen „Staatsvolk" mit 7,447.145 Seelen (= 50.56% der Gesamtbevölkerung 3,318,445 (= 22.53% der Gesamtbevölkerung) gegenüber. Minderheit kann nicht bedeuten minderes Recht; auch die Angehörigen einer Minderheit haben Anspruch auf die unabdingbaren, gottgegebenen Rechte; in einer wirklichen Demokratie betrachtet es die Mehrheit als vornehmliche Pflicht, die Rechte der Minderheit zu wahren und zu sichern. Nur eine mechanisch-materialistische Demokratie sieht in der größeren Macht und Zahl die Begründung des Rechtes. Der bekannte Minderheitenpolitiker Dr. Wilhelm von Medinger erklärte schon 1926 beim 2. Minderheitenkongreß: „Das Mehrheitsprinzip ist für religiöse und nationale Fragen unanwendbar."

Im Februar 1937 schrieb ich in meiner Monatsschrift: „Jede Volksgruppe hat ein natürliches, gottgegebenes Recht auf Existenz und Weiterleben, insbesondere auf den Gebrauch

der Muttersprache, auf Anteilnahme an der gesamten Volkskultur. Keine staatliche Macht darf dieses Recht antasten, soferne sie nicht die Grenzen des Naturrechtes und der Sittlichkeit überschreiten will. Es muß also eine Form des Zusammenlebens zwischen Mehrheit und Minderheit gefunden werden, die die Liebe zum Volk und die Treue zum Staat vereinbaren läßt, die sowohl die naturgegebenen Rechte der Minderheit sichert wie für die Mehrheit und die staatliche Autorität tragbar ist. So wie die Menschheit nach bitteren Irrwegen die brutale Auffassung, daß der Landesherr die Religion seiner Untertanen bestimmen könne (Cujus regio, ejus religio), überwunden hat und sich zur religiösen Toleranz durchrang, zu dem Gedanken, daß die Bestimmung des Religionsbekenntnisses unantastbares Recht der freien Persönlichkeit ist, so ist es die große Aufgabe unserer Zeit, dem Gedanken der nationalen Toleranz Geltung zu verschaffen, der das nationale Bekenntnis als ein höchst persönliches Recht wertet, das keine Macht der Erde streitig machen kann." (Der Führer, 1937, S. 22.)

Die Sudetendeutschen haben mit dem sogenannten Aktivismus und später dem Jungaktivismus den Weg der Verständigung gesucht. Es ist nicht ihre Schuld allein, wenn der Weg nicht zum Ziele führte. Ich werde auf diese Frage später ausführlicher zu sprechen kommen. Hier geht es mir zunächst um grundsätzliche Gedanken. Ich will nur den Aufsatz zitieren, den ich unter dem Titel „Ein Jahr später" im Februar 1938 schrieb: „Noch einmal sei es gesagt — und wir wissen uns damit in Übereinstimmung mit allerweitesten Kreisen —, die bisherigen Erfolge und das Tempo der nationalen Befriedung können nicht restlos zufriedenstellen. Der am 18. Februar (1937) beschrittene Weg aber ist grundsätzlich richtig und muß unbedingt fortgesetzt werden, der Weg zielbewußter, planmäßiger, ruhiger, sachlicher, geduldiger Zusammenarbeit, wenn es auch leichter und volkstümlicher wäre, ein radikales Programm radikal zu vertreten."

„In aller Offenheit muß aber auch gesagt werden, was die Mehrzahl der Sudetendeutschen als Hindernis auf dem Wege der Befriedung empfindet. Es ist zunächst die über-

triebene Betonung des Nationalstaates. Wir Sudetendeutsche sind und werden nicht Tschechen und nicht Slowaken. Will man von uns das freudige Bekenntnis: *Unser* Staat, dann muß man ihn als Staat gleichberechtigter Nationen anerkennen, in dem es nicht Kinder und Stiefkinder, nicht Sieger und Besiegte gibt. — Fordert man von uns Vertrauen, dann muß man uns auch Vertrauen entgegenbringen. Vielleicht stößt Großzügigkeit noch auf größere Widerstände des Chauvinismus. Man lese doch einmal nach, wie Masaryk über alle diese Fragen dachte. Chauvinismus ist ihm Krähwinkelei und das Grab der Freiheit und Selbständigkeit. Er perhorresziert jede Politik der Gewalt und der Revanche. Er redet von dem üblichen Sprachenmaterialismus als einem Geßlerhut. Es stört ihn nicht, daß bei der Fahrt durch Mähren ein schwarz-rot-goldenes Fähnchen an seinem Kraftwagen weht... Wenn die kleine Schweiz das Rätoromanische als Staatssprache anerkennt, warum sollte es nicht möglich sein, eine Weltsprache wie unsere deutsche als vollkommen gleichberechtigt anzuerkennen? Die Sprache ist doch ein Mittel der Verständigung, nicht des Prestiges und der Schikane. Besonders unheilvoll wirken die ‚Nebenregierungen', die das Befriedungswerk sabotieren. Die verschiedenen Jednotas mögen früher Sinn und Bedeutung gehabt haben. Heute sind sie ein Anachronismus, der radikal auszutilgen ist. — Und schließlich die bewußte Hetze!... Vielleicht gehört ein starker Mut dazu, solche Forderungen zu verwirklichen. Darauf sei wiederum mit Masaryk gesagt: ‚Die Führer ihres Volkes haben eine schwierige Aufgabe vor sich, darum sind sie eben Führer, und in der politischen Führung ist immer Mut nötig.' "

Warnend schrieb ich am Schluß des Aufsatzes: „Die Befriedung der Nationen liegt in erster Linie im Interesse des Staates. Alt-Österreich mit seinen ungelösten Nationalitätenproblemen ist ein warnendes Beispiel. Kurzsichtigkeit, Unnachgiebigkeit, Brüskierung und Erfolglosigkeit der Verständigungsbereiten fördern den Radikalismus. Es fehlt auch dafür nicht an Beispielen aus der neuesten Geschichte. Es sei in diesem Sinne ein Wort des Ministers Spinas aus dem Jahre 1922 wiederholt: ‚Da alle guten Mittel versagt haben, bleibt einem Volke, das sich nicht selbst verloren geben

will, nur die äußerste Kraftprobe übrig: der zu jedem Opfer, aber auch zu jedem Abwehrmittel bereite Kampf. Gibt nach Erschöpfung aller guten Mittel zu einem solchen Kampfe eine ruhig entschlossene, ihrer inneren Stärke bewußte Partei das Signal, dann bedeutet das die allerernsteste Situation, in die das Staatsregime gegenüber der stärksten völkischen Minderheit des Staates geraten kann, es bedeutet ein ganz eindeutiges Momento.' " (Der Führer, Februar 1938, S. 21 ff.)

7. Rudolf Hess, der Stellvertreter Hitlers, schrieb anläßlich einer Passauer Tagung des Vereines für das Deutschtum im Auslande an den Leiter der Hauptstelle, Dr. Steinacher: „Ich wünsche Ihrer Tagung um so mehr einen großen Erfolg, als ich — selbst Auslandsdeutscher — die Bedeutung der Arbeit des VDA für unser Volkstum besonders hoch einschätze. Ich weiß auch darüber hinaus sehr wohl, daß die Wirkungsmöglichkeit des Verbandes um so größer ist, je mehr. er sich nach wie vor freizuhalten versteht von den Einflüssen des offiziellen Deutschland, gleichgültig ob sich dieses in Regierungen oder Parteistellen verkörpert, und sei es selbst in einer Bewegung, die im Grunde so wenig Partei im normalen Sinne ist wie die nationalsozialistische. Ich darf ausdrücklich betonen, daß meine Auffassung sich ausdrücklich deckt mit der Auffassung des Führers selbst, die er auch verschiedentlich Vertretern des VDA gegenüber zum Ausdruck brachte und an der sich, wie ich weiß, heute weniger denn je etwas geändert hat." (Zitiert in dem Kapitel: „Im volksdeutschen Generalstab" des ausgezeichneten Buches von Dr. Heinz Brunner „Geblieben aber ist das Volk", Stocker-Verlag, Graz, S. 97.)

Aufgabe des VDA war es, den Gedanken einer überparteilichen Kulturgemeinschaft der Deutschen in aller Welt zu pflegen, deutsches Volkstum zu schützen und zu erhalten, nicht aber reichsdeutsche oder gar nationalsozialistische Politik unter den Deutschen im Ausland zu betreiben und fremdes Volkstum zu assimilieren. Es war ein Unglückstag für das deutsche Volk, als Intriganten und Postenjäger den Leiter des VDA, den Österreicher Dr. Steinacher, zu Fall brachten und der VDA der NSDAP gleichgeschaltet wurde.

Ich habe immer die These aufrecht erhalten, 1. daß Deutschsein nicht abhängig ist von der Mitgliedskarte in einer bestimmten Partei. Keine hat ein Monopol zur Vertretung völkischer Angelegenheiten; keine ein Recht, anderen deutsche Gesinnung abzusprechen, weil sie auf anderen Wegen und mit anderen Methoden ihr Ziel erreichen will. Der Ausweis völkischen Handelns ist nicht die Phrase, nicht das Wort „Deutsch" in der Parteibezeichnung, sondern die Leistung. Die Leistung, der Erfolg, hängt — vor allem in mehrnationalen Ländern — nicht allein vom guten Willen einer Seite ab. 2. Nationale Minderheiten haben nicht bloß Pflichten gegenüber dem eigenen Volkstum, sondern vor allem die Pflicht der Loyalität gegenüber dem Gastland und seiner Regierung.

Nach dem Wahlsieg Henleins 1935 schrieb ich: „Der Sieg Henleins wird unter dem Schlagwort ‚Volksgemeinschaft' auch die seit langer Zeit vorhandenen Gleichschaltungstendenzen verstärken. Wir haben Dokumente in der Hand, aus denen hervorgeht, daß der Einheitspartei auch die nichtpolitische Einheitsbewegung folgen soll, der ideologische Unterbau der Partei. Diese Bestrebungen gehen vor allem gegen das katholische Lager. Die christlich-deutsche Turnerschaft, die christlichen Gewerkschaften, die Caritas usw. sollen verschwinden, weil ja jetzt hinreichend von anderer Seite ‚für die christlichen Belange gesorgt sei'. Daß die ‚maßgebende', zahlenmäßig tatsächlich überragende Presse sich im Zuge der Konjunktur längst umgestellt und freiwillig gleichgeschaltet hat — wie viele Farben hat doch so manches Organ im Laufe der Jahre schon getragen! —, ist wohl niemand verborgen geblieben." („Der Führer", Juli 1935, S. 105.) — Im September 1937 (ebd., S. 154) erklärte ich: „Wir bekennen uns zur Volksgemeinschaft. Aber der Ausweis dafür kann nicht eine Parteikarte oder eine Vereinslegitimation sein. Sie darf nicht offen oder getarnt mit untragbaren und wesensfremden Zielen belastet werden. — Auch der Arbeiter, der heute im Lager des Sozialismus und Kommunismus steht, muß für die Volksgemeinschaft gewonnen werden, soferne das Wort seinen Sinn behalten soll: Gemeinschaft des *ganzen* Volkes. Wir sehen in der Schaffung der Volksgemeinschaft nicht eine Frage der Organisation,

sondern der Erziehung, der seelischen und sittlichen Beeinflussung und Gewinnung. Volksgemeinschaft setzt Übereinstimmung des Volkes in den letzten und tiefsten Lebensfragen voraus. Unser Volk ist durch Gottes Fügung und geschichtliche Entwicklung ein katholisches Volk. Wer daran rüttelt, wird nie eine Volksgemeinschaft bauen, sondern untergräbt ihr Fundament..."

In einem Artikel zu meinem 25. Weihetag schrieb Doktor Paul Schiemann: „Zum Glauben an das eigene Volkstum gehört auch die Liebe zu ihm, die die Grundlage der Volksgemeinschaft ist. Aus der Liebe aber fließt die Duldsamkeit. Jedes gesunde Volk stellt eine Vielfalt verschieden denkender und empfindender Menschen dar. Volksgemeinschaft bedeutet die Anerkennung und Duldung dieser Verschiedenheit aus Liebe zum Ganzen. Jeder Totalitätsanspruch innerhalb der Volksgemeinschaft stellt deshalb eine Absage an den Volkstumsgemeinschaftsgedanken dar. — Es ist nicht wahr, daß die Existenz verschiedener Parteien für eine Volksgemeinschaft und besonders für eine Minderheit untragbar sei. Für Staaten mit parlamentarischem Regime bedeutet sie eine Selbstverständlichkeit. Jede Gemeinschaft hat Interessen, die zu vertreten für alle zu ihr gehörenden Parteien natürliche Pflicht der Selbsterhaltung ist. Das gilt nicht nur für die kulturelle Gemeinschaft des Volkstums, sondern auch für die umfangreiche Gemeinschaft des Staates. — Zur staatlichen Gemeinschaft gehört jede Partei, der die Erhaltung und das Gedeihen des Staatswesens, d. h. aller seiner Angehörigen, grundlegende Zielsetzung ist. Solche Parteien unterscheiden sich voneinander nur dadurch, daß sie verschiedene Wege zur Erreichung ihres Zieles sehen. Diese Verschiedenheit ist nur da unüberbrückbar, wo man den Weg statt des Zieles zum Dogma erhebt, d. h. wo eine Partei für ihre Wege den Anspruch totalitärer Geltung erhebt. In Wahrheit werden die großen Entscheidungen des politischen Lebens nicht im Rahmen eines engen staatlichen Raumes gefällt. Insonderheit wird die wirtschaftliche und soziale Entwicklung Europas — das lehrt uns die ganze Geschichte, und die Gegenwart besonders deutlich — auf die Dauer nicht von Programmen beeinflußt, sondern von bestimmten Entwicklungsgesetzen der großen Wirtschafts-

räume... Aus der Festhaltung der Zielsetzung des allgemeinen Wohles ergeben sich so von selbst Notwendigkeiten einer Anpassung an die Gesetze des Werdens, die eine Zusammenarbeit verschiedenartig denkender Parteien nicht nur ermöglichen, sondern zur Pflicht machen." („Der Führer", Juli 1937.)

Alfred Rosenberg, der Beauftragte Hitlers für die gesamte geistige und weltanschauliche Erziehung der Nationalsozialistischen Bewegung und Leiter des Außenamtes der NSDAP, meinte in einer Ansprache, die am 27. August 1936 bei der Jahrestagung des Deutschen Auslandsinstitutes in Stuttgart verlesen wurde, seit der Machtübernahme hätte sich „das Bewußtsein des Auslandsdeutschtums in der ganzen Welt innerlich gehoben und ein deutsches Kulturbewußtsein, das zu zerfallen drohte, sei wieder eine wirklich lebendige Kraft des Daseins geworden". Das Gegenteil ist richtig. Gerade Rosenberg hat durch seinen Kampf gegen das Christentum, durch Leugnung einer objektiven Wahrheit und eines überparteilichen Rechtes das Bewußtsein einer Einheit der deutschen wie der abendländischen Kulturgemeinschaft zerstören helfen. „Nie war das Auslandsdeutschtum in sich von so wilden Parteikämpfen zerrissen wie heute, da man im Zeichen der Totalität die Zugehörigkeit zur Volksgemeinschaft von Parteiausweisen abhängig macht. Nie war das Mißtrauen der Mehrheitsvölker und alle die Vexationen, die sich daraus ergeben, größer als heute", schrieb ich dazu im Februar 1937 („Der Führer", S. 21). Es ist leider so, wie Rosenberg selber klagte: „Wer den Tatsachen klar ins Auge schaut, weiß, daß die Anstrengungen zur Vernichtung deutscher Werte und deutscher Menschen, namentlich in den letzten drei Jahren, beschleunigt und verstärkt worden sind, so daß mancher der Meinung Ausdruck gegeben hat, nach der Wiederaufrichtung eines Deutschen Reiches hätten sich die Leiden des ganzen Auslandsdeutschtums vermehrt." („Der Auslandsdeutsche", 1936, S. 804.) Den tiefsten Grund für diese betrübliche Erscheinung sehe ich in der Erklärung des Vorsitzenden des Deutschen Auslandsinstitutes, Oberbürgermeister Dr. Ströllin, bei der ge-

nannten Tagung: „Auslandsdeutsche Arbeit treiben, heißt heute und kann nicht anders mehr heißen: für das gesamte Deutschtum auf der Grundlage nationalsozialistischer Weltanschauung tätig werden." (Ebd., S. 725.)

Dr. Walter Brand sagt in einer beachtenswerten Broschüre: „Es wäre eine dankenswerte Aufgabe, einmal die Geschichte jenes geradezu verzweifelten Kampfes zu beschreiben, der im Reich und allenthalben in der Welt, wo es deutsche Volksgruppen gab, von jenen Kreisen geführt wurde, denen eine Synthese zwischen Volkstum und Loyalität gegenüber dem jeweiligen Staate im Interesse einer wahren Verständigung am Herzen lag. Hier wurden vielfach wahrhaft erstaunliche Taten eines persönlichen und intellektuellen Widerstandes vollbracht, die heute der breiten Öffentlichkeit überhaupt noch nicht bekannt sind. Es wird für immer eine der leichtfertigsten Handlungen der reichsdeutschen Außenpolitik jener Zeit bleiben, das ungeheuer wertvolle Kapital an politischem Können und Verstehen und Ansehen, das von den Auslandsdeutschen in generationslanger Arbeit erworben worden war, leichtsinnig verwirtschaftet zu haben." („Die sudetendeutsche Tragödie", Verlag Rudolf Zitzmann, Lauf bei Nürnberg, 1949, S. 36f.)

In diesem Zusammenhang muß der „Deutsche Verband zur nationalen Befriedung Europas" genannt werden, zu dessen Gründung im Jahre 1937 der bekannte Minderheitenführer Dr. Paul Schiemann, ein Balte, Prof. Dr. Eduard Pant aus Kattowitz, der Reichenberger Bürgermeister, Senator Karl Koska, und der Schreiber dieser Zeilen aufriefen. Der Verband, zu dessen Generalsekretär Herr Waldemar Quaiser bestellt wurde, wollte „alle verantwortungsbewußten und besonnenen Elemente zusammenfassen zu dem Versuche, eine konstruktive Lösung des nationalen Problems zu erarbeiten und damit Richtlinien zu gewinnen, die der Befriedung Europas und der Sicherheit abendländischer Kultur dienen können". Programmschrift war eine Broschüre Schiemanns: „Ein europäisches Problem. Die Minderheiten-

frage." In einem einführenden Artikel in meiner Monatsschrift führte Dr. Schiemann u. a. aus: „Wenn sich jetzt ein deutscher Verband die Befriedung Europas zur Aufgabe stellt, so möchte ich die Bedeutung dieser Gründung darin sehen, daß sie unmittelbar aus nationaler Arbeit hervorgegangen ist, um, vom nationalen Empfinden ausgehend, im Universalen zu münden. Männer, die ihr Leben der Verteidigung ihres Volkstums gewidmet haben, mußten im Minderheitenkampf zur Erkenntnis kommen, daß ihr einziger Feind der nationalistische Gedanke, ihre einzige Zuversicht der europäische Gedanke ist."

„Es muß die erste und wichtigste Aufgabe des Verbandes sein, den Ewigkeitswert des Volkstums zu lösen von der zeitlichen Form des Nationalismus. Nationalismus ist die Verquickung des völkischen Bewußtseins mit staatspolitischer Zielsetzung. Nationalgefühl ist die Erkenntnis des Volkstums als geistig-kultureller Gemeinschaft. Nationalgefühl ist der Glaube an das Recht, Nationalismus der Glaube an die Gewalt. Wie eine Konfession ihre Gemeinschaft niemals als Selbstzweck ansehen darf, sondern ihre Berufung aus dem Dienst an Gott erhält, so muß auch jede nationale Arbeit in Europa eingeordnet werden in den Dienst der abendländischen Kultur, von der die einzelne nationale Kultur ein Bestandteil ist."

„Indem wir die nationale Arbeit auf ihre natürlichen Grenzen beschränken, von jeder staatlich-politischen Zielsetzung lösen, entgiften wir das Nationalgefühl und stellen es, frei von jeder Antiparole, auf positive Zusammenarbeit mit den öffentlichen Gemeinschaften des Raumes und des Glaubens ein. Die Lösung des Minderheitenproblems hängt nicht von dieser oder jener politischen Maßnahme, sondern von einem Gesinnungsumschwung des abendländischen Menschen ab. ... Unser Verband geht vom Auslandsdeutschtum aus und will durch seine Arbeit einen geistigen Gesundungsprozeß innerhalb unserer Volksgemeinschaft veranlassen." („Der Führer", März 1937, S. 48 ff., und der Aufsatz von W. Quaiser, Minderheitenführer im Kampf gegen Hitler" in: „Die Presse", Wien, 19. Juli 1947).

In den Weihnachtstagen 1937 erschien ein Aufruf des „Österreichischen Verbandes für volksdeutsche Arbeit", an

dem einige meiner persönlichen Freunde führend beteiligt waren, in dessen Rahmen ich auch gesprochen habe. Darin war die Aufforderung enthalten, „bei der Austragung weltanschaulicher und politischer Gegensätze sich nur solcher Mittel zu bedienen, die das Ansehen der Volksgruppen selbst, aber auch das Ansehen des gesamten deutschen Volkes nicht herabsetzen. Gewalt gehört auf keinen Fall zu solchen Mitteln... Aber dem Gegner ist stets mit jener Achtung zu begegnen, auf die jeder Angehörige unseres Volkes ein unveräußerliches Anrecht besitzt." Ich schrieb dazu: „Soweit wird den Aufruf jeder unterschreiben, der täglich mit Ekel und Entsetzen die Verrohung und Verwilderung des völkischen Kampfes erlebt, der täglich erfahren muß, wie billig die Beschimpfung ‚Volksverräter' geworden ist, der weiß, wie sehr solche Kampfmethoden uns allen schaden, wie verächtlich andere Nationen über den Bruderkampf urteilen. Niemand wird die Notwendigkeit einer Friedensmahnung bestreiten, niemand die beste Absicht und den lautersten Willen des genannten Verbandes bezweifeln." („Der Führer", Jänner 1938, S. 7.)

Der Aufruf der Wiener Stelle forderte aber auch nicht mehr und nicht weniger als eine Gleichschaltung mit dem Auslandsamt der NSDAP, dem VDA und anderen Stellen, die in diesem Zeitpunkt — Ende 1937! — längst nicht mehr im Sinne des eingangs zitierten Briefes von Rudolf Hess und des Leiters des VDA geführt wurden. Dagegen wehrte ich mich in aller Schärfe und Eindeutigkeit: „Vor dem Jahre 1933 hatten die verschiedenen Stellen, um die es hier geht, zweifellos große Bedeutung für das Auslandsdeutschtum und konnten wirklich moralische und materielle Hilfe leisten, vor dem Jahre 1933 hatten sie eine Autorität, die von den verschiedensten Richtungen anerkannt wurde. Heute schaden sie mehr als sie nützen können, dadurch, daß sie die Ideologie des Nationalsozialismus (deutsch = nationalsozialistisch) übernommen haben, daß sie den Totalitätsgedanken ins Ausland tragen. Diese Stellen sind nicht zuletzt mitschuldig an den traurigen Zuständen im Auslandsdeutschtum, sie haben das Verhältnis von Mensch zu Mensch und von Partei zu Partei vergiftet, das Zusammenleben mit anderen Völkern erschwert, das Mißtrauen gegen

uns verschärft und uns einem staatlichen Druck ausgeliefert, der uns beinahe die Lebensmöglichkeiten nimmt. Wir können wahrhaftig alle ein Lied singen über die ‚Fortschritte' seit 1933: Und nun sollen diese Stellen geradezu eine Diktatur über das Auslandsdeutschtum ausüben, die Ächtung über mißliebige Volksgenossen aussprechen können. Das ist eine geradezu ungeheuerliche Zumutung, für die wir kein, aber auch gar kein Verständnis aufbringen können, so wie wir jede Einfühlung in unsere Lage darin vermissen. Man erinnert sich an die Fabel von dem Dachs, der sich bei der vorgesetzten Bergbehörde über den Fuchs beschwerte, daß er ihm den Stollen eingestoßen und ihn in seiner Wohnung gestört habe. Der Beschwerdeführer erhielt dafür eine Anmerkung in seinen Personalakten: Dachs ist ein notorischer Krakeeler und ohne Respekt vor den Vorgesetzten."

„Man soll uns nicht mißverstehen: Wir verurteilen und bedauern den Kampf, wie er heute unter den Auslandsdeutschen üblich ist: wir begrüßen den Tag, an dem die Auseinandersetzungen wieder in menschlicher, würdiger, deutscher Art ausgetragen werden; wir wollen den Frieden, aber nicht einen Frieden um jeden Preis, der den Keim des Unfriedens in sich trägt. Es gilt auch im nationalen Kampfe das Wort: Kampf dem Irrtum, Liebe den Irrenden. Mag jeder den Weg gehen, den er vor Gott und seinem Volk verantworten kann. Für uns steht es fest, daß es mit dem Nationalsozialismus kein Kompromiß geben kann. Seine Ideologie gefährdet unsere völkische und staatliche Existenz und nimmt uns jede Betätigungsmöglichkeit: sie ist für den Katholiken weltanschaulich untragbar. Für uns kann unter keinen Umständen eine irgendwie gleichgeschaltete Stelle eine Autorität sein, von der wir Weisungen entgegenzunehmen hätten, selbst nicht für die Aussicht, dafür materielle Hilfe für unseren gewiß sorgenvollen Kampf zu erhalten. Wenn diese Stellen wirklich für das Auslandsdeutschtum arbeiten wollen, wie es ihre Sendung wäre, dann müssen sie zunächst Sorge tragen, daß der Bruderkampf zwischen den zwei großen deutschen Staaten ein Ende findet — nicht im Sinne der Gleichschaltung Österreichs: dann dürfen sie nicht weiter die gleichgeschalteten Stellen und damit den Bruder-

kampf finanzieren: dann müssen sie Sorge tragen, daß über uns und unsere Heimat nicht Unwahrheiten verbreitet werden: dann müssen sie von der Ideologie des NS abrücken und ein Ziel aufstellen, zu dem jeder Deutsche, in welchem Lande er lebt und welcher Partei er angehört, sich bekennen kann: dann müssen sie der abendländischen Kultur den Lebensraum sichern. Dann wird Friede im Auslandsdeutschtum!" (Ebd., S. 8/9.)

Der Artikel, obwohl mit meinem Namen gezeichnet, fand keine Erwiderung: wohl aber brachte er eine Beschwerde, die mir durch kirchliche Stellen zugeleitet wurde — gerade in den Tagen, da die Unterredung Schuschnigg—Hitler in Berchtesgaden stattfand. Es kam nicht mehr zu einer Auseinandersetzung, weil nicht bloß der Verband, der den Aufruf erließ, sondern Österreich als selbständiger Staat zu bestehen aufgehört hatte.

Dr. Walter Brand schreibt in der obengenannten Broschüre (S. 30 ff.), daß die Sudetendeutsche Partei „bis wenige Monate vor dem ‚Anschluß' keine irredentistische politische Organisation war. Sie, d. h. der damals diese Bewegung tragende Menschenkreis, suchte ehrlich nach einer Lösung innerhalb des staatsrechtlichen Rahmens der Tschechoslowakei." Brand zitiert zum Beweis den Gründungsaufruf der Sudetendeutschen Heimatfront, in dem es heißt, „sie werde auf dem Boden, auf den uns das Schicksal gestellt hat, unter Anerkennung des Staates, bei Einsatz aller gesetzlich zulässigen Mittel an der Erreichung dieses Zieles arbeiten. Sie bekenne sich zu den demokratischen Grundforderungen und erblicke in dem friedlichen Ausbau dieser Grundlagen — unter voller Achtung der Volkspersönlichkeiten — die sichtbarste Gewähr für eine gedeihliche Entwicklung der Völker und Staaten des mitteleuropäischen Raumes." Brand ist überzeugt, daß die Erklärung „nicht ein bloßes Lippenbekenntnis gewesen sei, während insgeheim die Gedankengänge der Parteiführung in einer ganz anderen Richtung liefen".

Tatsache bleibt, daß die Partei Henleins beim Nationalsozialismus landete. Walter Hagen („Die geheime Front", Nibelungenverlag, Linz 1950, S. 156 ff.) behauptet, daß sich

Henlein bereits Ende März 1938 endgültig an Hitler gebunden hat. Oberst Christie, vom britischen Geheimdienst, hätte Henlein um eine Unterredung gebeten, die aber immer wieder verschoben wurde, weil sich Henlein Weisungen von Hitler holen mußte, wozu sich — unauffällig — erst beim deutschen Turn- und Sportfest in Breslau Gelegenheit ergab. Walter Hagen fährt fort: „Das Ergebnis dieser Unterredung zeigte sich bei der Zusammenkunft Henleins mit Christie in Zürich anfangs August. Im Gegensatz zu seiner bisherigen versöhnlichen und maßvollen Art erklärte Henlein nunmehr, die Sudetendeutsche Partei könne nicht länger zuwarten und die Tschechen müßten sofort abschließen. Auch Hitlers Geduld sei zu Ende und der Führer sei entschlossen, die Frage notfalls durch Anwendung von Gewalt endgültig zu lösen. So war aus dem selbständig handelnden Leiter der Sudetendeutschen Partei ein Sprachrohr Hitlers geworden und der letzte Rest von Widerstand gegen die Konzeption Hitlers in Konrad Henlein war beseitigt. Christie scheint durch den Eindruck eines neuen Henlein, den er empfangen mußte, erschüttert gewesen zu sein und dürfte Vansittard in dem Sinne über die Konferenz unterrichtet haben, ‚daß England nur mehr eine ganz kurze Frist für eine friedliche Lösung bleibe'."

Es muß der historischen Forschung überlassen bleiben, festzustellen, 1. ob es richtig ist, wie Brand meint (l. c. 35), daß „der Kontakt (der Bewegung Henleins) zu den nichtdeutschen Staaten früher hergestellt war als zu den offiziellen reichsdeutschen Stellen", und ob eine solche Behauptung für alle führenden und verantwortlichen Männer, insbesondere für Henlein selber, zutrifft. 2. Zu welchem Zeitpunkt Henlein seine eigenständige Handlungsfreiheit aufgab und sich und seine Partei an Hitler und den Nationalsozialismus auslieferte. Walter Hagen nennt, wie schon erwähnt, als Zeitpunkt des tatsächlichen Anschlusses Ende März 1938, also nicht erst die Parole „Heim ins Reich" aus den Septembertagen. Der ideologische Anschluß liegt zweifellos weiter zurück. — Hier ist offenbar ein gewisser Widerspruch, der der Aufklärung bedarf. Henlein war am 13. Mai 1938 in London und wurde von Churchill empfangen, wie auch Walter Brand (l. c. 39 f.) hervorhebt. Ich

hatte in London eine Besprechung mit dem angesehenen Anwalt und Historiker Harold Nicolson, in dessen Kanzlei die Unterredung Churchill—Henlein stattgefunden hatte. Ich habe mir nach der Unterredung notiert, was Mr. Nicolson mir darüber mitteilte: „Henlein war in einen Kreis führender Politiker eingeladen, um sein Karlsbader Programm zu verteidigen. Er erklärte, er stehe auf dem Boden des Staates, sein Bekenntnis zum Nationalsozialismus sei sehr allgemein, es sei vieles, was den Deutschen daran imponiere. Er sei Demokrat und gegen den Antisemitismus. Man hielt ihm vor, daß er doch nicht die Außenpolitik des Staates dirigieren könne, worauf er erklärte, er wolle das nicht, aber das Bündnis mit Rußland finde bei den Sudetendeutschen keine Sympathie. Man hat ihm offen erklärt, daß ‚Anschluß' Krieg bedeute, was auf ihn einen deprimierenden Eindruck machte." Hier geht es nur um die Feststellung, daß Henlein noch am 13. Mai 1938 in London erklärte, er stehe auf dem Boden der CSR, wenn er — nach Hagen, S. 142 — bereits am 29. März von Hitler „Weisungen" entgegennahm.

Harald Nicolson schreibt in seiner Broschüre "Why Britain is at War" (London 1939, S. 77 ff.) u. a.: „Am 24. April 1938 verkündete Henlein in einer Rede zu Karlsbad seine Bedingungen. Sechs der acht Punkte, die er aufzählte, waren ganz vernünftig. Darin verlangte er lokale Selbstverwaltung für die sudetendeutsche Minderheit. Die beiden anderen Punkte waren unvernünftig. Er verlangte, daß die Sudetendeutschen die Erlaubnis bekämen, sich zum Nationalsozialismus zu bekennen, anders gesagt, die Erlaubnis, als Nazis die Juden und ihre anderen politischen Gegner zu unterdrücken. Das hätte einen Staat im Staate geschaffen. Seine achte Forderung war ebenso unvernünftig. Er verlangte, daß die tschechoslowakische Regierung ihre Außenpolitik mit den Wünschen Henleins in Einklang bringe, anders gesagt, daß die Prager Regierung ihre Beziehungen zu Frankreich, Rußland und England aufgebe und ihr Land an die Deutschen auf Gnade und Barmherzigkeit ausliefere." Diese Darstellung ist sicherlich sehr tendenziös. Nicolson fährt fort: „Eine Woche nach seiner Rede kam Henlein nach England. Er besuchte Mr. Winston Churchill

und die Führer der Opposition. Er erwies mir die Ehre, mich in meiner Kanzlei im Temple zu besuchen. Ich lud einige Parlamentskollegen ein (von jeder Partei), ihn kennenzulernen. Wir sagten ihm, daß wir mit den zwei letzten Punkten seines Karlsbader Programms nicht übereinstimmen könnten, obwohl das Gros der öffentlichen Meinung Englands seiner Forderung nach lokaler Selbstverwaltung sympathisch gegenüberstehe. Er erklärte, daß diese beiden Punkte ‚schlecht übersetzt' wurden. Er habe nicht die geringste Absicht, Rede- und Handlungsfreiheit im Sudetenland zu unterdrücken. Er habe keine persönlichen Vorurteile gegen Juden oder Sozialisten. Das autonome Gebiet, das er im Auge habe, würde völlig nach demokratischen Linien verlaufen. Er hätte nie die Absicht gehabt nahezulegen, daß die kleine deutsche Minderheit versuchen sollte, die Außenpolitik der ganzen CSR zu diktieren. Er habe mit diesem Punkte nur gemeint, daß sie immer einer antideutschen Politik der ČSR opponieren würde. Sie würde natürlich nur als nicht übereinstimmende Minderheit mit verfassungsmäßigen Methoden opponieren. Wir warnten ihn, daß England Krieg führen würde, falls er eine Bewegung schaffen sollte, die Deutschland dazu führt, die Unabhängigkeit der ČSR zu verletzen. Wir glaubten damals, daß wir mit dieser Warnung die Meinung der Regierung und des Landes zum Ausdruck brächten. Er erhielt aber in anderen Lagern die Versicherung, daß diese Warnungen nur die Raserei von ‚Kriegshetzern' sei. Als ich zum Schluß der Unterredung dem dicken Schulmeister in den gewaltigen, unbeholfenen Mantel half und ihm sagte: ‚Ich hoffe, Sie werden nicht zugeben, daß Sie Hitler zum Seyss-Inquart der Tschechoslowakei macht', antwortete er: ‚Gott bewahre!' "

Sir Archibald Sinclair, der Führer der liberalen Partei, der bei der Aussprache Churchill—Henlein zugegen war, bestätigte mir bei einem Besuch ebenfalls, daß man Henlein gewarnt habe: Anschluß bedeutet Krieg.

3. Aufzuklären bleiben auch die Motive, die Henlein veranlaßten, die eigenständige Politik preiszugeben, und sich Hitler zu verschreiben: Tat er es aus Überzeugung und freiem Entschluß, unter dem Druck Berlins, wegen der Intrigen einiger seiner engsten Mitarbeiter, wegen der Un-

vernunft und Unnachgiebigkeit der tschechischen Regierung, vor allem Präsident Benesch? Es scheint heute festzustehen, daß weder Benesch noch Hitler eine friedliche Lösung der Probleme wünschten. Hitler war am sudetendeutschen Problem überhaupt nicht interessiert; er betrachtete „München" keineswegs als Erfolg, eher als ein Hindernis für seine Pläne. Ernst von Weizsäcker schreibt in seinen „Erinnerungen" (Paul List Verlag, München 1950, S. 191): „Hitler, der, ohne Ribbentrop zu hören, am 30. September mit Chamberlain noch eine verheißungsvoll klingende deutsch-englische Erklärung unterschrieben hatte, war mit dem Tag von München sehr bald unzufrieden. Als Diktator mit fremden Gleichberechtigten verhandeln zu müssen, das hatte ihm doch stark mißfallen. Vielleicht ließ der glatte Ablauf ihn auch schon bereuen, daß er vier Tage vorher das Sudetengebiet als seine letzte territoriale Forderung in Europa verkündet hatte." Walter Hagen (l. c. 155) berichtet von einem Gespräch, in dem Benesch dem amerikanischen Botschafter in Berlin, Wilson — wenige Wochen vor München! —, eröffnet hatte, er sei gegen jede territoriale Selbstverwaltung der Sudetendeutschen und gegen die Anerkennung derselben als „Staatsvolk". Hagen bemerkt dazu: „Die besagte Äußerung ist ein Zeugnis für das geradezu groteske Zusammenspiel Beneschs und Hitlers. Beide waren gegen einen friedlichen Ausgleich und Benesch arbeitete durch seine Intransigenz sozusagen als ungewollter Agent Hitlers."

4. Da die Unterschrift des britischen Erstministers Attlee auf dem Austreibungsdekret von Potsdam steht, muß die Haltung Englands während der Sudetenkrise im Jahre 1938 genauestens festgestellt werden. Für England war die Abtrennung des Sudetengebietes längst vor München eine ausgemachte Sache. Henlein war natürlich unterrichtet über die Artikel der „Times", die Besprechungen bei Lady Astor usw. Wurde Henlein mißbraucht, in eine Falle gelockt? Es ist doch sehr bezeichnend, daß ausgerechnet Lord Vansittard, der gehässigste Deutschenfeind (vgl. Russel Grenfell, Unconditional Hatred, New York 1953, S. 24 ff.), den Sudetendeutschen helfen wollte! Vielleicht hatte Jan Masaryk recht, der im Oktober 1937 zu Henlein sagte: „Es ist ganz gleich-

gültig, was Sie wollen oder was ich will. Darüber, ob wir in den nächsten Jahren in einen Krieg hineinschlittern oder nicht, wird ja an ganz anderer Stelle entschieden." (Bei Hagen, S. 135.)

8. Adolf Hitler behandelt in seinem Buch „Mein Kampf", eingehend und weithin mit beachtenswerter Kritik (S. 118 ff.), die Los-von-Rom-Bewegung, auf die hier nicht eingegangen werden soll. (Vgl. dazu Funder, „Vom Gestern ins Heute", S. 215 ff.) Nur einige Sätze seien herausgegriffen: „Eine Frage hätte sich die alldeutsche Bewegung in Österreich einst vorlegen müssen: ‚Ist die Erhaltung des österreichischen Deutschtums unter einem katholischen Glauben möglich oder nicht?' Wenn ja, dann durfte sich die politische Partei nicht um religiöse oder gar konfessionelle Dinge kümmern: wenn aber nein, dann mußte eine religiöse Reformation einsetzen und niemals eine politische Partei. — Wer über den Umweg einer politischen Organisation zu einer religiösen Reformation kommen zu können glaubt, zeigt nur, daß ihm auch jeder Schimmer vom Werden religiöser Vorstellungen oder gar Glaubenslehren und deren kirchlichen Auswirkungen abgeht. — Man kann hier wirklich nicht zwei Herren dienen. Wobei ich die Gründung oder Zerstörung einer Religion denn doch als wesentlich größer halte als die Gründung oder Zerstörung eines Staates, geschweige denn einer Partei." (S. 124 f.) An anderer Stelle lesen wir: „Glaubst du dich vom Schicksal ausersehen, hier (in Fragen grundsätzlicher Wahrhaftigkeit oder dogmatischen Inhalts) die Wahrheit zu verkünden, dann tue es: aber dann habe auch den Mut, dies nicht über den Umweg einer politischen Partei tun zu wollen — denn dies ist auch eine Schiebung —, sondern stelle eben an Stelle des Schlechteren von jetzt dein Besseres der Zukunft auf. — Fehlt es dir hier an Mut, oder ist dir dein Besseres selber nicht ganz klar, dann lasse die Finger davon; auf alle Fälle aber versuche nicht, was du mit offenem Visier nicht dir zu tun getraust, über den Umweg einer politischen Bewegung zu erschleichen ..." (S. 126 f.) Es folgt dann der bedeutungsvolle Satz in Sperrdruck: *„Dem politischen Führer haben*

religiöse Lehren und Einrichtungen seines Volkes immer unantastbar zu sein, sonst darf er nicht Politiker sein, sondern soll Reformator werden, wenn er das Zeug hierzu besitzt! — Jede andere Haltung würde vor allem in Deutschland zu einer Katastrophe führen." (S. 126 f.)

Hitler handelte, als er an die Macht kam, leider gegen seine bessere Erkenntnis und gegen seine eigenen Erklärungen. Der Nationalsozialismus blieb nicht politische Partei, sondern erklärte sich zur Weltanschauung. Weltanschauung bedeutet zwar nicht im strikten Sinne des Wortes, wohl aber in der Auswirkung im Leben soviel wie Religion. Der Nationalsozialismus sollte die Religion des deutschen Menschen sein. Herbert Grabert hat das ganz klar formuliert: „Für uns ist, wie für unzählige Deutsche, Nationalsozialismus der neue Glaube, der jede Konfession und Weltanschauungsgruppe überflüssig macht... Wer es noch immer nicht erkennt, daß sich bereits heute im Nationalsozialismus der neue Glaube unseres Volkes machtvoll und entschieden bekundet, daß er Millionen deutscher Menschen erfüllt und zum äußersten Einsatz befähigt, wer noch immer religiöse und konfessionelle Sonderbedürfnisse um seiner Seele willen anmeldet oder bei anderen zu befriedigen für seine Aufgabe erachtet, der möge seine Seele weiteropfern, an dem Glauben seines Volkes aber und an seinem Schaffen wird er vorbeileben." (Zitiert bei A. Frey, „Der Kampf der evangelischen Kirche in Deutschland", S. 89 f.) Hitler selber hat bereits im Jahre der Machtübernahme in einer Rede am 27. August in Godesberg erklärt: „Die Einheit der Deutschen muß durch eine neue Weltanschauung gewährleistet werden, da das Christentum in seiner heutigen Form den Anforderungen, die heute an die Träger der Volkseinheit gestellt werden, nicht mehr gewachsen ist." Dr. Josef Goebbels schrieb: „Millionen Menschen in Deutschland sind der heiligen Überzeugung, daß der Nationalsozialismus mehr als Politik ist, daß sich in ihm Gottes Wort und Gottes Wille verkündet." („Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei", S. 12.)

Hitler schrieb in „Mein Kampf" (S. 506): „Die Weltanschauung ist unduldsam und kann sich mit der Rolle einer ‚Partei neben anderen' nicht begnügen, sondern fordert gebieterisch ihre eigene, ausschließliche und restlose Aner-

kennung sowie die vollkommene Umstellung des gesamten öffentlichen Lebens nach ihren Anschauungen. Sie kann also das gleichzeitige Weiterbestehen einer Vertretung des früheren Zustandes nicht dulden. Das gilt genau so für Religionen." (S. 506.) An anderer Stelle sagt er — in Sperrdruck: *„Politische Parteien rechnen selbst mit Gegenspielern, Weltanschauungen proklamieren ihre Unfehlbarkeit."* (S. 507.)

Religion erfordert, wie Hitler klar erkannte, Totalität, d. h. sie will den ganzen Menschen erfassen. Ich schrieb darüber im Mai 1938: „Der Standpunkt einer reinlichen Scheidung in dem Sinne, daß die Kirche nur für das Jenseits, der Staat allein für das Diesseits zu sorgen haben, ist unhaltbar. Das heute viel zitierte Wort ‚Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!' will durchaus nicht eine solche Scheidung herbeiführen. Es gibt nicht dem Kaiser, dem Staat, dem Volk unumschränkte Macht: auch der Kaiser bleibt an Gott gebunden und ihm verantwortlich: es gilt auch heute noch: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. Für den Christen gibt es kein Kompromiß, keine Anpassung an den Irrtum, auch wenn es taktisch ‚klug' wäre und augenblickliche Erfolge brächte. — Diese Grundsätze wurden zuletzt sehr eindrucksvoll am vatikanischen Sender vertreten: ‚Papst, Bischöfe und Gläubige haben darnach zu streben, daß die Prinzipien des Schöpfers und Erlösers der Welt wie in den Bereichen der Schöpfung auch im Bereich des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens verwirklicht werden... Nicht zuletzt der gegenwärtige Papst hat in feierlichen Lehrverkündigungen Stellung genommen für die sittlichen Grundlagen des politischen und gesellschaftlichen Lebens. In diesem Dienste haben auch die Gläubigen... unter verschiedenen Formen sich zusammengeschlossen, um die Durchführung dieser Prinzipien zu erstreben. Auch die katholische Aktion kann davon nicht absehen, alle Bereiche des irdischen Lebens ohne Ausnahme mit den Normen des göttlichen Sittengesetzes zu durchdringen. Eine prinzipielle Vernachlässigung, ein prinzipielles Zurückziehen der katholischen Praxis auf das sogenannte rein religiöse Gebiet würde Häresie sein." (Der Führer, Mai 1938, S. 72.)

„Man kann wirklich nicht zwei Herren dienen", sagte Hitler mit Recht. „Zwei Weltanschauungen stehen einander feindlich gegenüber: Christentum und Nationalsozialismus — trotz des vieldeutigen, unklaren, verschwommenen § 24 des Parteiprogrammes: Wir fordern die Freiheit aller religiösen Bekenntnisse im Staate, soweit sie nicht dessen Bestand gefährden oder gegen das Sittlichkeits- und Moralgefühl der germanischen Rasse verstoßen. Die Partei als solche vertritt den Standpunkt eines positiven Christentums, ohne sich konfessionell an ein bestimmtes Bekenntnis zu binden." Es mußte zu einer Auseinandersetzung kommen. Was von kirchlicher — und wohl allgemein christlicher — Seite dazu zu sagen ist, wurde durch Papst Pius XI. in dem Rundschreiben „Mit brennender Sorge" gesagt. (Vgl. meinen Aufsatz: Roma Iocuta in „Der Führer", April 1937.)

Ich will darauf verzichten, den Kampf des Nationalsozialismus gegen die christlichen Religionsgemeinschaften und gläubige Menschen darzulegen. Es liegt darüber eine reichhaltige Literatur vor. Es sei nur der infernalische Angriff Dr. Goebbels — des abgefallenen Katholiken und ehemaligen Mitarbeiters der Zentralstelle des Katholischen Volksvereines in München-Gladbach — gegen den katholischen Klerus gestreift. Er sprach von einem allgemeinen Sittenverfall, von vertierten und skrupellosen Jugendschändern, von einer widernatürlichen Unzucht, die in den Klöstern gewissermaßen hordenweise betrieben wird — Beschimpfungen und Pauschalverdächtigungen, die den berüchtigten „Pfaffenspiegel" und andere Bordelliteratur in Schatten stellen. Das getraute sich ein Mensch zu sagen, der wenige Jahre vorher den Roehm-Skandal aufgedeckt hatte. (Vgl. Dr. Otto Strasser, „Die deutsche Bartholomäusnacht", Zürich 1935, in dem die wahren Hintergründe der Schrekkensnacht vom 30. Juni 1934 aufgeklärt werden.) Ich las die Rede, die übrigens in gewissen Blättern des Sudetenlandes gierig und geil nachgedruckt wurde, mit Scham und Entsetzen — nicht weil ich nur einen Augenblick an Goebbels Behauptungen geglaubt hätte. Ein sozialistischer Funktionär, mit dem ich am Morgen nach der Rede von Reichenberg

nach Aussig fuhr, war nicht minder entsetzt. Wir schämten uns für das deutsche Volk. Ich schrieb in meiner Zeitschrift (Der Führer, Juni 1937, S. 104 ff.): „Eine Wirkung hat die Rede Dr. Goebbels zweifellos gehabt. Sie hat wieder einmal die Ehre des deutschen Namens in der Welt — einer Welt von Feinden — herabgesetzt. Gerade der deutsche Klerus galt in der Welt als vorbildlich — durch seine Bildung und seine sittliche Höhe. Wenn nun der Klerus so verkommen wäre, wie es Herr Goebbels sagte, wie müßte es dann um die Sittlichkeit des deutschen Volkes überhaupt stehen? Die Rede des Herrn Goebbels ist eine Provokation für alle Auslanddeutschen, die zumeist Katholiken sind. Hände weg von unseren Priestern! Sie sind oftmals die einzigen Hüter des Deutschtums, Wahrer und Mehrer deutscher Kultur! Wir lassen sie nicht in den Kot ziehen! Wer sie beleidigt, beleidigt uns! Wir lassen uns nicht ächten! Der Nationalsozialismus hat uns wahrhaftig genug geschadet und die Vertrauensbrücken zu den Gastvölkern abgebrochen." — Ich schrieb ein Flugblatt gegen die Verleumdungen Goebbels und hielt eine Reihe großer Versammlungen, die sehr erregt verliefen, die aber auch zeigten, wie rasch die geistige Aufspaltung unseres Volkes voranschritt. Es ging mir wirklich nicht darum, den Klerus zu verteidigen gegen Pauschalverleumdungen, es ging mir vielmehr darum aufzuzeigen, wohin wir treiben. — Übrigens hat Hitler bereits die Antwort an Goebbels vorweggenommen, als er in „Mein Kampf" (S. 126) schrieb — und seine Gedanken verdienen heute noch Beachtung: „Es wäre ... unrecht, die Religion als solche oder selbst die Kirche für die Verfehlungen einzelner verantwortlich zu machen. Man vergleiche die Größe der vor dem Auge stehenden sichtbaren Organisation mit der durchschnittlichen Fehlerhaftigkeit der Menschen im allgemeinen und wird zugeben müssen, daß das Verhältnis von Gutem und Schlechtem dabei besser ist als irgendwo anders. Sicher gibt es auch unter den Priestern selber solche, denen ihr heiliges Amt nur ein Mittel zur Befriedigung ihres politischen Ehrgeizes ist, ja, die im politischen Kampf in oft mehr als beklagenswerter Weise vergessen, daß sie denn doch die Hüter einer höheren Wahrheit sein sollten und nicht Vertreter von Lüge und Verleumdung — allein auf

einen solchen Unwürdigen treffen doch auch wieder tausend und mehr ehrenhafte, ihrer Mission treu ergebene Seelsorger, die in unserer heutigen, ebenso verlogenen wie verkommenen Zeit wie kleine Inseln aus einem allgemeinen Sumpfe herausragen. — Sowenig ich die Kirche als solche verurteile und verurteilen darf, wenn einmal ein verkommenes Subjekt im Priesterrock sich in schmutziger Weise an der Sittlichkeit verfehlt, sowenig aber auch, wenn ein anderer unter den vielen sein Volkstum besudelt und verrät in Zeitläuften, in denen dies ohnehin geradezu alltäglich ist. Besonders heute möge man dann nicht vergessen, daß auf einen solchen Ephialtes auch Tausende treffen, die mit blutendem Herzen das Unglück ihres Volkes mitempfinden und genau so wie die Besten unserer Nation die Stunde herbeisehnen, in der auch uns der Himmel wieder einmal lächeln wird."

In einem Neujahrsartikel 1938 schrieb ich: „Der Kampf gegen das Christentum im Herzland Europas kann, sowenig wie irgendein Kulturkampf, eine innerdeutsche Angelegenheit sein. War schon die erste Reformation von weittragender Bedeutung für die gesamte Kirche, so sind die Folgen des neuen Kampfes gegen Rom, der mit den modernsten Mitteln der Technik und Propaganda, man möchte fast sagen, mit der ganzen Erfahrung der Hölle geführt wird, des Kampfes, der auch die treuesten Bekenner der ersten Reformation zu verschlingen droht, unabsehbar für die abendländische Welt. Man kann ja geistige Störungen nicht an den Landesgrenzen aufhalten, sowenig wie die Pest oder die Cholera. Die Auswirkungen treffen besonders uns Deutsche in andersnationalen Staaten, die wir mit tausend Fäden mit dem deutschen Volke verbunden sind, nicht zuletzt deshalb, weil die Ideologien, die dem Kampfe zugrundeliegen, unter uns weithin lebendig sind und planmäßig gefördert und gepflegt werden. Vielleicht ist es unsere *von der Vorsehung bestimmte Aufgabe, das Christentum dem deutschen Volke und damit das deutsche Volk der abendländischen Kultur zu erhalten,* den kämpfenden Brüdern Vorbild, Stütze und Halt zu sein."

Nach dem Anschluß Österreichs, den ich vom nationalen

Standpunkt aus durchaus bejahte, schrieb ich: Der Weltkatholizismus hat in Österreich einen Krieg verloren. Ich zitierte einen Brief Ignaz Seipels an den Prager Weihbischof Dr. Frind, einen durchaus nationalen, großzügig denkenden Mann, an den ich in großer Verehrung denke: Seipel schrieb 1928: „Wir österreichischen Deutschen haben eine besondere Aufgabe für Mitteleuropa und den Osten gehabt. Haben wir sie verscherzt oder nicht? Wenn wir sie verscherzt haben, dann werden wir einfach nach Haus ins Reich geschickt und dort Provinz neben Provinzen unter der Herrschaft Preußens sein, weil Gott nichts anderes mehr mit uns anfangen will. Wie es mit uns steht, ich weiß es schlechthin nicht" (Germania, Berlin, 16. August 1935). Ich fuhr dann fort: „Wer erwartet, daß dem Katholizismus in Österreich ein anderes Schicksal bevorstünde als dem des Reiches, der kennt weder die Ziele noch die Dynamik des Nationalsozialismus. Der Nationalsozialismus, der nun die Herrschaft in Österreich angetreten hat, ist eben nicht nur ein politisches System, er ist eine neue Weltanschauung, die kommende und weithin schon tatsächliche Religion des deutschen Volkes." (Der Führer, April 1938.)

Konrad Henlein erklärte noch 1934, also schon nach der Machtübernahme Hitlers, in einer programmatischen Rede zu Böhmisch-Leipa: „Ich muß aber eines nachdrücklich unterstreichen: daß wir nie und nimmer auf die Liberalität, d. i. auf die vorbehaltlose Achtung der Persönlichkeitsrechte als einer grundsätzlichen Haltung verzichten werden. Am wenigsten sind wir bereit, das selbstbewußt und verantwortlich handelnde Individuum als konkreten Träger jeder aufwärtsführenden gesellschaftlichen Entwicklung zu verneinen. Aus diesen Feststellungen ergeben sich die *fundamentalen Unterschiede, die uns vom Nationalsozialismus unterscheiden.*" Am 24. April 1938 — also nach dem Zeitpunkt, da Henlein — wie früher dargelegt — Hitlers Weisungen entgegennahm, stellte er in Karlsbad fest: „So wie das Deutschtum der ganzen Welt, bekennen auch wir uns zu den nationalsozialistischen Grundauffassungen des Lebens ... Gesinnungsterroristen werden uns wegen dieses offenen Bekennt-

nisses zur deutschen nationalsozialistischen Weltanschauung hassen."

Die letztere Erklärung Henleins konnte niemand überraschen, der Henleins Entwicklung näher verfolgte. Schon im März 1924 schrieb der damalige Gaudietwart Henlein in der „Deutschen Turnerzeitung": „Jeder hat seinen Gott in sich zu suchen und diesem zu dienen. Als aber Jesus, der Zimmermannssohn, der dieses lehrend über die Straßen und Märkte des jüdischen Landes zog, sich selber als Liebespfand der Allmacht geopfert hatte, war niemand da, der seine Lehre übernommen hätte, niemand, der die Heldenkraft besaß, den Weg fortzusetzen; mutlos machte die Jünger das Schicksal des Führers. Sie klagten und trauerten und wurden verzagt. Und so wurde der Kreuzestod nicht zum Sinnbild des Gewaltigen, Heldischen, zum Sinnbild der Glaubenstreue, des Bekennermutes, sondern ein Zeichen zur Klage, zum Weltschmerz, zur Flucht und Zerknirschung, so wurde aus der Lehre des Lichtes eine Lehre des Schattens, so wurde aus Gottliebe Furcht vor der Strafe Gottes... Höfischer Pomp und Weihrauch zeremonieller Gebräuche, Marienverehrung. Maria stand dem Werk ihres Sohnes doch gänzlich fremd gegenüber. Der Heiligenhimmel, die Wunder und verschiedenes mehr, dies wurde das Wesentliche der Kirche. Mit Ornat und Krummstab fiel es über die christliche Lehre. Liebe und Weisheit mußten im Scheingold kirchlicher Feste ersticken... So entstand die Priesterkaste... bald hob auch der römische Bischof sein Haupt... so wurde aus Christusglauben, jüdischer Volksgeschichte und römischem Weltherrschaftsstreben die christliche Romkirche und Christenlehre, welch unüberbrückbarer Gegensatz!" Weiter: „Im rauhen Norden... auf kargem Boden blieb Wodans Geschlecht im steten Kampf mit den Naturgewalten. Wäre diesen lebensstarken, sittenreinen Menschen der unverfälschte Christenglauben dargebracht worden, den sie ihrer Wesensart entsprechend erfaßt hätten, dann besäße unser Volk heute eine wirkliche Volksreligion, einen Gottesglauben, der den Aufwärtsstrebenden des Menschengeschlechtes Führer und Wegweiser wäre. So aber wurden Glaubensformen blut- und wesensfremder Volksstämme den Germanen aufgezwungen. Ströme Blutes flos-

sen und mit Gewalt wurde ihr Trotz gebrochen. Damit aber wurde das Göttlichste im Menschen zerstört, die Persönlichkeit. Und dieser Zwiespalt zwischen Blut und Glaube zieht wie ein roter Faden durch alle Blätter deutscher Geschichte, er wurde das schwerste Leid unseres Volkes."

Henlein ist unseres Wissens nie von diesen Gedanken, die an Rosenberg, Ludendorff, Bergmann anklingen, abgerückt, und er stand damit nicht allein. Der Reichenberger Arzt Dr. Roesler — ein persönlich sympathischer, liebenswürdiger Mensch, sprach schon 1913 als Obmann des Neudeutschen Kulturbundes die Hoffnung aus, daß „eine große Tat wie ein mächtiger Blitz das Kulturideal eines neudeutschen Heidentums aufleuchten lassen möge". (Vgl. „Der Volksbund", Wien 1913, Heft 5, S. 66 ff.) In seinem Buch „Der Wille zum Wert" (1937, S. 38) schrieb er: „Es erhebt sich die Frage, ob es nicht ratsam sei, den bestveranlagten Männern zu gestatten, daß sie mit mehreren wertvollen Frauen zahlreichen Nachwuchs zeugen." — Es muß jedenfalls festgestellt werden, daß Henlein wenigstens weltanschaulich — mag sein nicht politisch — seit 1924 Nationalsozialist gewesen ist. So vorsichtig als möglich deutete ich schon nach seinem Wahlerfolg 1935 die Sorge der sudetendeutschen Katholiken an: „Wir verdolmetschen den Wunsch und die Hoffnung weiter Kreise, wenn wir die Erwartung aussprechen, daß die Partei (Henleins) alle kulturkämpferischen Elemente in ihren Reihen bindet, schon aus nationalem Interesse. Im Zeichen lebendigen Christentums ist unser Volk groß geworden. Kulturkampf ist das Ende der Volksgemeinschaft. Wir wissen, daß die Kluft, die durch die künstlich ins Land getragene Los-von-Rom-Bewegung geschaffen wurde, bis heute nicht geschlossen ist... Die Gefahr einer neuen Los-von-Rom-Bewegung ist in bedrohliche Nähe gerückt, die wohl diesmal nicht zum Protestantismus führen würde [1]."

Rückschauend auf den neuheidnischen Rausch, der unser Volk überfiel, kommt mir eine Parabel des dänischen Dich-

[1]) Es ist mir heute noch unfaßbar, daß fast das gesamte katholische Lager der Sudetendeutschen sich gleichschalten ließ, und

ters Jörgensen in den Sinn: Eine alte Pappel verkündete neue, stolze Gedanken. „Genossen", sagte sie, „Mensch und Tier hängen von uns ab. Nur eine Macht soll uns überlegen sein, die Sonne. So sagt die Partei der Finsterlinge. Dieses Märchen wollen wir zerstören. Wir werden das Joch der Sonne abschütteln, wir wollen frei sein. Auf denn, Freunde, zum Kampf für die Freiheit. Unsere Hoffnung und unser Vertrauen ist das Selbständigkeitsbewußtsein der jungen Generation. Alter Scheinwerfer dort oben, deine Zeit ist vorüber!" Beifall ringsum, jugendliche Begeisterung übertönte die Bedenken der Erfahrenen. „Morgen beginnen wir den Streik. Wir brauchen die Sonne nicht mehr. Wir wollen bei Nacht wachsen, blühen, Frucht tragen. Endlich, endlich wollen wir frei sein!" Den Worten folgte die Tat. Bald aber zeigten sich sonderbare Veränderungen an den Pappeln. Die Blüten verdorrten, die Blätter wurden gelb und fielen ab. Da erhob sich ein Murren gegen die alte Pappel. Diese suchte freilich die Bedenken zu zerstreuen. „Krank seid ihr? Keine Spur, ihr seid veredelt, ihr seid frei! Erkennet das Gesetz des neuen Lebens, harret aus!" Noch fand diese Rede bei manchen Glauben. „Ihr seid frei, ihr seid selbständige Persönlichkeiten!" Das schmeichelt ehrgeizigen Ohren... Man erlasse mir die Auslegung der Fabel, die der Dichter beschließt: Die Mehrzahl beendete den Streik und wandte sich wieder der belebenden Sonne zu.

Nietzsche klagt einmal in tiefer Verzweiflung: „Um Mitternacht schleicht der Mensch an das Grab seines Gottes.

---

zwar erst, nachdem Henlein sich offen und ausdrücklich als Anhänger der nationalsozialistischen Bewegung erklärt hatte — trotz des päpstlichen Rundschreibens „Mit brennender Sorge". Ich will dieses Kapitel übergehen. Wiener Freunde haben mir das einschlägige Material zugeschickt, auf das ich verweisen möchte: Dr. A. Schön (Pseudonym eines führenden Katholiken, der nach der Austreibung in Deutschland lebt): *Die sudetendeutschen Katholiken* im Ringen um ihre Selbständigkeit. Der Aufsatz erschien in der Wiener Wochenschrift: Der christliche Ständestaat, vom 26. April 1936. — Christianus, *Die Totengräber des sudetendeutschen Katholizismus,* Prag 1938. Die gründliche Studie erschien im Selbstverlag eines bekannten Journalisten, eines Konvertiten, der heute im Ausland tätig ist. — *Judas über Sudetenland,* Prag, 1938. Die Broschüre ist von einem deutschen Journalisten verfaßt, der an der Ostfront sein Leben einbüßte.

Dort, wo ihn niemand sieht, vergießt er seine Tränen: denn seine Seele fühlt, was sie verloren."

Ein führender Sudetendeutscher, der unlängst verstorbene Senator Jesser, sagte kurz vor seinem Tode, er habe Angst vor einer neuen Los-von-Rom-Bewegung. Ich teile diese Angst! Kein größeres Unglück konnte unser Volk treffen. Was wir brauchen, ist nicht Bruderkampf unter den christlichen Konfessionen, nicht artgemäßes germanisches Heidentum, sondern lebendiges Christentum. (Tiefe, aufwühlende Gedanken zu dem Thema stehen in dem Roman einer Weltstunde „Der achte Tag", von Hermann Gohde. Tyroliaverlag, Innsbruck, S. 273 ff.) Berdiajew schreibt: „In unserer Zeit ist es unmöglich, den Glauben nur äußerlich zu bekennen und sich auf eine rituelle Frömmigkeit zurückzuziehen; die Gläubigen werden vielmehr Ernst machen müssen mit der Verwirklichung des Christentums in der Fülle des Lebens, und sie werden den Glauben durch den Einsatz ihrer ganzen Persönlichkeit verteidigen müssen: verteidigen durch ihre Treue zu Christus und seinen Geboten, durch die Behauptung ihrer Liebe gegenüber dem Haß der Welt... Die Epoche der Vermengung von Christentum und Heidentum geht, wie es scheint, ihrem Ende entgegen und eine neue Zeit — die Zeit des geläuterten Christentums — zeigt sich an." (Von der Würde des Christentums und der Unwürde des Christen. Luzern 1936, S. 30.)

Wenn ich die Gedanken dieses Kapitels nochmals kurz zusammenfassen kann, so möchte ich sagen:

Der große Pädagoge Willman, in dessen Wohnung ich einmal zu Gast war, verglich Schlagworte gelegentlich mit Schlagringen, die weder eine geistige und kaum eine physische Überlegenheit beweisen, sosehr das öffentliche Leben, namentlich Massenversammlungen, von Schlagworten beherrscht ist. Ich habe immer Schlagworte in der Auseinandersetzung mit Gegnern abgelehnt, es sei denn, die Diskussion wurde so albern, daß man nur mit einem Witz — der natürlich gar nichts beweist — darüber hinaus kam.

Wer erwartet, daß man seine Anschauung achtet, dem muß auch die Überzeugung des Gegners heilig sein, auch wenn er sie nicht teilen kann. Der feinsinnige Jesuit P. Lip-

pert sagte einmal: „Es fehlt uns nicht an rücksichtslosen Eiferern für die Gerechtigkeit — besonders die der anderen. Aber an Feinfühligkeit, an Verständnis, an Erbarmen und göttlichem Langmut gegenüber dem Gegner fehlt es bei uns wie bei manchem unserer Gegner selbst. Gott möge sie bessern — uns aber zuallererst! Auch der Gegner will wenigstens ernst genommen, will samt seiner Meinung und Überzeugung gehört, verstanden, ertragen, ja auch geachtet werden. Wenn seine Meinung dann — und dann erst — abgelehnt wird, dann ist er schon halb geneigt, auf unsere Seite zu treten. Denn es wird ihn wie ein Wunder des Himmels anrühren: so selten sind die Menschen, die abweichenden Gedanken Gerechtigkeit widerfahren lassen. Unter uns Christen aber dürften solche Menschen nicht selten, sie müßten etwas Alltägliches sein. Alle Vorteile und Errungenschaften, die wir der Kirche in Welt und Staat, in Schule und Gemeinde verschaffen könnten, sind nicht soviel wert, daß sie durch die kleinste Lieblosigkeit erkauft werden dürfen. Die Menschen, deren Grundsätze wir bekämpfen, sind nicht sosehr unsere Feinde als vielmehr selbst Opfer unserer Feinde — und diese sitzen in unserer eigenen Brust und in unserem eigenen Kopf, vielleicht nicht weniger fest als in unseren Widersachern." (Schönere Zukunft, Nr. 35, 1934.) — „Waffen der Wahrheit — nicht der Lüge, der Verleumdung, des Hasses, der Rachsucht für den Gegner intra muros et extra sind das Kennzeichen christlicher Auseinandersetzungen", schrieb ich im Mai 1936.

Ich hörte vor Jahren in Wien einen Vortrag Ignaz Seipels, den er mit den Worten begann: Clarae notiones, boni amici, klare Begriffe, gute Freunde. In einem Artikel in „Der Wiener Student" vom 15. Juli 1931 sagt er mit feiner Selbstironie: „Bekanntlich sind namentlich die Professoren sehr eigensinnig. Vor zehn Jahren schon, also zu einer Zeit, als das heutige Österreich noch nicht bestand, hat ein österreichischer Professor ein Buch geschrieben (Nation und Staat, Wien 1916) ... Auf das Titelblatt des Buches hat er das Motto gesetzt: Clarae notiones, boni amici ... Dieser Professor, wenn Sie es nicht wissen sollten, war der Professor Seipel." Wir reden oft einander vorbei, mißverstehen einander, verbittern uns gegenseitig, weil jeder mit dem-

selben Wort einen verschiedenen Sinn verbindet, weithin sogar bewußt. Das wird nicht erst „1984" so sein — wie in dem Roman von George Orwell, der unter diesem Titel bekannt wurde —, wir erleben es in kleinen Aussprachskreisen, bei Versammlungen und internationalen Konferenzen. Während des Krieges war in der offiziellen amerikanischen Propaganda Rußland ein Land der Freiheit, der Bolschewismus eine beinahe ideale Demokratie, der amerikanischen kaum nachstehend. Wir gebrauchen Worte, deren Sinn sich längst geändert hat, ohne daß wir dies berücksichtigen. Schade, daß es kein Handbuch gibt, das alle Begriffe klar und eindeutig festlegt und erklärt, auf das sich alle Teilnehmer an einer Aussprache verpflichten. Auf unsere Fragen angewendet, mußten wir die Begriffe Volk, Nation, Staat, national, übernational, international, sozial, sozialistisch, nationalsozialistisch — um nur einige anzudeuten — einheitlich festlegen und verwenden. Dr. Seipel und Bischof Dr. Wenzel Frind haben auf diesem Gebiet wertvolle Vorarbeiten geleistet.

Meine Einstellung zum deutschen Volk ist ganz eindeutig. Im Mai 1938 schrieb ich: „Es ist ganz selbstverständlich, daß wir das Geschehen um uns nicht als Außenstehende, als neutrale Beobachter, als Volksfremde erleben und beurteilen, sondern als Deutsche, die sich ihrem Volke zutiefst verbunden und verpflichtet fühlen. Wir haben mit allen Volksgenossen unter dem Unrecht gelitten, das unserem Volke in der Welt und in der Heimat widerfuhr: wir freuen uns mit allen über jeden Sieg des Rechtes und der Gerechtigkeit. Recht muß Recht bleiben, auch wenn es um Deutsche geht." („Der Führer", 1938, S. 70.)

Ich habe immer die Auffassung abgelehnt, daß ein Katholik nur einer Partei angehören dürfe, die sich christlich nennt. Die Kirche steht über den Parteien, sie darf sich mit keiner identifizieren. Katholisch ist weiter als christlichsozial, hat der Obmann der sudetendeutschen Christlichsozialen, Dr. Karl Hilgenreiner, oftmals erklärt. Über die Zugehörigkeit zur Kirche entscheidet die religiöse Haltung. — Aus ähnlichen Gründen wehrte ich mich dagegen, die Zugehörigkeit zum deutschen Volke und zur Volksgemeinschaft von einer bestimmten Parteikarte abhängig zu machen.

Es ist natürlich, daß es in jedem lebendigen Volke verschiedene Parteien gibt — weil es verschiedene Interessen und verschiedene Anschauungen über völkische Wege und Ziele geben wird. Volk ist weiter als Partei. (Das Wort Partei selber kommt ja vom lateinischen pars = Teil.) Ich halte die These: deutsch = nationalsozialistisch, noch heute für unhaltbar, nicht zuletzt auch deshalb, weil sich diese für die Auslandsdeutschen sehr nachteilig auswirkte, weil sich darauf auch die unheilvolle These von der deutschen Gesamtschuld gründet.

Ich stehe und stand im Gegensatz zu der Auffassung, die auch der Los-von-Rom-Bewegung zugrunde liegt, daß man als Katholik kein guter Deutscher sein könnte. Religion und Volkstum liegen auf verschiedenen Ebenen. Die Kirche ist — wie der Name katholisch sagt — weltweit, international wie die Wahrheit; in ihrer nationalen Haltung ist sie übernational, weil sie ja Mutter aller Völker sein will. Der große Augustinus schrieb in seiner „Civitas Dei" (19, 17) schon vor mehr als 1000 Jahren: „Der himmlische Staat beruft aus allen Völkern seine Bürger, sammelt aus allen Zungen seine Pilgergemeinde, ihn kümmert es nicht, was sich in ihren Sitten, Gebräuchen und Einrichtungen Verschiedenes findet: ihm ist es eigen, nichts davon auszulösen oder zu zerstören, sondern im Gegenteil, es zu bewahren und zu befolgen. Dieses Verschiedene in den verschiedenen Nationen bleibt ja hingeordnet auf das eine uns gemeinsame Ziel des irdischen Friedens, wenn es nur die Verehrung des einen, höchsten und wahren Gottes nicht hindert." — Ich will nicht bestreiten, daß sich bisweilen, besonders in gemischtsprachigen Ländern, ein extremer Nationalismus in die Kirche einschleicht — entgegen der Idee Christi und den Absichten der Kirche; die göttliche Institution der Kirche wird eben von Menschen getragen. Wenn der Papst gegen den Nationalsozialismus schrieb, so waren dafür nicht nationalistische, sondern religiös-sittliche Gründe bestimmend, wie bei seinem Einschreiten gegen den Atheismus Moskaus. — Die Geschichte, die Volksbräuche sagen uns, wie tief die Kirche gerade mit dem deutschen Volke verbunden ist. Meine Arbeit für das deutsche Volk hat — in der Nachkriegszeit mit den Auswirkungen der Kriegs-

psychose und im feindlichen Ausland — kirchlicherseits nicht die Förderung erfahren, die ich erwartet hatte, aber auch keine Hindernisse. Die letzte und tiefste Inspiration kam aus katholischem, priesterlichem Ethos. In dieser Überzeugung wiederhole ich die Verse des Priesterdichters Ottokar Kernstock, der am 4. November 1928 in der Festenburg in der Oststeiermark gestorben ist:

„Und wenn dies Volk um Hilfe schreit,
Steh' tatenlos und stumm
Ich nicht beiseit'. Mich brennt sein Leid,
Beseligt seine Seligkeit;
Denn auch im priesterlichen Kleid
Civis Germanus sum!"

Viele der philosophischen Anschauungen, die von führenden Nationalsozialisten verarbeitet wurden, stehen in unüberbrückbarem Gegensatz zu meinem — und zu abendländischem — Denken. Falsches Handeln kommt aus falschem Denken. Viele der Handlungen, die die Welt am Nationalsozialismus verurteilt — zugegeben pharisäerhaft, weil ja auch bei ihr das praktische Handeln im schroffsten Gegensatz zu den klingenden Phrasen steht! —, kommen aus einer falschen Philosophie. Im Februar 1935 schrieb ich: „Bei einem deutschen Dichter findet sich das schauerliche Bild einer vermummten Gestalt, die, das Richtschwert unter dem Mantel, dem einsamen, nächtlichen Henker folgt: ‚Ich gehe beständig mit dem blanken Richtschwert hinter dir her — ich bin die Tat von deinen Gedanken.' Es war Rousseau, der Robespierre auf den Plan rief, Karl Marx der geistige Vater Lenins. Und wenn heute Ehre, Eigentum und selbst das Leben nicht mehr heilig sind, so geht das zurück auf jene Philosophie, die den Schöpfer entthronte, weil sie ihn im Teleskop nicht sehen konnte: die den Geist leugnete, weil er im Reagenzglas nicht zu erzeugen ist: auf jene Naturwissenschaftler, die im Menschen nur ein höher entwickeltes Tier sehen. Erwartet vom Raubtier keine Moral! Wundert euch nicht, wenn eine haltlose Welt die Folgerungen aus einer Philosophie zieht, zu der ihre Urheber zu inkonsequent, zu weltfremd oder zu feige waren!"

In einem Artikel: „Unsere Sendung an der Zeitwende",

im September 1936, schrieb ich: „Wir erleben gegenwärtig im Bolschewismus, im Faschismus und Nationalsozialismus die politische Reaktion auf den Liberalismus ... Wohl haben diese Erscheinungen auch ihre zeitgeschichtlichen Hintergründe: Der Bolschewismus als Auflehnung gegen die Sklaverei des Kapitalismus; der Faschismus als Protest gegen einen volksfremden, zersetzenden Sozialismus; der Nationalsozialismus als Abwehr eines Volkes gegen den Unfrieden von Versailles. Geistesgeschichtlich aber bedeuten diese Strömungen die Rücknahme der Parole der Neuzeit, der Parole der Freiheit. Diktaturen, autoritäre Regierungen werden modern. ‚Ordnung', stillschweigende Ein- und Unterordnung ist das Gebot der Stunde. Die Zeit der Presse- und Redefreiheit ist vorüber." („Der Führer", S. 138 f.) Nikolai Berdiajew erklärte: „Wir stehen am Beginn einer historischen Periode, die der menschlichen Persönlichkeit, der geistigen Freiheit und der höheren Kultur ungünstig und feindlich sein wird. Eigentlich geht es um die Frage, ob die Diktatur sich auf das Gebiet des politischen und ökonomischen Lebens begrenzen kann, oder ob sie in die Sphäre des Geistes zwangsläufig eindringen und somit zur Leugnung der geistigen Freiheit, der Freiheit des Gewissens, des Denkens und der Weltanschauung führen muß. Im Prinzip wäre die Beschränkung möglich, in der Tat aber wird infolge des allgemeinen Niedergangs des christlichen Glaubens jede Diktatur zur ‚Ideokratie' und zum weltanschaulichen Zwang." („Das Schicksal des Menschen in unserer Zeit", Luzern 1935, S. 52.) — Derselbe Autor erklärte: „Die Diktatur bedeutet keine reale Überwindung, sondern nur eine rein formale Organisierung des Chaos, die Begründung einer despotischen Lebensordnung, unter deren Oberfläche sich das Chaos erhält." (Ebd., S. 47.)

Es ist unbestreitbar, daß der Nationalsozialismus sich nicht auf das politische und wirtschaftliche Gebiet beschränkte, sondern — mag sein zwangsläufig — in die Sphäre des geistigen Lebens und der persönlichen Freiheit eindrang. Ein Leben ohne Freiheit erscheint mir menschenunwürdig und unerträglich. Kaum ein Volk hat so lange und bitter um die Freiheit gekämpft wie das deutsche. Der Preis der Freiheit ist nach einem amerikanischen Wort ewige Wachsam-

keit; Goethe sagt im „Faust": „Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß."

Die Warnung Berdiajews scheint mir heute — nach der Überwindung des Faschismus und des Nationalsozialismus oder vielleicht deshalb — ebenso zeitgemäß wie 1935: „Die Welt wird wohl durch die diktatorischen Staatsformen hindurchgehen müssen, die nicht früher verschwinden werden, als die Gesellschaft eine radikale Umgestaltung erfahren haben wird. Den Diktaturen mit ihren peinlichen Folgen hätte man nur auf den Wegen der sittlichen Wiedergeburt und der Offenbarung schöpferischer, geistiger Kräfte entgehen können. (Ebd., S. 52.)

Ich kann das Aufkommen des Nationalsozialismus durchaus verstehen als geradezu zwangsläufige Reaktion auf Versailles und die Verständnislosigkeit und Rachsucht der Sieger. Man übersieht allzu gerne, daß vor Hitler andere Staatsmänner die deutsche Regierung führten, die das Synedrium der Weltmächte mit dem deutschen Volk hilflos und verzweifelt am Kreuz von Versailles hängen ließen. Ich kann es verstehen, daß sich viele aufrechte deutsche Menschen dem Nationalsozialismus anschlossen in der Überzeugung: So kann es nicht mehr weitergehen!

Ich möchte an dieser Stelle wiederholen, was Altpräsident Hoover am 14. August 1954 in Chicago erklärte:

„Wir müssen uns klar werden über die Lebensenergie jener gewaltigen geistigen Kraft, die wir ‚Nationalismus' nennen. Verwirrte Intellektuelle versuchen, den Nationalismus als eine Sünde gegen die Menschheit zu brandmarken. Sie scheinen zu glauben, daß dem Wort ‚Nationalismus' eine Infamie anhaftet. Aber diese Weltmacht kann nicht dadurch verdunkelt werden, daß man sie als Gier oder Selbstsucht diffamiert, was sie bisweilen sein kann. Der Geist des Nationalismus stammt aus den Tiefen der menschlichen Seele. Er kommt aus dem Verlangen der Menschen, frei von fremder Herrschaft zu sein und sich selber zu regieren. Er entspringt aus tausend Quellen des Volkstums, aus der Geschichte, aus Opfern und Stolz über nationale Erfolge."

„Jedes Volk hat seine Toten auf dem Altar des Vaterlandes niedergelegt: sie starben mit der nationalen Fahne

vor ihren Augen und der Nationalhymne auf ihren Lippen. Der Stolz auf ihr Volkstum erwuchs aus ihren Opfern und Leiden. Weckt nicht das Wort Amerika in uns tiefere Empfindungen als geographische Vorstellungen? Erwachen in uns nicht die Leiden und Opfer unserer Vorfahren, die uns die Unabhängigkeit erkämpften, sooft das Wort auch nur erwähnt wird?"

„So leben diese Gefühle weit und tief in allen freien Völkern. Aus ihnen und aus ihrem religiösen Glauben schöpfen sie ihre Kraft. Daraus fließt ihr Wille, der Tyrannei und Fremdherrschaft zu widerstehen. Der ‚Nationalismus' darf nicht preisgegeben werden, wenn unsere Kultur unter freien Menschen erhalten bleiben soll." ("The Tablet", 17. Juli 1954.)

Die Sehnsucht nach nationaler Einheit, Freiheit und Würde ist jedem gesunden Volke natürlich. Prof. Hans von Hentig schrieb noch unlängst in einem amerikanischen Blatt einen Artikel: „Machiavellis schlechte Schüler", in dem es heißt: „Am Ende seines unsterblichen Werkes über den Staatsmann ruft (Machiavelli) das von Fremden besetzte und ausgesogene Italien zur Einheit, der einzigen zuverlässigen Form staatlicher Kraft und Unabhängigkeit auf. Ihm, dem politischen Genie, stand dieser Wert an erster Stelle. Ohne ihn konnte Italien weder leben noch atmen. Die Einheit ist das höchste politische Ziel der Vereinigten Staaten gewesen. Niemand hat nach dem Angriff Napoleon III. auf die westliche Hemisphäre die deutsche Einheit heißer begrüßt als das amerikanische Volk." („Cincinnatier Freie Presse", 20. Juni 1954.) Ich kann nicht einsehen, daß für die Deutschen unrecht sein sollte, was für Italiener, Franzosen, Engländer und Amerikaner, ja selbst für kleine Völker, die mit dem Selbstbestimmungsrecht „Nationalstaaten" aufzogen, selbstverständlich und natürlich ist.

Vom Standpunkt der Politik, der Zweckmäßigkeit — die in den angelsächsischen Ländern der einzige Maßstab zu sein scheint — und erst recht der Ethik, kann man den Nationalsozialismus verschieden beurteilen. Für mich sind z. B. die Art und Weise, in der das Judenproblem angegangen wurde, die Behandlung politischer und weltanschauli-

cher Gegner, KZ und Volksgerichtshöfe — „Recht ist, was dem deutschen Volke nützt!" —, zwangsweise Sterilisierung, Euthanasie usw. untragbar. Es ist keine Entschuldigung, daß auch die andere Seite Unrecht und Verbrechen beging — denken wir nur an die Austreibung von Millionen aus rassischen Gründen! — und darauf „vergaß", als sie die Schuldigen nach den ominösen Nürnberger Gesetzen verurteilte und bestrafte.

Es wäre unrecht und unklug, heute alles abzulehnen, nur deshalb, weil es vom Nationalsozialismus angefangen und durchgeführt wurde.

Eine unüberbrückbare Kluft besteht — wenigstens für mich — dort, wo man den Nationalsozialismus als Weltanschauung proklamiert. Religionen, Weltanschauungen schließen sich gegenseitig aus. Bei dem Prozeß gegen Helmut Graf von Moltke sagte der Vorsitzende des Volksgerichtshofes, Freisler: „Nur in einem sind das Christentum und wir gleich: Wir fordern den ganzen Menschen", und er fragte: „Von wem nehmen Sie Ihre Befehle? Vom Jenseits oder von Adolf Hitler? Wem gilt Ihre Treue und Ihr Glauben?" Die Antwort hat Christus selber vorweggenommen: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist." Der Bereich der Religion und des Gewissens muß für den Staat unantastbar sein. Die Sicherheit des Staates ruht auf dem Gewissen, nicht auf Galgen und Bajonetten.

Die Menschen, die aus Gründen des Gewissens den Nationalsozialismus ablehnten und bereit waren, Freiheit und Leben aufs Spiel zu setzen, verdienen auch die Achtung derer, die ihre Haltung nicht teilen. (Viele Fragen, die Tausenden auf der Seele brannten, sind bis heute nicht einmal vom Standpunkt der Ethik eindeutig geklärt, z. B. die Berechtigung oder Pflicht zum Widerstand, Erlaubtheit oder Pflicht zum gewaltsamen Umsturz und Tyrannenmord, Einhaltung militärischer Befehle, die gegen das Gewissen verstoßen, unter Todesgefahr usw.)

Der Satz, daß ein Katholik nicht Nationalsozialist — im Sinne einer nationalsozialistischen Weltanschauung — sein kann, ist *objektiv* richtig. Niemand kann zwei Herren dienen, sagte selbst Hitler. *Subjektiv* liegen die Dinge nicht so einfach: Viele schlossen sich dem Nationalsozialismus aus Idea-

lismus an: sie haben aus Idealismus ihre Pflicht erfüllt, auf dem Schlachtfeld wie auf dem Gebiet der Caritas; sie haben nach der Niederlage bewiesen, daß sie — in den Verdemütigungen der Entnazifizierung, in den KZ — hochstehende Menschen blieben, die sich nicht in die Schuld und zur Anarchie treiben ließen. Als sie sich ihm anschlossen, wollten sie nicht Krieg, nicht Revanche, sondern Frieden, Freiheit und Wohlfahrt für ihr Volk. Es ändert nichts an dieser Tatsache, daß ihr Vertrauen sich nicht erfüllte, daß dieses Ziel nicht erreicht wurde. Subjektiv übten sie jedenfalls eine Tugend, auch im Sinne des Christentums, Vaterlandsliebe. — Der Nationalsozialismus schien ihnen eine Partei, eine nationale Bewegung, nicht eine Religion und Weltanschauung. Sie blieben trotz Lockungen und vielleicht Drohungen der Kirche ihrer Religion treu und bedauerten zutiefst Angriffe auf ihre religiöse Überzeugung. Es ließen sich nicht bloß einfache, theologisch nicht geschulte Kreise täuschen und irreführen. Letzte Instanz bleibt das persönliche Gewissen und darüber das Urteil Gottes, der unsere Absichten und Motive kennt. Wir dürfen also niemand verketzern.

Es wird höchste Zeit, die Wunden der Vergangenheit zu heilen, die Kluft, die unser Volk zerreißt, zu schließen. Das geschieht gewiß nicht durch gewisse Feiern und Gedenkstunden an Tage, die wir gerne vergessen möchten. Wir halten auch keine Trauerfeiern an den Gräbern der Vertriebenen von Potsdam, in Dresden und anderen Stätten des Luftterrors. Menschen, die nur deshalb den Nationalsozialismus ablehnten, weil sie nicht an die Krippe kamen, die selber Terror lehren und üben, wo sie an der Macht sind, Menschen, die zehn Jahre nach der Beendigung des Krieges noch keinen Frieden schlossen, die die Spaltung Deutschlands verewigen wollen, sind schlechte Ratgeber. Uns allen gilt: Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet!

Nur noch wenige Zeilen aus meinem persönlichen Erleben: Im Juni 1938 war ich einige Wochen in Paris und London. Ich suchte Verbindung zu führenden Menschen, zunächst um klarzuwerden, wohin die Entwicklung treibt.

Ich kehrte zurück mit der Überzeugung, daß der Krieg unaufhaltsam sei.

Während meiner Abwesenheit wurde eine infame Hetze gegen mich inszeniert, über die ich lieber schweigen möchte. Noch im Mai hatte der Vorstand des Volksbundes eine von mir verfaßte Erklärung an alle deutschen Katholiken angenommen und veröffentlicht, in der es u. a. heißt: „Es gibt keinen deutschen Menschen, der den Vertrag von Versailles als dauernde und gerechte Grundlage des europäischen Friedens betrachtet hätte, jenen Vertrag, der nicht auf der Macht des Rechtes, sondern auf dem Recht der Macht aufbaute und die Völker dauernd in Sieger und Besiegte scheiden wollte.

Es gibt keinen deutschen Menschen, der dem deutschen Volke allein jenes Selbstbestimmungsrecht vorenthalten wollte, das von den Siegern als Grundlage des Friedens proklamiert, allen anderen Nationen selbstverständlich ist.

Es gibt keinen deutschen Menschen, der nicht mit aufrichtiger Freude es begrüßt hätte, daß das wiedererstarkte Reich die unwürdigen Fesseln zerbrechen und ein Ziel verwirklichen konnte, das seit Jahrhunderten Sehnsucht bester deutscher Menschen war.

Es gibt keinen deutschen Menschen in diesem Staate, der die Lage des Sudetendeutschtums als befriedigend betrachten würde. Wohl aber gibt es viele, die es aufrichtig bedauern, daß die Bemühungen verantwortlicher Staatsstellen um eine Befriedung auf der Grundlage gleichen Rechtes an der Kurzsichtigkeit und einem sturen Chauvinismus untergeordneter Organe scheiterten. Es ist nur eine logische Folge aus solcher Haltung, wenn das Sudetendeutschtum zum Schutz und zur Verteidigung seines Lebensrechtes sich zusammenfand.

Sosehr wir das weltgeschichtliche Geschehen um uns in tiefster Seele miterleben, Weg und Ziel des Volksbundes bleiben unverändert." („Der Führer", Mai 1938, S. 69.)

Am 28. August 1938 wurde in Teplitz-Schönau die Hauptversammlung des Volksbundes — die letzte überhaupt! — abgehalten, die mit einer knappen Mehrheit meine Entlassung erzwang, nachdem man mir vorher wiederholt meinen Rücktritt nahegelegt hatte. Die Mitglieder waren ge-

spalten und erregt wie nie zuvor: Die Prominenten blieben weg. Nur wenige hatten noch den Mut, mich und meine Haltung zu verteidigen, darunter ein um die katholische Sache hochverdienter Mann, Direktor Michael Magerl von der „Deutschen Presse", der mir in diesem kritischen Zeitpunkt sogar anbot, das führende katholische Blatt, die „Deutsche Presse" in Prag, zu übernehmen. Der Volksbund ging nicht mit fliegenden Fahnen unter, wie ich es gewünscht. Auf seinen Grabstein muß man die Worte Windthorsts schreiben: „Von den Feinden unbesiegt, von den Freunden verraten!" Die Sieger von Teplitz konnten sich nicht lange des Erfolges freuen: Der Volksbund wurde nach dem Einmarsch Hitlers behördlich aufgelöst, das Vermögen beschlagnahmt. Für mich war die Vernichtung meines Lebenswerkes ein schwerer Schlag. Ich kann nicht das Wort des heiligen Ignatius wiederholen, der auf die Frage, wie er sich verhielte, wenn sein Lebenswerk vor seinen Augen zusammenbräche, zur Antwort gab: „Ich würde eine halbe Stunde Zeit brauchen, um meine Ruhe im Herrn wiederzufinden." (Vgl. dazu meine Broschüre: „Der Kampf um den Volksbund.")

II

CZECHO-SLOVAKIA REDIVIVA?

Das Material dieses Kapitels habe ich für meine Aufklärungsarbeit gesammelt und verwendet — in einem von Haß gegen die Sudetendeutschen vergifteten Amerika. Die Eugenische Gesellschaft von Kalifornien brachte z. B. eine Greuelbroschüre heraus, in der die Sudetendeutschen eine „Million Verräter mit schwarzen Herzen" genannt werden.

Prof. Dr. A. F. Hermens von der Notre-Dame-Universität, ein um das Deutschtum hochverdienter Mann, Verfasser von "The Tyrant's War & The Peoples' Peace" und vieler Aufsätze, veranlaßte mich, das Material zu einem Aufsatz zu verarbeiten, der in "Review of Politics" erscheinen sollte. Ich hatte dagegen meine Bedenken und schrieb Dr. Hermens am 17. März 1945: „Ich betrachte die Sudetenfrage schon als ‚gelöst'. Die CSR ist bedingungslos Stalin verschrieben. Benesch ist nur eine Figur Stalins

und er scheint sich dessen — besonders nach den Erfahrungen mit Karpathorußland — sogar schon bewußt zu sein. Der Mann, mit dem allein man noch verhandeln kann, ist Stalin. Jalta ist für mich wenigstens der Beweis, daß die Churchill-Roosevelt sich Stalin gegenüber erbärmlicher verhalten als Chamberlain in München. Sie haben das christliche Abendland einfach verkauft und verraten."

Auf neuerliches Ersuchen schrieb ich den Artikel über die Entwicklung der CSR, wie ich sie im Exil sah und beurteilte. Der bekannte Dr. Waldemar Gurian, dessen Herz nicht für Deutschland schlug — vielleicht wurde er deshalb nach dem Krieg zu Vorträgen an deutsche Universitäten eingeladen! —, verhinderte nach einer lebhaften Auseinandersetzung, die ich mit ihm in Notre Dame hatte, entgegen dem Willen des Redaktionsausschusses, die Veröffentlichung des Artikels, weil die Frage „nicht aktuell" sei. — Vielleicht kann ich zur Veranschaulichung der Mentalität Dr. Gurians noch anführen, daß dieselbe "Review of Politics" noch im April 1953 einen Aufsatz von Joseph B. Schechtman brachte, in dem es heißt: „Der Vertriebene muß dazu kommen, daß er erkennt, daß seine Überführung definitiv und unwiderruflich ist, daß er irredentistische Träume und Propaganda aufzugeben hat und Deutschland als seine dauernde Heimat ansehen muß. Das fehlt im Augenblick. Die Vertriebenen hoffen auf irgendeinen plötzlichen und radikalen Wechsel in der internationalen politischen Situation, der ihren ethnisch-territorialen Status quo wiederherstellt... Sie werden durch die deutsche öffentliche Meinung und durch die Regierung unterstützt... Das kann sich folgendermaßen entwickeln: Ermutigung des Irredentismus, psychologische Unfähigkeit, das Flüchtlingsproblem zu lösen, und als Folge eine irredentistische Explosion. Wenn man das vermeiden will, muß man die bevölkerungspolitische Neuordnung Europas als endgültig ansehen."

Beim Lesen des Kapitels bitte ich zu berücksichtigen, daß es nicht 1955 entstanden ist, sondern die Übersetzung eines Aufsatzes darstellt, der im März *1945* geschrieben wurde, also noch während des Krieges, zu einer Zeit, da ich nicht amerikanischer Staatsbürger war, sondern nur den tschechischen Paß hatte, mit dem ich 1941 nach Amerika gekommen war.

*

1936 erschien in Paris ein Roman von S. Fowler: „Der Untergang von Prag." Deutsche Piloten greifen ohne vorhergehende Kriegserklärung die Tschechoslowakei an und schlagen sie entscheidend. Prag wird bis zu den Fundamenten zerstört. Die Naziregierung veröffentlicht ein Manifest, in dem es heißt: Die Tschechoslowakei hat mit dem heuti-

gen Tage aufgehört zu bestehen. Böhmen, Mähren und Schlesien werden mit Ausnahme jener Gebiete, die gerechterweise zu Polen und Ungarn gehören, ins Deutsche Reich eingegliedert. England nimmt die veränderte Situation zur Kenntnis. Zum Protest wirft ein tschechischer Pilot über der Sixtinischen Madonna zu Dresden Bomben ab — vergebens.

Der Roman klang im Zeitpunkt des Erscheinens phantastisch. Die Verbreitung in der CSR wurde verboten, wahrscheinlich, um die Nazis nicht zu reizen. Der tschechische Außenminister Dr. Krofta hat mir einmal gesagt: „Hitler ist wie ein hysterisches Weib. Wir müssen alles vermeiden, was ihn irritieren könnte." Niemand erwartete, die CSR würde sich ausliefern oder gar von ihren Bundesgenossen dem Diktator ausgeliefert werden, ohne auch nur einen Schuß abzufeuern — wie es in München geschah.

Heute wissen auch die Appeaser von damals, daß München keineswegs eine Dauerlösung war oder auch nur „Frieden für unsere Zeit" brachte, sondern vielmehr der Ausgangspunkt des zweiten Weltkrieges. Es war auch damals schon ersichtlich, daß Hitler nicht in erster Linie an der Lösung eines Minderheitenproblems interessiert war. Wenn schon nichts anderes, so war die Anwesenheit Mussolinis in München der Beweis dafür; denn das faschistische Italien gehörte zu den Staaten, die „eine typische, unverhüllte Entnationalisierungspolitik gegenüber den nationalen Minderheiten betrieben". (Josef Chmelař, „Die nationalen Minderheiten in Europa", Prag 1937, S. 96.)

Ich war damals mit vielen Sudetendeutschen in scharfem Gegensatz zu einer Politik des Appeasement: Das Münchener Diktat zerstörte jahrhundertealte Grenzen, unterbrach eine wirtschaftliche Einheit, vernichtete viele Existenzen, zerstörte Familien und führte tausende in Konzentrationslager, Elend und Exil. Die Feststellung dieser Tatsache bedeutet natürlich nicht, daß es keine Probleme gab, die auf rasche und gerechte Lösung warteten. Im Gegenteil, es gab sehr viele Probleme.

Die Probleme haben sich seit München nicht geändert; der Krieg hat sie vielmehr wesentlich verschärft. In einem Interview in den "Londoner Sunday Times" vom 5. November 1939 erklärte Dr. Benesch: „Wie könnte man in zwanzig

Jahren einen vollkommenen Staat schaffen? Wir haben dreihundert Jahre unter einer Fremdherrschaft gelitten. Wir hätten zwei Generationen gebraucht, nicht eine. Selbst wenn ich nur zehn Jahre mehr ohne Hitler gehabt hätte, hätten wir alles friedlich regeln können." Das Leben kümmert sich wenig um „wenn". Der letzte österreichische Kaiser hatte ausgezeichnete Pläne für die Neuordnung Österreichs. (Vgl. F. W. Förster, „Europa und die deutsche Frage", Luzern 1937, S. 229 ff.) Aber unter allen Nationen des großen Reiches antworteten zuerst die Tschechen: Zu spät! — trotz Palackys Warnung: „Gäbe es kein Österreich, wir müßten eines erfinden!" Hitler und alles, was er erstrebte, kann manches erklären — für die Tschechoslowakei wie anderwärts, aber nicht alles ...

Das Mitteilungsblatt des Forschungsinstitutes für Fragen des Donauraumes bringt folgende interessante Nachricht:

„In einem Brief an 'The Times Literary Supplement', London, führt Paul de Hevesy u. a. folgendes aus: Der verstorbene Lord Norwich, der als Sir Duff Cooper britischer Botschafter in Paris war, veröffentlichte folgenden Brief im 'Daily Telegraph' vom 18. April 1950:

‚Bezugnehmend auf Herrn Paul von Hevesys Brief, teile ich Ihnen mit, was für ihn und viele andere Ihrer Leser interessant sein mag. Im Jahre 1946 sagte der verstorbene Jan Masaryk beim Frühstück in meinem Haus, daß die Tschechen nie so glücklich waren als zur Zeit, in der sie einen Teil der österreichisch-ungarischen Monarchie bildeten. Zu jener Zeit dachte ich, daß dies ein tragisches Zugeständnis von seiten seines Vaters Sohn sei. Die Zeit hat den Beweis geliefert. Es ist nun allgemein anerkannt, daß das Verschwinden der österreichisch-ungarischen Monarchie eines der unglückseligsten Ereignisse dieses unheilvollen Jahrhunderts war.'

Paul de Hevesy sah sich zu dieser Erinnerung durch zwei Briefe veranlaßt, die Mr. Wickham Steed und Mr. David Mitrany an 'The Times Literary Supplement' geschrieben hatten. Hevesy fragt in diesem Zusammenhang, wieviel an Freiheit in den Ländern übrig geblieben sei, die angeblich von dem Joch der Habsburger befreit wurden. Auch die Erzählung, daß die österreichisch-ungarische Monarchie von

innen auseinanderbrach, sei im Hinblick auf die alliierten Versprechungen an Italien und Rumänien und den drei Jahre währenden vereinten Kampf der vielen Nationalitäten der Monarchie gegen Russen, Serben, Rumänen und Italiener durch die Tatsachen widerlegt. Hingegen konnte die Runciman Commission im Jahre 1939 in der Tschechoslowakei feststellen, daß die verschiedenen Nationalitäten dieses neu erfundenen Staates nur den Wunsch hatten, sich von ihm freizumachen. Zweifelsohne hätten viele der gegenwärtigen Wirren der Welt mittelbar oder unmittelbar ihren Grund in der Zerstörung der Habsburger-Monarchie."

Es naht die Zeit für einen neuen Start. Es gäbe eine interessante Studie, die Entwicklungen zu verfolgen von Chamberlains unglücklichem Wort „von einer Streiterei in einem fernen Land, unter Völkern, die uns nichts angehen — of whom we need know nothing" (Radioansprache am 27. September 1938; zitiert in „Crisis, ein Bericht von CBS", S. 118), zu der vorsichtigen Antwort auf Beneschs Telegramm zu Kriegsbeginn: „Wir erwarten durch den Triumph der Grundsätze, für die wir zu den Waffen griffen, die Befreiung des tschechischen Volkes von der Fremdherrschaft", zur Anerkennung des tschechoslowakischen Nationalrates und später der Exilregierung, zum Widerruf des Münchener Vertrages und schließlich zur Erklärung der Westmächte, daß die CSR in den Vor-Münchener Grenzen wiederhergestellt wird. Es wäre nicht minder interessant zu beobachten, wie Dr. Benesch während des Exils seine Position stärkte. Sein Verzicht auf das Amt des Präsidenten der CSR ist eine geschichtliche Tatsache. (Vgl. seine letzte Radioansprache vom 5. Oktober 1938 aus Prag, nachgedruckt in "Friends of Europe", London, Oktober 1938, p. 442.) Es war seine Absicht, erklärte er bei dieser Gelegenheit, sein Amt sofort nach München niederzulegen. Er schob diesen Plan auf, „um in der Zwischenzeit eine stärkere und stabilere Regierung zu sichern". Er verließ Prag tief enttäuscht: „Die Opfer, die andere von uns verlangten, waren unglaublich groß und höchst ungerecht. Das wird unser Volk nie vergessen, obwohl es diese Opfer ruhig und in völliger Selbstaufopferung brachte." (Ebd.) Es ist be-

zeichnend, daß er seine Briefe an den Völkerbund und andere Stellen unterzeichnete: Edward Benesch, *Ex*präsident der CSR, Professor der Universität Chicago. (Vgl. Benesch, "Democracy Today and Tomorrow", London 1939, S. 226: Zur Anerkennung der tschechoslowakischen Regierung in England. Eine staatsrechtliche Studie von Dr. S., London 1940.) Es fehlt der Raum, diese Entwicklungen auch nur zu skizzieren. Es scheint aber notwendig, eine Übersicht über die Ereignisse zu geben, die zu München führten — nicht um anzuklagen oder die Schwierigkeiten zu vermehren, sondern um eine gesunde Basis für einen neuen Anfang vorzubereiten. Benesch selber erklärte ja in seiner vorjährigen Weihnachtsbotschaft: „Wir können nicht einfach zu 1938 zurückkehren." ("News Flashes from Czechoslovakia", 8. Jänner 1945 — im folgenden zitiert als NFl.)

Die Tschechoslowakei, die nach dem letzten Kriege entstand, war eine Miniaturausgabe Österreichs, ein viel-nationaler Staat. Hier sind die Zahlen nach der Volkszählung 1930:

Tschechen	7,447.145 =	50,56%
Slowaken	2,309.459 =	15,68%
Deutsche	3,318.445 =	22,53%
Ungarn	719.569 =	4,89%
Ukrainer	568.941 =	3,86%
Juden	204.779 =	1,39%
Polen	100.322 =	0,68%
Rumänen	14.170 =	0,10%
andere	46.709 =	0,31%

Die Propaganda macht keinen Unterschied zwischen Tschechen und Slowaken, um ein eindrucksvolleres Bild der „Staatsnation" zu bieten. Die Slowaken sprechen eine Sprache, die der tschechischen beinahe identisch ist, aber ihre Geschichte, Tradition und ihr Charakter kennzeichnen sie als völlig verschiedenes Volk, sagt mit Recht F. S. Campbell. ("The Menace of the Herd", Milwaukee, 1943, S. 157 f.)

Der Name des neuen Staates war so gut wie unmöglich. Er hatte keine geschichtliche Grundlage. Noch viele Jahre nach der Neugründung kam Post nach Prag-Österreich,

selbst zur Burg des Präsidenten. Da der Name aus ethnographischen Begriffen zusammengesetzt ist, hätte er lauten müssen: „Tschechisch-deutsch-slowakisch-ungarisch-ruthenische Republik.“ Schon der Name verhinderte die Bildung einer Staatsmentalität, das Aufkommen eines übernationalen Denkens wie im alten Österreich, in der Schweiz oder auch in Amerika. Es brauchte viel Propaganda, um der Welt den neuen Namen einzuprägen. G. K. Chesterton bemerkte: „Ich glaube, es war ganz in Ordnung, das mittelalterliche Königreich Böhmen wieder aufzurichten, das durch einen Zufallssieg der Türken beinahe zerstört wurde. Ich konnte aber nie verstehen, daß man den Namen in Tschechoslowakei umwandeln sollte. Das kommt mir vor, wie wenn man die alte Nationalität Irlands wieder errichten wollte, indem man einen dünnen, willkürlichen Streifen Schottlands anhängt und das ganze Celto-Calcedonien nennt.“ ("The End of an Armistice", New York, 1940, S. 41.) — Es war jedenfalls unwahrhaftig und taktlos, diesen Staat als Nationalstaat zu behandeln, als gäbe es nur Tschechen und Slowaken, und die anderen Nationen als Minderheiten zu bezeichnen und zu behandeln, d. h. in Praxis als Bürger mit denselben Pflichten, aber geringeren Rechten. Eine wirkliche Demokratie kennt keine Favoriten und keine Stiefkinder.

Tschechen und Nichttschechen betraten den neuen Staat mit verschiedener Mentalität: Die Tschechen betrachteten sich als „Sieger“, die anderen Nationen als Besiegte. So menschlich das sein mag, die daraus erwachsende Praxis war beinahe unmenschlich. Der sudetendeutsche Sozialistenführer Seliger bezeichnete einmal die Tschechen als die Preußen unter den Slawen. (Vgl. Campbell, l. c. 172 und 352.) — Eines scheint unbestreitbar: Die Tschechen sahen die Probleme des neuen Staates nicht. Es fehlte offenbar die psychologische Einfühlung. Das Vae victis war sehr eindrucksvoll. Das Sudetengebiet wurde zwangsweise besetzt — nicht ohne Verlust von Menschenleben. H. A. Pichler schreibt in F. von Lützows geschichtlicher Übersicht „Bohemia“: „Man braucht sich nicht zu wundern, daß die Tschechen versuchten, die Deutschen in zahllosen kleinlichen Wegen zu demütigen.“ (London 1939, S. 359.)

Die ersten Opfer waren die heimkehrenden Soldaten.

Orden und militärische Abzeichen wurden ihnen heruntergerissen. Sie durften sie nicht mehr tragen — im Gegensatz zu den tschechischen Legionären, die tatsächlich gegen ihr eigenes Vaterland gekämpft hatten. Es wird berichtet, daß Napoleon beim Vorbeimarsch an einer Kathedrale bemerkte, daß die Fenster mit schwerem Papier verhängt waren. Man erklärte ihm, daß man seine Augen durch den Anblick der Lilien, des Symbols der entthronten Monarchie, nicht zu beleidigen wünschte. Napoleons Antwort: „Enthüllet sofort jedes Fenster! Durch acht Jahrhunderte wurde Frankreich im Zeichen der Lilie zum Ruhm geführt, genau so wie heute durch meine Adler. Die Lilie muß darum allen Franzosen teuer sein und geachtet werden." Die Tschechen zerstörten alle historischen Denkmäler, darunter hervorragende Kunstwerke; sie wollten die gemeinsame Geschichte mit Österreich auslöschen, die selbst vielen von ihnen teuer war. — Lächerlich war der Kampf gegen die alten schwarzgelben Fahnen; selbst von den Wegweisern und Plakaten mußte diese Farbe verschwinden. — Deutsche Inschriften wurden ausgemerzt. In den Eisenbahnzügen wurde das Wort „Notbremse" herausgemeißelt. Prag war sehr tolerant gegen französische und englische Aufschriften, intolerant bis zur Grenze des Möglichen gegen deutsche Worte. Die Aufschrift „Deutsches Haus" am Graben war für die Chauvinisten nicht tragbar und wurde durch „Nr. 26" ersetzt. Anderswo mußte das „Deutsche Haus" die Aufschrift „Nemecky Dum" tragen, auch wenn kein Tscheche am Orte wohnte oder das Lokal betrat. — Der Ortsname Lundenburg, die Übergangsstelle von Millionen deutschsprechender Reisender aus und nach Österreich wurde in Břeclav umgeändert; Auskunftstafeln waren tschechisch und französisch, nicht aber deutsch gehalten. Die Zoll- und Paßrevision war eine Qual. Man sprach von der Hölle von Lundenburg. Ich habe einmal für den Bischof von Leitmeritz die heiligen Öle für die Karwoche von der Wiener Nuntiatur abgeholt und in Lundenburg über die Grenze gebracht. Obwohl ich neben meinem Paß besondere Ausweispapiere mitführte, wurde nicht bloß der Ölbehälter, sondern ich selber von Kopf bis Fuß in unwürdigster Weise untersucht. — Viele Ausländer, die die bekannten sudetendeutschen Weltkurorte Karlsbad, Marien-

bad, Franzensbad besuchten, haben mir erzählt, daß sie auf Fragen in deutscher Sprache von Polizisten die Antwort erhielten: Nerozumim. Wenn sie dann französisch oder englisch fragten, erhielten sie eine deutsche Antwort. — Eines Tages erhielt ich ein Telegramm meines Freundes, Senator Dr. Eduard Pant, aus Kattowitz (Polen), das mich zu einer wichtigen Konferenz nach Wien einlud. Da es nach Reichenberg, nicht nach Liberec, adressiert war — wie die Tschechen die 85prozentig deutsche Stadt umbenannten —, durfte es mir nicht zugestellt werden, sondern ging zurück. Nur eine deutsche Telephonistin verständigte mich vom Inhalt.

Man könnte ein ganzes Buch mit solch kleinlichen Schikanen füllen. Dieser Gesinnungsfliegenfang — wie Hermann Bahr einmal sagte —, dieses Jagen nach Inschriften, Abzeichen, weißen Socken, schien den Tschechen notwendig, nicht bloß in den Umsturztagen, sondern bis herauf zu „München". Dem Außenstehenden, besonders dem Amerikaner, mögen diese Dinge vielleicht unbedeutend und lächerlich erscheinen. Sie wurden aber als „Geßlerhüte", als dauernde Provokation empfunden und wirkten zersetzend.

Die Tschechen haben für solche Feststellungen gewöhnlich die Erklärung und Entschuldigung: „Die Sudetendeutschen waren die bestbehandelte deutsche Minderheit in Europa." Ich kenne die Verhältnisse ziemlich gut, da ich mich viel mit den Fragen beschäftigte. Ich will die Wahrheit dieser Antwort nicht bestreiten. Der springende Punkt ist aber: Die Sudetendeutschen waren nicht „Gleiche unter Gleichen", wie Masaryk erklärte; im Verhältnis der Nationen zueinander glich nichts den Schweizer Verhältnissen oder gar der „Höheren Schweiz", die Benesch versprochen hatte. Die Sudetendeutschen waren einfach eine Minderheit mit weniger Rechten als die zahlenmäßig schwächeren Slowaken oder selbst die Karpathorussen. Die tschechische Demokratie übernahm niemals die Definition (des bekannten amerikanischen Autors) T. F. Woodlock: Demokratie ist der Schutz der Minderheiten durch die Mehrheit. C. M. Macartney, eine hervorragende Autorität auf dem Gebiet der Minderheitenfrage, schreibt: „Solange die Mehrheitsvölker, die das Kommando verschiedener Staaten übernommen haben, das

theoretisch absurde, praktisch unerreichbare Ziel verfolgen, diese Staaten zum ausschließlichen Instrument ihrer eigenen nationalen Ideale und Aspirationen zu machen, solange bleiben die Minderheiten in einer Lage, die kein internationales Schutzsystem erträglich machen kann... Ein Nationalstaat und nationale Minderheiten sind unvereinbar." („National State and National Minorities", Oxford Press, 1934, S. 422.) — Wenn die Sudetendeutschen irgendwie besser behandelt werden, so liegt der Grund dafür nicht in einer Mentalität, wie sie in diesen Zitaten zum Ausdruck kommt, oder auch nur in politischer Klugheit, sondern eben in der Tatsache, daß sie die zahlenmäßig stärkste deutsche Minderheit waren und daß die Tschechoslowakei eine Art Insel im deutschen Meere war — eine Tatsache, die Hitlers Plänen sehr zu Hilfe kam. — Gute oder schlechte Behandlung? Alles hängt von dem Standpunkt ab, von dem man die Frage beurteilt. Ein Gefängnis schaut verschieden aus für den Gefangenen und für den Aufseher. Ein Engländer und ein Inder (wie etwa Pandit Nehru, der während der Krise von 1938 ins Sudetenland kam, um die Demokraten zu unterstützen) haben verschiedene Anschauungen über Indien.

Es gab wirtschaftliche Schwierigkeiten, die zum Teil natürliche Ursachen hatten — wenn man so sagen kann —, zum Teil künstlich geschaffen wurden. Natürliche Ursachen infolge der Zerstörung Österreichs, der Vivisektion eines politischen, kulturellen, wirtschaftlichen Körpers, die nicht ohne ernste Folgen bleiben konnte. Ein großer Teil der österreichischen Industrie lag auf tschechoslowakischem Gebiet. Die Industrie blieb, der Markt ging verloren. Die neuerstandenen Staaten bauten ihre eigene Industrie auf. Der Maschinenbestand wurde zu Schleuderpreisen verkauft und nach den Balkanländern exportiert, wo man Löhne bezahlte, die keinen entsprechenden Lebensstandard ermöglichten. Die hochstehenden Arbeiter und Spezialisten wurden arbeitslos. Auch die Weltdepression wirkte sich nachteilig auf die tschechoslowakische Industrie aus. Als Hitler an die Macht kam, fanden viele Arbeitslose, besonders die „Grenzgänger", wieder Beschäftigung und relativ hohen Verdienst. Vor Menschen mit leerem Magen kann man keine Fastenpredig-

ten halten; eine volle Lohntüte wirkt mehr als leere Versprechungen. Schlimmer noch, die Tschechen übernahmen sehr oft freiwerdende Arbeitsplätze im überwiegend deutschen Gebiet; Unternehmer waren gezwungen, einen bestimmten Prozentsatz tschechischer Arbeiter anzustellen. Dr. Benesch selber mußte bei einer Rede zu Reichenberg 1937 gestehen: „Ich weiß, daß unsere Deutschen praktische Beschwerden haben. Soweit Fragen der Schule und der Sprache in Frage kommen, sind sie nicht grundsätzlicher Natur und können leicht durch eine vernünftige Praxis geregelt werden. Ich zögerte nicht, zuzugeben, daß in diesen Fragen Fehler begangen wurden, z. B. durch die Entsendung von Arbeitern und Angestellten aus tschechischen in arbeitslose deutsche oder gemischtsprachige Gebiete."

Dr. Hans Singule zählt in seinem Buch „Der Staat Masaryks" (Mhr.-Ostrau, 1938) folgende Stationen der Sudetenpassion auf: Entnationalisierung von Städten und Dörfern; Nebenregierungen, die berüchtigten Jednotas, Terrorgruppen, welche die Beamten überwachten, denunzierten und die Macht hatten, ihre Entlassung zu erzwingen; Verlust von deutschem Grund und Boden, besonders durch die sogenannte Bodenreform; Regelung der Kriegsanleihenfrage zum Nachteil der Deutschen; Entlassung deutscher Beamter aus dem Staatsdienst, später selbst aus der Privatindustrie im Zusammenhang mit schikanösen Sprachprüfungen; sinnloser Kampf gegen die deutsche Universität und ihre Insignien; Seelenfang durch wirtschaftlichen Druck. — George N. Shuster bringt einen sehr anschaulichen Vergleich: „Es ist richtig, zu behaupten, daß das, was in Europa vor sich ging, dem sehr ähnlich ist, was in Amerika geschähe, falls 1940 nach einem Krieg, der zur Erschöpfung der weißen Rasse führte, der Neger in sechs Südstaaten Kontrolle erhielte. Er würde nicht zuerst an die Staatswohlfahrt denken, sondern an sein eigenes Wohlergehen im Staate. Da er lange der Benachteiligte war, möchte er mit einem Schein von Vernünftigkeit daran denken, sich in den besten Häusern und auf dem besten Land niederzulassen, die bestbezahlten Stellen und die schönsten Uniformen zu erhalten, herumzuparadieren und sich zu zeigen und den unglücklichen Weißen das Leben schwer zu machen. Das ist jedenfalls in Um-

rissen ein Bild der Vorgänge im zeitgenössischen Osteuropa." ("The Germans", New York 1932, S. 204.)

Die Außenpolitik der CSR war von etlichen ANTI's geleitet. Sie war vor allem Anti-Habsburg trotz vieler Pro-Habsburger Sympathien ... Warum fürchtete man Habsburg so sehr, daß Benesch ausrief: „Ich möchte lieber die Nazis in Prag als die Habsburger in Wien sehen!" (Vgl. F. S. Campbell, l. c. 158; Arvin Fredborg, "Behind the Steel Wall", New York 1944, S. 300 f.) Warum mobilisierte die Prager Regierung gegen Ungarn, als Kaiser Karl zurückkehrte?

Norbert, der Verfasser des Buches: „Die Totengräber des sudetendeutschen Katholizismus", schrieb in der Schweizer Wochenschrift „Die Entscheidung" (Nr. 13/1938): „Unglück bringt Einigkeit. Jetzt verstehen (Prag und Wien) einander ohne Worte und trotz des Sprachenstreites der Vergangenheit. Jetzt wissen sie, was es heißt, den Raum Prag-Wien-Budapest, einen Schicksalsraum, aufzulösen. Schwarz-gelb war nicht immer gut, aber es war eine übernationale Idee ... Mit Schwarz-gelb konnte man reden, debattieren, Fragen regeln. Nun werden die Tschechen, die Generationen zwischen vierzig und sechzig, lernen, Vergleiche zu ziehen zwischen Hakenkreuz und Schwarz-gelb ... Haß gegen Österreich war der blinde Punkt in den Augen der Tschechen. Die Zerschlagung Österreichs ebnete den Weg für Hitler ... Das ist der weltgeschichtliche und welttragische Irrtum der Entente und Masaryks. Darum ist Henlein heute Herr im Hradschin. Die allslawische Idee war ein Weg, der übernationale österreichische Bundesstaat ein anderer. Ein slawisches Klein-Österreich mit westlichen Sicherheitsgarantien war der Weg in die letzte Zone, die noch nicht die letzte ist."

Die tschechische Politik war immer antiungarisch und antipolnisch. Es ist mehr als bezeichnend, daß der erste tschechische Außenminister erst nach Hitlers Machtübernahme nach Berlin kam. Frankreich dagegen war der Favorit. Die CSR war der entschiedenste Verteidiger Frankreichs, fast möchte man sagen, französischer als die Franzosen selber. Die Außenpolitik mißachtete geographische, wirtschaftliche und nationale Tatsachen völlig.

Nach dem Debakel von München schrieb der bekannte Ferdinand Peroutka: Ist ein Mann verantwortlich? Er antwortete mit Recht: Nein, nicht Benesch allein ist schuldig. Er fährt dann fort: „1920, als wir unsere Verfassung schufen, war vielleicht die Zeit, die Zustimmung der Deutschen zur Existenz unseres Staates einzuholen... Ich glaube nicht, daß das ganze Debakel hätte vermieden werden können, aber der Sturm hätte harmloser sein können... Die Auflösung des Bündnisses mit Frankreich hätte bedeutet, daß wir uns für gut oder übel an Deutschland ausliefern. Es hätte eine Revision unserer Grenzen nicht verhindert, weil Deutschland von einer alldeutschen Partei beherrscht ist, die nach der Einheit aller Deutschen in einem Staate strebt. Aber die Ereignisse wären nicht so scharf hereingebrochen, es hätte keine Atmosphäre von Ultimaten und Mobilisierung gegeben, die Diskussion wäre mehr normal, die Opfer, wenn auch unvermeidbar, wären viel geringer gewesen." Ein Mitglied des tschechoslowakischen Parlamentes, Jaroslav Spaček, schrieb in den „Narodny Listy": „Das Fundament der Zukunft muß Wahrheit und Realismus sein, d. h. mit Bezug auf Deutschland, Rücksicht auf die geopolitischen Voraussetzungen unserer Existenz, die unsere Vorfahren seit den Tagen des hl. Wenzel zu respektieren hatten."

Betrachten wir kurz die Innenpolitik der CSR: Es ist wahr, daß die Sudetendeutschen anfangs die Mitarbeit im neuen Staate ablehnten. Sie erwarteten das von Wilson proklamierte Selbstbestimmungsrecht; viele konnten nicht an die Stabilität der Neugründung glauben. Masaryk verschärfte die Situation, als er bei seiner Ankunft in Prag die Deutschen als „Emigranten und Kolonisten" insultierte (ein Wort, das schwer zu verstehen ist im Munde eines Mannes, dessen Frau Amerikanerin war, der selber nur durch die Nachkommen amerikanischer Emigranten und Kolonisten zur Macht gekommen ist). Als nach kurzer Abkühlungsperiode der Sozialistenführer Seliger seine Bereitwilligkeit zur Zusammenarbeit mit den Tschechen erklärte, erhielt er von Finanzminister Dr. Rasin die Antwort: „Mit Rebellen verhandeln wir nicht!" Es verdient Beachtung, daß die Sudetendeutschen am Anfang keine Deckung durch Deutschland hatten. (Vgl. Grant Duff, "Europe and the Czechs",

London 1938, S. 61.) B. Newman stellt fest, daß „in Paris keine sudetendeutsche Gruppe Anschluß an Deutschland verlangte". ("Danger Spots of Europe", London 1939, S. 252.) Der verewigte Roland Köster, Deutschlands Botschafter in Prag in der Zeit vor Hitler, hat mir wiederholt gesagt: Zusammenarbeiten mit den Tschechen! Später gewann der sogenannte Aktivismus an Boden, d. h. die politische Zusammenarbeit zwischen Sudetendeutschen und Tschechen im Interesse der CSR, nicht zuletzt durch den Einfluß eines großen Staatsmannes, des Agrariers Svehla. 1926 traten zum ersten Male Sudetendeutsche in die Regierung ein, zwei Professoren der Prager deutschen Universität, Dr. Robert Mayr-Harting und Dr. Franz Spina. Obwohl die politischen Erfolge der sudetendeutschen Aktivisten mehr als bescheiden waren, wurde der nationale Radikalismus mehr und mehr als steril erkannt; bei den Wahlen von 1929 erhielten die Aktivisten etwa 70% der Stimmen. Svehla starb zu früh und hinterließ keinen kongenialen, großzügigen Nachfolger. Wenige Tage vor dem unerwarteten Tode Dr. Spinas (September 1938) hatte ich eine Unterredung mit ihm, in der er mir tief enttäuscht sagte: „Es ist sehr schwer, aktivistische Politik zu machen, wenn die Tschechen dafür kein Verständnis und kein Entgegenkommen zeigen." Dr. Mayr-Harting sagte mir bei anderer Gelegenheit, als ich darauf hinwies, daß jede Politik von Erfolgen lebt, daß aber der Aktivismus so gut wie keine Erfolge aufzuweisen habe: „Wir haben etliche kleinere Erfolge zu verzeichnen, aber wir müssen selbst diese geheimhalten, um nicht tschechische Hetzer zu reizen."

Es war darum natürlich, daß die Aktivisten mehr und mehr ihren Einfluß, ihr Ansehen und ihren Halt bei den Sudetendeutschen verloren... Unter Mitwirkung Dr. Beneschs, der inzwischen Präsident der CSR geworden war, versuchten die Aktivisten 1937 neuerdings das Werk der Verständigung und Zusammenarbeit zu retten. Der Versuch wurde unter dem Titel: „Der 18. Feber" bekannt. Wer die Vorgänge dieser Tage hinter den Kulissen verfolgen konnte, mußte den Eindruck bekommen, daß die Tschechen, blind für die Vorgänge rings um ihr Land, nichts gelernt und alles vergessen hatten. Wiederum schöne Reden, leere

Versprechungen, kein Verständnis und noch weniger Hilfe für die Aktivisten. Ein Chauvinist par excellence, der Rektor der tschechischen Universität, Dr. Domin, erklärte öffentlich: „Der 18. Feber bleibt eine ewige Schande für das tschechische Volk!" Die oben erwähnten Nebenregierungen, die Terrorgruppen, waren mächtiger als Benesch und unterminierten Verständigung und Zusammenarbeit. Als die deutschen Aktivisten im Prager Parlament den ersten Jahrestag des 18. Februar begingen, waren weder der Präsident noch die Regierung in der Stimmung — oder sie fürchteten sich vor dem Pöbel —, der Feier beizuwohnen. Enttäuscht, verbittert verließen die deutschen Aktivisten die Versammlung. Dr. Ripka, derzeit Mitglied der Londoner Exilregierung, sagte mir 1938 in Paris: „Bis zu diesem Tage hätte man den Aktivismus halten können; nicht mehr nach dieser ‚Feier' ". Ripka fand es natürlich vorteilhaft, seitdem seine Meinung zu ändern. — Jawohl, am 18. Februar 1938 — also ehe Hitler nach Österreich kam — starb der Aktivismus, gemordet von den Anhängern Henleins wie von tschechischen Chauvinisten.

Seitdem trieben die Ereignisse voran wie eine Lawine: Hitler besetzte Österreich. Die Tschechen mobilisierten nicht wie 1919, obwohl jedermann, der nur etwas Verständnis für die Motive des Diktators hatte, wußte, daß dies nur der erste Schritt war. Vielleicht waren manche glücklich, daß er, nicht die Habsburger in Wien waren. Zwei Parteien verließen die aktivistische Front, die verbleibenden Sozialdemokraten bröckelten ab. Henlein wurde Herr der Situation... Es gab keinen tschechischen Führer, der das Mene, Tekel, Phares, die Handschrift an der Wand, gedeutet hätte.

Es ist auch heute noch von Bedeutung, die Eindrücke nachzulesen, die ein neutraler Beobachter, eine europäische Autorität für Minderheitsfragen, der Präsident des „Deutschen Verbandes zur nationalen Befriedung Europas", Dr. Paul Schiemann, nach etlichen Wochen niederschrieb: „Wer heute die politische Lage der Deutschen in der CSR, ihre Beziehungen zum Staate, behandelt, stößt immer wieder auf die Parallele zum Fiasko der Erfüllungspolitik in den Beziehungen zwischen Berlin-Paris: Für 14 Jahre haben demokratische Regierungen Deutschlands versucht, durch friedvolle

Mittel, durch die Bereitschaft zur Verständigung, eine Neuregelung der europäischen Verhältnisse zu finden, die die Würde des deutschen Volkes und die Bedeutung des Reiches berücksichtigt. Aber die Worte der Versöhnung erstarben unter der Intransigenz der französischen Regierungen, die sich weigerten, Konzessionen zu machen oder, wenn sie schon bereit waren, es so spät und mit soviel Widerstreben taten, daß sie die Deutschen nicht mehr als Erfolg ansahen. So kam es, daß die deutschen Anhänger einer Verständigungspolitik dahinschmolzen, daß schließlich der Geduldfaden riß und ein Bruch entstand, der Frankreich in die Defensive führte und jene kriegsschwangere Atmosphäre zeugte, die wir heute erleben. Der Vergleich ist schlüssig: In der CSR begannen die Aktivisten, mit starker Unterstützung der deutschen Bevölkerung, mit ihren Bestrebungen, zu einer aufrichtigen Verständigung zu kommen. Aber auch hier erstarben die Bestrebungen an der Intransigenz der Tschechen, die nicht bereit waren, ihren deutschen Partnern Erfolge von irgendwelcher Bedeutung zuzugestehen. Auch hier wurde die Geduld der Deutschen erschöpft und es kam eine Revolution mit dem Wahlsieg der SDP. Wie aufrichtig die Loyalitätserklärungen dieser Partei auch sein mögen, die Vertrauenserklärungen der deutschen Bevölkerung begünstigen nicht die Loyalität; ihre wesentliche Meinung ist vielmehr: Wir glauben nicht mehr an den guten Willen des tschechischen Volkes, die deutschen Lebensinteressen in diesem Staate zu schützen." („Das deutsche Problem in der CSR", abgedruckt in: „Der Führer", Januar 1937, S. 6 ff.) Dr. Schiemann gewann damals den Eindruck, daß die tschechischen Führer die Warnung von Henleins Wahlsieg verstanden, ein Eindruck, den ich nicht zu teilen vermochte. Das Wort Ministerpräsident Hodžas — als die letzten Aktivisten die Regierung verlassen hatten —: „Jetzt ist die Bahn frei für eine Aussprache mit Henlein", bestärkte unseren Pessimismus. Selbst Schiemann bemerkte: „Der gute Wille der Führer ist noch keineswegs der Wille des Volkes." Das tschechische Volk in weitesten Kreisen wollte keine Verständigung; die Republik war sein ausschließlicher „Lebensraum".

Tschechische Propaganda, die um das Vertrauen der Ka-



Feierliche Ehrenpromotion am 7. Juni 1952 an der Grazer Universität. Von links nach rechts: Reichenberger, Dekan Prälat Dr. Johannes Fischl, Rektor Prälat Dr. Karl Eder. (Zu Seite 414)



Interview mit Mrs. E. Roosevelt am Grazer Flughafen. (Zu Seite 368)

tholiken unter den Alliierten wirbt, sucht den Eindruck zu erwecken, daß „der Katholizismus die lebensspendende Kraft in der CSR gewesen sei". (Vgl. "Our Sunday Visitor", 10. September 1944.) Ja, das Land war zu 75% katholisch, aber die Katholiken hatten wenig Einfluß auf die Bildung der öffentlichen Meinung und der Politik. Sie waren immer in der Defensive. Wickham Steed schrieb (NFL, 12. Juli 1943): „Nach seiner Flucht nach Italien im Dezember 1914 begab sich Masaryk nach Genf und erklärte dort dem Hause Habsburg Krieg im Namen des tschechischen Märtyrers Jan Hus." ... Wenn es in der CSR eine treibende Kraft gab, so war es nicht der Katholizismus, sondern der Geist von Jan Hus, der Freidenker mit und ohne offizielle Deckung. S. Grant Duff schreibt mit Recht (l. c. 104): „Die religiöse Frage war teilweise verantwortlich für die Schwierigkeiten zwischen Tschechen und Slowaken ... Viele der in die Slowakei versetzten Tschechen waren entweder Protestanten oder Freidenker und beleidigten die religiösen Gefühle des slowakischen Landvolkes." Msgr. Hlinka hatte dies im Sinn, wenn er einem Interviewer, der darauf hinwies, daß der Prozentsatz der Katholiken in Böhmen ungefähr derselbe ist wie in der Slowakei, antwortete: „Der Unterschied liegt in der ‚religiösen Temperatur'; man muß den Geist der Tschechen und der Slowaken mit dem Thermometer messen, um den Unterschied herauszufinden." (G. V. Ling, „Europas Schicksalsstunde", Prag 1938, S. 37.) ... Vom religiösen Standpunkt aus gesehen, sind die Gründer der CSR auch ihre Totengräber.

Ich übergehe meine Ausführungen über die unglückliche Rolle Englands, die sich inhaltlich decken mit dem, was ich an anderer Stelle schrieb. Ich will nur meine Stellungnahme zur Mission Lord Runcimans wiederholen:

Als London sich entschloß, Lord Runciman nach Prag zu entsenden, wußte jedermann das Ergebnis seiner Mission im voraus. Die Mission des Lords war nur Camouflage für Chamberlains vorgefaßte Politik. Prag hatte nicht die Zivilcourage, die Einmischung und Verleugnung seiner Souveränität zu verweigern. Das soll nicht heißen, daß Lord Runciman nicht versuchte, die Tatsachen und die Ursachen der

Schwierigkeiten in der CSR ausfindig zu machen. Er nahm Verbindung auf mit Deutschen und Tschechen. Er empfing nicht nur die Sudetennazis, wie die Propaganda glauben machen will. Ich war selber eingeladen, hatte eine lange Aussprache und übergab, wie die meisten Besucher, ein Memorandum. Runciman ist objektiv genug, Henlein für den endgültigen Zusammenbruch verantwortlich zu machen: „Die Verantwortlichkeit für den endgültigen Bruch lastet nach meiner Meinung auf Henlein und Frank und denen ihrer Helfer innerhalb und außerhalb des Landes, die zu extremer, verfassungswidriger Aktion drängten." ("British White Paper": Miscellaneous No. 7/1938.) Lord Runcimans Folgerungen sind nicht logisch und waren wenigstens in diesem Zeitpunkt verhängnisvoll; sie waren nur ein Glied in einer Reihe von Irrtümern, und Gonzaga de Reynold hat recht, wenn er behauptet, daß „Europa die Rechnung bezahlt für die britische Politik." ("Catholic Herald", London, 24. März 1939.)

Wie immer das sein mag, Lord Runcimans Bericht über die Verhältnisse in der CSR enthält eine Zusammenfassung und den Kern der Beschwerden aller interessierten Gruppen. Seine Feststellung der Tatsachen bleibt wichtig für die Wiedererrichtung der CSR, falls wir jemals aus den Fehlern der Vergangenheit Nutzen ziehen und aus der Geschichte lernen wollen. Es scheint nicht bloß interessant, sondern wichtig, die Behauptungen dieses Artikels mit seinem Bericht zu vergleichen. (Ich übergehe hier das ausführliche Zitat aus dem Weißbuch (S. 4/5), das als bekannt vorausgesetzt werden kann. Es schließt mit der Feststellung: „Aus verschiedenen Gründen hatten die Sudetendeutschen bis vor drei oder vier Jahren ein Gefühl der Hoffnungslosigkeit. Der Aufstieg Nazideutschlands brachte ihnen neue Hoffnung. Unter den gegebenen Umständen betrachte ich es als durchaus natürliche Entwicklung, daß sie sich an ihre Blutsbrüder um Hilfe wandten und die Sehnsucht hegten, sich eventuell dem Reich anzuschließen.")

In diesem Punkte möchte ich Lord Runcimans Erklärung korrigieren. Es mag wahr sein, daß die Sudetendeutschen Hilfe von Hitlers Reich erwarteten, besonders als sie sahen, daß der Einmarsch in Österreich keinen Widerstand fand. Den

Anschluß an das Reich erwarteten sie nicht. Wenn Henlein nach seiner Flucht erklärte: „Wir wollen heim ins Reich!", so sprach er nicht für das gesamte Sudetendeutschtum. Benesch selber erklärte: „Ich freue mich, feststellen zu können, daß im allgemeinen die deutschen Beamten und Angestellten ihre Pflichten gegenüber der Republik sehr zufriedenstellend erfüllen, daß der größere Teil der deutschen Bevölkerung zu ihr als ihrem Vaterland loyal sind. So erfüllen auch die deutschen Parteien, die zur Regierung gehören, ihre Pflichten gegen den Staat in selbstaufopfernder Weise. Es braucht freilich nur einen Bruchteil der Bevölkerung, um mit schmeichlerischen, wenn auch unpraktischen Schlagworten Mißtrauen gegen die andere Seite zu wecken." (Zitiert bei F. A. Hermens, "P. R. Democracy and Good Government", Notre Dame, 1943, S. 31/32.) Die Sudetendeutschen waren niemals Bürger des Reiches, sondern Österreicher. Und zum österreichischen Staate strebten sie auch. In der Tschechoslowakei wollten sie nur eine Art Autonomie und Behandlung als Gleiche unter Gleichen.

Ernest Pezet, der Vizepräsident der Kommission für auswärtige Angelegenheiten im französischen Parlament, ein wirklicher Demokrat und entschiedener Verteidiger der CSR — als ich ihn in Paris besuchte, bemerkte ich Bilder von Dollfuß und Schuschnigg auf seinem Schreibtisch —, nannte die CSR "victime de la calomnie", Opfer der Verleumdung. ("La Vie Intellectuelle", 25. Oktober 1938.) Das ist nicht ganz korrekt. Es gab natürlich Intrigen und feindselige Propaganda, da war Henlein mit etlichen Irredentisten — war aber nicht die CSR selber aus Irredenta geboren?? —, da war Hitler. Aber all diese Tendenzen würden niemals soviel Einfluß gewonnen haben — zufriedene Staatsbürger sind nicht Revolutionäre —, wenn der Staat innerlich gesund und konsolidiert gewesen wäre, wenn die führenden Staatsmänner mehr darauf bedacht gewesen wären, die verschiedenen Nationalitäten zufriedenzustellen, Gegensätze und Interessen gerecht auszugleichen, Dämme der Liebe und des Vertrauens zu bauen, statt Betonbefestigungen; wenn mehr gegenseitiges Vertrauen bestanden hätte und weniger Hoffnung auf Hilfe durch den Großen Bruder,

der niemals kam. Die verantwortlichen politischen Führer der CSR sind mit schwerer Schuld belastet — vor München! —, aber kaum einer gab es zu. Es gibt aber eine Wolke von Zeugen für diese Tatsache.

Harald Nicolson erklärte, warum die Grenzen gezogen wurden, wie es tatsächlich geschah, und fährt dann fort: „... der künftige Status der deutschen Bevölkerung wurde durch einen Minderheitenvertrag garantiert, durch den die CSR sich verpflichtete, deren rassische Rechte zu respektieren. Man kann nicht behaupten, daß die aufeinanderfolgenden tschechischen Regierungen dem Geiste oder auch nur dem Buchstaben nach dies einhielten." (L. c. 76.) — Vincent Sheean, der während der Krise 1938 in Prag war, schreibt: „Der tschechoslowakische Staat begann mit Versprechungen größter Freizügigkeit (liberality) für seine Minderheiten nach allen Seiten. Diese Versprechungen wurden nicht voll eingehalten. Die Demokratie war wirklich genug ...; tatsächlich war es das leichteste Ding von der Welt für die Tschechen, die Staatsmaschine durch das Gewicht der Zahl zu beherrschen. Von dem Kantonalsystem, von der Schweizer Bundesidee, die in Versailles so sehr betont wurde, hörte man nichts mehr. Den Deutschen, Polen, Ungarn und Ruthenen wurden in dem neuen Staate volle demokratische Rechte gewährt, aber sie waren immer zahlenmäßig in der Minderheit, wurden überstimmt und ausmanövriert ... Der neue Staat wurde tatsächlich von 1918 an von den Tschechen beherrscht. Er war nicht nur ein tschechisch regierter Staat, sondern geführt von einer einzigen tschechischen Partei und einer einzigen Clique: es war Eduard Benesch, der von Anfang an die CSR beherrschte." ("Not Peace but a Sword", New York 1939, S. 207/08.)

Es bleibt noch ein Punkt zu besprechen, der mehr als alles die Einstellung der Tschechen zu den Minderheiten illustriert: Das Verhalten der Tschechen zu den sudetendeutschen Demokraten. Heute will die tschechische Propaganda die Geschichte umschreiben, als hätte es nie eine beachtenswerte Anzahl sudetendeutscher Demokraten gegeben. Glücklicherweise haben wir eine Menge internationaler Zeugen, auch wenn Benesch, Jan Masaryk, Ripka, Msgr. Sramek usw.

es für augenblicklich vorteilhaft halten, ihr Gedächtnis zu verlieren. Ich erwähne nur die Autoren S. Grant Duff, Elizabeth Wiskeman, Sir Walter Layton, John und Jonathan Griffin, Vincent Sheean, G. E. R. Reyde, R. Knickerbocker usw. usw. Viele unserer Freunde verteidigen die CSR bis zum letzten Augenblick unter Einsatz von Leben, Existenz und Familien, ohne Schutz der tschechischen Regierung, verachtet als „Volksverräter" von ihren Volksgenossen. Als Hitler seinen triumphalen Einzug ins Sudetenland vollzog, strömten tausende Flüchtlinge nach Prag. Man hielt es für selbstverständlich, für die tschechischen Flüchtlinge zu sorgen, der Strom der deutschen wurde sofort abgestoppt. Die wenigen, die die CSR verlassen und ein Asyl in fremden Ländern finden konnten, hatten große Schwierigkeiten, die Erlaubnis zur Überführung wenigstens eines Teiles ihres Vermögens zu erhalten. Es gab keine offizielle Aktion, um diesen unglücklichen Menschen zu helfen. Wir veranstalteten private Sammlungen. Als ich nach Paris kam, um eine Hilfsaktion einzuleiten und den tschechischen Botschafter bat, den Plan zu unterstützen, erklärte mir sein Sekretär: „Es ist nicht unsere Aufgabe, den sudetendeutschen Demokraten zu helfen. Schließlich und endlich, der Staat, den sie verteidigt haben, existiert nicht mehr." Schlimmer noch, tausende Flüchtlinge wurden in versiegelten Viehwagen nach Deutschland zurückgeschickt, in Hitlers KZ und in den Tod. Das Naziblatt „Der Angriff" (12. Oktober 1938) bestätigt diese Tatsache. „Das Flüchtlings- und Judenproblem macht in Prag immer mehr Sorge. Die Massenflucht der Juden hat es besonders dringend gemacht. Ins tschechische Gebiet ergoß sich auch ein Strom deutschsprechender Marxisten. Prag beabsichtigt, alle damit zusammenhängenden Fragen rasch zu erledigen. Die deutschsprechenden Marxisten werden energisch ins Sudetenland zurückbeordert. Freie Fahrt und Zwang sind die Art zu helfen." (Zitiert in: "Friends of Europe", Oktober 1938, S. 444.)

2.

Das Ende des Krieges in Europa ist in Sicht. Die Zeit des Wiederaufbaues kommt rasch heran. Viele Fragen ergeben sich: Wird die CSR wiederhergestellt? Wird sie ein unabhängiger Staat oder nur den Protektor ändern? Wie werden die inneren Probleme geregelt? Wird die Regelung wirklichen Frieden bringen oder wird ein neuer Gefahrenherd im Herzland Europas entstehen? Werden die Fehler der Vergangenheit vermieden oder wiederholt? Was wird die Lage der katholischen Kirche und des Christentums überhaupt sein? Ich will versuchen, diese Fragen zu beantworten, so wie ich die Entwicklung sehe.

Bis vor kurzer Zeit schien allgemeine Übereinstimmung zu bestehen in einem Punkt, daß nämlich die CSR in ihren Vor-Münchner Grenzen wieder errichtet wird, mit derselben Begründung, die der Pariser Friedenskonferenz vorgelegt wurde. „Rücksicht auf geschichtliche Entwicklungen und den geographisch kompakten Charakter der verschiedenen Gebiete der CSR, verbunden mit der Rücksicht auf die politische und wirtschaftliche Lebensfähigkeit des neuen Staates bestimmten die Grenzen, wie wir sie vorfinden und erlaubten keine vollkommenere Angleichung an ethnographische Grenzen." (Chmelar, l. c. 20, und Nicolson, l. c. 76.) Das ist natürlich Hitlers Theorie vom Lebensraum: Ich brauche das Gebiet, darum muß ich es haben. Wurde die politische und wirtschaftliche Lebensfähigkeit Österreichs berücksichtigt? Das verkrüppelte Österreich hatte weniger Raum, Einwohner und wirtschaftliche Möglichkeiten als die CSR nach München. Zu Kriegsbeginn war Benesch nicht sicher, daß die Vor-Münchener Grenzen wieder hergestellt würden. „Ich spreche nicht von den Grenzen", sagte er Valentine Heywood von den "Londoner Sunday Times" (l. c.); „sie werden später festgelegt. Ich sage nur eines: Wenn dieser Staat wieder errichtet wird, muß er lebensfähig sein. Ich sage nicht, daß wir das oder jenes wieder haben müssen, weil wir es einmal hatten, obwohl eine tausendjährige Geschichte dahintersteht. Ich sage nur, daß die industriellen Gebiete füreinander wichtig sind." Strategische Erwägungen, natürliche Verteidigung spielten eine wichtige Rolle bei der

Festlegung der Grenzen. Der Krieg, Flugzeuge und V-Waffen haben diese Frage endgültig geklärt, es gibt keine strategischen Grenzen mehr.

Ich bestreite nicht, daß die Vor-Münchener Grenzen Vorteile hatten; ich will darüber nicht argumentieren, obwohl viele Ungerechtigkeiten bestanden, z. B. in Südböhmen, im Bäderdreieck Karlsbad, Franzensbad, Marienbad, in Südmähren usw. H. G. Wells, der Dr. Benesch bei seiner ersten öffentlichen Ansprache in London einführte, erklärte bei dieser Gelegenheit: „Ich muß Sie daran erinnern, daß (die Tschechen) die strategischen Grenzen annehmen mußten, die ihnen gegen ihre Proteste von den alliierten Mächten aufgezwungen wurden. Sie wollten nicht das ganze Sudetengebiet. Die unmögliche Situation, wenigstens in der sich Dr. Benesch befindet, war nicht von ihnen geschaffen." (E. Benesch, "Building of a New Europe", London 1937, S. 7.)

Wie die Dinge heute liegen, scheint wenigstens Karpathorußland, der östlichste Teil der CSR, verloren. Bezüglich der Slowakei sagte mir Benesch selbst in einer Unterredung vom 13. Dezember 1939, bei der wir in seiner Londoner Villa künftige Probleme diskutierten: „Ich habe keine Sorge wegen der Slowaken, sie haben Hitler satt und werden gerne in die CSR zurückgehen." Mag sein, daß sie Hitler satt haben. Ich bezweifelte damals schon, daß sie bedingungslos zu Prag zurückkehren würden. Nun schreibt C. L. Sulzberger aus Moskau: „Man glaubt, daß die Slowaken einen autonomen Staat im Rahmen einer verbündeten Tschechoslowakei — diesmal wohl geschrieben mit Bindestrich — anstreben. Diese Anschauung wurde gestern nachts bei einer Versammlung der allslawischen Bewegung, der verschiedene Diplomaten beiwohnten, offen ausgesprochen." ("New York Times", 18. März 1945; vgl. 'Inside Czechoslovakia', von Peter P. Yurschak in "Catholic World", Mai 1944.)

Als ich im Mai und Juni 1938 in Paris weilte, hielten es tschechische Kreise für wichtig, daß ich als Priester den Anschuldigungen von der kommunistischen CSR widersprechen sollte. Die CSR war damals — trotz des Bündnisses mit den Sowjets — kein kommunistischer Staat. Die kom-

munistische Partei, nebenbei gesagt die einzige Partei ohne rassische oder nationale Untergliederung, hatte 1925 nur 41 Vertreter im Parlament, 1935 nur 30 (= 10%) im Jahre 1929 bzw. 1935. In der Praxis waren die Kommunisten chauvinistisch, wie die Mehrzahl der Tschechen. Darüber wurden mir zwei bezeichnende Erlebnisse aus Schlaggenwald berichtet. Bei der Maiparade am 1. Mai 1945 zogen die deutschen Kommunisten mit ihren tschechischen Genossen auf, begeistert von der „Befreiung". Plötzlich erhob sich ein Gemurmel, das immer lauter und fordernder wurde: Nemci ven! (Deutsche raus!) — bis die Deutschen verschwunden waren. Den Kommunisten wurde erlaubt, ihr ganzes Hab und Gut mitzunehmen. Sie verpackten ihre Möbel usw. und es wurde in Waggons verladen. Nur kleines Handgepäck trugen sie bei sich. Neidisch sahen es die anderen Vertriebenen, die nur 50 kg mit sich führen durften. An der Grenze gingen die vollbeladenen Wagen mit Kisten und Kasten wieder zurück. Die Kommunisten gingen mit weniger Gepäck nach Deutschland als die anderen. Es lebe die Internationale!

Dr. Benesch bemühte sich sehr, die Sowjets nach Genf zu bringen. Selbst Msgr. Sramek, der Führer der Katholischen Volkspartei, begünstigte die Zusammenarbeit. Heute sieht Benesch als „Realist" (wie er sich mir gegenüber nannte) in Rußland den „Großen Bruder". In seinem Buch „Demokratie heute und morgen" (S. 199) erklärte er: „Ich bestreite absolut die Möglichkeit einer Ko-Existenz der zwei entgegengesetzten Regime: Demokratie und Diktatur. Eines oder das andere muß verschwinden, wenn Frieden und Zusammenarbeit der Nationen in Europa wiederhergestellt werden sollen." Was immer die Definition von Demokratie sein mag — von Rousseau bis herauf zur amerikanischen Unabhängigkeitserklärung —, Rußland ist und bleibt eine Diktatur, und Benesch ist bereit, sie anzunehmen. Warum? Leonard Lyons berichtet eine bezeichnende Geschichte: „Als Jan Masaryk von London zurückkam, begab er sich direkt zu Präsident Roosevelt. Dieser befragte ihn über den tschechisch-sowjetischen Vertrag und warum er überhaupt abgeschlossen wurde. Masaryk griff nach einer Feder und einem Stück unbeschriebenen Papiers. Am Ende des Bogens unter-

zeichnete er seinen Namen: Jan Masaryk. Dann sagte er: „Mr. Präsident, schreiben Sie darüber jede Vereinbarung, die Sie haben wollen. Wir werden den Wünschen Amerikas folgen, wie es einst mein Vater getan. Bisher haben Sie nichts niedergelegt — Rußland hat es getan." ("New York Post", 5. Mai 1944.) Wahr oder nicht, die Geschichte erklärt viele Vorgänge in Europa.

Ein Grund für die Annäherung zwischen den Sowjets und der CSR ist zweifellos der Panslawismus, so sehr auch Benesch diese Tatsache zu verschleiern sucht. (Vgl. Benesch, "The New Slav Policy", in "Free World", May 1944.) In Moskau besuchte Benesch das allslawische Komitee; in der Abschiedsadresse erklärte er: „In der Zukunft werden wir mit euch zusammengehen, Brüder, um einer besseren Zeit für eure und unsere Völker zu begegnen." ("New York Times", 2. April 1945.) — Ich verzichte darauf, die Folgerungen zu skizzieren, die sich für die katholische Kirche daraus ergeben, die kommende Annäherung zwischen der tschechoslowakischen und der russisch-orthodoxen Kirche, ganz zu schweigen vom Anti-Katholizismus der Sowjets, wie er aus den täglichen Angriffen auf den Vatikan und den allgemeinen materialistisch-atheistischen Tendenzen ersichtlich ist. Es ist bezeichnend, daß Msgr. Sramek, Ministerpräsident der Exilregierung, ein tschechischer Chauvinist reinster Couleur, für Zdenko Fierlinger ausgetauscht wurde, den die "New York Times" (31. März) einen „glühenden Anhänger Moskaus" nennen. Vestigia terrent. Stalin verlangt bedingungslos Übergabe von Freund und Feind. Ich fürchte, die Geschichte der CSR seit München wird sich wiederholen: Zuerst Verlust des Sudetenlandes, d. h. Karpathorußlands; zweite Szene: Protektorat, folgend den „frei ausgesprochenen Wünschen der Bevölkerung", nachdem die Besatzungsarmee die Umerziehung besorgte; schließlich: Eingliederung ins „Reich" als „unabhängige" Sowjetrepublik, eine zweite Lublin-Regierung. Man kann einen Diktator nie befriedigen, auch dann nicht, wenn man seine Beute anerkennt, wie Benesch im Falle Lublin getan, ganz vergessend, was er selbst nach München empfand.

Viele Beobachter Nachkriegs-Europas stimmen mit Paul Painlevé überein, daß die Zerstörung Österreich-Ungarns

eine Eselei war. Selbst die Nachfolgestaaten mußten nach „Ersatz" ausschauen, wie etwa die „Kleine Entente". Hätte die österreichische Monarchie noch bestanden, wäre Hitler nie an die Macht gekommen. Es ist „unrealistisch", eine Wiederkehr des alten Reiches zu erwarten — mit oder ohne Habsburg. Und doch, es kehrt wieder, größer als zuvor: unter der Herrschaft der Sowjets. Die Völker, die nicht bereit waren zur Verständigung, zur Zusammenarbeit, zur Anerkennung der Herrschaft der Habsburger, unterwerfen sich oder sind gezwungen, sich einer Diktatur zu unterwerfen von der Baltik zur Adria und zum Schwarzen Meer. Die Schlußtragödie des Zweiten Weltkrieges ist die Rache für St. Germain.

Vorausgesetzt, daß eine Tschechoslowakei oder Tschecho-Slowakei wieder ersteht, bleibt noch das Problem der Sudetendeutschen zu regeln. Die tschechische Exilregierung vertritt die Ansicht, daß dies eine interne Angelegenheit sei. Aber diese „interne Angelegenheit" führte zu München und in Folge davon zum gegenwärtigen Kriege. Die CSR war unfähig und hat nicht einmal versucht, ihre Grenzen zu verteidigen, trotz vorangehender Mobilisierung und obwohl die Mehrheit der Bevölkerung zu jedem Opfer bereit war. Wenn die CSR wieder frei wird von der Unterdrückung der Nazis, so ist dies nicht ein Erfolg der Exilregierung, sondern der Alliierten Mächte. Die Welt hat alles Interesse, nicht eine neue Gefahrenzone zu schaffen. Kann sein, daß die Regelung aller Probleme der CSR eine „innere Angelegenheit" der UdSSR wird! In diesem Falle würde die Regelung nicht beeinflußt durch chauvinistische Gefühle, sondern durch starken „Realismus". Es ist vielleicht bezeichnend, daß Benesch bei seinem Besuch in Moskau vorzog, „nicht im einzelnen über die sudetendeutsche Frage zu sprechen" („New York Times", 28. März 1945). Schließlich sind Titos Pläne für Jugoslawien — wenigstens am Papier — realistischer und vernünftiger als alle Erklärungen der tschechischen Exilregierung: „Damit Jugoslawien die wahre Heimat all seiner Bewohner werde, wird es errichtet auf dem Prinzip der Föderation, das den Völkern Serbiens, Kroatiens, Sloweniens, Mazedoniens, Montenegros, Bosniens und Herzegowinas volle Gleichberechti-

gung garantiert ... Diese Bundesorganisation basiert auf vollen demokratischen Rechten ... Die Rechte nationaler Minderheiten werden sichergestellt." ("The Re-Creation of Yugoslavia", New York 1944, S. 9.) Tito sollte mindestens soviel von Stalins Plänen und Propagandatricks wissen wie Benesch.

Bei meinem Besuch bei Benesch sprachen wir natürlich auch über das Sudetenproblem. Nach den Aufzeichnungen in meinem Tagebuch sagte er mir bei dieser Gelegenheit: Die Sudetendeutschen können keinen eigenen Staat bilden. Er glaubt noch immer an die Möglichkeit der Zusammenarbeit, obwohl es am Anfang sehr schwer sein wird. Als Humanist, Christ, Demokrat und Feind des Totalitarismus jeder Art, würde er jede vernünftige Lösung annehmen. Wir müssen während des Exils alles vorbereiten; zu Hause sei zuviel Haß. Nach unserer Rückkehr müssen wir beruhigend und versöhnlich wirken.

Seitdem hat sich die Zeit geändert und l'appétit vient en mangeant (Der Appetit kommt beim Essen). Je näher der Sieg, um so unnachgiebiger werden die Erklärungen der tschechischen Exilregierung ... Dieselbe Regierung, die Verträge mit England und Rußland abschloß und die Lublin-Regierung anerkannte, fühlte sich nicht berechtigt, interne Lebensfragen mit ihren Mitbürgern zu regeln!

Die derzeitige Auffassung der Exilregierung kann in drei Punkten zusammengefaßt werden: 1. Bestrafung der Verbrecher und Kollaboranten; 2. Massenüberführung der Sudetendeutschen; 3. Entnationalisierung der verbleibenden Nicht-Slawen, um die neue CSR zum „Nationalstaat der Tschechen und Slowaken" zu machen!

Da ich Humanist, Christ, Demokrat und ein Feind jeglicher Diktatur bin, wie Dr. Benesch von sich behauptete, seien mir etliche Bemerkungen zu diesen Punkten gestattet:

Ad 1: Gegen eine *gerechte* Bestrafung *wirklicher* Verbrecher ist nichts einzuwenden. Ich unterstreiche die Worte „gerecht" und „wirklich". Es besteht anscheinend auch eine Begriffsverwirrung über das Wort Verbrechen, abhängig davon, wer es beging. Gottes Moralgesetz hat keine verschiedene Auslegung für Sieger und Besiegte. — Wir können sicher sein, daß jedes Volk seine Verbrecher bestra-

fen wird. Ich fürchte nur, daß es unter der Verkleidung von Gerechtigkeit und Vaterlandsliebe zu viele private „Regelungen" geben wird. Ich fürchte noch mehr, daß mehr als einer der wirklichen Urheber des gegenwärtigen Disasters die Rolle des Richters übernehmen wird, um der Verurteilung zu entgehen. (Vgl. A. Primer of Peace von David Lawrence in: "The US News", 23. März 1945.) Man sollte sich erinnern, daß die Habsburger einen Kramař, Rašin usw. — Hochverräter nach österreichischem Gesetz — sehr milde behandelten. Es bleibt mir immer unverständlich, daß dieselben Menschen, die vor dem Krieg wirkliche Verbrecher entschuldigten, ja — in Konsequenz ihrer materialistischen Weltanschauung — ein persönliches Gewissen und persönliche Verantwortlichkeit leugneten, heute in der Vorderfront derer stehen, die schreien: Bestraft sie alle!

Der Begriff Kollaborant bedarf ebenfalls der Klärung: Warum ist es ein Verbrechen, mit Hitler zusammenzuarbeiten, wenn die neueste Mode Zusammenarbeit mit Stalin verlangt? Ich verstehe die feinen Unterschiede in Diktaturen nicht. Warum ist es für den einfachen Mann ein Verbrechen, mit Hitler zusammenzuarbeiten, wenn die Ministerpräsidenten Englands und Frankreichs nach München kamen, um der CSR Hitlers Pläne aufzuzwingen — von den Wallfahrten nach Moskau ganz zu schweigen?

Ein weiterer Punkt von großer Bedeutung: Das Münchener Abkommen machte die Sudetendeutschen automatisch zu Bürgern des Reiches, es zwang sie also, Nazis zu werden, ohne eine Möglichkeit zur Selbstbestimmung oder zur Option. Sie wurden sicherlich dem Reich angeschlossen, nicht, um den Nazis entgegen-, sondern mit ihnen zusammenzuarbeiten. Wie steht es mit den Sudetenflüchtlingen, die von der tschechischen Regierung damals an Hitler zurückgeschickt wurden? Wer war der Kollaborant? — Die in München angeordnete deutsche Staatsbürgerschaft wurde mit der Aufkündigung des Münchener Abkommens nicht rückgängig gemacht.

Sudetendeutsche Kollaboranten hätten schließlich bei Berufung auf den von der britischen Regierung anerkannten Bericht Lord Runcimans einige Entschuldigung. Tschechische — und es gab deren sehr viele — haben keine. Ich mache

nicht zuerst Hácha verantwortlich, er handelte unter Druck als Vollstrecker einer traurigen Erbschaft — nachdem viele der wirklich Schuldigen ins Exil gegangen waren. Ich mache die Saboteure des Aktivismus verantwortlich, die offenen Kollaboranten, wie etwa Hauptmann Moravec, der nach der Ermordung Heydrichs erklärte: „Wir stehen vor dem Problem, die Tschechen zu guten Nationalsozialisten zu erziehen." ("Behind the Steel Wall", S. 110.) Mussolinis Befreier war ein Tscheche: „Hauptmann Otto Skorceny-Hradec, der Waffen-SS-Führer tschechischer Herkunft, hat die Rettung organisiert und erhielt dafür die Ritterinsignien zum Eisernen Kreuz." (Thomas Kernan in: "Saturday Evening Post", 3. Juni 1944.)

Ad 2: Der Plan der Massenaussiedlung der Sudetendeutschen wurde sehr vorsichtig lanciert, zuerst mehr als Versuchsballon, um Menschen nicht zu entsetzen, die sich nach fünf Kriegsjahren noch einen Sinn für Gerechtigkeit und Menschlichkeit bewahrt hatten. Es gab keine Reaktion, wie man sie erwartet oder auch befürchtet hatte. Darum werden die Pläne täglich konkreter. Es besteht die Absicht, mindestens eine Million Sudetendeutscher aus ihrer Heimat zu vertreiben, sie zu Sündenböcken für die Politik zu machen, die zu München und zum Kriege führte. Es ist nur einer der üblichen politischen Tricks, wenn man glauben machen will, „daß wenigstens 1,500.000 Sudetendeutsche die CSR verlassen haben während der Zeit der völligen Befreiung und ins Reich oder anderswohin verbracht wurden", wie C. L. Sulzberger aus Moskau an die "New York Times" berichtet (20. März 1945).

Im gegenwärtigen Zeitpunkt ist die Propagierung der Massenaustreibungen, die Dr. Goebbels und allen Deutschen wohl bekannt ist — vom amerikanischen Standpunkt gesehen —, Sabotage der Kriegführung. Wie könnte man erwarten, daß die Sudetendeutschen den Nazis Widerstand leisten — und es gab höchstens 20% unter ihnen —, wenn der Tag der Befreiung auch der Tag der Austreibung aus der Heimat ist? Der Plan der Massenaustreibung beweist neuerdings, daß der sogenannte Aktivismus nur ein Bluff war. Er enthüllt eine Politik der Verzweiflung und des Bankerottes. Ein Vater, der mit seinen Kindern nicht fertig

wird und sie vertreiben muß, ist kein Erzieher, sondern ein Verbrecher.

Die Sudetendeutschen mögen Emigranten und Kolonisten sein, wie Masaryk sie nannte. Sie haben keinen Grund, sich der Tatsache zu schämen, so wie sich kein Amerikaner dafür schämt. Sie sind aber nicht Kolonisten von gestern. Ihre Vorfahren kamen im 11. Jahrhundert nach Böhmen, haben die böhmischen Städte erbaut und wahre Kultur gefördert...

Die Sudetendeutschen sind nicht eine Minderheit im üblichen Sinne. Es gibt soviel Deutsche in der CSR als Dänen in Dänemark, Finnen in Finnland, Irländer in Irland, Norweger in Norwegen. 36 Staaten von den 48 der USA haben eine geringere Einwohnerzahl als die Sudetendeutschen. Wer käme je auf den verbrecherischen Gedanken, etwa die Deutsch-Rußländer aus Nord- und Süd-Dakota zu vertreiben, nur deshalb, weil sie eine Minderheit deutschen Ursprungs sind? Wie können siebeneinhalb Millionen Tschechen dreieinhalb Millionen Deutsche vertreiben?!

In ganz Europa herrscht Verwüstung, Trostlosigkeit und Hunger. Es gibt dreißig und mehr Millionen entwurzelter Menschen; wir sind Zeugen der größten Völkerwanderung der Geschichte. Wie könnte jemand mit einem Sinn für Verantwortlichkeit drei Millionen mehr ins Chaos schicken?!

Benesch selber suchte seine „Politik" mit Berufung auf Hitler zu rechtfertigen: „Wir dürfen nicht vergessen, daß Hitler selber deutsche Minderheiten aus ganz Europa im Namen der Einheit des deutschen Volkes überführte." ("War and Peace Aims", New York 1943, S. 84.) Benesch hat recht: Was er und seine Regierung vorhaben, ist Nazismus in Umkehrung. Warum führen wir aber Krieg? Nur um Hitler nachzuahmen und zu übertrumpfen?

Niemand kann erwarten, daß die Sudetendeutschen ihre Heimat ohne Kampf bis zum bitteren Ende preisgeben, was nur menschlich und natürlich wäre. Mit einem britischen Freunde, J. F. Neulohr, möchte ich fragen: „Welcher Bauer, der an Gott glaubt, möchte nach zweitausend Jahren einer christlichen Tradition mit gutem Gewissen ein gestohlenes Feld pflügen? Die Toten am Friedhof müßten aufstehen zum Protest. Unschuldige Menschen aus ihrem Heim heraus-

reißen und wie Vieh in fremde Länder verschicken — welches Fundament für eine neue soziale Ordnung?" ("People & Freedom", Nr. 8/1940.) Welche Grundlage für einen neuen Staat!?

Unschuldige Menschen! Unlängst fand ich unter meinen Papieren eine Nummer von Leopold Schwarzschilds „Das neue Tagebuch" vom 8. Oktober 1938, die mir Bischof Picha von Königgrätz bei meinem letzten Besuch gegeben hat. Schwarzschild behandelt darin den Bericht Lord Runcimans. Lassen Sie mich seine Antwort auf die Feststellung des Lords zitieren, daß „eine große Zahl den Anschluß an Deutschland wünscht": „Lord Runciman kann keine private Kenntnis haben, da er keine private Abstimmung durchführte. In Wirklichkeit besteht kein Beweis für eine derartige Behauptung. Obwohl die Sudetendeutsche Partei gewisse Mehrheiten bei den Wahlen in den letzten drei Jahren gewann, diese Mehrheiten waren nicht für eine Partei, die die Vereinigung mit Deutschland erstrebte. Im Gegenteil: Bis zum 14. September dieses Jahres forderte die Partei ausdrücklich Autonomie und Verbleiben innerhalb der CSR. Nur mit diesem Programm gewann sie Stimmen und es ist absolut zweifelhaft, wie viele Stimmen sie für den ‚Anschluß' erhalten hätte." Schwarzschild zitiert dann die Londoner "Times" vom 3. und 4. Oktober, daß Männer und Frauen aller Klassen enttäuscht und wie erschlagen schienen über den Lauf der Ereignisse.

Das Urteil über Massenaustreibungen vom Standpunkt der Moral ist klar. Don Sturzo sagt (mit Bezug auf Ostpreußen): „Massenaustreibungen wären ein Verbrechen, das die Alliierten nicht verüben können und dürfen", ich möchte hinzufügen: nicht erlauben können und dürfen. ("The Sign", Juni 1944.) In dem Werk: „Rasse — Nation — Person", herausgegeben vom Rektor der katholischen Universität der USA, Bischof J. W. Corrigan, erklärt derselbe Autor: „Was uns mit einer schrecklichen Eile zu den dunkelsten Tagen des Barbarismus zurückführte, sind die Massenaustreibungen von Minderheitsgruppen, um dadurch nationale Einheitlichkeit zu erreichen." (L. c. 197.) Guido Gonella spricht von „Roheiten und Grausamkeiten der Verfolgung und unmenschlichen Massenvertreibungen". ("A World to Recon-

struct", Milwaukee 1944, p. 122.) Verbrechen — Rückkehr in die Barbarei — Unmenschlichkeit: welches Bild tschechischer Demokratie!

Ad 3: Der diplomatische Korrespondent des "Daily Herald" berichtete am 8. Dezember 1944, ohne Widerspruch oder Korrektur zu erfahren, daß die tschechische Exilregierung dem European Advisery Council den Vorschlag machte, zwei Millionen Sudetendeutsche auszusiedeln. Die verbleibende Million sollte umerzogen werden, d. h. innerhalb einer Generation tschechisiert. Es soll kein Minderheitenrecht geben, z. B. das Recht, die Muttersprache vor Gericht und bei den Behörden zu verwenden. Jan Masaryk erklärte in einem Interview mit „Göteborgs Sjöfarts- och Handelstidning": „Gute Bürger können Deutsche bleiben und haben dazu sogar Erlaubnis, aber ihre Kinder müssen Tschechen werden und tschechische Schulen besuchen."

Wenn Rassenantisemitismus unrecht ist — und es ist so unter jedem humanitären und christlichen Gesichtspunkt —, warum sollte dann Anti-Germanismus recht sein? Wer Entnationalisierung vorschlägt, hat kein moralisches Recht, gegen Hitler zu kämpfen. „Du Heuchler, ziehe erst den Balken aus deinem Auge, dann sieh zu, wie du den Splitter aus dem Auge deines Bruders entfernest." (Math. 7, 5.) Benesch hatte recht, als er in Chicago erklärte: „Das Europa von morgen muß demokratisch sein und kann deshalb keine Herrschaft eines Herrenvolkes über kleine Völker dulden", (NFl, 31. Mai 1943) — fügen wir hinzu: nicht einmal die Herrschaft eines tschechischen Herrenvolkes über eine deutsche Minderheit.

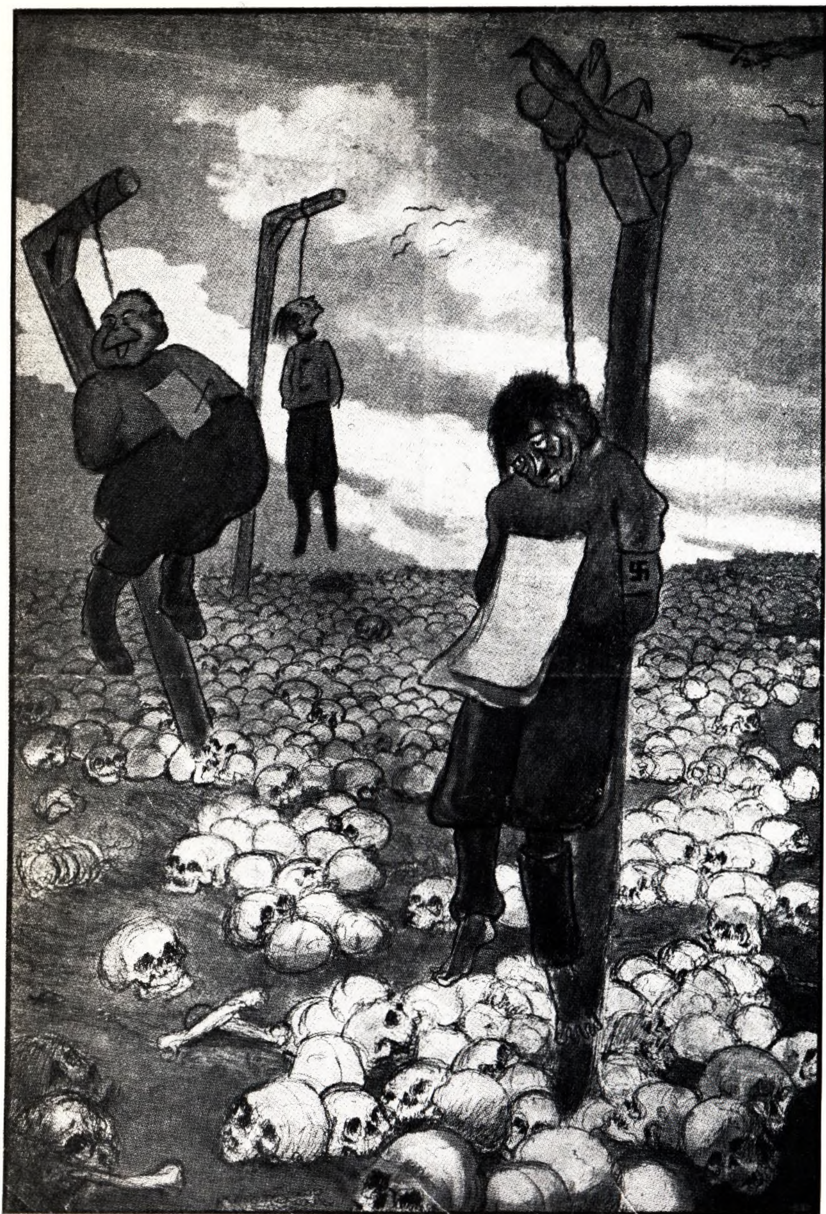
Die Friedenserklärung der katholischen Bischöfe Amerikas (November 1944, Ausgabe der Columbusritter, S. 6) sagt klar und ausdrücklich zu diesem Punkt: „Nationale Souveränität ist begrenzt durch die eingeborenen Rechte der einzelnen und der Familien. Da die Zivilautorität diese Rechte nicht verleiht, darf sie sie auch nicht verletzen." Die Erklärung fährt fort, daß eine solche Mentalität eine Gefahr für die Welt bedeutet: „Die Ideologie eines Volkes in seinem inneren Leben geht die internationale Gemeinschaft an. Diesen Grundsatz zu verwerfen, wäre gleichbedeutend mit der Behauptung, die Verletzung der angeborenen Men-

GERMANY MUST PERISH!

By

Theodore N. Kaufman

Schutzumschlag des Buches „Deutschland muß zugrunde gehen" von Theodore N. Kaufman, dem auch die Karte über die Aufteilung Deutschlands, Seite 392, entnommen ist. Der Vorschlag, alle Deutschen zu sterilisieren, wird in dem Buch behandelt.



Ein Hetzbild aus dem Londoner Blatt „Daily Sketch", vom 9. November 1939, gezeichnet von dem ägyptischen Maler Abdel-Salam Ali Nour. (Zu dem Abschnitt, Kriegspropaganda in England, Seite 153)

schenrechte in einem Lande durch die Regierung habe keine Beziehung zum Weltfrieden... Wir halten daran fest, daß zur Sicherung eines echten, dauernden Friedens die internationale Organisation als Bedingung für die Mitgliedschaft verlangen müßte, daß jede Nation die angeborenen Rechte der einzelnen, der Familien und der Minderheiten im bürgerlichen und religiösen Leben gesetzlich garantiere und tatsächlich respektiere. Unsere Generation sollte sicherlich wissen, daß Tyrannei in jedem Volke den Weltfrieden bedroht. Von einer Nation, die ihren eigenen Leuten den vollen Genuß der angeborenen Menschenrechte verweigert, kann man nicht erwarten, daß sie mit der internationalen Gemeinschaft an der Aufrechterhaltung des Friedens zusammenarbeitet, der auf Anerkennung der nationalen Freiheit beruht. Eine solche Nation wird ihre eigene selbstsüchtige internationale Politik verfolgen, während sie mit den Lippen der internationalen Zusammenarbeit huldigt."

Morris D. Waldman schreibt in einer tiefen, gründlichen Studie: „Schon die Begriffe ‚nationale Mehrheit' und ‚nationale Minderheiten' schließen in sich die politische Theorie des Rassenstaates. Wenn gleiche Rechte sichergestellt sein sollen, muß nicht nur die Idee des Rassenstaates ausgelöscht werden, es müssen auch die Begriffe „nationale Mehrheit' und ‚nationale Minderheiten' verschwinden." ("Contemporary Jewish Record", Juni 1944, S. 236.)

Zusammenfassend sei gesagt: Es scheint, daß die derzeitige tschechische Exilregierung in Washington nichts gelernt und alles vergessen hat, selbst aus der Geschichte ihres eigenen Volkes. Was in Österreich-Ungarn geschah, hat sich in der CSR wiederholt, weil gesunde grundlegende Reformen immer verschoben wurden. Es fehlt auch jetzt eine konstruktive Idee für die Wiedererrichtung des Staates. Man kann keine bessere Zukunft schaffen, wenn der Geist in der Vergangenheit stehenblieb. „Wer die Hand an den Pflug legt und zurückschaut, ist nicht geeignet für das Reich Gottes." (Lk. 9, 62.) Die Pläne für Massenaustreibungen und Entnationalisierung sind unmenschlich, brutal, undemokratisch. Wenn sie durchgeführt werden sollten, würden sie den Geist der Rachsucht verewigen und den kommenden Frieden gefährden. Das Wesen dieser Vorschläge enthält, was die

Welt unter Nazismus versteht: Hitlers Theorien über Antisemitismus, Herrenrasse, Lebensraum. Die tschechische Exilregierung ist im Begriffe, eine neue Gefahrenzone in Europa zu schaffen.

3.

Der konstruktivste Vorschlag für eine Neuordnung der CSR wurde — wie ich glaube — in klassischer Kürze und Klarheit ausgesprochen, als Papst Pius XII. am St. Wenzelstag 1944 eine Abordnung der tschechischen Kolonie in Rom empfing: „Mögen die kommenden Beratungen Euch äußere Sicherheit und wahren inneren Frieden bringen, beruhend auf den Grundsätzen der Rechtsgleichheit für jedermann, offen bekannt und loyal ausgeführt." Der Papst erinnerte daran, daß der hl. Wenzel als Märtyrer für den Glauben starb, und fuhr dann fort: „Dieser unbesiegte Märtyrer lebt in der Erinnerung der Gläubigen weiter als Symbol und Heros einer christlichen Staatsauffassung. Habt Vertrauen zum hl. Wenzeslaus, daß mit Kriegsende Euer Familienleben, die Erziehung, die politischen und wirtschaftlichen Einrichtungen in Freiheit wieder errichtet werden nach den Grundsätzen, die unsere Vorgänger der Welt vorlegten, die ihre Wurzeln haben im Geiste und in der Lehre Christi." ("Our Sunday Visitor", 10. Oktober 1944.)

Da der Papst selber auf vorangehende Erklärungen anspielt, kann es nur nützlich sein, wenn wir diese Ansprache in ihrem Lichte betrachten, gestützt auf den autoritativen Kommentar von Guido Gonella.

Wenn der Hl. Vater von kommenden Beratungen spricht, hat er wohl die Wiedererrichtung der CSR in ihren Vor-Münchener-Grenzen im Auge. Der Text sagt wenigstens nichts Gegenteiliges. Aber der Papst erwartet nicht nur Befreiung aus der gegenwärtigen Unterdrückung. Er ist mehr besorgt um die Zukunft. Die Garantie einer glücklichen Zukunft scheinen ihm „äußere Sicherheit" und „wahrer, innerer Friede". Beide sind innerlich verbunden. Es gibt auf die Dauer keinen inneren Frieden ohne äußere Sicherheit. An der anderen Hand kann oder wird keine äußere Macht einen

Staat unterstützen und erhalten, der durch inneren Streit zerrissen ist. (Das war wenigstens die Entschuldigung für die Zerschlagung Österreichs und für die Mission Lord Runcimans.)

Der Rangordnung nach „kommt zuerst Gerechtigkeit innerhalb des Staates; erst darnach soll man — als ergänzende Hilfe — für Gerechtigkeit von außen ausschauen", sagt Gonella und fährt dann fort: „Darum liebt es der Papst, mit klarer Erfassung des zentralen Punktes des Problems an das Gewissen der Staaten und an die Loyalität der Minderheiten zu appellieren, indem er seinen Finger direkt auf den wesentlichen und entscheidenden Punkt einer verwirrten Situation legt. Es ist in der Tat das Wichtigste in den Konstitutionen aller Staaten, daß sie die Gleichheit und Freiheit aller Bürger anerkennen, ehe sie auf den Unterschied zwischen Mehrheit und Minderheit hinweisen; es gehört zur Innenpolitik der Staaten, diese verfassungsmäßigen Garantien wirksam zu machen. Anderseits sollten die Minderheiten veranlaßt werden, im Geiste der Loyalität aufrichtig mit der Mehrheit zusammenzuarbeiten." (L. c. 121/2.)

Voraussetzung, Begründung und Garantie des inneren Friedens ist die „Rechtsgleichheit für jedermann". Darum verwirft der Papst jede Diskriminierung aus religiösen, sozialen, politischen oder rassischen Gründen. Er weigert sich, einen Rechtsunterschied für die Staatsnation und die Minderheit anzuerkennen. Er sieht und anerkennt nur „Gleiche unter Gleichen", d. h. verfassungsmäßige und praktische Rechtsgleichheit ausnahmslos für jedermann. Die Weihnachtsbotschaft von 1941 behandelt diesen Punkt eingehender: „Innerhalb einer neuen Ordnung, die auf sittlichen Grundlagen ruht, ist kein Platz für offene oder geheime Unterdrückung der kulturellen und sprachlichen Charakteristika der völkischen Minderheiten, für Verhinderung oder Einschränkung ihrer wirtschaftlichen Quellen, für die Begrenzung oder Abschaffung ihrer natürlichen Fruchtbarkeit." (L. c. 298.)

Es kann keine Rechtsgleichheit ohne Gleichheit der Pflichten geben. Der Papst unterstreicht den inneren Zusammenhang zwischen Recht und Pflicht in derselben Ansprache: „Je gewissenhafter die Staatsregierung die Rechte der Min-

derheiten respektiert, um so vertrauensvoller und nachdrücklicher kann sie die Erfüllung der allen Bürgern gemeinsamen bürgerlichen Verpflichtungen erwarten." (L. c. 298.) Gonella bemerkt dazu: „Die gegenseitige Ergänzung von Respekt für Rechte und Beachtung der Pflichten kann als der sittliche Grundsatz genommen werden, der die Balance hält zwischen den zentrifugalen (Minderheiten) und den zentripetalen Kräften (Staaten). Er vertritt die Auffassung, daß die Mißachtung dieser Conditio sine qua non die Hauptursache für Fehler der Vergangenheit war. (L. c. 122.)

Dr. Ripka proklamierte als Grundlage der kommenden CSR die Tradition von Jan Hus und Jan Amos Komensky. (Zitiert in: „Convalescenca a Consolidace da Europa Central", Sao Paulo, Brasilien, S. 3. Vgl. J. S. Rouček, „Jan Amos Komensky, der geistige Vater der modernen Freimaurerei", in NFl vom 8. Mai 1944.) Ripka nimmt keine Rücksicht auf die katholische Mehrheit, auf die Tatsache, daß der Apostolische Nuntius Prag verließ, als der Hus-Tag zum öffentlichen Feiertag erklärt wurde. Der Papst proklamiert im Gegensatz zu Ripka die St.-Wenzels-Tradition, überzeugt, daß es die wahre tschechische Tradition, die Hoffnung auf eine bessere Zukunft ist.

Die Sudetendeutschen wissen natürlich ebenso gut wie die Tschechen, daß Wiederaufbau und Versöhnung eine lange, schwierige Aufgabe ist. Sie wissen, wie schwer es sein wird, die Berge des Hasses zu überwinden, die in der Nazizeit entstanden, die Barrieren niederzulegen, die zwischen den Völkern bestehen, der vergifteten Propaganda entgegenzuwirken, Mißverständnisse und Fehler zu beseitigen. — Sie sind und bleiben Deutsche und halten es für lächerlich, ihre Namen zu tschechisieren. Sie glauben noch immer, daß der böhmisch-mährische Raum ihre Heimat ist — so gut wie die der Tschechen. Sie glauben sogar, daß ein großer Prozentsatz der Tschechen willig und bereit zur Zusammenarbeit ist. Die Sudetendemokraten werden niemals ihren Namen hergeben für Massenaustreibungen und Entnationalisierung. Sie sind überzeugt, daß ihre Volksgenossen das nie verstehen und verzeihen würden. Sie sind

überzeugt, daß sie damit wirklich „Nazis“ im üblen Sinne des Wortes würden, „Volksverräter“, als die sie wegen ihres Eintretens für ihre Heimat im Bereich der CSR beschimpft wurden. Sie hoffen — ich möchte fast sagen, gegen alle Hoffnung —, daß dreieinhalb Millionen Menschen nicht zum dritten Male in einer Generation wie Figuren am Schachbrett behandelt oder wie Vieh von einem Staat zum anderen verschickt werden, ohne eine Möglichkeit, Vorschläge zu machen und ihre Meinung zu äußern zu Fragen, von denen ihr Leben und ihre Zukunft abhängt. Sie glauben noch immer, daß die „vier Freiheiten“ und die Atlantic Charta nicht leere Worte, ein Fetzen Papier, sind.

Wie die Tschechen ihre Stellungnahme zu den Problemen darlegen — und ihr Propagandaapparat ist gut organisiert und finanziert, und sie haben weitreichende Verbindungen —, so stellen auch die Sudetendemokraten, die an gemeinsame Interessen und die gegenseitige Abhängigkeit der Menschheit und an übernationale christliche Werte glauben, die Lage dar, wie sie sie sehen. Kein wirklicher Demokrat könnte ihnen das Recht dazu, ja die Pflicht bestreiten. Wir sind so sehr wie irgend jemand in der Welt an einem wahren Frieden interessiert. Ein „Demokratischer Sudeten-Ausschuß“ hat am 1. August 1944 in einem „Statement of Policy“ seinen Standpunkt dargelegt. Dem Ausschuß gehörte mit Wenzel Jaksch (London), Karl von Lustig-Prean (Sao Paulo) auch der Schreiber dieser Zeilen an. Der Ausschuß ist außer dieser Erklärung kaum in Erscheinung getreten, was bei den Entfernungen und den Schwierigkeiten des Krieges leicht verständlich ist. Die sozialistische Gruppe, weitaus die stärkste der sudetendeutschen Emigration, die auch über gewisse Mittel verfügte, bestand darauf, ihre Aktionen nicht im Namen des Ausschusses, sondern der Sozialistischen Partei durchzuführen, wie auch ihre Monatsschrift den Titel: „Der Sozialdemokrat“ führte.

Die tschechische Reaktion zu dieser Erklärung läßt wenig Hoffnung für die Zukunft. (Vgl. "Central European Observer", 15. September 1944, S. 288.) Beleidigungen und Verleumdungen sind nicht der demokratische Weg, lebenswichtige Probleme zu diskutieren.

Die freie, christliche, menschlich-sittliche Welt ist aufgerufen! Die Alliierten haben natürlich die Macht, eine Regelung entgegen den Wünschen und Erwartungen unserer Erklärung zu erzwingen. Ich möchte als Christ und Demokrat die Macht des Rechtes dem Recht der Macht vorziehen. Papst Benedikt XV. schrieb während des ersten Weltkrieges: „Vergeßt nicht, daß Völker nicht sterben! Verdemütigt und unterdrückt schmachten sie unter dem ihnen auferlegten Joch, bereiten die Wiederaufnahme des Kampfes vor und geben von Generation zu Generation das traurige Erbe des Hasses und der Rache weiter. Warum sollten wir nicht von jetzt an ernstlich die Rechte und berechtigten Wünsche der Völker überlegen? Warum nicht mit gutem Willen einen Austausch der Meinungen beginnen?" (Zitiert bei Lord Clonmore, "Pope Pius XI. and World Peace", London 1938, p. 20/21.)

Natürlich können die Sieger die Atlantic Charta mißachten. Wiederum sage ich mit Don Sturzo, dem großen italienischen Demokraten, mit dem ich in London oft zusammentraf: „Die Charta hat die darin ausgesprochenen Rechte nicht erfunden. Jede Charta taucht in einem bestimmten geschichtlichen Zeitpunkt auf, weil bereits vorhandene Rechte für Anerkennung reif werden. Sobald die Rechte reif sind, kann sie niemand verweigern, ohne eine Ungerechtigkeit zu begehen und in Folge davon bestraft zu werden. Die Atlantic Charta wird, selbst wenn sie ins Meer versenkt sein sollte, weiterklingen wie die Glocke in der Legende... Für alle Zeiten wird die Verantwortung für die moralischen Pflichten, die damit von der Welt übernommen wurden, auf Amerika und England lasten." ("People & Freedom", London, April 1944.)

Wirklicher Friede oder Verewigung des Krieges und Revolution, das ist die Frage an diesem geschichtlichen Wendepunkt. Haß und Rachsucht sind keine Antwort auf die Zeitfragen und waren es nie. „Wer der Versuchung nachgäbe, die gegenwärtige Lage auszunützen und die Organisation des Friedens zu seinem Vorteil zu gebrauchen — entgegen dem Diktat der Gerechtigkeit —, könnte sich derzeit wohl als Wohltäter der Menschheit präsentieren, eine spätere Geschichtsschreibung aber, die im Lichte höherer Grund-

sätze und weiterer Erfahrung urteilt, wird ihn nicht unter die einreihen, die die Welt von Unterdrückung und Gewaltsamkeit befreiten, vielmehr unter die Betrüger, die in schwerer, ernster Stunde die Erwartungen der Menschen enttäuschten, denen unbeschreibliches Leid einen neuen Anspruch auf Respektierung ihrer unverletzbaren Rechte verlieh." (Papst Pius XII. nach "New York Times", vom 19. März 1945.)

Dr. Benesch zitierte in täuschender Absicht vor einer Plenarsitzung des Völkerbundes 1932 folgende Worte von Comenius, gesprochen bei der Friedenskonferenz von Breda. Ich wiederhole sie für alle, die berufen sind, der Welt Frieden zu bringen:

„Darum, Ihr Botschafter des Friedens, wenn Ihr wirklich Euren Titel verdienen wollt, denkt nicht nur an die Pläne der Menschheit, sondern zuerst an die Pläne Gottes! Bedenkt nicht nur, was Eure Könige von Euch verlangen, sondern, was der König der Könige will. Setzt Euch den Frieden, nicht den Krieg zum Ziele. Erinnert Euch, daß Eure Verhandlungen in Ruhe, nicht in Erregung geführt werden, in Aufrichtigkeit, nicht mit Hintergedanken, in Aufgeschlossenheit des Herzens, nicht mit Verrat.

Nur dann werdet Ihr die Zustimmung Eurer Könige und Eurer Völker gewinnen, wenn der Friede, das glorreiche Werk Gottes, so in Euren Händen gedeiht, daß künftighin die Menschen in friedvollen Heimen, in sicheren Wohnungen und ruhigen Plätzen der Erholung leben können." (Zitiert in dem ausgezeichneten Buch von Max Jordan, "Beyond all Fronts", Milwaukee 1944, S. 51.)

III

TROTZ EINSATZ FÜR DAS DEUTSCHE VOLK — INS EXIL!

Nach der Rede Hitlers beim Nürnberger Parteitag 1939 wurde ich durch britische Journalisten gewarnt, Reichenberg sofort zu verlassen, weil mein Leben bedroht sei. Ich wußte, daß dies keine grundlose Warnung sei. Seit Wochen schon war ja meine Wohnung jede Nacht polizeilich bewacht. Ich verabschiedete mich von meinem greisen Vater, ohne zu ahnen, daß es ein Abschied fürs Leben sei. Ohne besondere Vorbereitungen übersiedelte ich nach Prag, wo ich mich in einem Hotel einlogierte. Nur wenige der wichtigsten Papiere nahm ich mit, die leider beim Einmarsch Hitlers in Prag — im März 1939 — durch Freunde in der Moldau versenkt wurden, darunter ein für mich besonders wertvoller Brief des heutigen Papstes aus Anlaß des Volkstages in Georgswalde.

Prag war in fiebernder Spannung. Von allen Seiten strömten sudetendeutsche und tschechische Flüchtlinge in die Stadt. Mit etlichen Freunden, besonders mit Waldemar Quaiser, suchte ich Hilfsmaßnahmen zu organisieren. Es war sehr schwer, da die Behörden den Kopf verloren hatten. Immerhin konnten wir hunderte im „Deutschen Haus" notdürftig verpflegen.

Nach hektischen Tagen und Nächten — besonders nach der Anordnung der allgemeinen Mobilisierung, nach welcher ein Luftangriff erwartet wurde — entschloß ich mich, nach Paris zu fliegen, um dort Hilfe für die Flüchtlinge zu suchen. Der Flug war möglich, weil man damals für einen tschechischen Paß kein Visum nach Frankreich brauchte, und weil ein Nonstopflug von Prag nach Straßburg möglich war. Am 18. Oktober 1938 verließ ich Prag mit einem Flugzeug der Air France. Unter den Passagieren war ein ungarischer Abgeordneter des Prager Parlaments, Ignaz Schulz, der mich als „Genosse" anredete. Er war schrecklich aufgeregt und fragte immer wieder: „Sind wir schon hinter der deutschen Grenze?" Er war überglücklich, als das Flugzeug am Flughafen von Straßburg aufsetzte.

Das Ziel meines Fluges war ausschließlich auf Hilfe für andere gerichtet; ich glaubte, in kürzester Frist wieder nach Prag zurückzukommen. Darum traf ich keine besonderen Vorbereitungen. Ein Handkoffer war alles, was ich mitführte, außer Barmittel für einige Wochen. Kardinal Kaspar und andere kirchliche Persönlichkeiten hatten mir Empfehlungsschreiben mitgegeben, die meine Aktion ermöglichen und fördern sollten. Bischof Picha von Königgrätz hatte mir ein lateinisches Empfehlungsschreiben geschickt; dazu seine Visitenkarte mit handschriftlichem deutschem Vermerk: „... Ich bedaure, daß Sie sich (der Empfehlung) bedienen müssen! Danke Ihnen für all Ihre Arbeiten in meiner Diözese. Sie können getrost sein, daß Sie vor Gott nicht umsonst gearbeitet haben! ..."

In Paris gratulierten meine Freunde — darunter P. Friedrich Muckermann, Dr. Carl Spieker, Erzabt Raphael Walzer und der evangelische Pastor Forell — zu meiner Rettung. Erst jetzt erfuhr ich, daß ich nicht mehr zurückkönnte, weil das Hitler-Regime von den Tschechen meine Auslieferung verlangt hatte. Obwohl ich immer damit gerechnet hatte, ohne es mir offen zuzugeben, war ich tief erschüttert: Flüchtling, heimatvertrieben von den eigenen Volksgenossen, deren Bestes ich wollte und erstrebte!

Ich weiß nicht, was mit mir geschehen wäre, wäre ich meinen Gegnern in die Hände gefallen. Eine brasilianische Zeitschrift berichtete jedenfalls am 23. Juli 1943, daß ein Kopfpreis auf mich ausgesetzt war. Theologieprofessor Doktor Karl Harbich schrieb, daß mich „Henlein 1938, als er Gauleiter des Sudetenlandes geworden, als eines der ersten Opfer der Gestapo auszuliefern suchte. Wenn dieser Mann nicht an seinem Volke verzweifelte, dessen Führer ihm das Fallbeil zugedacht hatten, so ist das dieselbe Liebe, die ihm damals den Kampf aufgab. Wer heute seine Kundgebungen hört, aber wirklich hört, nicht bloß seine Anklagen gegen die Kriegsverbrecher von der anderen Seite, dem kann nicht entgehen, daß aus seinen Worten eine tiefe Besorgnis um das Christentum herausklingt, das in der Not vollends unterzugehen droht." („Der Altvaterbote", 5. Jahrgang, Nr. 3, Mai 1952, S. 284.) — Ich weiß inzwischen, daß das Haus meines Vaters aufgebrochen und durchwühlt wurde;

wen immer man in besonderer Verbindung zu mir glaubte, der wurde zur Gestapo vorgeladen und stundenlang verhört. Der greise Senator Univ.-Prof. Dr. Karl Hilgenreiner schrieb mir am 16. Februar 1947 aus Wien nach Amerika: „... Bald nachdem Sie von Prag abgegangen waren, wurde ich an Sie erinnert durch zwei Gestapomänner, die bei mir vorsprachen und nach Ihnen fragten. Was für ein Mann Sie seien? Ich antwortete: ‚Ein sehr tüchtiger Mann, der sich um die kirchliche und um die deutsche Sache nach 1918 sehr verdient gemacht hat.' Sie erwiderten: Diese Antwort hätten wir von Ihnen nicht erwartet, denn Reichenberger hat in einer Broschüre sehr scharf gegen Sie geschrieben. Meine Antwort: ‚Ob diese Broschüre von Reichenberger stammt, weiß ich nicht, jedenfalls ändert es nichts an meiner Überzeugung, daß Reichenberger sich große Verdienste um das Deutschtum erworben hat, weil er im Volksbund den Leuten Mut machte, Deutsche zu sein und ihre nationalen Pflichten neben den religiösen treu zu erfüllen.' Ich ersuchte, das zu Protokoll zu nehmen, was sie ablehnten. Aus ihren Bemerkungen bekam ich die Sicherheit, daß man Sie nicht erreicht hat, und das befriedigte mich sehr ..."

Ich stand nun vor der Frage, wie ich mir eine, wenn auch noch so bescheidene Existenz sichern sollte. Meine Mittel waren ja bald erschöpft. Alt-Reichskanzler Dr. Wirth, mit dem ich oft beisammen war, riet mir zu versuchen, ob ich nicht im Elsaß eine kirchliche Anstellung erhalten könnte. Wirth selber, der sehr armselig lebte, war von Freunden dorthin eingeladen worden. „Aber ich kann nicht an den Rhein", sagte er mir, „ich müßte hinüber." Er litt schrecklich unter dem Heimweh.

Ich konnte mich nicht für den Elsaß entschließen. Rückschauend gesehen, war es mein Glück.

Ich bemühte mich, die Mission zu erfüllen, derentwegen ich nach Paris gekommen war. Einer der ersten Besuche galt Kardinal Verdier, der als päpstlicher Delegat zum großen Prager Katholikentag 1935 gekommen war. Er galt als Persönlichkeit von überragendem Format und war bekannt als *der* soziale Bischof wie in unserer Heimat einmal Wilhelm Emanuel von Ketteler. Kaum war ich in den Empfangsraum

eingetreten, stand der Kardinal hinter mir, schlicht und bescheiden. Er war erschüttert über das Schicksal der CSR. „Es ist unsere (der Franzosen) Schuld, daß es so kam", sagte er und bat um ein Memorandum, das er in Rom unterbreiten wollte. — Ich traf mit Dr. Hermann Rauschning, dem früheren Senatspräsidenten von Danzig, zusammen, den ich schon von London aus kannte. Rauschning war durch sein Buch: „Die Revolution des Nihilismus", eine der bekanntesten Persönlichkeiten in England und Amerika geworden. Er war kein Fanatiker, sondern ein durchaus nüchtern, sachlich denkender Mann. Er war überzeugt, daß Frankreich nicht willens und fähig sei zu kämpfen. Aus einem Brief, in dem er mir zu einem Artikel über „Donoso Cortes", den spanischen Philosophen und Staatsmann, gratulierte, sah ich, daß auch er eine Lösung der Probleme nur auf religiös-sittlicher Basis sah. — Ernest Pézet, der temperamentvolle Vizepräsident des Außenausschusses im Pariser Parlament, war ein warmherziger Freund Österreichs. Auch er war entsetzt über das Schicksal der CSR und die Haltung Frankreichs, das während der Krise seinen Bundesgenossen verriet. — Graf de Pange, bei dem ich zum Dinner geladen war, sah die Dinge sehr nüchtern. Er bezeichnete Benesch als den Hauptschuldigen an der heutigen Lage, weil er Österreich zerschlug, einen Donaubund verhinderte und die Probleme der vielnationalen CSR überhaupt nicht gesehen hatte. Der Graf war ein warmer Freund des deutschen Volkes, so wie sein Freund, Graf Robert d'Harcourt, den ich von Prag aus kannte, der aber leider nicht in Paris weilte. — Als ich Otto von Habsburg besuchte, trat gerade Dr. Rauschning aus der Türe. Der Erbe Habsburgs wohnte in einem mehr als bescheidenen Hotel. Er empfing mich in herzlichster Weise ohne alles Zeremoniell. Unsere Unterredung verlief ganz zwanglos, genau so offen, wie ich mit einem Duodezpolitiker hätte reden können. Er reichte mir zum Abschied herzlich die Hand, half mir in den Mantel und geleitete mich vor die Türe. Otto von Habsburg sah die Lage sehr real und ohne jegliche Bitterkeit: „Wir haben unsere Heimat verloren, viel mehr können wir kaum verlieren." Er fand es nicht überraschend, daß sich — nach dem Erlebnis seit Versailles und St. Germain — Millionen Hitler anschlossen, die Hal-

tung eines Teiles des Hochadels in der Krise von 1918 und in der Einstellung zu Hitler konnte er nicht verstehen. „Erst muß alles Faule ausgemerzt werden, dann kann ein neues Europa kommen." — Die tschechische Botschaft hatte für die Lage überhaupt kein Verständnis und dachte so chauvinistisch wie je zuvor. — Verhandlungen mit dem Präsidenten des „Roten Kreuzes" und anderen Persönlichkeiten führten zu keinem Ergebnis.

So entschloß ich mich, nach England zu gehen. In den ersten Tagen besuchte ich Jan Masaryk, den tschechischen Botschafter in England. Er gab sich ganz ungezwungen, so wie er eben war, wie ich es später oft in Amerika erlebte. Er saß vor mir, die Füße am Schreibtisch aufgelegt. Von der Exzellenz war nichts zu spüren; er schien überhaupt darunter zu leiden, daß er der Sohn eines berühmten Vaters war. Er hätte sich sicherlich als Klavierspieler eines New-Yorker Nachtklubs, der er einmal war, wohler gefühlt. Persönlich machte er mir durch seine legere Art einen sympathischen Eindruck. Er war begreiflicherweise über dieses Ende der Republik seines Vaters empört. Wörtlich sagte er in fließendem Deutsch mit österreichischem Einschlag: „Dieses Ende hat niemand erwartet, nicht einmal Henlein. Wir hätten alles billiger haben können, wenn wir direkt mit Göring verhandelt hätten. Wenn in Deutschland wieder ein anderes Regime kommt, habe ich gar kein Bedenken für eine Zusammenarbeit." Masaryks Empörung richtete sich viel mehr als gegen Hitler gegen England und Frankreich. „Wenn die (England und Frankreich) uns einmal wieder brauchen sollten, dann können sie mich ..." Und er zitierte wörtlich den berüchtigten Ausspruch des Götz von Berlichingen, nicht bloß andeutungsweise. Er sagte mir, daß er alle seine Ämter zur Verfügung gestellt hatte; er stellte mir einen für alle Länder gültigen Paß aus und gab mir ein Handschreiben zur Einführung, das leider einem Autogrammjäger zum Opfer fiel.

Einige Male kam ich mit Don Sturzo zusammen, dem Führer der italienischen Popolari. Schon 11 Jahre lebte der geistvolle Gegner Mussolinis in London im Exil, aber er sprach kein Wort Englisch. Das Klima in England war ihm unerträglich. „Der Mond in Neapel hat mehr Kraft als die Sonne

in London", meinte er mit seinem ganzen südländischen Temperament. Wir sprachen natürlich über aktuelle Fragen. Miß Barbara Barclay Carter diente als Dolmetscherin. Er konnte es nicht verstehen, daß so viele sudetendeutsche Katholiken sich Hitler-Henlein gleichschalteten.

Der schwer asthmatische Mann schrieb im Exil eine Reihe Bücher, die sich mit religiösen und nationalen Fragen beschäftigten. Miß Carter hat sie ausgezeichnet ins Englische übertragen. Um ihn hatte sich auch eine kleine, aber sehr aktive Gruppe christlicher Demokraten gesammelt, die eine Monatsschrift "People and Freedom" herausgab. Ich habe ein- oder zweimal in diesem Kreise über die Entwicklung in der CSR sprechen können.

In London begegnete ich vielen Mitgliedern der Labour Party zu eingehenden Aussprachen, sowohl über die Lage wie über den Sozialismus. Damals war von einer Ko-Existenz mit dem Kommunismus noch keine Rede. Der Sozialismus war nicht mit dem Freidenkertum verbunden wie am Kontinent. Die Menschen, denen ich begegnete, waren tief religiös. „Wer nicht von einer theologischen Fundierung ausgeht", sagte mir einer, „ist wie ein Baumeister, der neben das Fundament baut." Ich wurde an dieses Wort erinnert, als ich im Sommer 1953 in Caux hörte, wie der britische Gewerkschaftsführer James Haworth in tiefster Erregung und Ergriffenheit erklärte: „Die sozialistische Bewegung in Europa und Asien ist auf Marx und den Materialismus gegründet — so auch der Kommunismus. Wenn wir nicht einen neuen Faktor finden, wird der Kommunismus mit seiner brennenden Leidenschaft uns jedesmal schlagen. Darum sage ich meinen sozialistischen Kollegen: Ihr werdet entweder Gott in eurem Programm akzeptieren oder euren Platz verlieren." (You will accept God in your program or you will go out of business.)

Nebenbei gesagt, ich halte noch heute den Einmarsch Hitlers in Prag für den eigentlichen Beginn des zweiten Weltkrieges. Die breiten Schichten in England hatten Verständnis für die Besetzung des Rheinlandes, den Anschluß Österreichs und des Sudetengebietes. „Es handelt sich ja um deutsche Gebiete und Menschen!" Mit der Übernahme tschechischen Gebietes galt Hitler als wortbrüchig: „Ich habe keinerlei

territoriale Forderungen mehr!" Chamberlain, der nach „München" triumphierend „Friede in unsere Zeit" verkündet hatte, war brüskiert. „Ich wage vorauszusagen, daß Deutschland am Ende bitter bereuen wird, was seine Regierung getan hat", erklärte Chamberlain am Rundfunk. Die Stimmung änderte sich geradezu greifbar über Nacht und sie deutete auf Krieg.

Ich besuchte später nochmals Jan Masaryk, der inzwischen in eine Privatwohnung übersiedelt war. Ich wollte seine Einstellung zu einer Wiedererrichtung der CSR erkunden. Er sagte mir etwa: „Ich erkenne München nicht an und gebe meinen österreichischen Freunden den Rat, dasselbe bezüglich Österreichs zu tun. Ich bin fest überzeugt, daß England den Krieg gewinnen wird. — Ich bin kein ‚Grenzler', für mich ist Hitler der Feind, und wer gegen ihn ist, ist mein Freund. Ich denke mir die Errichtung eines größeren Wirtschaftsgebietes. — Ich glaube nicht, daß Hitler und Stalin dauernd miteinandergehen können." Bitter äußerte er sich über die Sudetendeutschen: „Sie sind eine Bagage: die einen sind Großdeutsche, die anderen wollen Reichenberg oder Schluckenau als Hauptstadt des Deutschen Reiches." (Zitiert nach meinem Tagebuch.) Im übrigen hielt Masaryk die Fixierung der Kriegsziele für verfrüht. Er riet mir, Benesch zu besuchen, mit dem Vertreter der Demokraten, Sozialisten und Kommunisten bereits in regelmäßiger Verbindung stünden.

So entschloß ich mich, Benesch aufzusuchen, der in einer feudalen Villa in der Umgebung Londons wohnte. Mit Kriegsausbruch war er sehr rege geworden. Schon am 4. September 1939 brachte der britische Rundfunk seinen Aufruf, daß sich die CSR im Kriegszustand mit Deutschland befinde. Am 20. September richtete er von derselben Stelle aus einen Appell an das tschechische Volk, in dem er vor der „deutschen Gefahr" warnte und von der Wiedererrichtung eines „nationalen Staates" sprach. Am 23. November hielt er bei einem Luncheon einen Vortrag über den „Neubau Europas" ("Building a New Europe", Peace Book Company, London, 1939), der ebenfalls übers Radio übertragen wurde. Er wurde dabei durch den bekannten Schriftsteller H. G. Wells als „großer europäischer Staatsmann", der „immer ganz Europa

im Auge hatte und die CSR immer in der Perspektive der Weltpolitik sah", dessen Denken „die Idee eines kleinen, unlenksamen Volkes, gesättigt mit nationalem Egoismus und schmollendem Isolationismus völlig fremd war". Für Benesch ist die Ideologie des Nationalsozialismus „eine Barbarei, schlimmer als die des finsteren Mittelalters", der Krieg ein Kampf um dieselben Ideale wir 1914, ein Konflikt zwischen Demokratie und Diktatur. „Bis zum letzten Atemzug werde ich kämpfen für die Freiheit meines Volkes und seine Erhebung. Ich bin sicher, daß meine Nation aus diesem Kampfe — wie so oft in seiner Geschichte — tapfer und stolz hervorgehen und allezeit die Sympathie, Anerkennung und Liebe aller anständigen Menschen in der Welt haben wird. Allen gerecht denkenden Männern und Frauen allüberall rufe ich das Motto meines geliebten Volkes zu: Die Wahrheit siegt."

Am 13. Dezember hatte ich mit Benesch eine 1½stündige Unterredung. Es ging mir darum, seine Stellungnahme zu der kommenden Entwicklung kennenzulernen. Nach den Aufzeichnungen in meinem Tagebuch — unmittelbar nach der Aussprache — führte er aus: „1. Es ist sicher, daß England den Krieg gewinnen und ohne größere Erschütterung überstehen wird. (Ich verwies auf die tiefen Klassenunterschiede am Lande. Er meinte, der britische Arbeiter hat noch alles: Bath, bacon and Eggs [Bad, Speck und Eier].) — 2. Am Kontinent wird es sicher Erschütterungen geben, deren Umfang niemand ahnen könne. Er denkt dabei besonders an die Liquidierung des Nazismus. — 3. Das tschechische Volk wird sich dank seines natürlichen Reichtums rasch wieder erholen, wenn es auch ausgeplündert und arm geworden ist. — 4. Die Errichtung einer neuen CSR gehört zu den Kriegszielen der Alliierten. Der Staat kann in den Münchener Grenzen nicht leben. Die Engländer, auch Lord Halifax, geben das zu. Sie haben nur nachgegeben, weil sie einen Krieg vermeiden wollten, für den sie nicht gerüstet waren. (Ich werfe ein: Und Frankreich? worauf er meint: Dort gibt es allerdings Schwierigkeiten, die vor allem auf Daladier zurückgehen, der ein schlechtes Gewissen habe. Seine Position sei aber sehr schwach, er könne jeden Tag fallen.) — 5. Die Slowaken machen ihm keine Sorge, sie seien durch Hitler

für die CSR bekehrt worden. — 6. Bleiben die Sudetendeutschen, sie können allein keinen Staat gründen. Er glaube an die Möglichkeit weiterer Zusammenarbeit, auch wenn es am Anfang Schwierigkeiten geben werde. (Ich verweise auf den Haß, der sich auf beiden Seiten angehäuft hat, der vielleicht zu neuen Katastrophen führen könne.) Er sagt darauf: Ich bin für jede vernünftige Lösung, als Humanist, Christ, Demokrat und Feind jeglichen Totalitarismus. (Ich: Bleibt die Eingliederung in ein größeres Ganzes, wie es das alte Österreich war.) Er: Zuerst müssen die Grenzen festgelegt werden, mit denen der neue tschechoslowakische Staat sich eingliedern kann. Das können nur die Vor-Münchener-Grenzen sein. Ich bin für eine Zollunion mit Österreich und Ungarn. — 7. Die größte Schwierigkeit bleibe Deutschland. Er sei dieser Tage mit 20 Engländern beisammen gewesen, die alle für die Zerschlagung Deutschlands seien. Er habe ihnen absolut widersprochen. (Ich: Die Zerschlagung Deutschlands könne nur bedeuten, daß wir in 20 Jahren einen dritten Weltkrieg haben.) Benesch erklärt die Haltung Deutschlands daraus, daß es noch keine eigentliche Revolution erlebt habe, also die Freiheit nicht zu schätzen wisse — im Gegensatz zu England, das zwei Könige ermordete, und zu Frankreich. Man fürchtet den Pangermanismus in der Welt. Er habe den Gesandten Eisenlohr immer vor dem Anschluß Österreichs gewarnt. Österreich bedeute als selbständiger Staat weit mehr für das Deutschtum. (Ich sage ihm, daß doch in Versailles große Fehler geschehen seien. Darum sei Hitler gekommen. Er bestreitet die Fehler nicht, will aber die Folgerung nicht zugeben.) ‚Jedes Volk hat die Regierung, die es verdient. Eine Regierung kann nicht durch Konzessionen von außen gehalten werden.' (Ich unterlasse Einwendungen. Benesch ist doch selber von außen gestürzt worden.) Er sei kein Feind der Deutschen, im Gegenteil. Er habe auch ein Jahr in Berlin studiert. — Er meint schließlich, die Zeit sei noch nicht reif, all diese Fragen offen zu behandeln. Er stehe mit den Sudetendeutschen in Verbindung (Jaksch, Dr. Peres, Breuer). Diese müßten aber den Mut haben, offen für die Zusammenarbeit mit den Tschechen einzutreten."

Ich unterlasse es, die Ausführungen Beneschs an dieser Stelle zu kritisieren, gegen die sich heute mehr einwenden

ließe, als ich zum Zeitpunkt der Unterredung ahnen konnte, da ich dem Manne noch eine gewisse Ehrlichkeit zubilligte. Ich führe sie deshalb an, weil sie gewisse Anhaltspunkte geben, in welchem Sinne die anglosächsische Welt durch Benesch und seinen Kreis unterrichtet wurde. — Benesch sprach deutsch mit einem schweren tschechischen Akzent, der auch seiner Aussprache der französischen und englischen Sprache anhaftete.

Am 30. August hielt ich in St. Patrick in London eine Predigt über das Wort Christi: „Möchtest du es doch erkennen an diesem deinem Tage, was dir zum Frieden dient! Nun aber ist es vor deinen Augen verborgen." (Lk. 19, 42.) Die bevorstehende Katastrophe lastete schwer auf meiner Seele. — Auf dem Weg zum Viktoriabahnhof stieß ich nahe beim Trafalgar Square auf eine Versammlung, bei der Mosley sprach: „Der Versailler Vertrag ist schuld, wenn es wieder zum Krieg kommt!" Es wurden Flugblätter verteilt: „Wir wollen für Polen nicht Krieg führen!" (Als ob es Hitler wie seinen Gegnern auch nur einen Augenblick um Polen gegangen wäre!)

Am 2. September meldete der Rundfunk, daß die Deutschen die polnische Grenze überschritten und verschiedene Städte bombardiert hatten. In der Nacht ging ein schweres Gewitter über London nieder. Am Sonntag, dem 3. September (dem 8. Jahrestag des Todes meiner guten Mutter), hörte ich im Zimmer von Mrs. Davis um 11 Uhr 15 die Erklärung Mr. Chamberlains, daß sich England im Kriegszustand mit dem Deutschen Reich befinde. Lächelnd, siegesgewiß nahm meine Umgebung die Nachricht auf. Ich war zutiefst erschüttert.

Wenige Tage darauf kam ich wieder nach London. Die Stadt hatte ihr Gesicht verändert. Mächtige Sperrballons hängen ringsherum. Jeder trägt eine Gasmaske bei sich. Überall wurden Sandsäcke aufgeschichtet. Am Abend sind Autos und Autobusse abgedunkelt, so daß sie nur mühsam ihren Weg durch den Nebel Londons finden. Im Zug brennt kein Licht. In Three Bridges werde ich mit dem Auto des Hauses abgeholt. Wir kommen vorbei an einem Benzinlager, das in einem Park verborgen war. Ein Soldat mit aufge-

pflanztem Bajonett begleitet uns von einem Ende zum anderen. Auf Anruf muß er das Losungswort rufen.

Man kann nicht sagen, daß eine Kriegsbegeisterung geherrscht hätte. Das Volk ertrug den Krieg als ein mehr oder minder unvermeidliches Übel. Es gab zu Kriegsbeginn auch keinen Haß. Mr. Anthony Eden verkündete am 11. September über den Rundfunk als Leitmotiv: „Wir haben ein gutes Gewissen. Wir haben keinen Streit mit dem deutschen Volke. Aber es kann keinen dauernden Frieden geben, solange nicht der Nazismus und alles, was er an Unterdrükkung, Grausamkeit und Wortbruch in sich schließt, von der Erde verbannt ist. In dieser Frage gibt es kein Kompromiß ... Unser Volk ist entschlossen, einen sehr langen Krieg zu führen, wenn es sein muß, um die Welt vom Hitlerismus und allem, was er bedeutet, zu befreien." ("The Times", 12. September 1939.) — Der (anglikanische) Erzbischof von York formuliert am 2. Oktober als einer der ersten konkrete Friedensziele übers Radio: 1. Kein Friede mit Hitler und seinen Helfern. Sie haben nicht nur internationale Vereinbarungen gebrochen, sondern einen ungeheuren Terror im Reich selber hervorgerufen. Er nennt unter anderem den 30. Juni 1934, die Ermordung Dollfuß', das Judenpogrom am 9. November 1938. — 2. Friede mit einer vertrauenswürdigen deutschen Regierung. — Voraussetzung sei eigene Gewissenerforschung über die Fehler von Versailles, kein neuerliches Diktat, sondern Verhandlungen unter Gleichberechtigten, keine Demütigung des deutschen Volkes, Berücksichtigung der Tschechen und Polen, Regelung offener Fragen, wie Kolonien, Verteilung der Rohstoffe usw.

Es dauert nicht lange und die Hetzer und Hasser kommen in den Vordergrund. Churchill spricht nur mehr von „Hunnen", Duff Cooper erklärt bei der Feier des Georgsfestes am 25. April 1940 in einem Toast auf England, vom Beifall umbraust: „Der kommende Friedensvertrag muß weit härter und mitleidloser werden als Versailles. Wir dürfen keinen Unterschied machen zwischen Hitler und dem deutschen Volk. Wir dürfen uns nach dem Sieg nicht wieder durch das Betteln der Deutschen beeinflussen lassen, daß nur wenige, daß nur die Hitler-Regierung die Verbrechen begangen habe. Wir müssen Hitler beim Wort nehmen, daß *er* das deutsche

Volk sei." — Der Minister für wirtschaftliche Kriegführung nennt die Deutschen „Feinde der Menschheit von Natur aus" (enemies of mankind by nature. "Daily Sketch", am 5. Juli 1940). — Lord Vansittard, eine der einflußreichsten Persönlichkeiten im britischen Außenamt, hält am Rundfunk seine Haßtiraden gegen den deutschen „Schlächtervogel" und veröffentlicht seine Hetzschrift "Black Record", die es in zwei Monaten zu vier Auflagen brachte. Nur ein Satz daraus: „Hitler ist kein Zufall. Er ist das natürliche Produkt einer Rasse, die von den frühesten Tagen der Geschichte an räuberisch und kriegslüstern war." (Vgl. Captain Russel Grenfell, "Unconditional Hatred, New York 1953, S. 48 ff. Deutsch erschienen unter dem Titel: Bedingungsloser Haß, im Verlag F. Schlichtenmayer, Tübingen.) — Zu den ärgsten Hetzern gehörte H. G. Wells, der Freund Beneschs, der „Pazifist". — Leider fehlen in der Kakophonie des Hasses auch „christliche" Stimmen nicht. So fordert ein Rev. Whipp in einem anglikanischen Kirchenblatt: „Rottet diese deutschen Teufel aus!" ("Daily Mirror", 5. September 1940.) Ein anglikanischer Vikar, Roland Jones, erklärte: „Wir Engländer sind so besessen von der Idee einer christlichen Moral, daß wir versuchen, eben Gemeines tugendhaft zu tun . . . Der Versuch, den Krieg nach den Grundsätzen des Christentums zu führen, ist gleichbedeutend einem Versuch, einen Mann zu hängen, ohne ihn zu töten. Sehen wir kalten, harten Tatsachen ins Auge und verzichten wir auf Sentimentalität. Wir haben einen modernen Krieg. Die einzige Erwägung muß sein, dem Feind harte, entscheidende Schläge zu versetzen, ehe er es uns tun kann." ("Sunday Pictorial", 22. September 1940.) Ich kann nicht feststellen, ob diese kuriosen „Christen" auf der anderen Seite des Kanals ein Gegenstück hatten. Sie stellten jedenfalls auch in England eine Ausnahme dar. Der bekannte anglikanische Bischof von Chichester hatte jedenfalls den Mut, inmitten der Kriegshetze zu erklären: „Das höchste Anliegen der Kirche ist nicht der Sieg der nationalen Sache. Das ist ein hartes Wort, aber es ist lebenswichtig, es auszusprechen. Das erste Anliegen ist, den Willen Gottes zu tun und Gottes Barmherzigkeit allen Menschen und Völkern zu verkünden." („Union & Echo", 4. Juli 1940.)

Zu Kriegsbeginn waren deutsche und österreichische Emigranten so gut wie keinen Beschränkungen unterworfen. Nach der Besetzung Hollands und Belgiens änderte sich die Situation mit einem Schlag. Eine wahre Hysterie kam über das Land. Die Deutschen und Österreicher wurden interniert, zumeist auf der Isle of Man untergebracht. Ein Wiener, der gerade bei seinen Kindern zu Besuch im Bankton House weilte, wurde vom Spielplatz weg ohne Angabe von Gründen verhaftet. Bei unseren Schwestern wurde eine Hausdurchsuchung durchgeführt. Später wurden sie aus der Sperrzone, in die Crawley Down einbezogen wurde, ausgewiesen. — Die Internierung brachte eine neue Welle des Hasses, die wohl ihren Höhepunkt erreichte in dem Wort Lord Marchewoods im Hause of Lords: "Intern the lot!" (Sperrt die Bande ein!) Hitler hätte keine bessere Propaganda wünschen können. — Es fehlte aber auch in dieser Situation die Stimme der Vernunft nicht. — Ich wandte mich an den Bischof von Chichester um die Freilassung einiger persönlicher Freunde, darunter des bekannten Soziologen Msgr. Messner, Wien, der mit anderen Priestern und Ordensleuten auf der Isle of Man in Verhältnissen untergebracht war, die man wohl nur in KZs fand, und erreichte ihre Freilassung. Meinem Schweizer Freunde wurde es sehr verübelt, daß er dieses offenkundige Unrecht beseitigt wissen wollte. — Von den Emigranten aus der CSR wurden nur wenige — wie behauptet wurde, auf Veranlassung Beneschs — interniert, die anderen — auch ich selber — unter Polizeiaufsicht mit täglicher Meldepflicht gestellt.

An dieser Stelle darf ich einige allgemeine Gedanken zur Frage der Emigration einfügen, die man, wohl sehr mit Unrecht, die bequemste Form des Widerstandes genannt hat.

Die Propaganda des feindlichen Auslandes sah in einer deutschen Widerstandsbewegung beinahe den einzigen Beweis gegen eine Gesamtschuld des deutschen Volkes. Leider nur die Propaganda! Es war heute wirklich nicht mehr nötig zu beweisen, daß es eine deutsche Untergrundbewegung gab, stärker als in einem der besetzten Länder. Ich verweise auf den Artikel "The Epic of the German Underground" von Alexander B. Maley, in "Human Events" vom

27. Februar 1946; C. L. Sulzberger berichtete darüber in der "New York Times" aus Berlin am 18. März 1946 unter dem Titel: „Die Geschichte des Anti-Hitler-Plots beweist, daß die Alliierten sich weigerten, zu Hilfe zu kommen. Eden sah darin eine Bedrohung der Freundschaft mit Rußland. Man glaubte, daß die Verschwörung das Ziel habe, eine russische Teilnahme an der Besetzung zu verhindern." "The Wanderer" brachte am 4. April 1946 einen aufschlußreichen Beitrag "German Martyrs of Democracy".

In der Arbeit von Maley finden sich viele Einzelheiten: nach dem Anschluß Österreichs kam Gördeler nach London, um die dortige Regierung zu unterrichten, daß eine Gruppe antinazistischer Generale, darunter Generalstabschef Ludwig Beck, Hitler stürzen wollten, wenn England in der Sudetenkrise fest bliebe. Nach den blutlosen Siegen Hitlers über die französisch-englische Diplomatie wurde dieser Plan außerordentlich schwer und gefährlich. Er wurde trotzdem fortgesetzt. — Felix Morley, der spätere Herausgeber der "Human Events', berichtet über einen Besuch Adam von Trotts in Washington: „... Es ist eine heroische Aufgabe, mit der der edle, idealistische junge Deutsche sich beschäftigt. Sie kann ihm leicht das Leben kosten... Das Hauptproblem ist sicherzustellen, daß ein Ausrottungskrieg gegen die Nazis nicht alle hinter sie zwingt, die sich zum Sturze Hitlers zusammenzuschließen beginnen. Trott bestätigt meine Auffassung, es gäbe keine neuen Angriffe, falls eine Formel für Danzig gefunden werden könnte, weil die Stimmung gegen Hitler in Deutschland sich steigert. Jetzt ist es viel schwerer." ... Trotts Bemühungen wurden verstärkt durch prominente Nazigegner, darunter Dr. Heinrich Brüning, der zu diesem Zwecke im Dezember 1939 im Weißen Haus vorsprach. Roosevelt zeigte zuerst Interesse, die deutsche Untergrundbewegung zu unterstützen, unterbrach aber bald die Verbindung, offenbar unter dem Einfluß seiner engeren Umgebung. Trott wurde als Naziagent denunziert, kehrte nach Deutschland zurück und wurde 1944 gehängt. — Obwohl die Bestrebungen weder von Washington noch von London gefördert wurden, gingen sie den ganzen Krieg hindurch weiter. Die amerikanische Öffentlichkeit erfuhr nichts davon. — Ullrich von Hassel unterbreitete im Herbst 1941 im Na-

men der Generale Beck und Hammerstein dem Weißen Haus einen Friedensvorschlag, der Mittelsmann konnte aber Roosevelt vor dem Angriff auf Pearl Harbour nicht mehr erreichen. — Im Mai 1942 besuchten Pastor Dietrich Bonhöffer und Dr. Hans Schönfeld den anglikanischen Bischof von Chichester; sie wollten vor allem herausfinden, ob die Haltung der Alliierten Deutschland gegenüber anders wäre nach dem Sturz Hitlers. Der Bischof überbrachte persönlich die Mitteilung an Anthony Eden. Am 17. Juli 1942 wurde ihm mitgeteilt, es würde nichts unternommen, es bleibe beim Unconditional Surrender. — Es wurden neue Memoranden überreicht. Adam von Trott und andere suchten in Schweden und in der Schweiz weitere Verbindungen zu englischen und amerikanischen Stellen. Die Antwort aus dem Weißen Haus und aus Whitehall blieb immer: Unconditional Surrender! ...

Der Bericht Maleys, aus dem hier etliche Einzelheiten herausgegriffen sind, schließt: „Aus sonderbaren Gründen wurde das Epos des Widerstandes liberaler Deutscher unterdrückt. Der Heroismus wurde nicht erzählt; die Opfer blieben unbesungen. Wir wurden in dem Glauben erhalten, daß das deutsche Volk beinahe ausnahmslos den Verbrechen seiner Führer zustimmte. Beim Nürnberger Gericht durfte kein Beweis für das Gegenteil aufscheinen, ein ernster psychologischer Fehler, weil nichts die Deutschen mehr beeindruckt hätte als das Erleben ihrer Landsleute, die sich für sie opferten ... Wir haben Gördeler im Leben nicht geholfen. Wir sollten uns wenigstens der Worte erinnern, die er vor zehn Jahren sprach: Was Europa mehr als alles andere braucht, ist: den Begriff menschlicher Sittlichkeit (decency) wieder herzustellen." —

Noch erschreckender wird das Doppelspiel der Sieger, daß man eine deutsche Widerstandsbewegung fordert, sie aber nicht fördert und überdies totschweigt, durch den Brief eines hohen amerikanischen Offiziers beleuchtet, der seit der Niederlage Deutschlands mit der Untersuchung von Verbrechen, aber auch mit der Aufdeckung der Untergrundarbeit beauftragt war. Ich schrieb darüber in einem Artikel vom 23. November 1945 unter dem Titel:

„... Das 'Tablet' (Brooklyn, N. Y.) verdient den Dank aller wirklich wahrheits- und freiheitsliebenden Menschen, daß es den Brief im Wortlaut veröffentlichte (10. November 1945). Der Brief ist so bedeutsam wie die totgeschwiegenen Scandrett-Erklärungen (vgl. ‚Europa in Trümmern', 1954, 4. Aufl., S. 137 ff.) und vielleicht ein Schlüssel zu ihrem Verständnis. Der Raum verbietet leider den vollen Abdruck. So nur der wesentliche Inhalt:

‚Die gewaltige deutsche Untergrundbewegung gegen die Nazis und ihre Unterdrückung machte auf uns alle tiefen Eindruck. Mit dieser planvollen deutschen Anti-Nazi-Bewegung kann keine gleichlaufende Anti-Nazi-Untergrundarbeit in Frankreich, Belgien und Holland verglichen werden, was Ausdehnung, Durchschlagskraft und Opferbegeisterung anlangt. Die deutsche Untergrundbewegung, getragen von den religiösen Gemeinschaften und Leuten verschiedener politischer Anschauungen, war unermeßlich größer und aktionsfähiger.' (Das erklärt sich schon daraus, daß die Deutschen die Nazis bei weitem besser kannten, weil sie ja — mit Mitwirkung der Demokratien — ihre ersten Opfer waren. Daß die Unterdrückung seitens der Gestapo viel intensiver und grausamer war, wird verständlich, wenn man bedenkt, daß die Spionage bis in die Familien hineinreichte, daß jeder Anti-Nazi als Volksverräter gebrandmarkt wurde, während die Gestapo in Frankreich usw. auf unsicherem Boden stand, weil sie Menschen, Verhältnisse und die Feinheiten der Sprache nicht beherrschte. Was es hieß, Anti-Nazi zu sein, davon haben die üblichen Fire-side-Redner kaum eine blasse Ahnung.)

Lassen wir wieder den Offizier reden: ‚Der heroische Kampf der protestantischen wie der katholischen Kirche gegen Hitler und seine Gestapo ist einfach staunenswert und verdient unsere größte Bewunderung. Die Verfolgung beider Kirchen, besonders aber der Katholiken durch die Gestapo, war wohl eine der teuflischsten und grausamsten Unterdrückungen der Geschichte.'

‚Wir waren tief erschüttert durch die nackten Tatsachen, als wir ausfanden, welche Massen der protestantischen

und katholischen Bevölkerung Deutschlands sich nicht vor Hitler beugten, sondern vorzogen, jahrelang in Konzentrationslagern zu schmachten und durch die Gestapo in der brutalsten Weise hingemordet zu werden. Es gab 500.000 deutsche Juden, die in den verschiedensten Konzentrationslagern starben. Von den sogenannten Ariern aber, um das häßliche Naziwort zu gebrauchen, wurden gegen 2,000.000 grausam hingeschlachtet. Die meisten von ihnen waren Katholiken.'

Das Zeugnis des amerikanischen Offiziers wäre unendlich wertvoll, würde es nichts als dieses Zeugnis für die Deutschen enthalten. Was aber anschließend folgt, ist wie eine Atombombe für Menschen, die noch einen Funken rechtlichen und sittlichen Empfindens sich bewahrt haben, gar nicht zu reden von den Idealen, für die man uns — um mit Mrs. Clare Boothe Luce zu reden — in den Krieg hineingelogen hat. Wörtlich heißt es in dem Brief:

,Wir waren gerade im Begriff, das statistische Material unserer Untersuchungen durchzusehen und zu ordnen, als uns *Ende August ein Auftrag von höherer Stelle* völlig überraschte, *unverzüglich alle Nachforschungen über* die deutsche Untergrundbewegung und die Verfolgung der *protestantischen und katholischen Kirchen durch die Nazis einzustellen.* Es wurde weiterhin der strenge Befehl gegeben, *nicht das geringste von dem statistischen Material zu veröffentlichen* und *uns sofort aufzulösen.* Du wirst verstehen, daß wir über den Auftrag einfach sprachlos waren und zutiefst verärgert.'

Es kommt aber noch besser: ,Wir erkundigten uns sofort über den Sinn dieser sinnlosen Aufträge. Glücklicherweise erfuhren wir bald den wahren Grund, durch die Indiskretion eines der 'big shots', die die Nürnberger Verhandlungen vorbereiteten. *In Nürnberg soll angeblich der Nachweis geführt werden, daß alle Deutschen, und jeder für sich, Kriegsverbrecher und darum der Naziverbrechen* schuldig sind. Um das zu erreichen, darf nichts über die gewaltige und staunenswerte Untergrundbewegung gegen Hitler und den Nazismus veröffentlicht werden. Darum darf die Welt nichts erfahren über den heroischen Widerstand deutscher Protestanten und Katholiken gegen ihre Unterdrücker. Nein, *die Welt darf nicht erfahren und wissen, daß Hunderttausende, ja Millionen*

tapferer und furchtloser Deutscher eingesperrt und in brutalster Weise in den Konzentrationslagern hingemordet wurden aus dem einzigen Grunde, daß sie es wagten, der gottlosen Lehre des Nazismus zu widerstehen.'

'Das amerikanische Volk muß betrogen werden, um zu glauben, daß die Verhandlungen gegen die Nazis in Nürnberg beweisen, *daß alle Deutschen ohne Ausnahme Kriegsverbrecher sind,* und daß keiner von ihnen gegen Hitler und seine Tyrannei aufstand.' "

Soweit der Brief des Offiziers. Was geht daraus hervor?

1. Ein unparteiischer Zeuge hat in amtlichen Untersuchungen festgestellt, daß Hunderttausende, sogar Millionen Deutscher gegen Hitler waren. Anderseits haben die Verhandlungen von Belsen eben bewiesen, daß unter den Gangstern des Konzentrationslagers Tschechen, Polen und sogar ein Jude waren, d. h. Hitler konnte unter den Deutschen nicht genügend Helfershelfer für seine Verbrechen finden. Es ist ganz bezeichnend, daß die "New York Times" (vom 1. November 1945) den Bericht trotzdem überschreibt: „Dreißig *Deutsche* schuldig an den Morden im Lager."

2. In einem Volk, in dem Millionen Heroen zur Verteidigung ihres Glaubens aufstehen, ist der Glaube nicht tot. Es hat sich wieder einmal bewahrheitet, daß „das Blut der Märtyrer der Same neuer Christen ist". Was diesen Glauben aber zerstören kann, ist der Haß und die abgrundtiefe Lieblosigkeit der „Kreuzfahrer", die jetzt durch ihre „Sachverständigen" das Zersetzungswerk der Nazis fortsetzen.

3. Mit einer Widerstandsbewegung von Millionen innerhalb des Reiches hätte man den Nazismus lange niederbrechen, d. h. den Krieg viel früher beenden können. Es wurden nutzlos und verbrecherisch Millionen Menschenleben, auch amerikanische Leben, hingeopfert — aus Haß gegen das deutsche Volk wie gegen das Christentum.

4. Das Nürnberger Gericht wird zur Farce, wenn das Urteil von vornherein eine abgekartete Sache ist — wie übrigens ein Jurist soeben in den "New York Times" (vom 18. November 1945) feststellt.

5. Es wird allmählich auch dem Blinden klar, daß der Krieg mit Nazismus ganz und gar nichts zu tun hat, sondern einfach die Ausschaltung des deutschen Konkurrenten zum

Ziele hatte. Die Deutschen müssen einfach alle schuldig sein, damit man für die Politik der Versklavung und Austilgung der Deutschen — die wir ja überall erleben — eine „moralische" Rechtfertigung hat.

Alles in allem: Der Brief des amerikanischen Offiziers bestätigt nur neuerdings den kompletten Zusammenbruch unserer Moral — oder auch *unseres* Christentums.

Ich weiß nicht, was die Menschen deutscher Abstammung in Amerika, oder auch die Katholiken, die doch an den „mystischen Leib Christi" glauben oder zu glauben vorgeben, mit dem Briefe anfangen wollen. Eine Flut von Briefen und Telegrammen müßte den Kongreß überschwemmen. Eine Untersuchung darüber müßte eingeleitet werden, auch wenn dabei so wenig die Wahrheit herauskommt, wie bis jetzt bei den Pearl-Harbour-Untersuchungen. Vielleicht wird der Brief totgeschwiegen wie die Scandrett-Erklärungen. Ich habe noch immer die Überzeugung, daß Amerika — von Rassehetzern abgesehen — nicht hinter einer Politik der Amoral steht. Es geht um unsere Ehre, es geht um den Frieden der Welt, es geht um das Vertrauen der Menschheit, der christlichen Kultur. Die Atombombe hängt über uns, 40,000.000 Menschen würden in wenigen Stunden zerstört, hier in Amerika. Die Politik der Amoral hat die Hand bereits am Knopf, sie auszulösen. Es ist später, als wir glauben. Noch mag es Zeit sein, dem Dichterworte zu folgen:

„Der Wahrheit eine Gasse, dem Recht der Ehrlichkeit
Und keine Furcht vor'm Hasse der Niederträchtigkeit!"

Das sittliche Recht zum Widerstand gegen eine Tyrannei kann grundsätzlich nicht bestritten werden. Die Amerikaner nahmen es für sich in Anspruch, als sie in der Unabhängigkeitserklärung vom 4. Juli 1776 betonten: „Wir halten diese Wahrheiten für selbstverständlich (self-evident) . . . , daß zur Sicherung dieser (gottgegebenen) Rechte unter den Menschen Regierungen eingesetzt sind, die ihre gerechten Vollmachten von der Zustimmung der Regierten ableiten; daß, wenn immer eine Regierungsform für diese Zwecke zerstörend wird, es das Recht des Volkes ist, sie zu ändern oder abzu-

schaffen und eine neue Regierung einzusetzen, die sich auf solchen Grundsätzen aufbaut und ihre Befugnisse in solcher Form festsetzt, wie sie ihm am geeignetsten erscheinen, um seine Sicherheit und sein Glück herbeizuführen."

Schiller läßt im „Tell" Stauffacher sagen:

„Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht,
Wenn der Bedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last, greift er
Hinauf getrosten Mutes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich,
Und unzerbrechlich wie die Sterne selbst."

Übrigens hat Adolf Hitler das Recht zum Widerstand und zur Rebellion anerkannt: „Wenn durch die Hilfsmittel der Regierungsgewalt ein Volkstum dem Untergang entgegengeführt wird, dann ist die Rebellion eines jeden Angehörigen eines solchen Volkes nicht nur Recht, sondern Pflicht. Menschenrecht bricht Staatsrecht." („Mein Kampf", S. 104.)

Während der mexikanischen Christenverfolgung unter Präsident Calles hat Papst Pius XI. in dem Rundschreiben „Iniquis Afflictisque" Grundsätzliches über die Erlaubtheit und Grenzen des Widerstandes gesagt. Tyrannenmord gehört jedenfalls nicht zu den Mitteln, die der Papst für sittlich erlaubt hält. — Schon die ersten Christen litten unter derselben Tragik: Sie wurden ihrer religiösen Überzeugung wegen verfolgt, unterdrückt und in den Tod getrieben. Sie vergossen ihr Blut, aber sie wurden nicht schuldig an fremdem Blute. Sie riefen nicht fremde Mächte zur Befreiung zu Hilfe. Der Gedanke des Tyrannenmordes kam ihnen nicht in den Sinn, sie bauten keine Untergrundbewegung auf. Ihr Gehorsam der staatlichen Autorität gegenüber fand nur dort eine Grenze, wo ein Befehl oder ein Gesetz offenkundig dem Willen Gottes widerstrebte: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen", auch wenn Gehorsamsverweigerung aus Gewissensgründen Exil, Kerker und Martyrium bedeutete.

Es hat niemand ein Recht, die aufrechte vaterländische

Gesinnung der Männer des Widerstandes anzuzweifeln, der ihre Motive, ihr Verhalten, ihre Bekenntnisse studiert. Im Juli 1943 schrieb Gördeler an Feldmarschall von Kluge: „Es wird mehr und mehr offenkundig, zu welcher Katastrophe unsere Führung uns brachte... Die Stunde der Entscheidung über unser persönliches Schicksal ist gekommen. Unser Gewissen treibt uns auf diesen gefährlichen Weg. Er ist ehrenhaft und jeder andere Weg wird mit tiefem, schrecklichem Bedauern enden... Die Weiterführung des Krieges ist ein reines Verbrechen, weil es für ein Volk nie ein heroisches Ende gibt, sondern das Leben weitergeht." Ob dieser Gedankengang richtig war, angesichts der Aussichtslosigkeit einer Revolution, angesichts des Unconditional Surrender der Alliierten, im Hinblick auf die zu erwartenden ungeheuren Opfer eines Fehlschlages, wer möchte darüber Richter sein?!

Zurück zur Frage der Emigration. Ich weiß, daß das Wort Emigrant heute noch einen merkwürdigen Beigeschmack hat, genau so wie für andere das Wort Nazi oder KZler. Es gibt keine guten und schlechten Völker, aber es gibt in jedem Volk gute und schlechte Menschen, Helden und Heilige, aber auch Schurken und Verbrecher. Keine Berufsgruppe setzt sich 100prozentig aus Idealmenschen zusammen; es wäre aber unrecht, sie nach den Untüchtigen, Minderwertigen und Versagern zu bewerten. Man kann den Baum nicht nach dem Fallobst beurteilen, sondern nach den guten, reifen Früchten... In den KZ gab es viele hochstehende Menschen, aber auch Asoziale und Verbrecher. Es hätten sich viele Tragödien der Entnazifizierung verhindern lassen, hätte man in jedem Falle den Mann, seinen Charakter, seine Motive, seine Handlungen, seine Lage beurteilt, nicht einfach die Tatsache der Zugehörigkeit zu einer Organisation, die die Sieger für „verbrecherisch" hielten. So muß man auch Emigranten und Emigranten unterscheiden.

Es gab keine einheitliche deutsche Emigration. Wir finden Emigranten aus rassischen, politischen, weltanschaulichen Gründen, solche, die überhaupt keinen Grund hatten zu emigrieren, die sich nur besonders wichtig vorkamen, die irgendwann einmal dumm oder unverantwortlich geredet hatten, aber auch Menschen, die die Gelegenheit benützten,

zu verschwinden, nicht weil sie gegen Hitler, sondern weil Hitler gegen sie war. Für Männer, die in der Vorderfront des weltanschaulichen oder politischen Kampfes standen — wie etwa Dr. Brüning, Dr. Otto Strasser, der Wiener Franziskaner P. Cyrill Fischer — galt das Wort von Karl Kraus: „Wer unter fallenden Dachziegeln spazieren geht, ist kein Held, sondern ein Narr!" Und diesen Männern wären nicht bloß Dachziegel auf den Kopf gefallen.

„Die heutige Emigration ist anti-hitlerisch eingestellt", schrieb P. Cyrill Fischer in einer leider nicht veröffentlichten Arbeit. „Darin besteht aber auch ihre ganze Einigkeit. Sie ist demgemäß nur ein ‚Anti', also ein Negativum, das zudem sehr morsch ist, denn die Gründe, warum man antihitlerisch eingestellt ist, sind auf keinen gemeinsamen Nenner mehr zu bringen. Wird demnach die Frage nach dem ‚Ersatz' für Hitler, Nazismus und Faschismus, oder gar nach der ‚Neuen Ordnung' aufgeworfen, dann zerbricht die ganze Emigration in vielerlei Gruppen und Grüppchen, die sich oft in Todfeindschaft gegenüberstehen und bekämpfen. So bleibt die moderne Emigration ein recht brüchiges Konglomerat, ein Abbild und Echo des innerlich zersetzten Europas, das sozusagen zwangsläufig den ‚Faschismus' als heimlichen Ruf nach ‚Einheit' und Führung gebären *mußte*, eine Tatsache, die man sich selten ehrlich eingesteht und die doch so entscheidend ist zum Verständnis dieses Krieges wie für den Neubau Europas und der ganzen Welt. Aber fast niemand will aus den mitgeschleppten Schneckenhäusern parteipolitischer Vergangenheit heraus. Man sucht sie vielmehr zu Festungen auszubauen."

Die Emigration hätte eine große Aufgabe erfüllen können und müssen. Voraussetzung dafür war eine ehrliche, rücksichtslose und rückhaltlose persönliche und völkische Gewissenserforschung. Wieder sagt P. Fischer: „Hellhörige Emigration, die nicht wie eine Gletschermühle den harten Stein des eigenen Schicksals ewig rundum dreht, muß den Mut haben, nach bestem Wissen und Gewissen zu erforschen, *warum* die Katastrophe kam. Es genügt dabei wirklich nicht, die meist leicht aufzählbaren äußeren ‚Anlässe', ‚Ursachen' und unmittelbaren ‚Akteure' ins Auge zu fassen. Man muß sich schon an die tieferen Ursachen heranarbeiten.

Das ist nicht immer leicht, aber unerläßlich notwendig, um die richtige Diagnose zu stellen und, davon ausgehend, den rechten Weg in die Zukunft einzuschlagen."

„Emigration darf sich niemals zum Nachtwächter an interessanten Ruinen herabwürdigen, darf nicht zur Altertumshändlerin herabsinken oder an Mumifizierungen und Herbarienkünsten Kraft und Geist verschwenden, sonst wird ihr Dantescher Gang durch die Höllen der Zeit und Fremde nicht im Paradies einer glücklichen Heimat enden. Wenn die Emigration von heute glaubt und hofft, sie könnte sich nach einigen Jahren wieder ins alte Bett legen, sie brauche nur den alten Hausrat etwas aufzufrischen und könne damit neue Volksbeglückung hervorzaubern, dann hat sie so wenig zugelernt als vergessen und ist nicht zu irgendwelcher Führung für die Zukunft berufen und befähigt. Die Zeit ist so wenig stillgestanden wie die Politik, wie die Philosophie, wie Wissen und Technik. Wer da unter Pfründnergesichtspunkten ‚Neues' schaffen will, wird sehr bald hart erfahren müssen, daß er bestenfalls ins Austragstüberl, ins Altersheim der Zeit abgeschoben wird."

Aus ihrem Erleben heraus mußte die Emigration Wege in eine bessere Zukunft weisen. Darum haben wir Widerstand geleistet und unseren Kopf hingehalten, nicht zur vorübergehenden Rettung unseres Lebens und zur Sicherung unserer Existenz. Wir mußten die Grundlagen für einen wirklichen Frieden schaffen. Wir wußten aus bitterster Erfahrung, daß geographische Veränderungen, Verschiebungen der Bevölkerung, Änderung der Staatsformen, Ablösung der Diktatur nicht Frieden schaffen, sondern neue Kriege gebären. Wir wußten, daß nicht Diplomaten und Geheimkonferenzen, aus Haß erzeugte „Friedensverträge" eine friedvolle Zukunft sichern, sondern ein neuer Geist der Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe, Glaube, Hingabe und restloser Einsatz für eine Idee. Wir erlebten es greifbar nahe, daß die Welt aus der Katastrophe von 1918 nichts, gar nichts lernte und im Begriffe stand, die alten Fehler zu wiederholen. Es war die Pflicht der Emigration, davor — gelegen oder ungelegen — zu warnen.

„Aber freilich, zu einer wirklichen Macht und Dynamik kann nur eine Emigration kommen, die an ihre Ideen glaubt

und sie bis ins kleinste Detail durchackert, durchdenkt, durchstreitet, durchphilosophiert, und dann imstande ist, der neuen Zeit wirklich zu helfen — oder sie ins größte Unglück zu führen. Darum darf und muß die Emigration disputieren, freilich im Sinne einer Harmonie, nicht aber — wie leider so oft — als babylonische Sinn- und Menschenverwirrung, als politische Talmudistik, die sich in geistreichelnden Sentenzen, blitzenden Ein- und Ausfällen austobt, aber doch nichts wirklich Positives und Schöpferisches zu sagen und zu bieten hat, eigentlich im tiefsten von unerfüllten Geltungsbedürfnissen lebt, nach irgendeinem Pöstchen strebt, und so die ganze Idee von vornherein zum Gespött macht. Emigration, die sich als Galvanisierungsanstalt betrachtet, ist ebenso wertlos wie Leichenwächter an leeren Särgen."

Es wäre nur zu wünschen gewesen, daß eine gerecht und sittlich denkende, nicht von Haß und Parteiegoismus vergiftete Emigration eine stärkere Vertretung gehabt hätte. Ein Don Sturzo, der Führer der italienischen Popolari, hat von London und New York aus segensreich und nicht ohne Erfolg für seine Heimat gearbeitet. Ich kann mir denken, daß ein Schuschnigg in der Emigration weit mehr für Österreich hätte erreichen können als in den Kerkern der Gestapo. Es ist vielleicht die größte Unterlassung der deutschen Emigration, daß keine deutsche Exilregierung zustandekam, obwohl zwei ehemalige Reichskanzler in der Emigration waren. — Die „Erfolge" Masaryks und Beneschs sind rein negativ und wohl nur aus ihrer intimen Verbindung zur Freimaurerei erklärbar.

Viele Emigranten versteinerten im Haß. Sie kamen über ihr eigenes Erlebnis — so bitter es gewesen sein mag — nicht hinaus, sie machten das ganze deutsche Volk dafür verantwortlich. Sie verkündeten und stützten die These von der Gesamtschuld des deutschen Volkes, die in diesem Zeitpunkt im Lager der Alliierten höchst willkommen war. Es gab viele österreichische Emigranten, die sich darin erschöpften, das Haus Habsburg oder das Dollfuß-Regime zu verleumden. Sie vergaßen ganz darauf, daß ihre Sturheit, ihr Klassenhaß Geist vom Ungeist des Nazismus war, und sein Wegbereiter.

Es war wohl der größte psychologische und politische

Fehler der Sieger, daß sie ausgerechnet die Hasser, die niemals europäisch dachten, die darauf brannten, ihre Rache zu kühlen, als Monopoldemokraten und „Sachverständige" betrachteten und zu wichtigen Entscheidungen heranzogen und nach dem Kriege in alliierten Uniformen und in hohem militärischem Rang als Richter und Umerzieher auf Deutschland und Österreich losließen, obwohl sie vor diesem Schritt (u. a. durch Altkanzler Brüning) gewarnt worden waren. — Die kleine Gruppe von Männern, die die Gleichsetzung deutsch = nationalsozialistisch ablehnte und auch während des Krieges Vernunft und Gerechtigkeit forderte, war für die offiziellen Kreise nicht vorhanden oder wurde mehr oder weniger offen verfolgt. Sie waren eben „Nazis". Es ist wahrhaftig nicht ihre Schuld — und sie leiden darunter wie nur irgend jemand —, daß der Krieg mit dem Chaos Europas endete und der Friede in weiter Ferne liegt.

Die Emigration war wahrhaftig kein Honiglecken, wie so manche sich heute noch vorstellen. Ich schrieb gelegentlich an einen Freund, lieber ein Bettler in der Heimat als ein König im Exil. Viele sind daran zerbrochen — aus Sehnsucht nach der Heimat. Andere konnten sich nicht damit abfinden, daß sie nun Heimatvertriebene waren — vom eigenen Volk vertrieben! —, mehr oder weniger lästige Ausländer, ohne Titel und Würde, ohne Bankkonto und regelmäßiges Einkommen. Als der innere Wert ihres Menschentums sich bewähren mußte, versagten sie. Die „Größe" war nur Fassade.

Konjunkturpatrioten und Nutznießer eines Regimes können sich nicht in die seelischen Spannungen und Konflikte eines Menschen versetzen, der aus Gründen des Gewissens sich entscheiden muß zwischen einer Diktatur und seinem Volk und Vaterland. (Sie fanden damals rechtzeitig Anschluß und sind heute schon rückversichert — für alle Fälle!) Ein Kempner, der wohlgeborgene, gut bezahlte Emigrant, konnte sich nicht in die Lage Baron von Weizsäckers hineinversetzen, der unter dem Naziregime diente, um manches verhindern zu können. (Merkwürdig übrigens, daß man die Lage Jan Masaryks so gut verstand, der 1948 zu spät erkannte, daß er und sein Name von einer kommunistischen Diktatur mißbraucht wurden, der er in tragischer Verblen-

dung mit den Weg gebahnt hatte. Benesch bat ihn, in der kommunistischen Prager Regierung zu bleiben, damit er wenigstens einen verläßlichen Mann dort hätte. Masaryk brachte das Opfer, schreibt O. Henry Brendon in einem Artikel: „Wurde Masaryk ermordet?", in: "The Saturday Evening Post" vom 21. August 1948.) Opfer! Nürnberg bedrohte dieses „Opfer" mit Gefängnis und Galgen!

Mit Kriegsausbruch wurde die Lage der Emigranten besonders tragisch. Wer es nicht erlebt hat, kann es kaum verstehen, was es heißt, einen Krieg gegen das eigene Volk im Feindesland, inmitten einer mißtrauischen, haßerfüllten, vergifteten Umwelt zu erleben. Hier stand die Diktatur Hitlers, die viele Emigranten aus innerster Überzeugung ablehnten, deren Beseitigung ihnen ein Segen für die deutsche Heimat erschienen wäre. Auf der anderen Seite stand die Kriegserklärung, die unsagbares Elend über unser Volk bringen mußte. Das Gastland erwartete aktive Beteiligung am Kriege — gegen Volk und Heimat, obwohl man sicherlich im Innersten den verachtete, der sich dazu bereitfand. (Es wird übrigens noch heute jeder Auswanderer nach Amerika im dienstpflichtigen Alter zum Militär einberufen, ohne daß er vorher die Staatsbürgerschaft erworben hätte. Wer sich weigert, verliert den Anspruch auf Einbürgerung und hat im Konfliktsfalle allerlei Schikanen zu erwarten!) Den Tschechen, den Polen, deren Land besetzt war, konnte die Entscheidung nicht schwer fallen. Aber uns Deutschen? Es wurde doch immer klarer, daß der Krieg nicht gegen Hitler, sondern gegen das deutsche Volk gerichtet war. Die Internierung antinazistischer Emigranten in England war der letzte Beweis dafür. Eine Konvertitin, die mit zwei Schwestern in England Zuflucht fand, von denen eine im Schrecken der Internierung irrsinnig wurde und bis heute blieb, schrieb mir damals: „In Deutschland sind wir Juden, in England Deutsche." Konnten wir es unter diesen Umständen vor Gott und unserem Volk verantworten, den Kampf gegen Hitler und sein Regime fortzusetzen?

An mich wurde — wohl wegen meines Alters und meiner Eigenschaft als Priester — niemals das Ansinnen gestellt, in irgendeiner Form aktiv am Kriege teilzunehmen. Ich hätte mich nicht geweigert, als Samariter Dienst zu leisten.

Jede andere Kriegsleistung hätte ich ohne Rücksicht auf die persönlichen Folgen abgelehnt. Ich finde es unmoralisch, einem Ausländer auch nur Kriegsdienstleistung zuzumuten. Dienst mit der Waffe gegen das eigene Volk, Preisgabe von kriegswichtigen Geheimnissen, Sabotage, antideutsche Propaganda erschien mir als Verrat und wurde auch von den Alliierten als Verrat behandelt, wenn es sich um Angehörige ihres Volkes im Dienste des Kriegsgegners handelte.

Ich war überzeugt, daß jeder, der sich zu Handlungen gegen sein Volk hergab, sich den Rückweg in die Heimat endgültig verbauen würde, ganz gleich, wie der Krieg ausging. So wäre es sicher in England und Amerika der Fall. Wer hätte erwarten können, daß Mithilfe deutscher Menschen zu antideutscher Propaganda, zur militärischen Niederringung des eigenen Vaterlandes, damit zur Erfüllung des Morgenthau-Planes, zur Lynchjustiz von Nürnberg usw. mit höchsten Vertrauensstellungen, mit politischen Ämtern und Würden, mit Sinekuren, fetten Pfründen und klingenden Titeln belohnt würden!? Der „Fall John" — der doch nur einer ist — spricht Bände. Ich kann nur immer wiederholen: In England und Amerika wäre das unmöglich, besonders nach einer so katastrophalen Niederlage. Madame de Stael hat einmal gesagt: „Die Deutschen träumen viel von Charakterstärke, sie möchten sie gerne, sie begreifen sie theoretisch, aber in der Praxis fehlt sie ihnen oft." —

Ich halte es für politisch und psychologisch verfehlt, ehedem führende Nationalsozialisten an exponierte Stellen zu bringen. Wir müssen nun einmal mit der Mentalität des Auslandes rechnen, die überall Neonazismus wittert.

Es kommt gar nicht darauf an, wie tolerant wir persönlich in dieser Frage denken. „Es scheint mir gar nicht darauf anzukommen, wer die Arbeit leistet", schrieb ich am 4. September 1948 an Dr. von Lodgman, „welche Legitimation er aufweist — vorausgesetzt, er ist ein Mann von Charakter, von Weitblick, von gutem Willen ... Ich habe auch gar kein Bedenken, frühere Nazis — nicht Teilhaber an Verbrechen! — zur Mitarbeit heranzuziehen. Ich bin so liberal, jede ehrliche Überzeugung zu respektieren, auch wenn ich sie nicht teile. Ich weiß nur zu wohl, daß viele mit dem Nazismus nichts gemein hatten, sondern einfach dem Gesetz des ge-

ringsten Widerstandes folgten, aus Schwäche, Feigheit, Sorge um die Existenz, selbst um von innen her dagegen zu kämpfen. Die sogenannte Entnazifizierung ist ein Hohn auf jegliche Demokratie."

Denselben Grundsatz möchte ich für die Emigration anwenden: Prüfet und unterscheidet die Geister. Die Tatsache der Emigration ist an sich kein Beweis für oder gegen einen Menschen. Entscheidend ist sein Charakter, seine Motive, sein Verhalten im Exil. In einem Briefe vom 15. Juni 1948 schrieb mir Dr. von Lodgman nach Amerika: „... Ich will den Ausschuß (den Vorläufer der heutigen Arbeitsgemeinschaft zur Wahrung sudetendeutscher Interessen) nach außen hin möglichst ‚schlagkräftig' gestalten, nach innen eine möglichst reibungslose Zusammenarbeit sicherstellen und hatte mir ausgedacht, ein dreigliedriges Präsidium ernennen zu lassen, dessen Namen den Sudetendeutschen etwas besagt. Zu diesen Namen gehört nun auch der Ihre und ich frage daher an, wie Sie sich zu einem Präsidium Reichenberger, Jaksch, Lodgman stellen würden... Es wäre sogar von Vorteil, wenn Sie und Jaksch mit uns und für uns in England und den USA weiterarbeiten könnten... Geben Sie mir Ihre Entschließung möglichst umgehend, womöglich durch Kabel bekannt..." Ich antwortete darauf: „... Ich würde an sich gerne zusagen, um der Sache zu dienen... Ich halte es aber nicht für gut, wenn Emigranten an leitender Stelle figurieren. Schließlich und endlich hatten wir trotz aller Arbeit, Opfer und Entbehrungen doch den besseren Teil gewählt... Ich halte es nicht für möglich, als US-Bürger *offiziell* dem Präsidium beizutreten. Das würde *hier* meine Arbeit mehr hindern als fördern, und hier ist sie wichtiger als drüben. Vielleicht könnte man um diese juristische Klippe durch ein *Ehrenpräsidium* herumsegeln, dem ich beitreten würde, wenn man *drüben* auf meinen Namen Wert legt."

Ich habe also im Exil den Standpunkt vertreten, daß Emigranten nach der Niederlage des Nationalsozialismus, über die ja nach dem Kriegseintritt Amerikas wenig Zweifel bestehen konnte, keine führende politische Rolle spielen könnten, weil man ihre Haltung in der Heimat kaum verstehen könnte, weil ja viele von ihnen eine Haltung einnahmen, die man kaum anders als Volksverrat bezeichnen kann.

Verallgemeinerungen sind in den Tagen des Elends und der Erniedrigung zu erwarten, weil man Sündenböcke braucht. Auch die Treuesten und Ehrlichsten haben das Geschehen dieser schrecklichen Jahre — trotz innerster Anteilnahme — doch nur von außen her, gleichsam als Zuschauer, nicht als Mittragende und Mitleidende, erfahren. Es ist mir bis heute unvorstellbar, daß die Tatsache des Exils allein — oder auch die Tatsache der Inhaftierung in einem KZ — zum Ministerialrat, zum Bundestagsabgeordneten, zum Ministerpräsidenten oder auch zur Führung einer Volksgruppe berechtigen und qualifizieren sollte.

Andererseits glaube ich, daß das deutsche Volk auf den Rat jener Emigranten, die nicht zu Verrätern wurden, die dem Haß und der Rachsucht feindlicher Gastländer Mut, Charakter, Grundsatztreue und Liebe gegenüberstellten, nicht verzichten sollte. Das Exil hat sie hellhörig und klar- und weitschauend gemacht. Sie kennen die Mentalität des Auslandes, eine Grundvoraussetzung jeglicher Politik. Sie kennen das Wort Churchills, „Der Hunne hat dich entweder an der Gurgel oder er liegt zu deinen Füßen." Sie wissen, daß weder nationale Arroganz noch Servilismus imponieren. Sie beurteilen viele Fragen richtiger, als man es vom jahrelangen deutschen Ghetto aus könnte. Sie hatten Gelegenheit, hinter die eisernen, goldenen, papierenen und seidenen Vorhänge zu schauen. Sie lernten Wahrheit und Propaganda unterscheiden. Sie lassen sich nicht so leicht täuschen durch Phrasen, feierliche Charten und Proklamationen. Vorausgesetzt natürlich, daß das deutsche Volk, dem oft Mangel politischen Instinkts und Taktgefühls vorgehalten wird, überhaupt aus der Erfahrung des Exils etwas lernen will, weil es ja wiederum genügend „Führer" hat, oder doch zu haben glaubt.

IV

ENGLAND, WIE ICH ES SAH

Das nachfolgende Kapitel entstand aus einer Artikelserie, die ich wenige Wochen nach meiner Ankunft in Amerika für die angesehene Wochenschrift: „Der Wanderer", St. Paul, Minnesota, schrieb. Leider ging das Manuskript mit vielen Originalbeilagen verloren. Die bei mir liegende Kopie ist lückenhaft. Die Studie ergänzt den persönlichen Erlebnisbericht des vorangehenden Kapitels.

Der englische Mensch

Die englische Presse bemüht sich derzeit (1939/40), das Wesen des deutschen Menschen zu erforschen und darzustellen. Die Untersuchungen beruhen meist auf geringer Sachkenntnis, sie gehen nicht in die Tiefe und sind getragen von Vorurteilen, politischen Motiven und Leidenschaften. Es ist doch eine sehr einfache Formel, wenn Anthony Eden bei einem Lunch erklärte: „Hitler ist nicht ein deutsches Phänomen. Er ist nicht etwas vom deutschen Volk Verschiedenes. Er ist der direkte Ausdruck eines großen Teiles der Deutschen." ("Evening Standard", 17. April 1940.)

So einfach liegen die Dinge nun doch nicht. Es gäbe keinen Hitler ohne Versailles! Das haben vor dem Kriege vernünftige Engländer eingesehen und offen zugegeben. Jedes große Volk, das derartige Not und Verdemütigung hinnehmen müßte wie das deutsche, würde einem Manne zujubeln, der ihm Befreiung verspricht, was selbst Churchill zugegeben hat.

Hitler ist keineswegs der Ausdruck der im deutschen Volke lebendigen und wirksamen Kräfte. Er wäre nie an die Macht gekommen und hätte sich nie an der Macht erhalten ohne die Fehler und Kurzsichtigkeiten der französischen und englischen Politik.

Es ist gewiß nicht leicht, wenn nicht überhaupt unmöglich, den Charakter eines fremden Volkes zu bestimmen, der nicht bloß durch individuelle Veranlagung freier Persönlichkeiten, sondern durch Landschaft, Klima, geschichtliche Entwicklung und nicht zuletzt durch die Religion geformt wird.

Wer es versucht, muß zumindest die Sprache verstehen, die geschichtlichen und kulturellen Störungen kennen, und längere Zeit im Lande gelebt haben. Wie schwer es ist, den Charakter eines fremden Volkes zu verstehen, mag die Frage zeigen, die mir ein jüdischer Journalist eines Tages stellte: „Sind die Engländer überhaupt Menschen?" Er meinte, wir müßten Material sammeln und nach dem Krieg ein Buch über diese Frage schreiben.

Wenn die Engländer sich anmaßen, über den deutschen Volkscharakter zu urteilen, so müssen sie es sich auch gefallen lassen, daß man auch sie unter die Lupe nimmt, obwohl es wohl fruchtbarer wäre, vor der eigenen Türe zu kehren, statt den Pharisäer zu spielen.

Ich kam ohne alle Vorurteile nach England, eher mit einer Überschätzung der politischen Weisheit Englands, die uns an den Schulen eingeimpft worden war. Ich will nicht in dieselben Fehler fallen, die ich eben kritisierte. Ich will nur etliche Parallelen ziehen zu den Vorwürfen, die die englische Presse und führende Persönlichkeiten gegen die Deutschen, besonders gegen die Nationalsozialisten, erhoben. (Der Unterschied zwischen beiden verliert sich im Laufe des Krieges.)

Da ist zunächst der Vorwurf, daß sich die Deutschen für das „auserwählte Volk" halten: „Am deutschen Wesen soll die Welt genesen." „Deutschland, Deutschland über alles!" — Rassenstolz ist für die Engländer etwas ganz Selbstverständliches. Jeder Fremde ist minderwertig, verächtlich. Der bekannte britische Historiker Hilaire Belloc schreibt in seinem Werk: „Oliver Cromwell" (deutsch erschienen bei Benziger & Co., Einsiedeln, 1936): „Der Nationalismus begann (in den Tagen Cromwells) das zu werden, was er seitdem so auffallend und dauernd geworden ist: die ‚Religion der Engländer'." (S. 81.) An anderer Stelle: „Das Gefühl, die ‚auserwählte Rasse' zu sein, ist tiefer als zu Cromwells Zeit, ebenso die Überzeugung, daß Menschen fremden Blutes und fremder Religion notwendig minderwertig sind. Aber man empfindet heute nicht wie zu Cromwells Zeiten das Recht, solche minderwertige Menschen zu vernichten, sie massenhaft zu töten, sie zu martern, zu verraten und von Haus und Hof zu verjagen." (S. 109.)

Man macht den Deutschen den Vorwurf, daß sie nach

Weltherrschaft *streben*. Daß England tatsächlich drei Viertel der Welt und ihrer Rohstoffe beherrschte, daß es nach dem ersten Weltkrieg — ohne Rücksicht auf die Verbündeten — den Raubzug auf die Kolonien fortsetzte, ist selbstverständlich — für die Herrenrasse.

Die alten Pharisäer hatten als Maßstab ihrer Religiosität den Grundsatz: „So groß unser Vermögen, so groß ist unsere Heiligkeit." Das scheint noch heute zu gelten. Wiederum sagt Belloc: „Vielleicht die wichtigste aller praktischen Folgerungen (des Calvinismus) war die Bewunderung ungehemmter Habgier. Von allen irdischen Betätigungen blieb das Streben nach dem Mammon das einzige, was der täglichen Mühe wert war. Gute Werke hatten keinen Wert. Heilige Armut war ein Widerspruch in sich, und wenn man zwar noch nicht ‚heiliger Reichtum' sagte, so glaubte man doch bald daran." (S. 37.) — Das Bankkonto bemißt den Wert eines Menschen, nicht sein Charakter, sein Wissen und Können, seine Leistung. Die Klassengegensätze sind darum schärfer und ausgeprägter als in deutschen Landen. Zwischen higher classes (höhere Klasse), upper (obere) und lower (niedrige) classes gibt es so gut wie keine gesellschaftliche Verbindung. Der Reichtum ist in verhältnismäßig wenigen Händen angesammelt. Die lower classes leben oft in Verhältnissen, die in Deutschland undenkbar wären. Die Presse berichtete über einen Fall, daß ein evakuiertes Kind Kleider und Schuhe nicht ablegen und sich nicht ins Bett legen wollte, weil es das nicht gewohnt war. Eine Arbeiterin sagte mir gelegentlich: „Die Armenviertel Wiens sind Hygieneausstellungen gegenüber den Slums in London." Wären die Engländer nicht so konservativ, würden sich die armen Klassen nicht darin gefallen, die jeweils höhere Klasse zu kopieren (wozu die Warenhäuser mithelfen), der Boden wäre längst bereit für eine soziale Revolution.

Die Klassengegensätze bekamen auch die Emigranten zu spüren. Den meisten blieb keine andere Möglichkeit, als eine Stelle im Haushalt anzunehmen. Ich kannte einen Grafen und hohen Ministerialbeamten, der sich als Butler (Herrschaftsdiener) sein Brot verdiente, Frauen, die als Köchinnen oder Stubenmädchen arbeiteten, obwohl ihr Mann Arzt, Universitätsprofessor oder in anderer guter sozialer Posi-

tion war. Ehepaare waren gezwungen, als Couple (Paar) im Haushalt Stellung zu suchen. Die Notlage vieler wurde ausgenützt. In manchen Briefen, die mich erreichten, heißt es: „Wenn man uns Sklaven nennen würde, wäre es besser." Ich habe niemand gefunden, der sich in die Lage dieser Menschen auch nur hineingedacht hat. Ja, die Ausbeuter hielten sich noch für Wohltäter. (Vgl. William Teeling, "Why Britain Prospers", London 1938, S. 146 ff.)

Es gab in England in diesen Jahren einen weitreichenden Antisemitismus, den die vielen jüdischen Emigranten oft zu fühlen bekamen. (Ich muß leider sagen, daß manche von ihnen aus der Erfahrung nichts gelernt und alles vergessen hatten und sich schlechthin provozierend verhielten.) Ich will nicht auf einzelne symptomatische Anzeichen dafür eingehen, so wenn mir ein Jesuitenpater, der sich an der Londoner Universität für eine Professur an einer japanischen Universität vorbereitete, erzählte, er habe vor den Studenten in Cambridge einen Vortrag gehalten. In der Diskussion wurde die Frage gestellt, wie er sich zur Judenverfolgung in Deutschland stelle. Er gab zur Antwort, er schäme sich, daß dies in Deutschland möglich sei. Darauf erklärte der Sprecher der Studenten unter allgemeinem Beifall: „Sie brauchen sich nicht zu schämen. Wir wünschen dasselbe auch bei uns." Ein anderer erklärte ihm, er bedaure nur, daß Hitler nicht radikal genug sei. — Die "Daily Mail" berichtete am 7. November 1939, daß in Glasgow achtzig Schaufenster mit Hakenkreuzen beschmiert worden seien, viele dazu mit der Aufschrift: "We don't want Jews!" (Wir wollen keine Juden.) — Eine Emigrantin erzählte mir, daß ihre Hausfrau ihr sagte: „Den Krieg führen wir nur für Sie, d. h. für die Juden." Der Autobus, in dem sie fuhr, war ebenfalls mit Hakenkreuzen beschmiert. — Selbst der Führer der Liberalen Partei, Sir Archibald Sinclair, erklärte — nach "Times": „Wir führen nicht Krieg für Pastor Niemöller und die Juden."

Ich will nur fragen: Wenn das Mitgefühl mit den Juden wirklich so groß war, was hat England getan, ihnen wirksam zu helfen? Warum hat man sie nicht in England, seinen Dominien und Kolonien aufgenommen, solange sie ungehindert, sogar mit einem beträchtlichen Teil ihres Vermögens

auswandern konnten? Warum wurden sie in der Periode der Hysterie von 1940 interniert? Welch unmenschliche Szenen haben sich unter den Augen britischer Behörden auf den Auswandererschiffen in Haifa abgespielt? Ich finde nur eine Antwort: Antisemitismus. Ich fürchte für die Zukunft. Die Tage nach der Kriegserklärung Italiens haben bewiesen, daß der Pöbel in London und anderen Städten sich genau so auf Plünderungen, Raub und Brutalitäten versteht wie der Mob anderwärts.

Dazu noch eine Randbemerkung: Ich habe früher von Juden scherzweise die Bemerkung gehört, der Antisemitismus werde erst dann klappen, wenn ihn die Juden selber in die Hand nehmen. Leider tun sie es. So wenn etwa Einstein und Freud während des Exils — in einem wenigstens formell christlichen Lande — als Atheisten auftreten und gegen den Gottesglauben polemisieren. Der "Catholic Herald" schrieb am 28. Juli 1939 zu dem Buche Freuds "Moses and Monotheism" sehr deutlich: „Wenn die jüdische Presse dieses Landes gegen diese Beleidigung ihrer Rasse und seines Gastlandes nicht entschieden protestiert, können die Folgen sehr weittragend sein. Die Juden hierzulande werden wissen, wie schwer es für ihre christlichen Freunde war, den Antisemitismus am Zügel zu halten. Was bisher schwer war, wird unmöglich werden, wenn kein jüdischer Protest gegen das jüngste Insult eines Emigranten gegen Glaube und Moral der überwiegenden Mehrheit seines Gastlandes erfolgt." Es kann sich auch einmal bitter rächen, daß jüdische Emigranten in erster Reihe am BBC (British Broadcasting Corporation-Rundfunk) die Hetze gegen Deutschland betreiben. Es kann sein, daß man einmal Sündenböcke braucht!

Joseph P. Kennedy, der frühere amerikanische Botschafter in London, soll erklärt haben: „Die Demokratie ist in England erledigt." Es scheint wirklich so zu sein. Die Demokratie bekennt sich zu dem Grundsatz: Alle Gewalt geht vom Volke aus, d. h. das Volk ist der eigentliche Träger der Gewalt und hat in allen wichtigen Fragen die Entscheidung. Parlamentarier und Regierung sind die Beauftragten

und durchführenden Organe des Volkswillens. Wenn das Volk überhaupt nicht befragt wird, wenn sich Regierung und Parlament über den Volkswillen hinwegsetzen und ihren Willen durchführen, wenn freie Meinungsäußerung unterdrückt wird, ist die Demokratie tot, ganz gleich, ob ein Staat sich demokratisch oder diktatorisch nennt.

Eine der wichtigsten Fragen, von der Leben und Wohlfahrt von Millionen abhängt, ist die Entscheidung über Krieg und Frieden. Der irische Kardinal MacRory schreibt in einer Broschüre "Some Elements of European Disorder" (Einige Elemente der europäischen Unordnung): „Ich bin fest überzeugt, daß es auf der Welt kein kultiviertes Volk gibt, das Krieg will... Wie ist es dann möglich, daß etliche Staatsmänner und eine Handvoll Politiker verschiedener Länder mit Hilfe internationaler Finanzleute und allzuoft der Presse den Frieden bedrohen und aufs Spiel setzen? Ich gestehe, daß ich keine Antwort auf diese Frage weiß. Ich weiß nur, daß diese Situation absurd ist. Die armen, einfachen Leute, die immer die Hauptlast des Kampfes und der anschließenden Armut, Not und Arbeitslosigkeit zu tragen haben, die dem Krieg so sicher folgen wie die Nacht dem Tage, sollten eine Stimme, eine entscheidende Stimme für oder gegen den Krieg haben. Ich hoffe, die Zeit wird kommen, da sie diese Stimme haben. Wenn sie kommt, wird die Sache des Friedens nicht so viele Helfer brauchen. Alle wissen genug vom Schrecken und der Verwüstung moderner Kriegführung, um ihn nicht zu fürchten und zu verabscheuen. Sie wissen, daß selbst jene, die den Krieg gewinnen, auf lange Sicht ihn verlieren." (Dublin, 1939, Vorwort.)

In England wurde das Volk sowenig um seine Zustimmung gefragt wie in Deutschland oder Italien. Es gilt geradezu als Verbrechen, für den Frieden einzutreten. Es ist kein Zeichen von Demokratie, wenn Friedensbemühungen durch einen Wink des Chiefwhip abgetan und mit Ausschluß aus der Partei bedroht werden.

G. T. Garrat stellt in seinem Buche "Europe's Dance of Death" (Europas Todestanz, London 1940, S. 103) fest, daß „der Krieg von 1914 jedermann überzeugt zu haben scheint, daß die Demokratie in Europa, wenn überhaupt, nur in Friedenszeiten funktioniert. Sofort beim Kriegsausbruch 1939

wurde die ganze Maschinerie der Demokratie, die Abhaltung von Wahlen zum Parlament und zu örtlichen Körperschaften mit einem Schlag abgestoppt — in England durch Vereinbarungen der Parteien, in Frankreich durch Gesetz. Kaum eine Stimme erhob sich in England oder Frankreich zum Protest... Man kann alle möglichen praktischen Argumente zugunsten solcher Abmachungen anführen, es ist aber wirklich nicht klug, die Demokratie als Maschine zu betrachten, die man nur bei gutem Wetter herausnehmen darf. Es mag nicht allzuviel gutes Wetter geben." Es blieb aber nicht dabei, daß die Parlamentarier sich selber ihre Mandate verlängerten und die Revenuen bis Kriegsende sicherten. Als Gegenleistung überlieferten sie faktisch alle ihre Rechte an die Regierung aus, die damit uneingeschränkt und unkontrolliert über Leben, Beruf und Eigentum der Staatsbürger verfügt — eben wie eine Diktatur. Es wird zwar noch geredet, aber es bleibt beim Reden wie im Londoner Hydepark. Wie dort hinter jedem Redner — hinter dem Ventil der Volksstimmung oder Mißstimmung — ein Polizist steht, der den Sprecher unauffällig abführt, dessen Kritik mißliebig, so wurden auch oppositionelle Abgeordnete ins Gefängnis geschickt. Die Regierung kann nur Yes-men brauchen, die sich wie dumme junge Jungen behandeln lassen. So verweigert Churchill hartnäckig jede Erklärung über die Kriegs- und Friedensziele Englands, obwohl doch gerade er seit Jahren zum Kriege hetzte und sich wohl auch die Frage stellte, was er damit erreichen wolle: „Die Zeit ist noch nicht reif für offizielle Festlegung der Kriegsziele." ("Times", 16. Oktober 1940.) Mr. Clement Attlee, Führer of His Majesty's untertänigster Opposition, verhielt sich noch unmöglicher. Er stellte fest, die Erklärung der Kriegsziele werde zu appropriate time (zu geeigneter Zeit) erfolgen. Als man ihn fragte, wann dies sei, antwortete er — nach "Sunday Pictorial" vom 18. August 1940 — mit der clownischen Bemerkung: „Die geeignete Zeit ist eine Zeit, die geeignet ist!" Der Bericht stellt Gelächter im Hause fest. Man kann nur sagen, sie spotten ihrer selbst und wissen es nicht. Mit jedem Krieg werden mehr Rechte und Freiheiten begraben, die Diktatur marschiert. Im übrigen kann man gerade bei Garrat nachlesen, daß England nie eine Demokratie war, sondern immer

eine Pluto-Demokratie, wobei ich das Wort „Demo" (vom griechischen demos = Volk) noch ausschalten möchte, weil eben eine gewisse Clique und das Geld (plutos), nicht aber das Volk regieren.

Der Krieg

Als ich 1941 nach Amerika kam, war die erste Frage: Wie schaut es in England aus? Ist die Verwüstung so groß, wie man aus Bildern sehen kann oder sind die Bilder Propaganda? Ich habe viele Bilder gesehen, habe mir auch in New York den Film „Krieg im Westen" angeschaut. Ich kann nur sagen, die Wirklichkeit ist entsetzlicher, als je ein Bild oder ein Film es zur Darstellung bringen könnte. Der Schaden, der bisher angerichtet wurde, ist nicht so groß, als man nach den vielen Luftangriffen vermuten möchte. Die Verluste an Menschenleben dürften höher sein, als die Behörden bekanntgaben. Die Vorsorge für Luftschutzkeller ist durchaus ungenügend. Es ist ein erschütterndes Bild, wenn man Nacht für Nacht Tausende von Menschen stundenlang vor den Untergrundstationen anstehen sieht, in denen sie dann auf engstem Raum nebeneinander liegen, alt und jung, gesund und krank, überwiegend ganz arme Menschen. Die Reichen haben ihre eigenen Schutzräume oder sie gehen zu einem der feudalen Hotels, die jeden ängstlich fernhalten, dem nicht das dicke Scheckbuch aus der Tasche guckt, wie Journalisten, bettelhaft verkleidet, ausdrücklich festgestellt haben. Der Krieg kostet täglich zehn Millionen Pfund, für den Schutz gegen Bombenangriffe fehlen die Mittel! Die Verdunkelung wirkt in den nebeligen Herbsttagen geradezu deprimierend. Es ist verwunderlich, daß in den Großstädten keine Epidemien ausbrachen, da ja auch die Kost — wenigstens für die Armen — bedeutend reduziert wurde (Butter, Speck, Fett, Eier). Verhängnisvoller noch dürften sich einmal die Auswirkungen auf die Moral erweisen.

Ich wurde oft gefragt, wie es mit unterschiedslosen Bombardierungen, Terrorangriffen steht, da ja fast täglich über die Zerstörung von Kirchen, Spitälern und Angriffen auf die

Zivilbevölkerung berichtet wird. Ich glaube nicht, daß die Deutschen — wenigstens solange ich in England war — unterschiedslos Bomben abwarfen, was militärisch sinnlos erscheint. Ich habe wiederholt festgestellt, daß Häuser in der Nähe von Bahnhöfen (z. B. des Victoria-Bahnhofes in London) oder eines städtischen Gestanks getroffen waren, nicht aber die Bahnhöfe, Brücken oder die Gasanstalt. Die Absicht war offenbar, die militärischen Objekte zu treffen. Um einen großen Teil Südenglands war ein Befestigungsgürtel gelegt, etwa 30 Meilen an der Küste galten als Defensearea. In diesem Gebiet liegt Militär, in den Wäldern stehen Tanks und Maschinengewehre, ein Teil der Zivilbevölkerung ist als "Homeguard" (Heimatschutz) bewaffnet, wie Überfälle auf abgestürzte Flieger beweisen. Für die Frauen sind Amazonenkorps aufgestellt worden.

Übrigens wurde gerade von England der rücksichtslose Krieg proklamiert. H. G. Wells forderte die Bombardierung Berlins (und Roms). „Es ist ein Unglück für die ganze Menschheit, daß Berlin 1918 nicht gründlich bombardiert wurde, wie es hätte geschehen können." ("The Rights of Man", 1939, S. 112.) Colonel J. W. Wedgewood, MP., schrieb: „Internationale Gesetze, die von Deutschland gebrochen werden, dürfen auch von uns nicht eingehalten werden, bis Deutschland aufhört, sie zu verletzen." ("Daily Express", 30. März 1940.) Es sei hier nachdrücklich auf das Buch des britischen Marinehistorikers Grenfell „Bedingungsloser Haß" verwiesen. Er zitiert darin eine Erklärung Churchills vom 21. September 1943 im Parlament: „Die Zwillingswurzeln all unserer Übel, Nazityrannei und preußischer Militarismus, müssen ausgerottet werden. Bis das erreicht ist, wird es kein Opfer geben, das wir nicht bringen würden, und keine Gewalttätigkeit, die wir nicht unternehmen würden." (S. 92, engl. Ausgabe.) — Von größter Wichtigkeit ist die Feststellung, daß das unterschiedslose Bombardieren offener Städte nicht von Hitler, sondern von Churchill eingeführt wurde. Captain Grenfell schreibt darüber: „Ein besonderer Grund britischer Verbitterung ist die Erinnerung an die Bombardierung Londons und anderer Städte. Während des Krieges hatte man immenses Propagandakapital aus der angeblichen deutschen Schurkerei geschlagen, die

Bombardierung offener Städte begonnen zu haben. Es ist darum irgendwie verblüffend, in einem Buche, das einen ehemaligen hohen Beamten des britischen Luftfahrtministeriums zum Verfasser hat, zu lesen, ‚daß England nicht nur mit der Bombardierung nichtmilitärischer Ziele begonnen hat, sondern, daß wir Engländer darauf stolz sein sollten'." (S. 126.) Er zitiert sodann den Autor des Buches "Bombing Vindicated", J. M. Spaight: „Weil wir über die psychologischen Auswirkungen einer propagandistischen Verdrehung der Wahrheit, daß wir die Offensive des strategischen Bombardierens begannen, im unklaren waren, schreckten wir davor zurück, unseren großen Entschluß vom 11. Mai 1940 so zu publizieren, wie er es verdient hätte. Das war sicherlich ein Fehler. Es war ein glänzender Entschluß." (Ebd. Vgl. auch S. 173.) Es sei hinzugefügt, daß die Tatsache, daß England, besser gesagt Churchill, die Bombardierung offener Städte und nichtmilitärischer Ziele begann — in Umkehrung der Politik seines Vorgängers —, in Amerika durch eine Broschüre von Vera Brittain "Massacre By Bombing" spätestens im Frühjahr 1944 bekannt wurde. Die Verfasserin erntete dafür Schimpf und Spott, „Nazi", „Faschist", „unpatriotisch", „Verräterin". Die amerikanische Regierung wurde zweifellos von dem „glänzenden Entschluß" vom 11. Mai 1940 sofort unterrichtet. Trotzdem versicherte der salbungsvolle Kreuzfahrer Roosevelt noch am 8. September 1943, Amerika würde nie solche Schuld auf sich laden! Offene Stellung gegen den Luftterror bezogen nur der Lordbischof von Chichester und in Amerika Father Gillis in der "Catholic World", May 1944. (Vgl. sein Buch "This Our Day", New York 1949, S. 302—313, wo er sich mit Vera Brittains Broschüre und dem Kampf um sie auseinandersetzt.)

War die Blockade, die nach Lloyd George den ersten Weltkrieg entschied, etwas anderes als Krieg gegen die Zivilbevölkerung? Heute schreit man mit scheinheiliger Entrüstung in die Welt: "Murder by starvation!" (Mord durch Aushungerung!), weil die besetzten Gebiete unter den Folgen des Krieges zu leiden haben. Gleichzeitig bombardiert man holländische, belgische, französische Städte, vielleicht sogar polnische (um den Polen doch Englands großzügige Hilfe zu beweisen!). Man verhindert die geplante Hoover-

Aktion, obwohl alle Sicherheit geboten ist, daß die Lebensmittel wirklich nur den Notleidenden zu Hilfe kämen.

Eine geschichtliche Erinnerung: Als Lloyd George nach dem letzten Kriege den Antrag stellte, einige Schiffe mit Lebensmittel nach Deutschland zu schicken, drang er damit nicht durch. (Garrat, l. c. 117.) Norman Angell berichtet: „Als gewisse Leute nach dem Kriege wünschten, sich mit gewissen amerikanischen Organisationen zu verbinden, um die Kinder von Wien und Berlin vom drohenden Verhungern zu bewahren, und einige Österreicher nach London kamen, um an einer diesbezüglichen Konferenz teilzunehmen, begann die 'Daily Mail' eine heftige Protestkampagne. Sie gab Namen und Adressen der Londoner Gastgeber der Österreicher bekannt, die zu Besuch kamen, so daß der Pöbel sich sammeln und demonstrieren konnte. Die Menschen, die den ‚Rettet-die-Kinder-Fonds!' organisiert hatten, wurden wie Verbrecher gehetzt. Es ist schwer, hernach zu begreifen, daß so etwas möglich ist. Aber es geschah." ("Why Freedom Matters", London 1940, S. 107.)

Achtet England die Neutralität anderer Länder? Es ist Tatsache, daß England in den holländischen Gewässern Minen legte, ohne daß es von der ziemlich gleichzeitigen Aktion Hitlers wußte. Englische Flieger nehmen trotz aller Proteste ihren Weg nach Italien über die neutrale Schweiz. Irland suchte man für den Krieg zu gewinnen mit der Begründung, es ginge dabei „gegen die Feinde der katholischen Kirche" und „der christlichen Kultur". Man hätte es längst „unter Schutz" genommen, würde man die Irländer in USA nicht fürchten. Captain Grenfell schreibt: „Man muß sich erinnern, welches Geschrei in England gegen den verruchten deutschen Angriff auf Norwegen erhoben wurde. In Nürnberg wurde 1946 der deutsche Großadmiral Raeder der Teilnahme an diesem Angriff angeklagt. Das fürchterliche Urteil lautete auf lebenslängliches Zuchthaus —, d. h. er wurde verurteilt, im Gefängnis zu sterben. Die 1952 veröffentlichte amtliche Geschichte des Norwegenfeldzuges enthüllte aber die schamvolle Tatsache, daß schon im November 1939 Pläne für eine englisch-französische Invasion Norwegens vorbereitet waren unter dem Vorwand, den Finnen gegen die Russen helfen zu wollen. Diese Pläne wurden nur deshalb

nicht durchgeführt, weil der russisch-finnische Krieg unerwartet früh endete, ehe alles vorbereitet war." (S. 256, l. c.)

Für das Entstehen eines zweiten Weltkrieges hat man in England nur eine Ursache: Hitler, Hitler, Hitler! So einfach liegen die Dinge nicht. Die Wiege des Krieges steht nicht in einem Münchener Bierkeller, sondern in Versailles und St. Germain. Ich will diese Auffassung nicht in allen Einzelheiten begründen. Ich will nur betonen, daß alles so kam, wie es Papst Benedikt XV. im Jahre 1915 warnend vorhergesagt hatte: „Soll niemand sagen, der gewaltige Konflikt könne nicht ohne Krieg geregelt werden. Gebt die Absicht gegenseitiger Vernichtung auf. Denkt daran, daß Völker nicht sterben. Verdemütigt und unterdrückt schmachten sie unter dem ihnen aufgezwungenen Joch, bereiten die Wiederaufnahme des Kampfes vor und reichen von Geschlecht zu Geschlecht das traurige Erbe des Hasses und der Vergeltung ... Das Gleichgewicht der Welt, Wohlstand und Sicherheit der Völker ruhen mehr auf gegenseitigem Wohlwollen und Achtung für die Rechte und Würde anderer als auf großen Armeen und einem Kranz furchtbarer Befestigungen." Man hörte nicht auf den Papst, sowenig wie 1917, als er seinen Friedensvorschlägen konkrete Formulierung gab. (Vgl. H. Johnson, Vatican Diplomacy in the World War. Oxford 1933.) Lord Clonmore schreibt in seinem beachtlichen Buch "Pope Pius XI and World Peace" (London 1938, S. 25.): „Für jeden, der nicht ein Schurke oder ein Irrsinniger ist, ist die Weisheit, man möchte sagen die Notwendigkeit der (päpstlichen Friedens-)Punkte selbstverständlich. Leider zieht das politische Spiel nicht immer die besten Elemente der Völker an. Der Papst mochte ganz recht haben, aber seine Forderungen enthielten nicht, was die Alliierten zu diesem Zeitpunkt wollten."

Der „heilige Krieg"

Karl Barth, der bekannte protestantische Theologe, schrieb 1939 in der Broschüre „Und lobten Gott" (S. 42): „Wir stehen, ganz Europa, die christliche Kirche in Europa steht heute wieder in Türkengefahr. Und diesmal haben sie Wien

schon erobert und halb Prag dazu." Wenn man die antireligiöse Strömung der nationalsozialistischen Weltanschauung mit der Türkengefahr vergleicht — und man kann es mit vollem Recht —, dann hätte dieser Krieg gewiß ein heiliger Krieg, ein Kreuzzug sein können. Es wäre eine interessante Studie, die Gesinnung und Haltung der Verteidiger Wiens mit der der britischen Kreuzfahrer zu vergleichen.

Dieser Krieg ist aber kein Kreuzzug — soferne das Wort Kreuz einen Sinn haben soll — und hat damit ganz und gar nichts zu tun. „Türken" stehen auf beiden Seiten der Front. Vielleicht gelingt es der Propaganda, das religiöse Motiv auszuwerten, Religion für materialistische, politische Ziele zu mißbrauchen, wenig denkenden Menschen einzureden, daß es wirklich um das Christentum gehe. Die führenden Männer Englands lächeln sich wohl gegenseitig an, wie die römischen Haruspices, wenn sie solche Märchen hören. Ich habe selten so widerlich heuchlerische Worte gelesen wie in der Broschüre von Harold Nicolson "Why Britain is at War" (Warum sich England im Krieg befindet. London 1939, S. 134): „Befänden wir uns im Kriege mit einer Kultur, die auf derselben Höhe steht wie unsere oder noch überlegen ist, ich würde das Argument (Übergabe ohne Widerstand) nicht in Frage stellen. Ich würde es dann lieber sehen, daß England zur Rolle einer kleineren Macht zurückkehrt, als das Leben seiner Bürger zu opfern. Wir kämpfen aber nicht gegen eine Kultur, die der unseren gleich ist. Wir kämpfen gegen eine Kultur, die tiefer steht als die, die wir in Jahrhunderten der Versuchung und des Irrtums entwickeln konnten. Hier blendet das Motiv der Furcht und Selbsterhaltung über in ein moralisches Motiv, das sich in Zorn ausdrückt. Warum sollte unser liebenswerter christlicher Ehrenkodex dieser heidnischen Brutalität weichen? Warum sollte die feine Kultur Frankreichs durch eine barbarische Invasion zerbrochen werden? Um solche Übergaben zu verhindern, sind wir zum Kampfe bereit." — Wer denkt nicht an den pharisäischen Heuchler im Tempel: O Gott, ich danke dir, daß ich nicht so bin wie die übrigen Menschen. (Luk. 18, 11.)

Wer für das Kreuz zu Felde zieht, müßte doch zumindest selber Christ sein, bekenntnismäßig und im Leben, wobei

unter Christentum doch etwas mehr zu verstehen ist als „ein liebenswerter Ehrenkodex" — oder die Aufrechterhaltung der kapitalistischen Ordnung —. Ich will absehen von persönlichen Beobachtungen und lasse britische Kenner der Verhältnisse über die Religiosität Englands reden. In "Faith of the Future" (Glaube der Zukunft) stellt J. M. Tuckwell fest: „Derzeit hat sich Dunkelheit über unser Land gesenkt, tiefer als alles, was unsere bisherige Geschichte kennt." Der bekannte Jesuit Fr. Woodlock erklärte einem Reporter des "Catholic Herald" (1. März 1940): „Wenn ich am letzten Sonntag von der Kanzel sagte, daß unser Herr Jesus Christus für die Kinder weniger eine Realität ist als Mickey Mouse oder Donald Duck, so gebrauche ich nicht journalistischen Jargon, um Eindruck zu machen, sondern stellte nüchtern eine betrübliche Tatsache fest..." Eine Wolke weiterer Zeugnisse religiöser Führer aller Bekenntnisse stehen zur Verfügung. Jawohl, England wird wieder heidnisch! Dieselbe Feststellung macht übrigens Erzbischof Mannix für Australien. „Man lebt vom Kapital der Vergangenheit." Er spricht von einem „Treiben zum Heidentum". — "New York Times" brachte am 1. Dezember 1954 in einem Geburtstagsartikel eine ebenso interessante wie wichtige Mitteilung über den Anführer der „Kreuzfahrer". Churchill wurde von einem seiner Vertrauten gefragt, ob er an ein Fortleben nach dem Tode glaube. "No, Churchill said; he thought rather in terms of a kind of velvet cool blackness" (Nein, er glaube eher an eine Art samtige kühle Finsternis). Zitiert nach „Cincinnati Freie Presse" vom 26. Dezember 1954.

Und Englands Bundesgenossen in diesem Kreuzzug? Ich frage nicht, wie etwa Kanada, Australien, Südafrika, Indien dazu kommen, in einem Kriege Menschen und Material zu opfern, der nie und nimmer ihr Krieg sein kann. Ich will nur die religiöse Seite betrachten. Die Heiden Afrikas, die Mohammedaner Indiens, die Atheisten der Türkei sind doch recht merkwürdige Bundesgenossen in einem Kreuzzug. Oder sollte der Krieg eine neue Methode sein, Nichtchristen von dem „liebenswerten englischen Ehrenkodex" zu überzeugen!? England hat ja oft „Missionäre" vorausgeschickt, wenn es seine imperialistischen Ziele erreichen wollte. —

Und wie steht es mit dem bolschewistischen Rußland, von dem Papst Pius XI. in seinem Rundschreiben „Divini Redemptoris" sagte: „Der Kommunismus ist in sich selber unrecht. Niemand, der die christliche Kultur retten will, darf ihn in irgendeiner Weise fördern." Der Vertrag Hitler—Stalin ist gewiß unangenehm für die britischen Kapitalisten, die immer gehofft hatten, Hitler werde zuerst Rußland bekämpfen und ihre Kastanien aus dem Feuer holen. Darum haben sie lange Zeit Hitler direkt gefördert und finanziert, sie haben sich keineswegs über Dinge aufgeregt, die sie ihm heute als Verbrechen ankreiden. Als Hitler den Pakt mit Stalin schloß, wurde dies als Verrat an Europa gebrandmarkt. „Es ist kein Zufall, es stimmt mit der inneren Logik der Tatsachen überein, daß die zwei großen materialistischen Autokratien der modernen Welt schließlich zu einer Alliance gezwungen waren, zu dem Zweck, den lebendigen Leib Polens gemeinsam zu sezieren. Schlächterei ist die einzige produktive Tätigkeit, zu der sie fähig sind." (Lord Lloyd, The British Case, London 1939, S. 26. Vgl. auch S. 53, 55.)

Man sollte nicht vergessen, daß zur selben Zeit, da Ribbentrop in Moskau verhandelte, englische Unterhändler bei Stalin antichambrierten. Chamberlain erklärte in diesen Tagen: „Es besteht jeglicher Grund zu hoffen, daß zu einem frühen Zeitpunkt ein vollständiges Übereinkommen mit Stalin erreicht wird." ("Time & Tide", 27. Mai 1940.) Ein Weißbuch, warum der Vertrag mit Rußland nicht zustande kam, liegt zu diesem Zeitpunkt noch nicht vor, wohl deshalb, weil Stalin dazu auch etliches zu sagen hätte, was für England nicht schmeichelhaft wäre. Der Edelkommunist Sir Stafford Crips gibt sich noch heute alle Mühe, einen britisch-russischen Pakt zustande zu bringen, und Mr. Churchill wartet sicher auf die Stunde, da er an Stelle Hitlers die Hand Stalins schütteln kann, um einen neuen Kreuzfahrer zu gewinnen — trotz Hitler-Pakt, Finnland, Polen, Baltikum. Darum wurde bis jetzt an Rußland nicht Krieg zum Schutze Polens erklärt, obwohl die polnische Exilregierung in London sich mit den Sowjets im Kriegszustand befindet. Es ist längst vergessen, daß Chamberlain in der ersten Verbitterung erklärt hatte: „Würden wir die Eroberung Polens als gegebene Tatsache hinnehmen und unter dieser Voraussetzung Frieden schlie-

ßen, wir wären ehrlos." ("Daily Express.") Captain Grenfell schreibt (l. c. 138): „Es ist möglich, daß Chamberlain und Lord Halifax zur Garantie an Polen durch Präsident Roosevelt gedrängt, wenn nicht getrieben wurden. Professor Ch. C. Tansill, dessen bedeutendes Buch über den Kriegsausbruch 'Back Door to War' (Hintertüre zum Krieg) 1952 (bei H. Regnery, Chicago) erschien, bringt Beweise, daß Roosevelt jedes Mittel, an Chamberlain heranzukommen, benützte, um ihn zum Krieg gegen Deutschland zu treiben." Die Garantie für Polen — durch den neutralen Roosevelt — ist wesentlich verantwortlich für den Kriegsbeginn wie für die Ausweitung des Krieges. — Nur keine Sentimentalität! England verbündet sich mit dem Teufel, wenn es um seinen Vorteil geht!

Noch eine Frage: Warum ist das englische Interesse am Christentum erst bei der Verfolgung des Christentums in Deutschland erwacht. In Armenien wurden hunderttausende Christen hingemordet, wir kennen die Verfolgungen in Mexico und Spanien, von Rußland schrieb Papst Pius XI.: „Diese moderne Revolution übertrifft an Ausdehnung und Gewalttätigkeit alles, was wir in früheren Kirchenverfolgungen erlebten. Ganze Völker sind in Gefahr, in einen Barbarismus zurückzufallen, schlimmer als er den größeren Teil der Welt zur Zeit der Ankunft des Erlösers unterdrückte." Die Anklagen des Papstes begegneten einem „Komplott des Schweigens". — Es ist bezeichnend, daß Bernard Shaw, der bekannte Dichter, für die Wahrheit eintrat.

Michael Williams erhielt von Papst Pius XI. eine Erklärung zur Situation in Mexico. Die großen amerikanischen Blätter weigerten sich, sie abzudrucken — als „katholische Propaganda" —, Mr. Williams wandte sich an seinen Freund Shaw um einen Brief, der die Blätter moralisch zwingen sollte, die päpstlichen Erklärungen zu veröffentlichen. Shaw antwortete postwendend und schrieb u. a.: „Ich kann mir nicht denken, was die amerikanische Presse im Sinne hat, wenn sie sich weigert, Erklärungen, die praktisch ein Interview mit dem Papst sind, zu drucken. Das sind news, and official news (eine Neuigkeit, offizielle Neuigkeit) von einer Persönlichkeit von überragender Bedeutung. Die Tatsache allein, daß der Papst endlich zustimmte, sich der Presse statt

der Kanzel als Organ der Publizität zu bedienen, wäre eine sensationelle Neuigkeit, auch wenn sie nichts als eine Bemerkung über die Ernteaussichten des Jahres enthielte... Ich konnte nie verstehen, warum die Frage des offenen Kampfes zwischen Kirche und Staat in der britischen Presse plötzlich fallen gelassen wurde, nachdem sie einige Tage auffallend, in der Bedeutung, die ihr zukommt, behandelt worden war." (Zitiert bei Lord Clonmore, l. c. 285 f.) Nur eine führende Zeitung folgte der Aufforderung B. Shaws. — Die tödlichste Waffe der Presse ist das Totschweigen. Jedes Wort gegen die Deutschen war und ist noch heute "news, fit to print" (wie es am Kopf der "New York Times" heißt). Jedes Wort für sie, alle Tatsachen über die brutale Austreibung „Nazipropaganda". Heute greift die Presse jedes Wort des Vatikans, das man nur im entferntesten gegen Hitler-Deutschland deuten könnte, gierig auf. Man merkt die Absicht und — glaubt nicht an den Kreuzzug.

Arnold Lunn hielt im Dienste des britischen Propagandaministeriums und sicher gegen gute Dollars eine Vortragstour, um die Kriegsgegnerschaft der amerikanischen Katholiken abzuschwächen. Darin stellte er den geradezu blasphemischen Satz auf: „Die Zukunft des Katholizismus in Europa hängt von einem Siege Englands ab." Die Kirche ist auf göttlichen Grund gebaut, nicht auf England, dessen König noch vor Jahren einen Eid gegen den Papst leisten mußte, das noch heute die Katholiken Irlands verfolgt und die des eigenen Landes zur Bedeutungslosigkeit herabdrückt. — Erinnern wir uns, daß schon im Pakt von London vom 26. April 1915 die Teilnahme des Papstes als Mittler bei der kommenden Friedenskonferenz abgelehnt wurde. Die Friedensvorschläge Benedikt XV. fanden im Lager der Entente eisige Aufnahme. Selbst "Tablet", die führende katholische Zeitschrift Englands, lehnte in einem Leitartikel vom 18. August die Vorschläge ab, weil der Papst die militärische Situation falsch beurteile, die einen viel günstigeren Frieden für die Alliierten erhoffen lasse. (Vgl. Humphrey Johnson, Vatican Diplomacy.) Wir erleben wieder dasselbe: Der anglikanische Bischof von Chelmsford, Henry Wilson, erklärte am 8. Oktober 1940: „Tatsache ist, daß das Papsttum heute wie im letzten Kriege, ja immer in den letzten 400 Jahren anti-

britisch und antidemokratisch ist ... Jeder Friedensvorschlag von Rom zu diesem Zeitpunkt wäre verhängnisvoll verdächtig." („Evening Standard", London.)

Der Krieg regelt keine Frage, am wenigsten geistige Probleme. Kann jemand wirklich glauben, daß Christus sich selbst und seine Kirche mit den Mitteln des modernen Krieges verteidigen würde? Die Christen gaben ihr Blut hin für ihre Überzeugung von den Tagen Neros bis herauf zu den Märtyrern in Spanien, Mexiko und den Bekennern in deutschen KZ! Noch heute gilt: Sanguis martyrum semen Christianorum. Das Blut der Märtyrer ist der Same neuer Christen. In den Ländern der Verfolgten wächst still und unbemerkt wie die Saat im winterlichen Felde neues Leben. Als Engel verkleidete Kriegshetzer stehen im Lager des Antichrist.

Hilaire Belloc schreibt in seinem Buche "The Great Heresies" (London, Cath. Book Club, S. 206): „(Gustav Adolf) hätte beinahe ein protestantisches Deutsches Reich errichtet. Er erreichte beinahe, was Bismarck zweieinhalb Jahrhunderte später tat. Er machte es für die Deutschen für immer unmöglich, sich voll zu einigen und ebenso unmöglich, zur Religion ihrer Väter zurückzukehren. Er machte den deutschen Protestantismus so stark, daß er so an Macht zunahm, daß er heute von Berlin aus die große Masse der Deutschen zu neuem Heidentum inspiriert." Belloc sieht im Hitlerismus eine despotische, machtvolle Kontrolle des preußischen Geistes über das ganze Reich. (Ebd.) Ich will darüber nicht argumentieren. Die Glaubensspaltung ist eine Tatsache, mit der wir rechnen müssen. National gesehen, ist sie das große Unglück Deutschlands. Die verhindert die nationale Einigung, die Volkwerdung der Deutschen. Der große soziale Bischof von Mainz, Wilhelm Emanuel Freiherr von Ketteler, schrieb vor vielen Jahren in ernster Sorge: „Seit dem Jahre (1517) gehen die deutschen Herzen und die deutschen Gedanken immer weiter auseinander, und wir sind vielleicht eben in einer Entwicklung begriffen, die das Verschwinden des deutschen Volkes als eines einigen Volkes vorbereitet und eine Mauer unter uns aufführt, die ebenso stark ist wie die, die uns von anderen deutschen Volksstämmen trennt." — Vielleicht kann man von daher Hitlers

Kampf verstehen, wenn auch nicht billigen. Die Einigung im Glauben ist ein Werk der Gnade, nicht der Politik, noch weniger der Gewalt.

England hat das letzte Recht, Hitler wegen seines religiösen Kampfes Vorwürfe zu machen. Seine Staatskirche ist ein Kind des Nationalismus, nicht aus religiöser Not geboren, sondern oftmals aus krassem Egoismus, mit allen Mitteln des Zwanges und Terrors. W. H. Carnegie schreibt in seinem Buch über den Anglikanismus (London 1925, S. 15): „Die englische Kirche kann sich rühmen, die Mutter des englischen Staates zu sein. Kirchliche Einheit zeigte den Weg zu nationaler Einheit. Kirchliche Organisationen übernahmen die Führung im Prozeß der politischen Organisation ..." „Sie ist die Vollendung eines langen Kampfes zwischen den Kräften des Nationalismus und des Internationalismus ... Vom Standpunkt des Christentums gesehen, war der Sieg des Nationalismus ein Rückschritt." (S. 26.)

In einem ungemein anregenden Buch „Europa und die Seele des Ostens" (Luzern 1938, S. 248) schreibt Walter Schubart: „Der Engländer zieht die Religion gern zur Rechtfertigung seines Erwerbes heran. Das Scheckbuch schmückt sich mit dem Heiligenschein, die Machtpolitik verbrämt sich mit humanen Phrasen. Dadurch kommt die als 'cant' verschriene Heuchelei in das Britentum. Von hier aus muß der Wesensunterschied zwischen dem englischen und dem russischen Messianismus verstanden werden. Die englische Nationalmission zielt auf Weltbeherrschung, nicht auf Welterlösung, und sie geht von praktischen Absichten, nicht von sittlichen Leitbildern aus. Ein Volk spricht seine Beutezüge heilig. Das ist das Wesen des englischen Messianismus. Daher die abstoßende Verquickung nationaler Eigensucht mit religiösen Verklärungsversuchen. Man rechtfertigt jede Brutalität durch das kalvinistische ‚Gott will es', überzeugt, daß keine Sünde die Tatsache der Erwählung aufhebt ... Der Engländer strebt nach materiellen Gütern und benutzt die Religion zur Verstärkung oder Verschleierung dieses Strebens. Das Unheilige gibt sich heilig ... Übrigens hat England seinen Messianismus bisweilen selbst durchbrochen: durch das Ideal der Splendid Isolation. Es ist dem deutschen Autarkiegedanken verwandt, Ausdruck nationaler Eigen-

liebe und Selbstgenügsamkeit, die von messianischen Antrieben zur Weltwirkung nicht gestört zu werden wünscht."

Kriegspropaganda

William Teeling berichtet (l. c. 247) von einer interessanten Unterredung: „Ein japanischer General sagte mir vor zwei Jahren, wie sehr er und seine Freunde die wundervolle britische Propaganda bewunderten. ‚Alles Lüge!', sagte er. ‚Wir wußten, es waren lauter Lügen. Aber sie zeigten, daß die Engländer bereit waren, alles für ihr Land zu tun. Das bewunderten wir mehr, als ich sagen kann. Warum tun sie es heute nicht mehr? Schämen sie sich ihres Landes oder sind sie degeneriert?' "

Vorher schreibt er: „Fremde Länder, Deutschland besonders, werden nie vergessen, wie wunderbar erfolgreich unsere Propaganda während der zwei letzten Jahre des Großen Krieges war. Wer das Buch 'The Secrets of Crewe House' gelesen hat, wird sich erinnern, wie spannend das Spiel wurde: Wie wir deutsche Zeitungen in die Hand bekamen, kopierten und unsere Version der Zeitereignisse einfügten und sie über deutschen Städten abwarfen und ein Netz von Panik und Zweifel hinter den deutschen Linien ausbreiteten. Unsere Gesandten erinnern sich noch oft mit leiser Scham, wie sie als junge Sekretäre in neutralen Ländern Material und Informationen ausgeben mußten, das ihnen selber so widerlich übertrieben schien, daß sie es kaum auszusenden wagten." — Ganz recht, Deutschland wird nie vergessen, wie die Lügen von den abgehackten Kinderhänden und andere Greuelmärchen wirkten. Die übrige Welt weiß heute: Alles Lügen. Wir wußten, daß es Lügen waren. — Dr. Göbbels hatte gute Lehrmeister und war ein guter Schüler!

Der japanische General wird inzwischen weniger begeistert festgestellt haben, daß die Engländer genau so handeln wie im letzten Kriege. Es wiederholen sich die alten Schlagworte: „Der Reichstag hatte in Deutschland nichts zu sagen!", „Wir kämpfen nur gegen den Kaiser, nicht gegen das deutsche Volk!", „Wir können das Wort der derzeitigen

Machtträger nicht als Garantie für etwas hinnehmen, was bleiben soll." (Vgl. Vatican Diplomacy, S. 31 und 33.) Man braucht nur etwa das Wort Kaiser mit Hitler zu ersetzen und wir sind in der Gegenwart. Die britischen Flugblätter, die zu Kriegsbeginn abgeworfen wurden, scheinen von denen des ersten Weltkrieges abgeschrieben.

Die britische Propaganda hat sich totgelaufen, Propagandaminister Duff Cooper, der sich gerne reden hört, wurde selbst durch die "Times" (22. August 1940) aufmerksam gemacht, daß er mit dem Empfinden der Masse nicht Schritt halte, bis es einen Sturm im Parlament gab, der in der Forderung endete: Schaffen wir dieses törichte Ministerium ab. — Es fehlt dem Hetzer jegliche psychologische Einfühlung, also die Grundvoraussetzung für sein Amt. Es ist irgendwie begreiflich, wenn dumme Jungen auf ein altes Auto schrieben, wie ich es selber sah: „Nach Berlin über Dünkirchen. Sitzplätze rechtzeitig bestellen!" Es ist aber unverständlich, wenn ein Propagandaminister in den Tagen schwerster Luftangriffe prahlt (seine Familie war ja nach Kanada in Sicherheit gebracht!): „Wir hätten Hitler nicht gerne kommen sehen, solange wir nicht vorbereitet waren, ihn zu empfangen. Jetzt sind wir soweit, und wir werden sehr enttäuscht sein, wenn er nicht kommt." („Observer", 18. August 1940.) — Ebenso unpsychologisch war Duff Coopers Rede beim Kriegseintritt Italiens: Er vergaß die sonst übliche Methode, Führer und Volk zu trennen, und beschimpfte maßlos beide: „Heute ist das italienische Volk der Helfershelfer Mussolinis ... Italien hat nie einen Krieg ohne fremde Hilfe gewonnen, es sei denn den gegen das unglückliche Abessinien ... Französische Soldaten, nicht Italiener vertrieben die Österreicher aus Italien ... Es ist mehr als wahrscheinlich, daß Italien sich mehr als Belastung denn als Gewinn erweisen wird, die es auch im letzten Kriege für seine Verbündeten war, als nach der schandvollen Flucht der italienischen Armee bei Caporetto Engländer und Franzosen Truppen abzweigen mußten, um die Ordnung in Italien wieder herzustellen und den Italienern wieder Mut zu geben." ("Times", 11. Juni 1940.) — Es ist nicht meine Aufgabe, die Italiener in Schutz zu nehmen gegen ihre Freunde von gestern. Ich will keine Vergleiche ziehen zwischen der

Flucht von Caporetto und den „strategischen Rückzügen" von Norwegen bis Dünkirchen, zwischen dem Verhalten der Italiener von 1917, das in England sicherlich nicht als Verrat empfunden wurde, und heute. Ich will nicht auf die entscheidenden Verdienste Italiens um den Sieg der Alliierten im ersten Weltkrieg hinweisen, dadurch, daß es lange vor dem Kriegseintritt deutsche und österreichische Armeen an seinen Grenzen band, so daß der deutsche Vormarsch in Frankreich verlangsamt wurde. Ein Volk, das man gewinnen will, das man von seiner Führung trennen und zur Revolution treiben will, das man vielleicht bald wieder als Bundesgenossen braucht, darf man jedenfalls nicht beschimpfen.

Ich denke mit Unbehagen an eine deutsche Übertragung am Weihnachtsabend 1940 am BBC, die wohl beweisen sollte, wie christlich doch die Welt außerhalb des Reiches sei. Je ein Engländer, ein Franzose, Tscheche, Pole, Finnländer wurden aufgeboten, und was erzählten sie? Vom guten Essen und Trinken, von abergläubischen Bräuchen, kaum ein Wort vom christlichen Sinn des Festes. Dann schaltete ich die deutsche Welle ein: Soldaten sangen im Schützengraben die alten Weihnachtslieder, ein General sprach im Geiste des Christentums!

Ich habe mich manchesmal gewundert, wenn ich deutsche und anderssprachige Sendungen aus London hörte, warum man sie eigentlich in Deutschland verbietet. Jedenfalls würde ich Freiheit und Leben nicht für den Quatsch und die Lügen rikieren. Wenn Duff Cooper einmal sagte: „Unglücklich ist die Regierung, die sich allein auf die Presse als Informationsquelle verläßt", so könnte man mit mehr Recht sagen: „Bedauernswert ist die Regierung und sein Volk, die sich auf einen Duff Cooper und sein Ministerium als Quelle der Information verlassen." ("Daily Sketch", 3. August 1940.) Wie sagte doch der Japaner?

Wort- und Vertragsbruch

Unter den Vorwürfen, die die britische Propaganda gegen den Nationalsozialismus erhebt, kehrt der des Wort-

und Vertragsbruches immer wieder. Es liegt mir ferne, Hitler und seine Anhänger dagegen zu verteidigen. Ich erinnere mich, daß einer der Führer des alten Zentrums den Nationalsozialismus „mendacium incarnatum", die inkarnierte, fleischgewordene Lüge nannte. Der Papst klagte in dem Rundschreiben „Mit brennender Sorge" über „Vertragsumdeutung, Vertragsumgehung, Vertragsaushöhlung, schließlich über offene Vertragsverletzung, die zum ungeschriebenen Gesetz des Handelns gemacht wurden". Jeder, der den Nationalsozialismus ablehnte, hat seine eigenen Erfahrungen.

Konrad Heiden hat in seinem Buch "One Man Against Europe" (Ein Mann gegen Europa, London 1940, S. 205 bis 224) ein eigenes Kapitel: Das Wort des Führers. Er berichtet darin über Hitlers Verhalten beim Münchener Prozeß von 1924. Als ihm Wortbruch vorgehalten wurde, erwiderte er: „Ja, ich habe mein Wort gebrochen. Verzeihen Sie, ich tat es im Interesse des Vaterlandes." (S. 211.) Ganz ähnlich schrieb der „Völkische Beobachter": „Deutsche Loyalität heißt, nicht dem Buchstaben eines Vertrages treu sein bis zur Selbstvernichtung. Deutsche Loyalität heißt, dem deutschen Volke treu sein, für immer und unter allen Umständen." (Ebd. 220.)

Es ist sicherlich anregend, eine vergleichende Studie der Charaktere Hitlers und Oliver Cromwells anzustellen, den man den Hitler Englands nannte. Belloc schreibt (l. c. 59 ff.): „Wie stand es mit seiner (Cromwells) Aufrichtigkeit? Besaß er den tiefen Fehler der Unaufrichtigkeit, die den Charakter vergiftet, und, wenn sie bis zur Gemeinheit der Heuchelei getrieben wird, den ganzen Menschen schlecht macht? — Er log, natürlich. Alle Menschen lügen. Und Männer, die sich in öffentliches Ränkespiel einlassen, lügen berufsmäßig, und zwar ausgedehnt und oft. Doch wogegen richten sich Cromwells Lügen? Wie häufig und bei welchen Gelegenheiten kamen sie vor? Welcher Art waren sie? Das müssen wir prüfen, wenn wir ihn gerecht beurteilen wollen. Ich glaube, wir werden zu der Schlußfolgerung kommen, daß Cromwells Unwahrheiten, selbst wenn sie ein weites, lange ausgesponnenes Netz darstellten, nicht in seinem Charakter wurzelten, sondern aus den besonderen Umständen des Augenblicks hervorgingen. Außerdem dürfen wir mit Sicherheit ab-

schließend feststellen, daß er von der Erzlüge, der Heuchelei, frei war ..."

„Die Liste seiner Verstellungen ist lang. Die Fälle, wo er glatt von der Wahrheit abwich, sind zwar nicht so zahlreich, bieten aber doch Beispiele der Lüge genug. Aber jedesmal ist es bei genauerem Zusehen eine Gelegenheitslüge: keine Lüge kam aus seinem Munde, bevor die Notlage da war, und keine, wenn diese vorbei war ..."

„Cromwell log, als er den Mitgliedern des Parlamentes erzählte, er würde niemals das Heer gegen sie unterstützen; aber auch das war eine Notlüge, Hätte er nicht so gehandelt, so wäre sein Plan nicht durchführbar gewesen. Er log mit seiner Behauptung, daß schon der bloße Gedanke an Karls Hinrichtung seinen Abscheu erregte. Doch auch hier ergibt die Nachprüfung ein gleiches Motiv für die Lüge ... Ein Mann, der gegen andere manövriert, muß sein Geheimnis verschließen, sonst kann er nicht handeln ..."

„Wer es dennoch beklagt, daß Cromwell so weit von der Wahrheit abwich, möge Mut fassen, indem er sich an die vielen, vielen Lügen erinnert, mit denen wer weiß wie viele gute und tapfere Männer auf beiden Seiten des letzten Weltkrieges belastet sind ..."

„Wir verdienten Heuchler genannt zu werden, wenn wir behaupten, daß diese Taten Cromwells, selbst sein langes Ränkespiel zum Verderbnis des Königs, die Aufrichtigkeit seines Charakters wesentlich verminderten ..."

Noch eine andere Stelle soll zum Vergleich herangezogen werden: „Cromwell besaß noch eine andere starke Zuneigung, die ihn unter die berühmten Engländer der Geschichte einreiht: Patriotismus. Aber dieser war in seinem Falle, wie in den meisten anderen, so sehr mit Selbstzufriedenheit durchwoben, daß er nur halbwegs Vaterlandsliebe, zum anderen Teil Eitelkeit und Stolz genannt werden muß. Solche Männer sehen ihr Land in sich selbst und sich selbst in ihrem Lande. Und wenn zu dieser natürlichen Gemütsbewegung ein Gefühl der göttlichen Auserwählung kommt, das sich sowohl auf die Nation wie auf den Mann bezieht, dann ist die Nation ebenso natürlich die ‚auserwählte Rasse' wie der Mann selbst das ‚auserwählte Individuum'." (S. 50.) „Unter Cromwells Taten findet man Verrat, Betrug, Lüge, abscheu-

liche Grausamkeit und Vorspiegelung falscher Beweggründe. Man findet Taten, die man kaum anders als Verbrechen bezeichnen kann, da ihr Beweggrund ein persönlicher war, zum Beispiel die Verfolgung des Königs bis zu seinem Tode. Aber diese machen ihn nicht wesentlich schlecht..." (S. 51.)

Genug davon. Ich muß gestehen, daß ich dieser politischen Ethik eines katholischen Historikers nicht folgen kann. Ich möchte nur sagen, daß, was für Cromwell recht ist, für Hitler billig sein muß. Es gibt keine Doppelmoral für deutsche und britische Politiker. —

Kein rechtlich denkender Mensch wird den Überfall auf ein fremdes Land gutheißen. Es sollte andere Wege geben, bestehende Schwierigkeiten auszugleichen. Wenn man aber heute die Entrüstung verfolgt, die wegen des Angriffes auf Polen und andere Gebiete einsetzte, so hat man den Eindruck, Hitler wäre der erste und einzige, der im Laufe der Geschichte ein fremdes Gebiet überfiel.

Das britische Empire ist wahrhaftig nicht durch Flötenspiel und Hirtenlieder entstanden, wie etwa die Mauern Jerichos — nach dem Bericht der Bibel —, die beim Schall der Trompeten Josuas zusammenbrachen. Englands Geschichte ist mit Blut und Tränen geschrieben, meist mit fremdem Blut. Es wäre auch heute noch zu untersuchen, wer etwa im Krieg in Afrika eingesetzt ist: Engländer oder Kanadier, Australier, Neuseeländer oder Kolonialtruppen. Fest steht nur, daß alle Erfolge Erfolge Englands sind. (Vgl. Captain Grenfells Buch „Bedingungsloser Haß", S. 31 ff., mit genauen Angaben über die von England seit 1815 geführten Kriege.)

In der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung vom 4. Juli 1776 steht der Satz: „Die Geschichte des derzeitigen Königs von England ist eine Geschichte wiederholter Ungerechtigkeiten und widerrechtlicher Besitzergreifung, die alle das Ziel haben, eine absolute Tyrannei über diese Staaten aufzurichten."

Es ist bezeichnend, daß der erste Angriffsakt nach dem ersten Weltkrieg — der Überfall auf Wilna — von Polen kam. Am 7. Oktober 1920 wurde ein Freundschaftspakt zwischen Polen und Litauen abgeschlossen, zwei Tage später Wilna von den Polen überfallen. Die Alliierten hatten Polen, das Kind des Versailler Vertrages, in der Hand. Was

geschah? Der von England beherrschte Völkerbund nahm den Überfall als Fait accompli zur Kenntnis. Die Reibereien und Grenzüberfälle dauerten bis 1927, bis Marschall Pilsudsky eines Tages in Genf den litauischen Außenminister Valdemaras fragte: „Also, was wollen Sie: Frieden oder Krieg?" — Es regt zu zeitnahen Vergleichen an, wenn man weiß, daß Polen an Litauen ein keineswegs in diplomatischer Sprache abgefaßtes Ultimatum überreichte, als ein polnischer Soldat an der Grenze erschossen worden war. Polnische Truppen besetzten die Grenze. Marschall Smigly-Rydz übernahm die Leitung. In Wilna demonstrierte das Volk: „Auf nach Kowno, Schluß mit Litauen!" Colonel Beck ließ keinen Zweifel, daß Ablehnung des Ultimatums Krieg bedeute. Ein polnischer Journalist beklagte, daß die Polen zu nachgiebig in ihren Forderungen waren: „Als wir uns entschieden, deutsche Methoden anzuwenden, hätten wir gründliche Arbeit leisten müssen, solange wir dabei waren." (Vgl. Bernard Newman, "Danger Spots of Europe", Gefahrenpunkte Europas, London 1939, S. 103, 120.)

Die russischen Angriffe auf Finnland sind noch in aller Erinnerung. Finnland erhielt mehr platonische Sympathiekundgebungen als wirkliche Hilfe, bis es schließlich der Übermacht unterlag. — Rußland fiel den Polen in den Rükken, als die deutschen Armeen vorrückten, und nahm sich einen allerdings von vielen Russen besiedelten Teil des Landes. Später holte es sich die baltischen Staaten. Niemand fiel es ein, deshalb an Rußland Krieg zu erklären. Die englische Garantie hatte angeblich nur auf deutsche Angriffe Bezug. Heute ist die Liebe zu Polen in England zusammengeschrumpft; man wartet nur darauf, den russischen Aggressor brüderlich zu umarmen. — Doch, etwas geschah: Rußland wäre nie aufgenommen worden, oder man hätte wenigstens auf den Papst gehört, der der Konferenz von Genua nahelegte, vor einer Anerkennung „Gewissensfreiheit, Freiheit der Gottesverehrung und Sicherung des Kirchenvermögens" zu verlangen. Diese drei Punkte fanden keine Berücksichtigung, wie der Papst selbst feststellte, „zugunsten zeitlicher Interessen, die freilich besser geschützt wären, hätten die verschiedenen Regierungen zuerst die Rechte Gottes, seines Reiches und seiner Gerechtigkeit beachtet".

(Lord Clonmore l. c. 85.) — Worum geht es heute? Um irdische Interessen oder um das Reich Gottes?!

Im September 1919 überfiel Gabriele d'Annunzio Fiume, das im Friedensvertrag Jugoslawien zugeteilt worden war. Niemand schritt dagegen ein. Mit Recht meint Bernard Newman (l. c. 187): „Hätte man d'Annunzio kopfüber aus Fiume hinausgeworfen, vor Gericht gestellt und vielleicht als Rebellen und Mörder hingerichtet, dann wäre die Geschichte Europas seit 1919 wesentlich anders verlaufen. Wir müßten heute nicht die Bestimmungen der Friedensverträge zählen, die überhaupt etwas bedeuten."

Italiens Überfall auf Abessinien ist ein Kapitel für sich. Es sei hier nur festgehalten, daß in diesem Krieg Giftgase verwendet wurden — mit Wissen und Duldung Englands. Die Italiener hatten den Transport von 260 Tonnen Yperite (Senfgas) durch den Suezkanal offen erklärt. Die britische Regierung war durch ihren Vertreter in Addis Abbeba ausdrücklich davon unterrichtet. Als die Frage im House of Lords aufgeworfen wurde, erklärte Lord Halifax, „er habe keine Information... Es wäre unrecht und ungerecht, in einer so ernsten Frage, die die Ehre eines großen Landes betreffe, voreilig zu urteilen". Anderseits „hielten die Engländer den Transport etlicher tausend Gewehre durch Berber auf, die Franzosen machten es unmöglich, Revolver und Gasmasken per Bahn oder Flugzeug nach Äthiopien zu bringen". (Vgl. G. T. Garrat, "Mussolinis Roman Empire", London 1938, 3. Aufl., 109.)

England hatte sich seinerzeit der Aufnahme Abessiniens in den Völkerbund entgegengestellt. Nach der Hinmordung der Abessinier erkannte es den neuen Kaiser von Abessinien — den König von Italien — bereitwilligst an und gewährte gleichzeitig dem Negus ein armseliges Asyl. Heute sind die Abessinier wieder Bundesgenossen, und der Negus durfte zurückkehren, um den Aufstand gegen die Italiener zu organisieren.

Italiens Sünde war zu Beginn des zweiten Weltkrieges längst vergessen und verziehen. In der Broschüre "Britain's Case", zu der Lord Halifax ein empfehlendes Vorwort schrieb, lesen wir folgende Lobeshymne auf den Faschismus: „Der italienische Genius hat mit den charakteristischen

faschistischen Institutionen ein hochautoritäres Regime entwickelt, das weder die religiöse noch die wirtschaftliche Freiheit bedroht. Es ist wichtig, die ganz fundamentalen Unterschiede zwischen der Struktur und den Grundsätzen des faschistischen Staates und denen der Nazis und der Sowjets zu beachten" (S. 37). Nach dem Kriegseintritt Italiens änderte sich das Urteil wieder. Aus dem italienischen Genius wurden wieder Verbrecher; dem italienischen „Kaiser von Abessinien" wurden die britischen Auszeichnungen wieder aberkannt und in nächtlicher Stunde zu Boden getrampelt. In seiner haßerfüllten Rede erinnerte sich Duff Cooper sogar des Giftgases. ("Times", 11. Juni 1940.) —

Weiter zurückliegend, aber doch bis in die Gegenwart reichend, ist der Angriff Japans auf China. Die letzte britische „Hilfe" für das überfallene China war die Schließung der Burmastraße. Das offizielle England triefte von Mitleid mit den armen Chinesen, was aber nicht hinderte, ihnen — wie den Abessiniern — die Zufuhr von Kriegsmaterial zu sperren und Japan mehr als bisher zu beliefern. Wundert man sich, daß — wie eine Zuschrift an die "Times" meint (9. September 1940) — der Eindruck entsteht, daß „wir Engländer nur die Freiheit unserer Rasse lieben". Churchill, der zuerst warm für China eintrat, hat inzwischen auch seine Meinung geändert. ("Daily Mirror", 18. Juli 1940.) Wo er heute stehen mag?!

Bleiben wir nicht bei geschichtlichen Vergleichen stehen, beleuchten wir die Gegenwart. Es soll hier nicht untersucht werden, ob und wieweit der Vertrag von Versailles, der nicht durch gegenseitige Vereinbarung, sondern unter Verletzung feierlich proklamierter Grundsätze durch ein brutales Diktat zustandekam, überhaupt rechtlich und moralisch bindend und verpflichtend war. Es gilt als Regel der Moral und wohl auch des Rechtes, daß die Anwendung brutaler Gewalt das Zustandekommen gültiger Verträge ausschließt. Ein Vertrag mit einem Verbrecher, der mir den Revolver auf die Brust setzt, ist null und nichtig. Eine Ehe, eingegangen unter physischem und moralischem Zwang, wird nie eine gültige Ehe. — Aber angenommen, nicht zugegeben, der Vertrag von Versailles war zwar ein Hohn auf jegliche Moral, aber doch gültig — so bindet er beide Teile. Frank-

reich und England haben ihn gebrochen, längst ehe es einen Hitler gab. Es sei nur an die Verpflichtung allgemeiner Abrüstung erinnert. Deutschland war abgerüstet, die anderen rüsteten zu neuen Kriegen. —

Nur noch ein Beispiel: Der Vertragsbruch Englands und Frankreichs gegenüber der ČSR. Am 4. September hatte Bonnet erklärt: „Frankreich wird in jedem Falle seinen Verträgen und Abmachungen treu bleiben, treu seinen Verpflichtungen. In der Nacht vom 21. zum 22. September 1938 überreichte der französische Botschafter in Prag folgendes Ultimatum: „Wenn die tschechoslwakische Regierung den französisch-englischen Plan nicht bedingungslos annimmt, trägt sie allein die Verantwortung für den Krieg, der daraus entsteht, und Frankreich fühlt sich nicht gebunden." („Les Cahiers des Droites de l'Homme", 15. Oktober 1938.)

England war durch die Entsendung der Runciman-Mission und das direkte Eingreifen Chamberlains nicht weniger verpflichtet als Frankreich. Ein führender französischer Sozialist sagte mir damals: „Ich schäme mich, Franzose zu sein. Dieser Verrat kann nur durch Blut gesühnt werden." — Die Frage, ob England, das doch Polen in den Krieg drängte, seine Verpflichtungen erfüllt hat, sei nicht untersucht. Polen hat jedenfalls mehr erwartet als — Flugblätter. —

Die Moral aus dem Kapitel: Wer im Glashaus sitzt, soll auf andere nicht Steine werfen. Wortbruch hin, Wortbruch her! Eine Politik ohne Grundsatz, ohne ethische Maßstäbe, ohne Gewissen handelt nur nach dem Prinzip, das Italien 1917 verkündete: Sacro egoismo. Was England nützt, ist gut, sittlich, gerecht. Hitler übernahm mit seinem Wort „Recht ist, was dem deutschen Volke nützt", nur das englische "Right or wrong — my country".

Kriegs- und Friedensziele Englands

Im Jahre 1917, also inmitten des Ersten Weltkrieges, schrieb Lord Landsdown in einem Brief an den "Daily Telegraph" (29. September): „Wir werden den Krieg nicht verlieren, aber seine Verlängerung wird die kultivierte Welt

ruinieren, und das Leid, das auf ihr lastet, unendlich vermehren. Sicherheit ist unschätzbar für eine Welt, die lebensstark genug ist, sie zu nützen. Was ist aber der Wert der Segnungen des Friedens für Völker, die so erschöpft sind, daß sie kaum die Hand ausstrecken können, sie zu erfassen? Ich bin überzeugt, daß der Krieg, falls er zu Ende geht, ehe eine weltweite Katastrophe eintritt, beendet wird, weil die Völker der betroffenen Länder sich klar werden, daß er ohnehin schon zu lange gedauert hat." (Zitiert bei Lord Clonmore, l. c., S. 28.) Lord Landsdown formulierte Voraussetzungen für den Frieden — aber er blieb ein Rufer in der Wüste.

So stellen sich heute wieder ernste Menschen die Frage nach dem Sinn dieses Krieges. Die Regierung ignoriert ihre Fragen oder bagatellisiert sie. Man müßte doch annehmen, sie wäre sich bei der Kriegserklärung klar gewesen, was sie mit diesem Krieg erreichen will und — kann. Austilgung des Nazismus ist ein rein negatives Ziel, das zudem mit militärischen Mitteln nicht erreicht werden kann. Weltanschauungen können nur durch bessere, lebensträchtigere, opferwilligere überwunden werden. Verfolgen Chamberlain und Churchill Ziele, die das Licht der Öffentlichkeit scheuen, die vielleicht nur dem Großmeister des Grand Orient bekannt sind?

Wenn man wirklich nur den Nationalsozialismus austilgen will — was nur mit Hilfe des deutschen Volkes gelingen kann —, so muß man sich an das deutsche Volk wenden, nicht mit verlogener Propaganda, nicht mit der Aussicht auf einen noch brutaleren und gewissenloseren Frieden als den von Versailles. Man muß den Deutschen einen Frieden in Aussicht stellen, der den inneren Widerstand als erstrebenswert und sittlich erlaubt erscheinen läßt. Man muß dieses Friedensziel vor aller Welt feierlich garantieren. Captain Grenfell berichtet in seinem oft zitierten Buch, daß der Bischof von Chichester 1942 in Stockholm zwei deutsche Nazigegner traf, die ihn baten auszufinden, ob die britische und amerikanische Regierung bereit wären, nach dem Sturz Hitlers mit einer demokratischen Regierung zu verhandeln. Der Bischof legte die Frage durch Mr. Eden der britischen Regierung vor. Es erfolgte aber keine Antwort. (L. c. 99 und

201.) — Daraus ist zu folgern, daß der Krieg nicht gegen Hitler, sondern gegen das deutsche Volk ging.

Man muß es verstehen, daß das deutsche Volk vagen Versprechungen gegenüber sehr vorsichtig und zurückhaltend geworden ist. Ein gebranntes Kind scheut das Feuer.

Daß es durchaus möglich ist, mitten im Kriege Friedensziele aufzustellen, beweisen die heute noch nicht überholten Vorschläge Papst Benedikts XV. vom Jahre 1917: Recht an Stelle der Gewalt, Herabsetzung der Rüstungen, Schiedsgericht, Freiheit der Meere, Verzicht auf Schadenersatz und Kriegskosten, Evakuierung der besetzten Gebiete, gerechte Regelung von Gebietsfragen. Im nichtkatholischen Lager hatte nur der wiederholt genannte Lordbischof von Chichester den Mut, sich offen zu den Friedensvorschlägen des Papstes zu bekennen. — Im kanadischen Parlament erklärte der unabhängige Abgeordnete Frederic Dorion am 21. Februar 1944: „Es wird allgemein zugegeben, daß der Welt die Schrecken des heutigen Konfliktes wahrscheinlich erspart geblieben wären, wenn 1919 der Friede besser vorbereitet worden wäre, wenn der Friedensvertrag nicht von den internationalen Geldmächten diktiert und nicht auf den Haß bestimmter führender Persönlichkeiten gegen gewisse katholische Länder des Kontinents beeinflußt worden wäre, mit anderen Worten, wenn der Friedensvertrag in Zusammenarbeit mit der größten moralischen Macht der Welt, dem Heiligen Stuhl, entworfen worden wäre." Er drängt darauf, daß der Papst zur kommenden Friedenskonferenz beigezogen wird. ("Tablet", 26. Februar 1944.) Papst Pius XII. nannte in seiner Weihnachtsansprache von 1939 den Krieg eine Anemia perniciosa Europas und sprach die Befürchtung aus, daß die Verlängerung des Krieges dem christlichen Europa den Todesstoß versetzen werde. Er forderte für einen gerechten und ehrenvollen Frieden: 1. Sicherheit des Rechtes und der Unabhängigkeit für alle Nationen und nationalen Minderheiten. Der Lebenswille der einen darf nicht gleichbedeutend sein mit dem Todesurteil für andere. Der Wiederaufbau wird nicht durch das Schwert, sondern von Gerechtigkeit und Billigkeit bestimmt. 2. Die Sklaverei des Wettrüstens muß verschwinden. Friede ohne gegenseitige Abrüstung ist haltlos. 3. Aus den Unzulänglichkeiten der Vergangenheit

müssen entsprechende Folgerungen gezogen werden, vor allem bei der Schaffung neuer internationaler Einrichtungen, die freie und ehrliche Erfüllung der Verträge sichern. Ständige Verbesserungen sind dabei nötig. 4. Auf die Bedürfnisse und Forderungen der Staaten, Völker und nationalen Minderheiten ist Rücksicht zu nehmen. Bestehende Verträge sind entsprechend abzuändern. Jeder Anlaß zu Gewalttätigkeit muß entfernt werden. 5. Auch die beste Regelung bleibt unvollkommen, wenn nicht tiefste Verantwortung vor Gott und göttlichem Recht, Hunger und Durst nach Gerechtigkeit und vor allem die Liebe alle erfüllen. (Vgl. u. a. Camille, Cianfarra, "The Vatican and the War", New York 1944, S. 317 ff. — Guido Gonella, "The Papacy and World Peace", Baltimore 1950. — Gonella Bouscaren, "A World to Reconstruct", Milwaukee 1944, S. 294 ff. — Reginald F. Walker, "Pius of Peace", Dublin 1945. — "The Pope's Five Peace-Points", London 1939. — Denis Qwynn, "The Vatican and War in Europe", London 1940.) Es ist schon jetzt (1940) sehr still geworden um die Friedensvorschläge des Papstes. Offenbar wollen die Verantwortlichen keinen „Papstfrieden", d. h. keinen gerechten, dauernden Frieden. —

Man redet heute viel vom „Neuen Europa". Ich bezweifle, daß England auch nur den Willen hat, ein neues Europa zu schaffen. Für diese Behauptung einige Beweise. 1. England gehört zu den Vätern des Versailler Vertrages, es hat also den Zustand mitgeschaffen, der geradezu zwangsläufig zum Zweiten Weltkrieg führte. 2. Denkende Menschen haben lange vor 1939 auf die Gefahrenzonen hingewiesen, die der Unfriede errichtet hatte. Schon Marschall Foch und Lord d'Abernon wiesen auf den Korridor als Ursache des nächsten Krieges hin, Lloyd George nannte Oberschlesien ein zweites Elsaß-Lothringen. (Bernard Newman, "Danger Spots of Europe", S. 103.) Wer Augen hatte zu sehen, wußte, daß es überall in Europa gärte. Das Schlagwort von der Selbstbestimmung wirkte wie ein Sprengstoff, züchtete einen chauvinistischen, anti-europäischen Geist. — Ich frage, was hat England getan, um nur eines der Probleme mit friedlichen Mitteln zu lösen? Auf welche Kolonien hat es verzichtet, um Deutschland und Italien zufriedenzustellen? Ja, es hat Opfer gebracht, hat die ČSR geopfert, hat Polen in den Krieg ge-

trieben. Im übrigen handelte es nach dem Grundsatz: Divide et impera. Man überließ es Hitler, eine neue Ordnung zu schaffen — aber, das war dann ein Act of aggression. 3. Die Neuordnung Europas ist nicht eine Frage der Versetzung von Grenzpfählen — zum wievielten Male doch! —, der Errichtung neuer Pumpernickelstaaten, von aufoktroyierten Verträgen, sondern zuerst eine geistig-sittliche Frage. 4. England lebt in splendid isolation. Es hat die geistige Verbindung zu Europa verloren. Wenn man sich die Frage vorlegt, warum das benachbarte Irland in diesem Kriege nicht auf seiten Englands steht, so muß sich doch jeder sagen: Hier stimmt etwas nicht. Die Geschichte Irlands gibt die Antwort. (Vgl. Bellocs Buch über Oliver Cromwell und William Cobbet, "A History of the Protestant Reformation in England and Ireland", New York.)

Bezeichnend ist eine Bemerkung in B. Newmans Buch „Danger Spots of Europe" (S. 112): „Ein Spanier kann hundert logische und überzeugende Argumente beibringen, warum England Gibraltar zurückgeben sollte. Aber England wird es nicht tun, und jede These, die auf der Rückgabe Gibraltars basiert, wird zur reinen Phantasie, so logisch sie in der Form sein mag." 5. Lord Lothian, der britische Botschafter in Washington, erklärte — wohl aus gründlicher Kenntnis der englischen Mentalität — am 5. Juni 1934: „Wenn wir uns nur nicht einmischen, so wird Europa bald sein eigenes regionales Sicherheitssystem aufstellen, das den Krieg verhindern, zur Befriedung, zur Einschränkung der Rüstungen in einem System der Balance der Macht führen wird." 6. England hat nur ein Kriegsziel: Erhaltung, Festigung und Erweiterung seiner Macht. Es erwartet geradezu selbstverständlich, daß die ganze Welt ihm dabei dient. Vielleicht erinnern sich manche an den Dank, den Amerika von Churchill für die Einmischung in den Ersten Weltkrieg erhielt: „Amerikas Kriegseintritt war ein Verhängnis für England wie für unsere Bundesgenossen, weil wir — wäret ihr daheimgeblieben und hättet euch um eure Angelegenheiten gekümmert — im Frühjahr 1917 mit den Zentralmächten Frieden geschlossen hätten. Es hätte keinen Zusammenbruch Rußlands gegeben und folglich keinen Kommunismus. Keinen Zusammenbruch in Italien, gefolgt vom Fa-

schismus. Der Nazismus würde heute nicht in Deutschland herrschen. Wäre Amerika dem Kriege ferngeblieben und hätte sich um seine Angelegenheiten gekümmert, keiner von den Ismen würde heute den Kontinent überschwemmen und parlamentarische Regierungen zerbrechen." (Zitiert nach einem Radiovortrag von Upton Close.)

Bei der Überfahrt nach Kanada sagte mir einer der Stewards: „Deutschland wird nach dem Kriege zerstückelt werden", der zweite fügte hinzu: „Und behandelt wie Indien." Es war „His masters voice", die Stimme Churchills, Duff Coopers, Edens durch den Mund einfacher Menschen: Deutschland wird zerstückelt werden, eine Kolonie Englands. Vergebens warnen besonnene Menschen wie 1917 Lord Landsdown. So schreibt etwa Dean Inge (dessen Ansichten ich nicht immer teile) in seinem Buch "A Pacifist in Trouble" (Ein Pazifist in Schwierigkeiten): „Friede ist das erste, zweite und dritte Interesse unseres Landes. Wir haben nichts zu gewinnen und alles zu verlieren. Sollten wir geschlagen werden — die Folgen sind nicht auszudenken. Endet der Krieg unentschieden, haben wir uns selber für nichts zugrunde gerichtet. Ringen wir die Deutschen nieder, wird die Welt sicherlich befreit von dem Neurotiker Hitler, das unglückliche Land wird wahrscheinlich zerrissen durch Bürgerkrieg und Revolution. 25 Jahre später finden wir vielleicht Deutschland stärker und angriffslustiger als heute. Oder — und ich halte dies für wahrscheinlicher — wir werden uns wundern, was über uns kam, daß wir den einzigen wirksamen Wall gegen die Beherrschung Europas und Asiens durch Rußland niederrissen. Kriege zur Aufrechterhaltung des Kräftegleichgewichts regeln nichts endgültig. Sicherheit liegt so ferne wie nur je. Unsere insulare Immunität gegen Angriffe besteht nicht mehr."

Sir Neville Henderson, der frühere britische Botschafter in Berlin, schrieb schon am 11. November 1939 in der "Times": „Ich bleibe dabei, daß die Sache der Nazis am Anfang eine gewisse Berechtigung hatte und daß die übereilte Verurteilung alles dessen, was damit zu tun hatte, nicht fair war. Manche sagen, es bestehe kein Unterschied zwischen dem Nazismus und den Deutschen. Ich halte das für einen Standpunkt der Verzweiflung. Dieser Krieg wird um-

sonst geführt, wenn wir am Ende den Deutschen diesen Unterschied nicht lehrten. Hitler selber war das Geschöpf einer allgemeinen Stimmung — empfunden von jedem Deutschen — gegen Ungerechtigkeit... Wir sind Kreuzfahrer und wir haben zu beweisen, daß wir des Sieges würdig sind... Wir müssen den Krieg so beenden, daß die einzige Beschwerde, die die Deutschen führen können, sich gegen ihre Machthaber, gegen ihren Führer und gegen das System richtet... Es scheint mir, daß eines unserer Kriegsziele sein müßte, daß am Ende des Krieges auf keiner Seite Haß zurückbleibt."

Diese Stimmen blieben Rufer in der Wüste des Hasses und des Nationalismus. Papst Pius XII. fragte schon in seinem ersten Rundschreiben „Summi Pontificatus" vom 20. Oktober 1939: „Wird die Zukunft anders und vor allem besser sein? Werden die Friedensverträge, die neue internationale Ordnung, bei Kriegsende beseelt sein von Gerechtigkeit und Billigkeit allen gegenüber, von dem Geist, der befreit und befriedigt? Oder werden wir eine Wiederholung alter und neuer Fehler finden? Auf eine entschiedene Änderung nur aus der Erschütterung des Kriegsverlaufes und -endes zu hoffen, ist, wie die Erfahrung lehrt, vergeblich. Die Stunde des Sieges ist eine Stunde äußeren Triumphes für die, denen der Sieg zufällt, sie ist in gleicher Weise eine Stunde der Versuchung. In dieser Stunde kämpft der Engel der Gerechtigkeit mit dem Dämon der Gewalt. Das Herz des Siegers ist allzuleicht verhärtet. Mäßigung und weitschauende Weisheit erscheinen ihm als Schwäche. Die aufgepeitschten Leidenschaften des Volkes, oftmals von den Opfern und Leiden entflammt, die sie ertragen mußten, verdunkeln den Blick selbst verantwortlicher Persönlichkeiten und machen sie taub gegen die warnende Stimme der Menschlichkeit und Billigkeit, die überwältigt oder erstickt wird in dem unmenschlichen Schrei: Vae victis, Wehe den Besiegten. Es besteht Gefahr, daß Regelungen und Entscheidungen, in solchen Voraussetzungen geboren, nichts anderes sind als Ungerechtigkeit in der Maske der Gerechtigkeit. Nein, Sicherheit kommt über die Völker nicht durch äußere Mittel, durch das Schwert, das Friedensbedingungen aufzwingen, aber nicht Frieden schaffen kann. Kräfte, die das Angesicht der

Erde erneuern sollen, müssen von innen her kommen, aus dem Geist." (Englische Übersetzung. "Vatican Polyglot Press", 1939, S. 23 f.)

Die Aussichten auf einen gerechten, dauernden Frieden stehen nicht gut, soweit England in Frage kommt. Man möchte beim Gedanken an die Zukunft sich an Rathenaus Wort erinnern: „Die Sterne am Himmel Europas erlöschen!", wenn nicht an Oswald Spenglers unheimliche Prophezeiung vom „Untergang des Abendlandes".

V

ZWEI MONATE IN KANADA

Mein Aufenthalt in England wurde, wie schon erwähnt, durch eine Studienfahrt nach Kanada unterbrochen, die den Zweck verfolgte, Auswanderungs- und Siedlungsmöglichkeiten zu untersuchen. Die Schiffskarte zahlte das britische Komitee, dazu erhielt ich ganze 10 Lb, einen Betrag, von dem man unmöglich einen mehrwöchigen Aufenthalt in dem teuren Kanada bestreiten konnte.

Am 3. Dezember 1938, gegen 10 Uhr nachts, verließen wir bei ruhiger See mit "S. S. Duchess of Richmond", einem 20.000-Tonnen-Dampfer, Southampton. Auch die Fahrt durch den Kanal verlief ungewöhnlich ruhig. Am nächsten Morgen legten wir in Cherbourg an. Als wir gegen 8 Uhr früh wieder ausliefen, war das Meer bereits stark bewegt. Am 8. Dezember verzeichnete der Bericht des Kapitäns: Windstärke 10, berghohe See, starker Sturm. Die Nacht vom 8. auf den 9. Dezember wird mir immer unvergeßlich bleiben: Draußen heult der Sturm, haushoch gehen die Wogen und peitschen ihre Wasser über das Deck. In der Kabine wird alles gespensterhaft lebendig. Ich dachte an die Geisterbahn im Wiener Prater, aber unser Erleben war rauhe Wirklichkeit: alles bewegt sich, stöhnt, ächzt, dröhnt, kriecht. Türen öffnen sich und fallen schwer wieder ins Schloß, Kästen stürzen um, Stühle zerbrechen, die Koffer liefen am Fußboden hin und her, ich flog im Bogen aus dem Bett. Es war unheimlich, aber ich blieb innerlich ruhig. Ich dachte an den Unter-

gang der "Titanic" im April 1912, bei dem 1517 Menschen den Tod fanden, mit dem Choral auf den Lippen: „Näher, mein Gott, zu Dir." An das Lied, das ich während des Ersten Weltkrieges so oft hörte: „Wir gehen schlafen am Grunde des Meeres, Gott sei mit uns!" — Unser Schiff mußte die Geschwindigkeit bedeutend herabsetzen, wir hatten beinahe drei Tage Verspätung.

Mit uns war der Provinzial der kanadischen Oblaten auf dem Schiff, Father Philipp Funke aus Regina, Saskatchewan, ein gebürtiger Westfale, der schon 32 Jahre in Kanada lebt. Seine Patres führen die Seelsorge für deutsche Einwanderer im Westen Kanadas. Von ihm erhielten wir die ersten unparteiischen, sozusagen fachmännischen Auskünfte und auch wertvolle Winke für die vor uns liegende Arbeit.

Erst am 12. Dezember morgens kamen wir in Halifax, Nova Scotia, an. Da wir Einführungspapiere des kanadischen Hochkommissärs in London hatten, waren Paß- und Zollrevision eine Formalität, für die anderen Passagiere waren sie ziemlich rigoros. Mit einem Sonderzug der Canadian Pacific Bahn (Schiffszug) fuhren wir zu Mittag weiter nach Montreal in der Provinz Quebec. Die 24stündige Fahrt war trotz der bequemen Pullmanwagen sehr ermüdend. Die Landschaft bot wenig Reize, um so mehr, als ein winterliches Leichentuch über sie ausgebreitet lag. Die einsamen Farmen machten einen verwahrlosten Eindruck. Vertreter beider Eisenbahngesellschaften, die praktisch die Einwanderungsfragen erledigen, begrüßten uns und brachten uns zum Mittagessen in einen feudalen Klub. Dann ging es weiter in Salonwagen nach Ottawa, zum Sitz der kanadischen Regierung. Im Luxushotel „Chateau Laurier" waren wir untergebracht. Noch in derselben Nacht hatten wir eine mehrstündige Unterredung mit dem tschechischen Generalkonsul Dr. Pawlasek, der uns jegliche Förderung versprach. Er schilderte die Situation, wie er sie sah, wie meine späteren persönlichen Eindrücke bestätigten, durchaus objektiv. Nach den Aufzeichnungen in meinem Tagebuch führte er etwa aus: „Derzeit (1938!) werden nur etwa 6000 Einwanderer jährlich zugelassen, die sorgfältig gesiebt werden. Die Siedler fangen sehr primitiv an. Sie sind vom kulturellen Leben, wie wir es aus Europa kennen, so gut wie abgeschnitten.

Wer tüchtig und fleißig ist und sich beraten läßt, kann es zu Wohlstand bringen. Gemeinschaftssiedlungen werden in der Regel nicht zugelassen, vor allem, weil sie die Assimilierung verhindern. Man will nicht Deutsche, Tschechen, Slowaken, sondern Kanadier. Die Einwanderer können also nicht als geschlossene Volksgruppe auftreten. Vom Sozialismus darf nichts erwähnt werden, sonst ist sofort Schluß mit der Einwanderung." Dr. Pawlasek hielt es für wichtig, sofort Verbindung mit der Kirche, vor allem dem Kardinal von Quebec, aufzunehmen. Andere Kreise widersprachen dieser Auffassung. Der Widerspruch ist wohl nur zu erklären, wenn man sich die nationale Rivalität zwischen den Kanadiern englischer und französischer Herkunft vor Augen hält. Nach der Volkszählung von 1941 waren bei einer Gesamtbevölkerung von 11,506.655 Seelen 5,715.904 britischer, 3,483.038 französischer Abstammung. (Die anderen Bewohner verteilen sich der Herkunft nach auf folgende Gruppen: Deutsche 464.682, Ukrainer 305.929, Skandinavier 244.603, Holländer 212.863, Juden 170.241, Polen 167.485, Indianer und Eskimos 125.521, Italiener 112.625, Russen 83.708. Zitiert nach "The American Peoples Encyclopedia", Chicago 1952, Spalte 4—689.) Beide großen Volksgruppen, in vieler Hinsicht verschieden, suchen begreiflicherweise ihren nationalen Besitzstand und Charakter zu wahren.

Bei der ersten Fühlungsnahme mit dem Immigrationsminister Mr. Crearer wurde zunächst bestätigt, daß keine geschlossenen nationalen Siedlungen größeren Umfangs zugelassen werden. Anders gesagt, die Neueinwanderer müssen auf ihr Volkstum und ihre Muttersprache verzichten und sich assimilieren lassen. Weiters wurde uns in aller Höflichkeit zu verstehen gegeben, daß es ohne Geld keine Einwanderung gibt, daß also alles davon abhängt, ob die finanziellen Voraussetzungen für unser Projekt gegeben sind oder geschaffen werden können. Humanitäre oder gar christliche Erwägungen spielten also offenbar keine Rolle. Man hat vergessen, daß die Vorfahren der heutigen Kanadier einmal als Immigranten und Kolonisten ins Land kamen, daß die Neueinwanderer auch neue Ideen, Industrien, neue Lebens- und Exportmöglichkeiten mitbringen.

Weitere Aussprachen mit der Regierung, Fachleuten in

verschiedenen Provinzen und praktischen Siedlern rundeten das Bild ab. Zugelassen sollten praktisch nur Farmer, Landarbeiter und Menschen werden, die bereit wären, sich umzustellen. Die Übernahme bestehender Farmen scheiterte an den dazu nötigen Mitteln. Gemeinschaftssiedlungen auf familiärer, nationaler oder sozialistischer Basis haben sich nicht bewährt, da der Wille zum Privateigentum, wenn man will, der Egoismus, stärker ist als der Wille zur Gemeinschaft, die Verzicht und Opfer fordert, eine Erfahrung, die übrigens die Sudetendeutschen, die auf Grund unserer Aktion ins Land kamen, bald bestätigen mußten. — Immer wieder wurden wir auf die enormen Schwierigkeiten hingewiesen, die sich den Einwanderern entgegenstellen. Zwei von zehn setzen sich durch, zwei gehen erbarmungslos unter, der Rest hat ein hartes, entbehrungsreiches Leben zu erwarten. Wer mit Schulden anfangen muß, kann daran ersticken, besonders in Jahren der Mißernte, die gar nicht so selten sind. — Einzelne Einwanderer werden nur in Ausnahmefällen zugelassen. Industrien nur dann, wenn dafür Bedarf, das benötigte Kapital und die entsprechenden Arbeiter vorhanden sind, wobei die Gewerkschaften ein wichtiges Wort mitzureden haben. — Ich hatte den Eindruck, daß ein gewisser Antisemitismus vorhanden ist, den man freilich so interpretierte, daß nach manchen Erfahrungen Juden, die nur als Farmer zugelassen wurden, überhaupt nicht aufs Land gingen, sondern in den Städten und in anderen Berufen untertauchten. — Jedenfalls braucht jeder Einwanderer etwas von dem Pioniergeist, der einmal das Land erobert und erschlossen hat. Er muß die Brücken zu Europa abbrechen und sich ganz auf den Boden der neuen Heimat stellen, er darf keine Arbeit scheuen, er muß sich umstellen können. Er muß es lernen, die jeweilige „Maske" gut zu tragen (vgl. den Aufsatz „Kanada, Land der Dauermaskeraden" von Anna Haag in der Unterhaltungsbeilage von „Christ und Welt", 30. September 1954), d. h. als Apotheker von Beruf Bäcker spielen, als Geigerin Kellnerin, als Konditor Tischler, als Regierungsrat Geschirrwäscher, als Rechtsanwältin Delikatessenverkäuferin usw. Genau dasselbe gilt übrigens für Amerika.

Am 13. Januar 1939 kamen unsere Verhandlungen mit der

kanadischen Regierung zu einem befriedigenden Abschluß. Die Regierung war bereit, die ganze Gruppe — wir dachten an 1500 Familien — ins Land zu lassen, vorausgesetzt, daß die Leute gesund und arbeitsfähig sind und 1500 Dollar pro Familie aufbringen. Auch wenn die Aktion durch irgendwelche unvorhergesehene Umstände fehlschlüge, würde niemand zurückgeschickt. Die Geldfrage sollte aus einer Anleihe gelöst werden, die London und Prag zur Verfügung stellte. — Leider war Hitler schneller, als unsere Verhandlungen abgeschlossen werden konnten. So kamen praktisch nur Leute heraus, die bereits in London waren, fast ausschließlich Sozialisten, die sich in Tupper Creek, British Columbia, niederließen und erfolgreich durchsetzten.

Die Tage zwischen den Besprechungen mit den Einwanderungsbehörden benützte ich zu Fahrten, die mich bis Winnipeg führten, zur Besichtigung von Farmen, zu Aussprachen mit Menschen verschiedenster Nationalität (Deutsche, Österreicher, Schweizer, Skandinavier, Slowaken), über Preise, Lebens- und Arbeitsbedingungen, Ernte- und Absatzmöglichkeiten, ganz allgemein über die Aussichten der Neusiedler. Beide kanadischen Eisenbahnlinien hatten Freifahrtscheine übers ganze Land ausgestellt, sie stellten an größeren Orten auch Autos zur Verfügung, dazu Führer, die mit den Verhältnissen vertraut waren. Wir konnten ganz frei und unbehindert Auskünfte einholen, die uns wesentlich erschienen. Immer wieder wurde das Wort wiederholt: Die erste Generation erwartet der Tod, die zweite die Not, die dritte das Leben. Alles andere sind Ausnahmen. — Aus dieser Erfahrung heraus habe ich in den letzten Jahren immer wieder betont, daß ich in der Auswanderung keine Lösung des Vertriebenenproblems sehen kann.

In der Nähe von Hamilton besuchten wir jüdische Farmer aus dem Sudetenland (Falkenau bzw. Bischofteinitz). Die Farm war mustergültig. Trotzdem fiel es den Siedlern sehr schwer, sich einzuleben. Die Frau eines Rechtsanwaltes wollte unbedingt wieder zurück. Sie wollte es einfach nicht glauben, daß sie als Jüdin nicht im Sudetengau bleiben könne. Ich wurde herzlichst aufgenommen.

Man kann vom Aussehen der Farm fast mit Sicherheit auf die Nationalität des Besitzers oder Pächters schließen. Deut-

sche, schweizerische, skandinavische Farmen waren durchwegs sauber und in bestem Zustand. In der Umgebung von Winnipeg begegneten wir Schweizern, die aus dem Kaukasus kamen, wo sie vor den Bolschewiken weichen hatten müssen. Sieben Familien hatten gemeinsam angefangen und die ersten Arbeiten gemeinsam durchgeführt. Nur das Vieh war von Anfang an Eigenbesitz der einzelnen Familien. Sie bestätigten, daß sich die Gemeinschaftssiedlung nicht bewähre. Dasselbe hörte ich auf einer Siedlung von Westfalen und Schwarzwäldern, die unter Leitung eines Dr. Schneider entstand, der schweren Undank erntete. — Die saubersten und wohl ertragreichsten Farmen fand ich bei den sogenannten Doukhobors, einer Sekte, die unter Führung von Ältesten steht, die ein ziemlich absolutes Regiment führen und das Privateigentum ablehnen. Die Mitglieder sind alle einheitlich gekleidet. Sie unterhielten ihre eigene Schule, in der auch Deutsch unterrichtet wurde. Wir unterhielten uns mit dem alten Lehrer, der aus der Nikolsburger Gegend stammte und ein geradezu begeisterter Anhänger Hitlers war. — Die Sekte ist in den letzten Jahren wiederholt aufgefallen durch Nacktparaden und Brandstiftungen.

Nach der "American Peoples Encyclopedia" (Band 7, Spalte 7—270 f.) handelt es sich um eine russische Sekte, die um 1740 in Charkow gegründet wurde. Sie leugnen den Heiligen Geist, halten die Bibel für wenig bedeutungsvoll und die Kirche als Versammlung aller Tugendhaften. Land ist Gemeinschaftsbesitz. Sie halten strikte Abstinenz und gelten als fleißig und genügsam. Sie sind Pazifisten, wodurch sie in Gegensatz zur russischen Regierung kamen. Um der religiösen Verfolgung zu entgehen, erhielten sie 1899 die Erlaubnis zur Einwanderung nach Kanada. Bis 1900 waren 7000 ins Land gekommen. 1941 zählten sie bereits 17.000. Sie kamen oftmals mit der kanadischen Regierung in Konflikt, weil sie die Eintragung von Geburts- und Sterbefällen, Schulzwang, Steuern ablehnten. Eine extreme Gruppe, die „Söhne der Freiheit", protestierte nackt gegen jede Einmischung der Regierung. Deshalb, und weil sie Schulhäuser in Brand steckten, wurde der Sekte 1934 in British Columbia die Anerkennung verweigert.

In Kanada erlebte ich die erste Weihnacht ferne der Hei-

mat. Schon während der Adventzeit hingen Kränze mit bunten Lichtern über den Straßen, brennende Christbäume standen vor den Häusern; als ich in Toronto vom Turm der High Church unser „Stille Nacht, heilige Nacht" hörte, überkam mich das Heimweh, ich hätte mitten auf der Straße weinen können wie ein Kind. Mein Begleiter, der damals noch konfessionslos war, gestand: „Jetzt merke ich erst, wie tief das Christentum auch uns Sozialisten im Herzen sitzt." — In Kanada ist Weihnachten nicht das traute, familiäre Fest wie daheim. Ich war am Heiligen Abend in der Weltstadt Montreal und doch mutterseelenallein und verlassen. Betrunkene junge Menschen zogen lärmend durch die Straßen und schrien sich zu: "Merry Christmas! Merry Christmas!" „Frohe Weihnachten!" — Am Christtagmorgen feierte ich die heilige Messe, die Geburt unseres Herrn, in der Krypta der Franziskanerkirche. Gerade der Heilige von Assisi hat uns ja die Weihnacht, die Krippe besonders nahe gebracht. (Vgl. Reinhold Schneider, „Die Stunde des heiligen Franz von Assisi", Heidelberg 1946, S. 36 f.) Nachher begab ich mich zu den Gräbern der Ordensbrüder des hl. Franz, um Ruhe und Frieden zu finden. Ich bat einen der Patres, ob ich nicht im Kloster übernachten könnte. (Wir wollten ja noch etwa 14 Tage im Lande bleiben, die Kosten des Hotels waren eine zu schwere Belastung.) Aber — „es war kein Platz in der Herberge". Dieselbe Erfahrung hatte ich wenige Tage vorher im mächtigen Mutterhaus der Grauen Schwestern gemacht. Obwohl ich die Einführung dreier Kardinäle hatte, wurde ich an der Pforte abgespeist wie ein Bettler. Man konnte oder wollte sich einfach in unsere Lage nicht hineindenken. „C'est la vie!", sagte mir herzlos ein Pater in seiner klösterlichen Sicherheit, „das ist das Leben!"

Wie ganz anders war die Aufnahme, die deutsche Juden fanden, die auf der Durchreise nach Australien nach Montreal kamen. Sie wurden durch ein jüdisches Komitee herzlich begrüßt, im Fordhotel untergebracht (in dem auch ich wohnte), gastlich bewirtet, und verließen reich beschenkt die Stadt. Stundenlang unterhielt ich mich im Hotel mit einem belgischen Emigranten, der mich auch in seine Wohnung einlud. Nicht anders war es bei einer jüdischen Familie aus Teplitz-Schönau und ihrem Schwiegersohn. Sie

kannten das „C'est la vie" aus eigenem Erleben. — Um nicht ungerecht zu sein: Wenige Tage vor der Rückfahrt besuchte ich die St.-Josefs-Basilika, hoch über der Stadt gelegen, mit einem Rundblick auf Montreal, der im Frühjahr und Sommer herrlich sein muß. Die Väter vom Heiligen Kreuz, die das Heiligtum betreuten, luden mich herzlich und dringend ein, zu ihnen zu übersiedeln und waren mehr als gastfreundlich und entgegenkommend. Ich mußte leider ablehnen, da die Abreise bevorstand und ich wegen der weiten Entfernung des Heiligtums zuviel Zeit verloren hätte auf dem Wege von und zu den Besprechungen. Aber ich behalte ihre Güte in dankbarer Erinnerung. —

Ich will darauf verzichten, das Land oder auch nur meine Eindrücke zu schildern. Dafür war ich zu kurze Zeit in Kanada. Ich könnte ein falsches Bild zeichnen. Kanada ist ja größer als Europa oder auch Amerika. Nur China und Rußland sind größer. Das Land ist schwach besiedelt, zumeist in einem verhältnismäßig schmalen Streifen entlang der Grenze zwischen Amerika und Kanada. Man merkt überall, daß das Land jung ist: Es gibt nur einzelne schöne Bauten. Für lange Zeit scheint es keine Bauordnung gegeben zu haben, Wolkenkratzer stehen neben armseligen Hütten. In den neueren Siedlungen sind die Straßen wie mit dem Lineal gezogen: Ost—West, Nord—Süd. Keine Spur von Romantik. Praktisch ist das Leitmotiv. Auffallend sind überall die vielen Kirchen, zehn zählte ich in einem Straßenabschnitt Montreals für die verschiedensten religiösen Gemeinschaften, Sekten und Grüppchen. Der Zerfall des organisierten Christentums, der christlichen Gemeinschaft ist erschreckend. Armut und Reichtum stehen in schreiendem Gegensatz, ohne daß es anscheinend besonders beachtet wird.

Eigentlich müßte man von zwei Kanadas sprechen, dem englischen und dem französischen. Es sind zwei Welten, die sich gegenseitig abkapseln, würde nicht die wirtschaftliche Entwicklung vieler französischer Kanadier in die englischen Provinzen führen, die das Wirtschaftsleben beherrschen.

Französisch-Kanada hätte wohl längst seinen nationalen Charakter, seine Sprache, sein Brauchtum verloren (besonders unter dem Einfluß Amerikas, mit dem in normalen Zei-

ten freiester Verkehr besteht; man könnte von einer unsichtbaren Grenze sprechen), wäre dies nicht durch den sogenannten Quebec Act geregelt, den das britische Parlament im Jahre 1774 beschloß und der bis heute nicht widerrufen ist. Dieser weitschauende Akt sicherte den Französisch-Kanadiern territoriale und kulturelle Autonomie, ihre eigenen bürgerlichen Gesetze, ihre Sprache, ihre Religion. Französisch und Englisch sind die offiziellen Landessprachen und werden gleichberechtigt gebraucht im Parlament des Dominions, vor dem Obersten Gericht, auf Briefmarken und Banknoten, in den Veröffentlichungen der Regierung und bei den staatlich verwalteten Radiostationen. — Die Engländer verfolgten mit dieser Gesetzgebung von 1774 das Ziel, sich durch Gewährung der Freiheit der Loyalität der französischen Kanadier zu sichern, und sie waren damit erfolgreich, wie nicht zuletzt zwei Weltkriege beweisen, in denen ganz Kanada auf seiten Englands stand. (Vgl. Merril Denison, "Canada Our Neighbour", Headline Series No 46, New York 1944, S. 14 f. und 27.)

Kanadas Beitrag zu den beiden Weltkriegen ist enorm. Im ersten opferte es 60.000 seiner Söhne für die Sache der Alliierten, dazu etwa zwei Milliarden Dollar; im zweiten zählte es 102.954 Kriegsopfer (darunter 37.964 Tote, 53.072 Verwundete, 2866 Vermißte) und brachte 20.256 Millionen Dollar für Kriegsmaterial auf — ohne Hilfe von England und Amerika. Seit dem britischen Rückzug von Dünkirchen wurde „Kanada das Hauptarsenal für das umkämpfte Mutterland, eine entscheidende Lebensmittelquelle für die belagerten britischen Inseln und ein Laboratorium für die unentwickelte Kriegsindustrie Amerikas". (Denison, l. c. 66.) Seitdem befindet sich Kanada in einer geradezu revolutionären wirtschaftlichen, technischen und industriellen Entwicklung. Es wurde zum Land der unbegrenzten Möglichkeiten.

Ich verließ Kanada am 18. Jänner 1939 — trotz unserer erfolgreichen Verhandlungen bei der Regierung — mit dem Eindruck, daß Kanada nicht das Land ist, das europäischen Menschen, die mehr als essen und trinken wollen, befriedigen könnte, und daß der, der sich für die Auswanderung einsetzt, später dafür keinen Dank erntet. Ich glaube nicht,

daß diese Auffassung sich bei der neuen Entwicklung noch aufrecht erhalten läßt. Kanada braucht mehr als alles andere Menschen, qualifizierte Arbeiter, Fachleute, Techniker, Ingenieure. Aber: Brauchen wir sie nicht auch — und zuerst — in der Heimat? Werden wir nicht ärmer, wenn wir sie ziehen lassen? Darf Eigennutz über dem Gemeinwohl stehen?

In der Nacht auf den 19. Jänner geht es im Schlafwagen nach New York. Dort angekommen, fahren wir mit einem Taxi zum Hotel Chesterfield in der 49. Straße. Ich mache gleich nach dem Frühstück einen Spaziergang am Broadway. Die Stadt hat Leben, Regsamkeit, Tempo und erinnert mich an Paris. Nachmittags Besuch in der Wallstreet, dem Bankenviertel. Die Wolkenkratzer erscheinen so fremd, doch liegt in ihrer himmelstrebenden Wucht auch eine eigenartige Schönheit. Abends fahren wir auf den Turm des Empire State Building — 102 Stockwerke hoch — im Rockefeller Centre. Die Riesenstadt — mit beinahe acht Millionen Einwohnern —, mit Millionen und aber Millionen Lichtern, liegt vor uns wie ein Märchenparadies. Was wohl in Herz und Hirn dieser Menschenmassen in dieser Stunde vor sich gehen mag? Als ich in späteren Jahren wieder in das flutende Leben in der Tiefe schaute, hatte ich — und wohl jeder Besucher — nur einen Gedanken: Eine einzige Atombombe und ...

Die Zeit drängte. Wir konnten nur mit wenigen maßgeblichen Menschen unser Auswanderungsprojekt besprechen. Man stand dem Phänomen Hitler verständnislos gegenüber. „Was wollen denn die Deutschen überhaupt, wenn sie hundert Prozent für Hitler stimmen?", sagt mir der Leiter des katholischen Flüchtlingskomitees. Ob er heute begreift, warum die Russen hundert Prozent für Stalin, die Jugoslawen für Tito, die Ostdeutschen für Pieck und Grotewohl stimmen?! — Der aufgeschlossene Herausgeber der führenden Jesuitenzeitschrift "America", P. La Farge, der in Innsbruck studiert hat, kann nicht verstehen, daß die Nazis so viel lügen. Ein bayrischer Mitstudent habe ihm einmal gesagt: „Wir Deutschen mögen viele Fehler haben — aber wir lügen nicht!" — In New York erhielt ich zum ersten Male die Anregung, nach Amerika auszuwandern, ein Gedanke, der mir damals ganz ferne lag, so wie ich auch die

Einladung zweier kanadischer Minister, gleich drüben zu bleiben, abgelehnt hatte. Mich rief die Heimat!

Schon am 21. Jänner fuhren wir mit der „Aquitania" der Cunard White Star Linie zurück nach England. Hunderte stehen am Kai und winken zum Abschied. Niemand winkt für die Heimatlosen. Schnee liegt auf dem Verdeck. Die Wolkenkratzer tragen eine Nebelhaube wie die Berge der Heimat. Ein letzter Blick auf die Freiheitsstatue, die 1886 aufgestellt wurde. Vom Ufer aus bis zur Höhe des Sockels führen 167 Stufen, 168 innen bis zum Kopf, 54 Leitersprossen zum Arm, der die Lampe hält. 30 Menschen haben gleichzeitig im Kopfe Platz. Am Haupteingang des Sockels steht ein Gedicht von Emma Lazarus: „Die Mutter der Heimatlosen:"

„Behaltet, alte Länder, euren Pomp!", ruft sie
Mit schweigenden Lippen. „Gebt mir die Müden, die Armen,
Die gehetzten Massen, die frei atmen wollen.
Die Unglücklichen verlassen eure überfüllten Gestade.
Schickt sie zu mir, die Heimatlosen, die Sturmumtosten!"

Damals schien das eine willkommene Einladung. Seitdem habe ich meine eigenen Erfahrungen. Die „Mutter der Heimatlosen" half mit, Heimatlosigkeit zum Fluch unserer Zeit zu machen!

Schnell auf Deck: Übung mit den Rettungsgürteln! — Nach ruhiger Überfahrt erreichen wir wieder England.

V

AMERIKA — EINMAL ANDERS

1. Seelsorger in der Prärie

Insgeheim hatte ich in normalen Zeiten — wenn mein Leben überhaupt in eine Zeit fällt, die man als normal bezeichnen kann — gehofft und gewünscht, daß ich einmal Amerika, die Neue Welt besuchen könnte. Es wäre mir aber

nicht im Traum eingefallen, daß ich nicht mit einem Visitor (Besucher)-Visum, sondern mit einem regelrechten Immigrations (Einwanderer)-Visum ins Land kommen würde.

Der Katholische Flüchtlingsausschuß ("Catholic Committee for Refugees from Germany") in New York hatte seine Einladung, nach Amerika zu kommen, ganz ernst genommen. Ohne mein Zutun verschickte er meine Ausweise und Empfehlungen in Abschrift an alle Bischöfe Amerikas. Nur ein einziger reagierte darauf, wie man mir sagte, der greise Bischof der Diözese Rapid City, im Staate South (Süd-)Dakota, John J. Lawler. Er bot mir eine Pfarrstelle an und übersandte mir einen Anstellungsvertrag. Damit war das Haupthindernis für die Einwanderung überwunden: Priester und Universitätsprofessoren, die nachweislich einige Jahre im Berufe tätig waren, brauchen nicht auf die Zuteilung eines Visums warten, sondern erhalten bei Vorlage des Vertrages, ohne die sonst übliche Garantie, ein Präferenz (Non-Quota) Visum.

Inzwischen war der Krieg ausgebrochen. Ich glaubte nicht an die Märchen, die namentlich Emigranten geflissentlich verbreiteten, die deutsche Armee stehe nur auf dem Papier, sie sei in Prag mit Attrappentanks eingezogen. Nacht für Nacht hörten wir nun seit Monaten deutsche Bomber auf dem Weg nach London über uns hinwegfliegen. Es war, als bohrten sich die Schrauben der Motoren tief in alle Glieder. Wir sahen den Feuerschein von London. Nur auf Umwegen kamen wir noch in die Stadt. Einmal war ein Haus verschwunden, in dem man gestern noch mit Freunden beisammen saß, dann ein Geschäft, in dem man Einkäufe besorgte. Fast jeden Abend, wenn der abgedunkelte Autobus den Flugplatz erreichte, heulten die Sirenen: Air raid! Luftangriff! Ringsum schlugen die Bomben ein. Die Engländer trugen es beinahe fatalistisch: Ist mir die Bombe bestimmt, gibt es kein Entrinnen; wenn nicht... Kaum jemand ging in einen Luftschutzkeller. Im Kino wurde die Vorstellung kurz unterbrochen und auf den kommenden Angriff hingewiesen, dann lief der Film weiter. Kaum ein Besucher verließ den Raum. Ich rechnete jedenfalls mit einem langen Krieg und entschloß mich, das Angebot aus Amerika anzunehmen.

Am 16. Juli 1940 erreichte mich ein Telegramm: "Prepare departure. We foreward contract." („Abreise vorbereiten. Kontrakt folgt.") Am 30. Juli langte der Vertrag ein. — Erst am 17. September wurde ich zum amerikanischen Konsulat zur Ausstellung des Visums bestellt. Ich traf Don Sturzo, der schwer krank zu sein schien. Eine Zeitbombe hatte ihn mitten in der Nacht aus der Wohnung verjagt. Den ganzen Tag über Luftangriffe. Die Beamten fliehen in die Luftschutzräume. Die Mehrzahl der anderen wartet. Um halb 5 Uhr wurden die Kanzleien geschlossen, kaum daß man es uns sagt. Ich verbrachte die Nacht bei deutschen Benediktinern in St. Augustin. Es war ein grausam schönes Bild, vom Dach des Klosters aus das Spiel der riesigen Scheinwerfer, die Leuchtgranaten oder den Einschlag der Bomben zu verfolgen. Wieviel Menschenleben mag der Irrsinn wieder gekostet haben? — Am nächsten Morgen trete ich wieder an beim Konsulat. Es folgte eine ärztliche Untersuchung durch einen jüdischen Arzt, bei der ich mich völlig entkleiden mußte, sehr undelikat. Nachmittags um 3 Uhr erhielt ich endlich das Visum.

Am 28. Oktober lege ich einen kleinen Handkoffer mit Ausweisen, Schriften und Büchern beim Informationsministerium zur Zensur vor. Versiegelt erhalte ich den Koffer wieder zurück. Auch die Ausreisebewilligung wird rasch erteilt. Die Schiffskarte besorge ich durch die Furness Line. Die Abreise wird auf den 16. November festgelegt, dann auf den 18., schließlich auf den 19. Am 15. November kommt ein Telegramm: Bedauern, daß Ihr Platz durch die Regierung beschlagnahmt wurde. Abreise wird sich weiter verzögern. In einem nachfolgenden Briefe wird mitgeteilt, daß alle Kabinenplätze durch die Regierung belegt wurden. Später kommt ein neues Angebot: Nur 3. Klasse für Anfang Dezember. Endlich wird die Abfahrt für den 19. Dezember fixiert. — Mein Gepäck war schon am 14. November nach Liverpool abgegangen. Ich muß mir neue Kleider und Wäsche kaufen.

Am 18. Dezember fahre ich von Euston-Bahnhof in London nach Liverpool. Erster Weg zur Polizei: Registrieren! — Am 19. morgens Air raid — eine Stunde lang —, wie zum Abschied von Europa. Um 11 Uhr begann die Revision. Mein

zensurierter Koffer mit den wichtigsten Papieren fehlt. Manche werden bis auf die Haut untersucht, sogar die amtlich versiegelten Koffer werden nochmals geöffnet. — Um 13 Uhr fahren wir mit einem kleinen Boot zum holländischen Dampfer „Bodegraven" (5500 Registertonnen). Das Schiff befördert nur 46 Passagiere, davon 21 Frauen und 8 Kinder, 14 waren in der 3. Klasse. Mit mir in der Kabine war ein Dr. med. Cohnstädt (der sich vorstellt: Ich bin kein Jude; ich gehöre zur Bekenntniskirche! Er führt schwere Kisten mit Instrumenten mit sich), ein junger Dachauer, namens Kohner (der mit meinem Freunde Schmitz im KZ Dachau war und mir erzählte, er sei in seiner heroischen Haltung ein Vorbild für alle Häftlinge gewesen), ein junger Berliner Jude, Rudolf Henoch (der bei den Fordwerken unterkommen wollte. Er sprach ohne Verbitterung über sein Erleben; er werde Deutschland immer dankbar bleiben, dem er seine Ausbildung verdanke), schließlich ein Wiener, Alfred Steinhauser. — Um 14 Uhr fahren wir ab, aber nur etwa zehn Meilen. Dann mußten wir auf die Zusammenstellung des Convoys (Geleitzug) warten, der aus etwa fünfzig Schiffen bestand.

Die Überfahrt auf der „Bodegraven" war eine Qual vom ersten bis zum letzten Augenblick. Zweite und dritte Klasse sind strikte separiert. Man merkt wirklich nicht, daß wir inmitten des Krieges uns „alle auf einem Boot" befanden, das von tausend Gefahren umdroht war. Die dritte Klasse hatte nur einen kleinen Gesellschaftsraum zur Verfügung. Die Verpflegung war miserabel und wurde unsauber serviert. Der Chiefsteward war ein Rüpel. Es war mir vor der Abfahrt zugesichert, daß sich ein Altar an Bord befände. Als ich den holländischen Kapitän darnach fragte, erklärte er mir: „Wir hatten immer einen. Aber als die Schweine (die Deutschen) in Holland einbrachen, mußten wir flüchten. Darum fehlt er!" — Die Unterhaltung drehte sich oft um Politik. Wir erfahren aus den angeschlagenen Nachrichten, daß Liverpool sieben Stunden aus der Luft bombardiert wurde und schweren Schaden litt. Ein Steward, der seine Familie dort hat, erklärt erregt: „Es wird nie mehr einen Krieg geben; Deutschland wird in kleine Teile aufgeteilt", „und behandelt wie Indien", fügt ein anderer hinzu. Ein

kanadischer Postbeamter schreit fanatisch: „Vernichtung Deutschlands!" Ich habe nie einen solchen Haß gegen alles Deutsche erlebt wie in diesen Tagen.

In dieser Umgebung feierten wir — Weihnachten! Die Stewards und andere Männer von der Besatzung kommen mit in unseren Gesellschaftsraum. Ein Grammophon leiert öde Schlager. Gegen Mitternacht sind manche — vom Personal! — total besoffen, so daß sie abgeschleppt werden müssen! Am Christtag schaut es in dem Raume aus wie in einer Spelunke nach einer durchzechten Nacht. Und noch immer plärrt die alte Tonkiste.

Am 28. Dezember kommt zum erstenmal wieder Land in Sicht. Bald sind wir vor St. John in Neufundland. Der Hafen ist überfüllt. Wir gehen im offenen Meer vor einem kleinen Fischerdorf vor Anker. Wunderbarer Sonnenuntergang: Lange Goldstreifen ziehen sich über die Bergesrücken, der Himmel zeigt sein schönstes Farbenspiel, die Sonne badet sich in grünleuchtenden Wogen. Zum erstenmal gehen die Lichter wieder an: ein Anblick, den wir seit Jahr und Tag nicht mehr kannten. — Am nächsten Nachmittag liefen wir im Hafen von St. John ein, der stark bewacht war. Alle Passagiere dürfen in die Stadt, auch die arbeitenden Neger und chinesischen Kulis. Manche der Mädchen, für die die britische Regierung die Plätze requiriert hatte, bleiben in Hotels über Nacht — sie fuhren angeblich nach Kanada, um sich dort mit ihren künftigen Ehegatten zu vereinen. Nur wir Emigranten durften das Schiff nicht verlassen. Irische Dockarbeiter, die mich als Priester erkannten, bemühten sich für mich um die Erlaubnis zum Besuch der Stadt und der Kirchen. Vergebens! In den Blättern lesen wir, daß unser Convoy am Weihnachtstag von deutschen U-Booten angegriffen worden war. Die „Bodegraven" hatte glücklicherweise zu diesem Zeitpunkt den Geleitzug verlassen, ohne daß wir davon wußten.

Am letzten Tag des alten Jahres fuhren wir weiter nach Halifax, Nova Scotia. Der Silvesterabend war ebenso „feierlich" wie der Heilige Abend. Das erste Bild am Neujahrsmorgen war ein verdreckter Speisesaal. Es gab kein Frühstück, nur Überreste aus der Klasse der Bevorzugten, wohl weil das Personal den Rausch noch nicht ausgeschlafen

hatte. Erst am 2. Jänner erreichten wir Halifax. Wir konnten nicht einfahren, weil ein mächtiger Geleitzug mit etwa 70 Schiffen, beschützt von Zerstörern und Flugzeugen, eben aufbrach. Gegen Abend war die Einfahrt frei. Die „Bodegraven" rammte dabei einen großen Frachter und zerbrach den Anker. Wie ganz anders war doch der Empfang als im Dezember 1938! Wir Emigranten durften wiederum das Schiff nicht verlassen. Ein Beamter der Canadian-Pazific-Bahn, der mich wieder erkannte, verwendete sich für mich — vergebens! Den ganzen folgenden Tag wurde unser Schiff entladen, und wir entdeckten, daß aus dem Bauch fünfzig Tonnen Unterwasserbomben und anderes Kriegsmaterial auftauchte. Ausgerechnet auf dem einzigen Personendampfer des Geleitzuges — mit 21 Frauen und Kindern an Bord! Wir hatten gute Schutzengel.

Unter schweren Schneestürmen fuhren wir am 4. Jänner weiter gegen Boston, wo wir in der Nacht auf den 6. Jänner — Dreikönigsfest — vor Anker gingen. Früh am Morgen kam der Schiffsarzt an Bord, gegen 10 Uhr morgens legten wir am Kai an. Die Stewards blieben trotz des Trinkgeldes Rüpel bis zuletzt. Die Zollrevision war mehr eine Formalität, wenigstens für mich. Ich erlebte zum erstenmal, mit welch ausgesuchter Höflichkeit die Zollbeamten — meist Katholiken irischer Herkunft, genau so wie die Polizei in größeren Städten — dem katholischen Priester gegenübertreten. Reporter, die das Schiff umdrängten und auf "stories" warteten, verweigerte ich die Auskunft, schon mit Rücksicht auf meine Angehörigen in der Heimat. Mit dem Yankee Clipper fuhr ich noch am selben Nachmittag nach New York.

Nach achtzehn Tagen Gefangenschaft auf der ungastlichen, haßerfüllten „Bodegraven" — zwischen Leben und Tod — erschien es mir wie ein Märchen, daß es in der Welt noch Riesenstädte gab ohne Verdunkelung, ohne Rationierung, mit überfüllten Auslagen, in denen alles zu kaufen war, was das Herz nur begehrte und die Brieftasche erlaubte, Städte mit pausenlos treibendem Leben, die vom Krieg und seinen Verwüstungen nur aus den Zeitungen wußten, Menschen, denen das unsagbare Leid Europas kaum mehr bedeutete als die Sensationen und Skandale im Morgenblatt. Es war eine andere Welt!

Ich entschloß mich, einige Tage in New York zu bleiben. Weiß Gott, wann ich wiederkommen könnte! Im Leohaus (332 West, 23rd Street), einer Gründung des St.-Raphael-Vereins, stieg ich ab. Das Heim wurde damals noch von Schwestern geführt, die fast alle deutsch sprachen. Hunderttausende deutsche Einwanderer haben dort Schutz und Unterkunft gefunden. (Heute wird das Haus fast ausschließlich englisch geführt. Seit die deutsche Einwanderung zum Stillstand kam, ist es mehr oder weniger ein durchaus solides, preiswertes Hotel, das jedem offen steht.) Dom Odo, O. S. B., Herzog von Württemberg, den ich schon von England aus kannte — ein Mann, der sich um sein Volk die größten Verdienste erwarb —, wohnte dort mit anderen deutschen Priestern. Sie gaben mir die ersten Auskünfte über das Land, das mir für viele Jahre Ersatz der Heimat sein sollte. Heimat ist unersetzlich. Wie oft dachte ich an das Wort, das Missionsbischof Xaver Geyer in seinem heute noch lesenswerten Buch „Bei den Deutsch-Amerikanern" (J. P. Bachem, Köln 1924, S. 20) schrieb: „Der Auswanderer verläßt seine Heimat und findet keine neue. Die Rede von einem neuen Vaterland und einer zweiten Heimat beruht auf Irrtum. Kein Mensch erwirbt zeitlebens ein neues Vaterland oder eine zweite Heimat! — Wenn die Auswanderung, allgemein gesprochen, ein Unglück ist für Staat, Volk und einzelne, dann ist es ein Werk der Vaterlands-, Volks- und Nächstenliebe, sie zu verhindern oder ihr das zu nehmen, was sie zu einem Unglück macht."

Bekannte, die mich noch von dem Blitzbesuch von 1939 in Erinnerung hatten, zeigten mir die Stadt. Wir besuchten interessante Stadtteile: die Chinatown, die Viertel der Juden, Italiener, Griechen, die deutsche Stadt im Norden Manhattans. Dort sah ich den Film: Blitzkrieg im Westen, bei dem Hitler wiederholt lebhaft applaudiert wurde. (In einem englischen Kino schaute ich mir den Boxkampf zwischen Max Schmeling und dem Neger Joe Louis an. Sympathie und stürmischer Beifall galten dem schwarzen Champion.) Im Negerviertel Harlem erlebt man Not und Elend. Es fiel mir auf, daß soviel Italiener gemeinsam mit den Negern in den Elendsquartieren hausten. In den Kirchen verspürte man einen penetranten Geruch. Wir besuchten ein Neger-

varieté. Das Programm, von Negern getragen, war durchaus sauber und einwandfrei — „die Wilden sind doch bessere Menschen!" —, die kultiviert tuenden Weißen könnten sich daran ein Beispiel nehmen. Stepptänzer, Volkssänger mit ihren wundervollen Spirituals (choralartige geistliche Lieder) wurden dankbar aufgenommen. Mir selber klingt das Lied: „Wo warst du, als sie unseren Herrn kreuzigten?" noch immer in den Ohren. Ein Stück „Trommeln der Wüste", virtuos vorgetragen, versetzte diese unverdorbenen Naturmenschen, die Kinder und Enkel von Sklaven, geradezu in Raserei. Am Abend besuchten wir eine Revue im Rockefeller Centre, vielleicht dem größten Saalbau Amerikas. Das Programm bietet zu volkstümlichen Preisen jeweils einen der letzten Filme, ein erstklassiges Orchesterkonzert, verschiedene operettenartige Szenen und nicht zuletzt die weltbekannten Rockets — etwa siebzig ausgesuchte Tänzerinnen —, die mit militärischer Exaktheit ihre Darbietungen bringen. — Mein Weg führte schließlich in das Finanzzentrum der Welt, die Wall Street. Das britische Komitee hatte mir zur Deckung der ersten Auslagen und der Bahnfahrt einen bescheidenen Scheck mitgegeben, den ich bei einer bestimmten Bank einlösen mußte. Als ich das Geld, das mir der Kassier ausfolgte, unbesehen in die Tasche stecken wollte, sagt er mir: "Count it, Sir, it's money!" (Zählen Sie es nach, mein Herr —, es ist Geld!) Ach ja, ich war im Lande des Dollars.

Ich wäre gerne in New York geblieben. Das Leben, das Tempo, die Regsamkeit der Stadt, in der so viele europäische Nationen sich ein Rendezvous gaben, sprach mich irgendwie an. Ich hätte kaum eine kirchliche Stelle gefunden, wie Bemühungen meiner Freunde in späteren Jahren beweisen. Wichtiger noch: Ich hatte — außer dem Paß — keinerlei Ausweispapiere. Der Koffer, der in Liverpool verlorenging, war noch nicht nachgekommen. Rückschauend muß ich sagen, daß ich von New York aus kaum die Arbeit für unser Volk hätte leisten können, wie später aus der Einsamkeit der Prärie. Ich hätte vielleicht weitreichendere Verbindungen anknüpfen können, wäre sicherlich aber auch auf viel größere Hindernisse gestoßen. Man hätte gleich von Anfang an meine Arbeit unmöglich gemacht.

Am 14. Jänner abends fuhr ich weiter nach Chikago, wo ich nachmittags ankam. Ich blieb dort über Nacht und erreichte am 18. Jänner vormittags nach siebenunddreißigstündiger Bahnfahrt, mit vier Stunden Verspätung — Rapid City, Süd-Dakota, den Sitz meines künftigen Bischofs, ein hübsches Städtchen mit damals etwa 20.000 Einwohnern. Übermüdet und krank kam ich an. Mein erster Weg führte zum greisen Bischof John J. Lawler, der mich nach Amerika gerufen hat. Er war in seinen jungen Jahren ein Mann voller Tatkraft, Energie und rigoroser Strenge gegen sich selbst wie gegen seine Priester (wie man mir erzählt hat), der die Diözese — mit kaum 100 Priestern, etwa 50.000 Katholiken, aber einem Gebiet (41.759 Quadratmeilen) größer wie Österreich (32.388 Quadratmeilen) — erst organisiert hat, obwohl er nicht der erste Bischof war. (Der erste Bischof der Diözese, die erst 1902 errichtet wurde, war Johannes Stariha, der 1915 in seiner Heimatstadt Laibach starb, der unmittelbare Vorgänger war Bischof Josef Busch, ebenfalls österreichischer Herkunft.)

Der alte Herr lag krank im Spital und empfing keine Besucher. Ich wurde in der Dompfarrei von zwei Assistenten, die später in der Prärie meine Nachbarn wurden, mit wohltuender Liebe aufgenommen. Ein anderer Mitbruder zeigte mir die Schönheit der Landschaft; er fuhr mich in seinem Auto in die herrlichen Black Hills (Schwarze Berge) zum Rushmore Memorial, einer Gedenkstätte Amerikas, an der in mehr als vierzehnjähriger Arbeit die Köpfe George Washingtons, Thomas Jeffersons, Theodore Roosevelts und Abraham Lincolns in überdimensionaler Größe in den Granit der Berge gemeißelt worden waren. Die waldreiche Landschaft erinnert an die Berge des Bayrischen Waldes. Unterwegs stießen wir auf die ersten Buffalo (Büffel)-Herden, die heute unter Schutz stehen, nachdem sie die ersten weißen Siedler des Gebietes beinahe ausgerottet haben.

In Rapid City besichtigte ich das Museum der Siouxindianer, die früher das Gebiet beherrschten, heute aber nur mehr in Reservationen leben. — Ich kam im Auto nach Lead, den früheren Sitz der Diözese, in dem sich heute noch das größte Goldbergwerk des Landes befindet, in das ich später auch einfahren konnte.

Süd-Dakota hat nicht nur eine der größten Goldminen Amerikas, es ist eine „Goldgrube" für Geologen und Paläontologen. Wenn ich sagen müßte, was das Interessanteste ist, was ich auf meinen vielen Reisen sah, so würde ich ohne Überlegen die Badlands (wörtlich: schlechtes Land) in der Nähe von Rapid City nennen, in denen man gleichsam in die Schöpferwerkstatt Gottes schauen kann, ganz merkwürdige gebirgsähnliche Formationen, die direkt aus dem Boden schießen, überreich an Versteinerungen vorsintflutlicher Tiere. —

Am 24. Jänner mußte ich ins St.-Johns-Spital, weil sich mein Zustand nicht besserte. Das Spital wurde von deutschen Benediktinerinnen erbaut und geführt. Der Bischof war mein erster Besucher. Erst am 2. Februar konnte ich in der Residenz des Bischofs meinen Antrittsbesuch machen. „Deus providebit" (Gott wird sorgen) stand auf seinem Wappen im Eingang. Wir unterhielten uns zwei Stunden über die Entwicklungen in Europa. Der Bischof, irischer Herkunft, hatte selber in Löwen studiert, war einmal während der Ferien Sekretär des Kardinals Gruscha, der ihn nach Wien ziehen wollte. „Dann wäre ich dem Kaiser vorgestellt und zum kaiserlichen Hofe eingeladen worden", sagte er mir wiederholt. Er kannte Otto von Habsburg, der in Löwen wegen seines Charakters und Wissens als Musterstudent galt. Er war überhaupt ein warmer Freund Österreichs. „Es ist von den Freimaurern zerschlagen worden, weil es katholisch war." — Der Bischof lud mich zum Abendessen ein und wir plauderten nochmals eine Stunde. Schließlich eröffnete er mir, daß ich in den nächsten Tagen die Pfarrei Glencross übernehmen sollte. Ich hatte keine Vorstellung, wo Glencross liegt, welche Arbeit und welche Schwierigkeiten dort auf mich warteten. Ich konnte den Ort auf keiner Karte finden. Ich erwartete eine Pfarrei so wie in meinen jungen Jahren in Wetzwalde, eine Landschaft wie in der Umgebung von Rapid City — und sollte bald mehr wissen.

Am 4. Februar hielt ich vor den "Knights of Columbus" („Columbusritter") und den "Catholic Daughters of America" („Katholische Töchter Amerikas") einen Vortrag — meinen ersten englischen Vortrag überhaupt — über Entwick-

lungen und Vorgänge in Europa. Es ging besser, als ich erwartet hatte. Unmittelbar anschließend fuhr ich die Nacht hindurch über Huron, Aberdeen, Mobridge weiter, wo mich — wie ich bald erfuhr — mein bester Helfer und treuester Freund Lorenz Senger am nächsten Abend mit dem Auto erwartete und in einstündiger Fahrt — zum erstenmal über den Missouri — nach Glencross brachte. Der Sekretär des Bischofs war wenige Tage vorher mit dem Auto dort gewesen (ohne mir etwas zu sagen), um nachzusehen, ob alles in Ordnung ginge, damit meine Überraschung nicht zu groß sei.

Glencross

So war ich also in Glencross, das mir für Jahre Heim und Heimat ersetzen sollte. Father Vogl, der bisherige Pfarrer, erwartete mich an der Türe des Pfarrhauses und begrüßte mich herzlich. Der etwa siebzigjährige Mann war irgendwie ein Original. In der Schweiz geboren, hat er — wie ich aus seinen Zeugnissen las — seine Studien mit Auszeichnung gemacht und erhielt in Rom den Doktorgrad. Seine ganze Liebe galt den Indianern, deren Sprache er in Wort und Schrift beherrschte. Siebenunddreißig Jahre hat er unter ihnen gewirkt und sein Name steht hoch in Ehren. Als ich schon über zwei Jahre in Glencross war, kamen sie ihn besuchen. Indianermissionär in jenen Tagen, da die weiten Entfernungen über ganz Süd-Dakota in unwegsamem Gebiet zu Pferd, bestenfalls in einer primitiven Pferdekutsche zurückgelegt werden mußten, wo man mehr als einmal bei jedem Wetter im Freien, wenn es gut ging, in einem Indianerzelt übernachten mußte — selbst im Leib eines verendeten Pferdes bei einem Blizzard, wie mir der Bischof einmal erzählte —, Indianermissionär in jener Zeit war ein Beruf, der wahrhaftig Idealismus, um nicht zu sagen Heroismus erforderte. Father Vogl hat mir nie von seinen Opfern und Strapazen erzählt, noch weniger damit geprahlt. Er war selber „Indianer" geworden. Er legte keinen Wert auf Kleider und äußere Erscheinung; er redete und schrieb kindlich naiv; wenn er in seinen Briefen ein Fremdwort gebrauchte, fügte er die Übersetzung bei. Er schlief notfalls auf dem

Fußboden mit einem Pack Zeitungen als Kissen und Decke. Neben ihm die Indianer, die zu Besuch waren. So kam er mir entgegen in seinem besten und doch so schäbigen Anzug, mit schwieligen unsauberen Händen. So lebt er in meiner Erinnerung, ein Franziskus der Prärie, eine kindlich fromme Seele mit dem starren Rechtsbewußtsein der Schweizer.

Ich übernahm Kirche und Pfarrhaus im Zustand der Verwahrlosung, obwohl man es doch kurz vor meiner Ankunft zu verdecken suchte. Die Paramente waren abgetragen und zerschlissen, nicht mehr reparaturfähig, die Altarsteine zerbrochen, die Leinwand ungepflegt. Noch in der ersten Nacht stand ich heimlich auf, um den Kelch zu waschen. — Es war mir klar, daß hier eine Generalreinigung erfolgen mußte. Ich mußte warten, bis der alte Herr seine neue Stelle antrat. Ich wollte ihn ja nicht verletzen, der diese Dinge einfach nicht mehr sah, bei all seinem Eifer und seiner Frömmigkeit.

Die Gemeinde war, von einigen Ausnahmen abgesehen, katholisch; es gab keine Kirche einer anderen Konfession im Ort, wie dies in Amerika fast überall zu finden ist. Zur Pfarrei zählten rund dreißig Familien mit etwa zweihundertfünfzig Seelen, mehr Kinder als Erwachsene. Nur acht Familien lebten in geschlossener Siedlung, in der Stadt, wie man so stolz sagte, die anderen auf weitzerstreuten Farmen, bis zu 15 Meilen (24 km) von der Kirche entfernt. Die Kirche, ein Holzbau, war groß und geräumig, viel zu groß für die damalige Seelenzahl. Glencross zählte ja früher etwa siebzig Familien, die in den vorangegangenen sieben unfruchtbaren Jahren in andere Staaten verzogen waren, um Arbeit und Brot zu finden.

Das Dorf lag an einer Lokalbahn, die von Mobridge — 40 Meilen (64 km) entfernt — ausging und täglich, mit Ausnahme der Sonntage, einmal in jeder Richtung verkehrte. Täglich kam die Post mit den Zügen, d. h. jeder mietete ein Postfach, aus dem sie abgeholt werden mußte. Es gab zwei Stores, kleine Warenhäuser, im Ort, die praktisch alles führten: Lebensmittel, Fleisch, Konserven, Kleider, Schuhe, einfache Medikamente. In den Stores war auch ein Telephon. Selbst eine Schule hatten wir im Ort, zeitweilig dazu sogar eine Highschool (wörtlich: Hochschule, die — wenigstens in

diesen kleinen Gemeinden — kaum das Niveau unserer Bürgerschulen erreicht). Das freie Amerika duldet es nicht, daß in den öffentlichen Schulen Religionsunterricht erteilt wird. Die Autobusse, die aus manchen Gemeinden Kinder zu den „Hochschulen" führen, dürfen keine Kinder mitnehmen, die konfessionelle Schulen besuchen, auch wenn genügend Platz frei wäre. Der Religionsunterricht wurde im Sommer in der Kirche, im Winter im Pfarrhaus erteilt. Mit ganzen vier Kindern fing ich an. Weil viele Kinder der weiten Entfernung wegen nicht kamen oder kommen konnten, ließ ich im Sommer zwei Wochen lang durch Benediktinerinnen ganztägig Religionsunterricht erteilen, der von fast allen Kindern besucht wurde.

Das Pfarrhaus, ein einfacher Holzbau, von den Farmern selber gebaut, hatte zwar genügend Raum, aber alles war primitiv, einschließlich der Einrichtung, die die Gemeinde stellen muß. Viele Farmen waren weit besser eingerichtet. Der Wind blies über die offene Veranda und bedeckte sie täglich mit dem Staub der Prärie, im Winter mit Schnee. Als ich hinkam, gab es kein elektrisches Licht, sondern eine Petroleumfunzel wie in Urgroßvaters Tagen. Später ersetzte ich sie durch einen Windcharger, eine Windmühle, die 32 Volt erzeugte, die in sechzehn großen Batterien aufgespeichert wurde und Haus und Kirche mit Strom versorgte. Das Wasser kam aus einer Zisterne, d. h. es wurde an den wenigen Regentagen aus der Dachrinne der Kirche gesammelt und durch eine Handpumpe heraufgeholt. Als ich entdeckte, daß in der Zisterne Wasserschlangen sich herumtrieben und verschiedenes Ungeziefer, ließ ich es heranführen. Es gab natürlich kein fließendes Wasser, kein Bad, das gewisse Örtchen war ein luftiges Häuschen in der Prärie. Das Haus wurde geheizt durch einen sogenannten Furnace — vom Keller aus, der nur einen Auslaß für die warme Luft hatte — mit Lignit, einer schlackenreichen Holzkohle, die etwa 20 Meilen von Glencross in Tagschächten abgebaut wurde. Das Haus wurde im Winter nicht warm, und ich habe mich mehr als einmal mit dem Mantel ins Bett gelegt. Später habe ich die Heizanlage für Küche, Haus und Kirche durch Gas ersetzt, das regelmäßig zugeführt wurde. Ich konnte sogar einen Gasrefrigerator anschaffen.

Ehe ich das Haus und seine Einrichtung verbesserte, ging ich daran, die Kirche in guten Zustand zu bringen. Sie wurde innen neu gemalt, außen gestrichen, die alten Altäre wurden umgebaut und würdig ausgestattet, neue Meßgewänder wurden angeschafft, teils aus Spenden der Gemeinden, teils durch Geschenke von auswärts. Manche der älteren Leute trennten sich ungern vom frommen Kitsch, den man leider so oft findet und der das Christentum verniedlicht. Es gab aber keinen ernsthaften Widerstand.

Es ist natürlich nicht leicht für so kleine Gemeinden, Kirche, Pfarrhaus und Priester zu erhalten. Die erforderlichen Mittel müssen ja aus der Gemeinde aufgebracht werden, auch wenn fallweise Zuschüsse der Diözese oder der "Catholic Extension Society" — etwa dem Bonifatius-Verein vergleichbar — dazu kommen. Der Priester erhält kein staatliches Gehalt, keine Entschädigung für den Religionsunterricht. Als ich nach Glencross kam, war für die Diözese ein Jahresgehalt von 1000 Dollar festgelegt. Das heißt aber nicht, daß das Gehalt auch ausbezahlt wird. Sehr wenige Priester der Diözese haben es erreicht. Father Vogl hatte nur 365 Dollar im Jahre; er wollte nicht mehr.

Die Aufbringung der Mittel ist verschieden: In den meisten Gemeinden werden jeder Familie zu Jahresanfang Kuverts für alle Sonn- und Festtage zugestellt, die sie beim Gottesdienst mit ihren Beiträgen abliefern. In Glencross wurde der jährliche Betrag durch eine Versammlung der Gemeinde bestimmt und durch die Vertrauensmänner (trustees) eingehoben. Anfangs war der Beitrag pro Jahr und Familie — ohne Rücksicht auf die finanzielle Lage und die Zahl der verdienenden Familienmitglieder — auf zehn Dollar festgelegt. Beiträge für Sonderausgaben (größere Reparaturen, Neuanschaffungen) wurden fallweise beschlossen. Die Beitragsleistung wird zwar durch ein eigenes Kirchengebot eingeschärft, ist aber doch ganz freiwillig. Die Beiträge sind nicht klagbar. Es ist einleuchtend, daß man mit diesem Einkommen schwer ein standesgemäßes Leben führen kann. Die meisten Priester der Diözese erhalten Zuschüsse von ihren Freunden aus dem industriereichen Osten, insbesondere auch Meßstipendien für Hochämter. Ich mußte mir erst einen Freundeskreis schaffen. Bei dieser Sachlage ist es

selbstverständlich, daß der Priester mit seiner Gemeinde gut auskommen muß, sonst kann es geschehen, daß er allein in der Kirche steht und nicht weiß, wovon er leben soll. Zwei meiner Vorgänger haben es erlebt, daß ein großer Teil der Gemeinde in die Nachbarschaft zum Gottesdienst ging, besser gesagt, fuhr, weil ja jeder Farmer ein Auto hat.

Das Leben in der Prärie bedeutete eine vollständige Umstellung. Ich war praktisch die ganze Woche über — vom Sonntag bis Samstag abend — allein. Ich war nicht nur Pfarrer, sondern dazu Mesner, Koch und Hausdiener. Nur vor den höchsten Feiertagen kamen die Frauen der Gemeinde und säuberten gründlich Haus und Küche. Man verlangte, daß ich auch die Heizung der großen Kirche übernehmen sollte, d. h. Samstag abend Feuer machen, Sonntag morgens 4 Uhr nachlegen. Ich lehnte es ab, da ich ja an kalte Kirchen gewöhnt war. In Röchlitz ist mehr als einmal Wasser und Wein am Altare eingefroren.

Die Diözese gilt als Missionsgebiet. Die Priester können praktisch in jedem Raum das heilige Opfer feiern. So richtet ich im Basement (Kellergeschoß) des Hauses eine Kapelle ein, in der ich während der Woche den Gottesdienst hielt. Im Jahre 1949, als wir fast sechs Wochen eingeschneit und von der Umwelt abgeschnitten waren, war die Kapelle auch an Sonntagen groß genug für die wenigen Besucher aus dem Ort, die über die Schneeberge vor dem Haus krochen. — Daß ich jahrelang selber kochen müßte, hat sich meine gute Mutter wohl nie träumen lassen, sonst hätte sie mich als Jungen sicherlich nicht immer aus der Küche gejagt. Aber in der Not frißt der Teufel Fliegen, sagt ein altes Sprichwort — und so kochte ich eben so gut und so schlecht es ging. Ich war ja nicht verwöhnt. Die gesundheitlichen Folgen meiner Kochkunst, die die landesüblichen Konserven reichlich heranzog, zeigen sich noch heute. Ich hätte ja auch zu den Farmern gehen können, aber ich tat es grundsätzlich nicht, wenn ich nicht eigens eingeladen war, weil die überlasteten Hausfrauen meinten, sie müßten für den Besuch etwas Besonderes aufwarten. Nur bei zwei oder drei Familien kehrte ich ein, wenn ich vorüberging. Sie wußten, daß ich mit allem zufrieden bin. — Wenn in der Küche etwas

fehlging, tröstete ich mich mit dem englischen Wort: Ein Junggeselle ist ein armes, erbarmungswürdiges Geschöpf, das niemand beschuldigen kann als sich selber, wenn etwas nicht stimmt. Die meisten Priester unserer Diözese hatten keine Wirtschafterin, konnten sich keine leisten, viele hatten allerdings den Vorteil, daß ein Restaurant im Orte war. Es war oft sehr lustig, wenn wir zusammenkamen und kochten.

Trail City

Ich war erst etliche Monate in Glencross, als mein Nachbar, P. Silvester Lehmann, ein Benediktiner deutscher Herkunft, ganz unerwartet an der Schlafkrankheit, die damals umging, verstarb. Bei unserem letzten Zusammensein hatte er mir noch gesagt: „Du hast so schlecht ausgesehen, als du nach Glencross kamest, daß ich mir dachte, den werden wir auch bald begraben!" — Der Bischof telephonierte mir, ich solle seine Gemeinde, Trail City, für kurze Zeit mit übernehmen, die 13 Meilen von mir entfernt war. Aus der kurzen Zeit wurden fünf Jahre. Die Gemeinde zählte 55 Familien mit etwas über 300 Seelen. Die Ostgrenze bildete der Missouri, gegen Norden lag eine Reservation der Siouxindianer. Mein Gebiet erweiterte sich auf 900 Quadratmeilen.

Es gab sofort neue Probleme. Das Kirchlein faßte kaum 150 Personen, so daß viele keine Möglichkeit hatten, den Gottesdienst zu besuchen und daher vor der Kirche herumstanden. Das Pfarrhaus, in dem Father Lehmann über zehn Jahre verbracht hatte, hatte nur einen Wohn- und Schlafraum. Er hatte mir oft von den unwürdigen Zuständen erzählt. Aber er hatte nicht den Mut, von seiner Gemeinde Opfer zu verlangen. Sein Einkommen war durchaus ungenügend, aber er hatte den Rückhalt seines Mutterklosters.

Ich mußte also jeden Sonntag in beiden Gemeinden zelebrieren und predigen, deutsch und englisch. In der ersten Predigt sagte ich etwa: „Ihr trauert alle um den Heimgang eures Seelsorgers. Trauer ist billig, wenn sie nicht von Taten begleitet ist. Ihr wißt, unter welchen Verhältnissen

der Verewigte unter euch wirkte, daß es immer sein Wunsch war, eine ausreichende, würdige Kirche zu haben. Erfüllt den Wunsch, der gleichsam sein Testament ist! Baut eine neue Kirche! Ich jedenfalls übernehme die Verantwortung für die Pfarrei nicht, solange nicht jeder die Möglichkeit hat, den Gottesdienst zu besuchen." Nach der Predigt hielten wir eine Versammlung in der Kirche und ich erhielt über 800 Dollar für einen Neubau zugesichert. Ich fuhr zum Bischof, der weitere 500 Dollar versprach. Würde nicht die Extension Society helfen? Ich besuchte Bischof O'Brien in Chicago, ihren Vorsitzenden. Leider habe er derzeit keine Mittel zur Verfügung, sagte er mir. Nach einigen Minuten rief er mich zurück: „Sie haben ein so unglückliches Gesicht gemacht über meine Ablehnung; ich will Sie nicht so weggehen lassen; ich gebe Ihnen auch 1500 Dollar." So hatten wir gegen 3000 Dollar beisammen, genug für den Anfang. Was nun? Mein Plan war vorerst, nur ein großes Basement auszubauen und die Kirche daraufzusetzen, wenn die Mittel vorhanden sind. Es bestand dabei die Gefahr, daß nie eine Kirche darüber kam. Der Krieg hätte den Plan vereitelt. Ein anderer Gedanke war, die Holzkirche aus dem benachbarten Mobridge, die durch den Neubau überflüssig wurde, zu kaufen und, wie sie stand, auf den geplanten Bauplatz zu transportieren. Das war eine kostspielige Sache: Wir hätten doch ein zementiertes Fundament gebraucht, der Transport kostet viel Geld, zudem konnte er nur vorgenommen werden, wenn der Missouri zufror, was nicht jedes Jahr der Fall ist. Mein irischer Freund, Father Healy, hatte einen rettenden Ausweg... In Pierre, der Hauptstadt Süd-Dakotas, etwa 150 Meilen entfernt, wurde eine große, solid gebaute Holzkirche durch einen Neubau überflüssig. Wir fuhren nach Pierre, besichtigten das Material und begannen zu feilschen. Wir erhielten einen günstigen Preis, dazu eine der größten Glocken des Landes. Die Kirche wurde sorgfältig abgetragen, das Material von den Farmern auf Lastwagen nach Trail City geführt. Nun konnten wir beginnen: Die Farmer hoben das Fundament aus und zementierten es, sie zimmerten die Gerüste und den Dachstuhl unter Anweisung eines Fachmannes. Wir mußten nur die Verkleidung der Innen- und Außenwände kaufen, für innen Celotex, eine

Holzfaserpressung, für außen starke asphaltierte Platten, die den Eindruck eines Ziegelbaues machten. Nach einem Jahre stand die Kirche, die etwa 400 Menschen Platz bot. — Die Beschaffung der Inneneinrichtung bereitete noch allerlei Sorgen. Die Extension Society spendete den Hochaltar, für den wir ein fast lebensgroßes, handgeschnitztes Kruzifix erwarben. Wir konnten solide Eichenbänke und eine transportable Kanzel kaufen, sogar bunte Glasfenster mit liturgischen Emblemen. Es würde zu weit führen, zu erzählen, wie dies alles möglich war. Es kam mir jedenfalls zustatten, daß ich zwei Gemeinden zu betreuen hatte, die untereinander rivalisierten, welche die schönere Kirche bekommen solle. Es war wirklich ein Werk der Gemeinschaft, vom Entwurf des Planes bis zur Vollendung. Der greise Bischof (und sein Generalvikar, Father Columban Bregenzer, ein Benediktiner aus dem Schwarzwald, der mir all die Jahre ein väterlicher Freund war, der grundsätzlich nur deutsch mit mir sprach und später meine literarische Arbeit sehr ermutigte) war freudig überrascht, als er am 8. September 1942 — am 82. Geburtstag meines Vaters — die neue Kirche weihte. — Wir hatten ohne einen einzigen Cent angefangen. Wie wir die etwa 15.000 Dollar aufgebracht haben, ist mir heute noch ein Rätsel. Aber die Kirche stand und war bezahlt. Bauen ist ja nicht schwer, wenn man die Bezahlung der Schulden dem Nachfolger überläßt. Der Bischof bot mir an, nach Trail City zu übersiedeln, was ich trotz verschiedener Vorteile ablehnte, solange nicht auch ein entsprechendes Pfarrhaus dort stünde.

Der Abstammung nach waren die Mitglieder meiner beider Gemeinden fast ausschließlich Deutsch-Rußländer. Ihre Vorfahren waren unter Kaiserin Katharina II. in Rußland eingewandert, die jedem 70 ha Grund, dazu Freiheit von Steuern und vom Militärdienst zugesichert hatte, auch das Recht, jederzeit nach Deutschland zurückzukehren, falls es ihm in Rußland nicht gefiele. Um die Jahrhundertwende wanderten viele nach Amerika aus und ließen sich vor allem in den Staaten Nord- und Süd-Dakota, Kansas und Nebraska nieder. Durch den Bolschewismus und die Kriegsereignisse wurde der in Rußland verbliebene Teil der Volksgruppe beinahe vollständig liquidiert.

In einem mir vorliegenden Bericht heißt es: „Wenn auch der kulturelle Stand der einzelnen deutschen Gemeinden Rußlands bis zum Jahre 1917 verschieden war, so war er doch im allgemeinen überall höher als das normale Kulturniveau der einheimischen russischen Bevölkerung.

Durch die unermüdliche Tätigkeit der Kolonisten wurden große Reichtümer geschaffen, das Handwerk blühte, Unternehmungen wurden auf genossenschaftlicher Basis aufgebaut, in den Städten entstanden Fabriken und Kaufhäuser, auch Großhandelsfirmen waren in deutschem Besitz. Trotz des äußeren Wohlstandes blieben die Kolonisten treue Kinder ihres Volkes und ihrer Kirche, denn sie besaßen:

ihren eigenen Boden als Bauern, wozu 90% von ihnen gehören;

sie haben als kleines Völkchen — eingegliedert in das russische Riesenreich — ihr eigenes kulturgeschichtliches Werden: Kirchen- und Schulwesen haben ihre Besonderheit, und hatten nahe Verbindung mit dem Deutschtum im Reich;

ihre eigene Sprache — einen fränkisch-süddeutschen Dialekt —, wie sie ihn aus ihren Ursitzen in Franken, Lothringen, Pfalz, Baden usw. mitgebracht, seither aber mit manchen eigenen Ausdrücken durchsetzt und bereichert haben;

ihre Familien- und Dorfgemeinschaften, welche nach alten Gebräuchen fest und stark zusammengewachsen waren;

eine Fülle eigener Volksbräuche bei Hochzeiten, Kirchweih, Begräbnissen und Taufen und bei den Jahresfesten;

eine eigene Kraft des Gemütes, ein dunkles, aber bestimmtes, tief eingeborenes Wissen und Fühlen, eine eingewurzelte Liebe und Treue zur gottgegebenen eigenen Art. Keiner kann sie sich restlos erklären, aber jeder fühlt sie und mit der Sicherheit eines Kompasses gibt sie dem Handeln jedes einzelnen und des Volksganzen die Richtung;

ihre religiöse Überzeugung, die ihnen das Höchste aller Güter ist, die sie von ihrer Umgebung scharf unterscheidet."

[Bischof Jos. Alois Kessler, „Geschichte der Diözese Tyraspol", Dickinson, N.-Dak. 1930. — Derselbe, „Reiseerlebnisse", ebd. 1930. — George J. Eisenach, „Das religiöse Leben unter den Rußlanddeutschen in Rußland und Amerika", Marburg a. d. Lahn 1950. — Prälat N. Pieger, „Das

Ende einer Sowjetrepublik" (in Nord-Dakota Herold, 7. November 1947). — Derselbe, „Bericht über die Lage der Deutschrußländer im Reich", ebd., 27. Dezember 1946.]

Ich kann nur bestätigen, daß die Deutschrußländer, unter denen ich lebte, tief religiöse Menschen sind. Ich hatte niemand in den Gemeinden, der nicht zu den Sakramenten gekommen wäre. Viele kamen oftmals im Jahre, familienweise. Zu Weihnachten, Ostern und am Allerseelentag kam die ganze Gemeinde, Kind und Kegel. Alle besuchten den Sonntagsgottesdienst, soferne das Wetter es nur irgendwie zuließ. (Die Zufahrtstraße nach Glencross, etwa zwei Meilen vom Hauptweg, bestand aus Gumbo, lehmartigem Boden, der in trockenem Zustand verkrustete und steinhart wurde, bei Regen aber aufweichte und schlammig sich ausbreitete, so daß die Autos nicht durchkamen. Im Winter war es oft nicht möglich, das Auto zu starten oder durch die Schneeberge durchzukommen.) Für den Irländer kommt zuerst der Priester, wohl eine Erinnerung an die Tage der Verfolgung, da die Priester treu zu ihrem Volke standen. Für die Deutschrußländer kommt zuerst die Kirche, für die sie größte Opfer zu bringen bereit sind. Der Priester erscheint ihnen mehr der bezahlte Angestellte, den sie dirigieren können. Wer mit ihnen nicht auskommt, kann sich nicht halten. — In Widerspruch zur tiefen religiösen Überzeugung steht freilich die Tatsache, daß viele keinen Sinn für Wahrhaftigkeit haben, daß bisweilen ein geradezu alttestamentarischer Haß auftaucht — zumeist wegen Kleinigkeiten, wie sie eben am Lande vorkommen —, der auf die Sippe ausgedehnt und von Generation zu Generation weitergetragen wird. — Wir Priester haben uns oft über diese Erscheinungen ausgesprochen, aber wir fanden dafür keine Erklärung. Jedenfalls, das Wirken unter den Deutschrußländern ist nicht immer leicht. Mehr als ein Priester ist zusammengebrochen. (Vgl. "The Beginnings of Catholicism in South Dakota", Dissertation von Schwester M. Claudia Duratschek, O. S. B., Washington, DC, 1943, S. 172 ff.)

Die alte Generation, die eingewanderte, ist durchaus konservativ. Sie bekennt sich zu Volk und Muttersprache. Das bedeutete für mich eine große Erleichterung. Und doch war es nicht leicht: Ich sprach nach der Schrift, sie gebrauchten

ihren Dialekt mit einem elsässischen Klang, vermischt mit jiddischen, russischen und englischen Worten. Wir mußten uns erst sprachlich aneinander gewöhnen. Sprach ich englisch, war es nicht viel besser. Ich gebrauche zuviel „harte" Worte, sagte man mir. Ich lernte die Sprache aus Büchern und vom Radio, ich verstand nicht den Dialekt (slang), wie er im Lande üblich ist. Die alte Generation kann noch deutsch lesen und schreiben, besser gesagt, buchstabieren. Es braucht eine Zeitlang, bis man phonetisch geschriebene Briefe entziffern kann. — Die Kinder der Einwanderer können noch ihren Dialekt sprechen, aber nicht mehr lesen und schreiben. Sie gingen schon in englische Schulen. — Von ihren Kindern verstehen wenige noch etliche Brocken Deutsch, die sie zu Hause aufpicken, die meisten sprechen nur mehr englisch. Es kommt mehr als einmal vor, daß die Großeltern Englisch lernen müssen, um ihre Enkel zu verstehen. Was den Russen in 100 Jahren nicht gelang, haben die Amerikaner in kaum zwei Generationen erreicht: eine Volksgruppe in geschlossener Siedlung zu entnationalisieren. —

Dem Berufe nach waren die meisten Mitglieder meiner Gemeinden Farmer, tüchtige, fleißige, hart arbeitende Bauern mit Tradition und Erfahrung. Sie hatten es nicht leicht, das sterile Land zu kolonialisieren. Es lagen sieben unfruchtbare Jahre hinter ihnen. Es fehlte der Regen, den sie vor der Einwinterung, nach der Aussaat und mindestens ein- bis zweimal vor der Ernte brauchen. Es ist bezeichnend, daß die Oratio imperata (vorgeschriebenes Gebet bei der hl. Messe) ad petendam pluviam (um Regen) war. Dazu kamen Staubstürme, die so stark werden, daß man die Sonne nicht mehr sehen kann, die die frischgeackerte Erde übers ganze Land verstreuen; Heuschreckenschwärme wie in biblischen Tagen, die alles kahlfressen, Kartoffelkäfer, die die Ernte vernichten. Fasanen, die es zu Tausenden gab — bis sie der Winter 1948/49 dezimierte —, wilde Kaninchen, die niemand ißt, die man mehr zum Sport abschießt, richten enormen Schaden in den Feldern an. Coyoten, wolfshundähnliche Tiere, überfielen die Herden im Freien und brachen in die Ställe ein. — Meine Jahre in Glencross fielen in eine günstige Zeit: Die Felder erholten sich wieder, es gab ausreichend Regen, die großen Plagen blieben aus. Es wurde ausnahmsweise

viel Weizen gebaut, die Lebensmittelpreise stiegen gewaltig an, besonders im Krieg. — Die ausgedehnten Ländereien — einige Farmer hatten bis zu 10.000 acres — wurden mit modernsten Maschinen bearbeitet, von der Sämaschine bis zum Combine, der das reife Getreide schneidet, drischt, bindet und vom Feld aus in die Getreidespeicher bringt, die neben den Bahnhöfen liegen. — Die ganze Familie hilft in den wenigen Tagen, die zum Anbau und zur Ernte zur Verfügung stehen. Früh am Morgen beginnt die Arbeit und wird bis spät in die Nacht — oft mit Scheinwerfern, die auf den Traktoren aufgesetzt sind — fortgesetzt. Das Getreide wird zu dem Kurs der Produktenbörse verkauft, die jeder Farmer genau verfolgt; das Vieh wird in die großen Schlachthöfe, besonders nach Chicago, verschickt; Milch und Eier werden in großen Molkereien der Nachbargemeinden verkauft. Pferde sind praktisch wertlos, in den Kriegsjahren wurden sie um 5 Dollar gehandelt. — Die junge Generation wächst in die Arbeit hinein; jeder Junge mit acht, neun Jahren kann einen Traktor führen; nur ganz wenige wandern ab in die Stadt. Ein Fachmann könnte wohl mehr und interessanter schreiben.

Ich gewann das Vertrauen der Rußlanddeutschen durch meine regelmäßige Mitarbeit an ihrem Blatt, dem „Nord-Dakota-Herold", besonders dadurch, daß ich mich nachdrücklich für die Zulassung ihrer vertriebenen Angehörigen einsetzte und sie in meine Hilfsaktion einbezog. Die Deutschrußländer waren ja nach den Rassegesetzen der IRO und UNRRA nicht als "displaced" betrachtet und von jeder Hilfe ausgeschlossen. Ihre Angehörigen wären bei ihrem ausgeprägten Familiensinn gerne für die Kosten der Überfahrt aufgekommen und hätten diese armen Menschen auf ihren Farmen leicht mitversorgen und zur Arbeit heranziehen können. Der Rassismus ließ es nicht zu. Ein merkwürdiger Dank an die bereits ansässigen Rußlanddeutschen, die, wie ich in einem Artikel schrieb, „die Steppen der Dakotas in Getreidekammern der Nation verwandelt haben", die, wie La Guardia erklärte, die Hauptlieferanten der UNRRA für Getreide, Vieh und Pferde waren. („Der Wanderer", St. Paul, 2. Januar 1947.) Es fehlte der politische Druck und Nachdruck.

Rein seelsorgliche Arbeit ist natürlich in einer kleinen Gemeinde nicht allzu viel zu leisten. Ich kannte bald alle Familien und jeden einzelnen. Mein irischer Nachbar, Father Healy, der beinahe 20 Jahre im Gebiete lebte, nannte sie alle, auch die ältesten, beim Vornamen. Ich konnte mich an diese legere Art nie gewöhnen, obwohl sie auch in Städten im Verkehr des Priesters mit den Angehörigen seiner Gemeinde üblich ist, selbst Frauen gegenüber. Der Verkehr in Amerika ist ja überhaupt viel ungezwungener. Man kennt nicht die bei den Deutschen ausgeprägte Titelsucht, wenn's hoch geht, sagt man Mister und Missis, in der Regel aber Joe und Mike, Mary und Käte. Auch der Boss (Chef) und seine Angestellten rufen sich meist beim Vornamen. Vom Standpunkt der Erziehung halte ich das englische You, das nicht den Unterschied kennt zwischen unserem Du und Sie, für nachteilig. Die Kinder der Deutschrußländer sprachen ihre Eltern mit dem alten „Ihr" an. Die Frau führt nie den Titel ihres Mannes an; es heißt auch bei hochoffiziellen Anlässen z. B. der Präsident und Mrs. Eisenhower.

Ich hätte jeden Sonntag nach dem Gottesdienst wegfahren und Samstag mittag zurückkehren können, was manche der Mitbrüder tatsächlich taten, um der Einsamkeit zu entfliehen. Es kamen — mit Ausnahme der Advent- und Fastenzeit — kaum zwei, drei Leute zur hl. Messe, Brautleute nur am Samstag abend. Ich habe in acht Jahren nur zwei Versehgänge gehalten. Wenn jemand ernstlich krank wurde oder ein Unfall geschah, wurden die Leute sofort ins Krankenhaus nach Mobridge geschafft, wo ich sie besuchte. Der ganze Bezirk (Dewey County) mit rund 5000 Einwohnern hatte überhaupt keinen Arzt. Mobridge gehörte zu einem anderen Bezirk und zur zweiten Diözese des Staates Sioux Falls. Fast jede Woche besuchte ich dort — 65 km entfernt — die Kranken.

Glencross hatte eine geräumige Halle, die der Kirche gehörte. Sie war im Zustand des Verfalles und wurde praktisch nur einmal im Jahre, und zwar beim Kirchenfest, benützt. Dieses wurde als Feiertag begangen, zum Gottesdienst kamen acht bis zehn Priester, viele Besucher von auswärts und Verwandte der Gemeindemitglieder aus Nord- und Süd-Dakota. Nach dem Gottesdienst war in der Halle ein Chicken-

Dinner (Hühneressen), das einen schönen finanziellen Ertrag brachte, weil alle Lebensmittel von den Farmern geschenkt wurden. Die Frauen leisteten ohne Bezahlung die Arbeit. Früher wurde die Halle oft benützt. Es versammelte sich die ganze Gemeinde, von den Großeltern bis zu den Babies, für einige frohe Stunden. Bischof Lawler verbot strikte alle Tänze und den Verkauf alkoholischer Getränke in allen Kirchenhallen. So verlor sich die Jugend und suchte — ohne Aufsicht — anderswo, in Kinos und Tanzsälen, ihre Freude, auf die sie nach schwerer Arbeit gewiß ein Anrecht hatte.

Im Juli 1942 feierten wir den 30. Jahrestag meiner Priesterweihe. Der neue Bischof, William T. McCarthy, kam eigens von Rapid City (230 Meilen = 370 km entfernt) und hielt die Predigt, ich ein Hochamt mit Assistenz von 16 Priestern. In der Halle hielten wir die weltliche Feier. Die Gemeinde überreichte mir einen größeren Geldbetrag, ein Gemeindemitglied hatte eine 40 Pfund schwere Torte gebacken. Verschiedene Priesterfreunde hielten Ansprachen, auch der Bischof ergriff nochmals das Wort. Mir blieb nichts anderes als zu danken für die unerwartete Ehrung, bei der so ganz der Zusammenhalt zwischen Priester und Bischof, der Priester untereinander und des Priesters und der Gemeinde zum Ausdruck kam. Es war für den Bischof, ein Mitglied des Redemptoristenordens, eine freudige Überraschung, als ich ihm zur Erinnerung an diesen Tag eine schön gefaßte Reliquie des sudetendeutschen Heiligen seines Ordens, des heiligen Klemens Maria Hofbauer (geb. Taßwitz, Südmähren) überreichte. (Nebenbei gesagt, ist der Seligsprechungsprozeß für einen zweiten sudetendeutschen Redemptoristen eingeleitet, Johannes N. Neumann, geboren in Prachatitz, der als Bischof von Philadelphia 1860 gestorben ist.)

Ich versuchte wiederholt, die Farmer zur Reparatur der Halle zu bewegen. Sie weigerten sich einfach, solange das Tanzverbot bestünde. Die alte Zeit kehrt niemals wieder.

Ich kann nicht sagen, daß mir je die Zeit lang wurde. Während des Kirchenbaues in Trail City wurde sie sogar zu kurz. Trotzdem war das Gefühl und die Tatsache der Einsamkeit, der Weltabgeschiedenheit, das Einsiedlerleben

auf die Dauer bedrückend. Wir sind, sagte ein Freund gelegentlich, vor die Wahl gestellt: Books or bottles (Bücher oder Flaschen)! Ich entschied mich für die Bücher. Der Dean unseres Dekanates, Father Golden, ein Rheinländer von Geburt, ein aufrechter, mutiger Mann, der selber regelmäßig volkstümliche religiöse Artikel schrieb, veranlaßte mich, für den „Nord Dakota Herold" zu schreiben. So nahm ich fast jede Woche zu Zeitfragen Stellung. Die Artikel erregten Aufsehen und wurden oftmals von anderen Zeitungen übernommen. Später sandte ich Kopien meines Manuskriptes direkt an den „Wanderer", St. Paul (mit der Sonderausgabe „Der Waisenfreund"), der als führendes Blatt der deutschen Katholiken gilt. Er brachte viele meiner Artikel, auch in seiner englischen Ausgabe "The Wanderer", an die „Volkszeitung-Tribüne" nach Omaha (der Herausgeber, Valentin Peter, ein geborener Bayer, ist einer der rührigsten Unternehmer und hat Kopfblätter übers ganze Land), an die „Freie Presse in Cincinnatti (eine Sonderausgabe der weitverbreiteten Winona-Blätter, bei der auch Prof. Hans von Hentig und Dr. Otto Strasser regelmäßig mitarbeiten), an die "Nord Amerika" in Philadelphia (in der auch der durch sein Buch „Der erschreckendste Friede der Geschichte" bekannte Dr. App regelmäßig schreibt), an das „St.-Petrus-Blatt" in Münster, Sask., Canda (das inzwischen leider einging), an den „Courier" und „Der Nordwesten" in Winnipeg, Kanada, gelegentlich auch an andere Blätter, wie die „Abendpost", Chicago, das „St.-Josefs-Blatt" in Mount Angel, Oregon, u. a. Oftmals hatten nur die "Nord Amerika" (Alfons Ellerkamp) und der „Nord Dakota Herold" den Mut, meine Artikel ungekürzt zu bringen. Man kann ja auch in Amerika „anstoßen".

Während des Krieges schrieb ich meine Artikel auf Raten mancher Freunde unter dem Decknamen Observer (Beobachter), den ich nach Kriegsende wieder fallen ließ. Noch während des Krieges läutete mich eines Abends Herr Nadolski, der Redakteur des "Nord Dakota Herold" an und teilte mir mit, das Blatt sei behördlich eingestellt worden — wegen meiner Artikel. Der letzte Anlaß war ein Artikel „Jetzt gehen ihnen die Augen auf", in dem ich behauptete, daß der Bolschewismus der einzige Gewinner dieses Krieges

sei. Das durfte man in einer Zeit nicht sagen, da die amerikanische Politik "Uncle Joe" als Heiligen verehrte. Ich konnte es nicht verantworten, daß das Blatt, so unbedeutend es an sich war, den Deutschrußländern verlorengehen sollte. Ich schrieb deshalb vorübergehend religiöse Artikel, die in Kanada als Büchlein unter dem Titel: „Die Gnadenströme der Kirche" erschienen. — Herr Nadolski eröffnete mir auch, daß er mit Hinweis auf den Kriegszustand gezwungen war, mein Pseudonym zu lüften. Ich müsse in nächster Zeit „Besuch" erwarten.

Nach wenigen Tagen erschien ein Mitglied der FBI, der geheimen Staatspolizei, in Glencross. Er horchte zuerst in den Stores und beim Postamt herum, wer ich denn eigentlich sei, ob ich viel unterwegs sei, ob ich gegen den Krieg predige. Das war natürlich eine gefährliche Sache, weil es ja in dem kleinen Nest und unter kleinlichen Menschen leicht jemand geben kann, dem man nicht zu Gesicht steht. Ich war ja schon vorher durch einen Freimaurer aus Timberlake denunziert worden, daß ich einen Geheimsender erhalten habe. In Wirklichkeit schickte mir mein Freund Cyrill Fischer, ein Wiener Franziskaner, eine Lautsprecheranlage, für die er keine Verwendung mehr hatte. Noch in der Nacht schickte mir der Bezirksrichter, der mir gut gesinnt war, den Sheriff und ließ mich aufmerksam machen, ich solle den „Geheimsender" verschwinden lassen. Er war sehr überrascht, als er erfuhr, daß das gefährliche Ding auf der Kanzel von Trail City stehe.

Schließlich kam der Geheimagent zu mir und wir unterhielten uns einige Stunden, ich muß sagen, in aller Form und mit ausgesuchter Höflichkeit. Er ließ sich ausführlich über meine Arbeit in der Vergangenheit, den Grund meines Exils, meine schriftstellerische Arbeit erzählen. Dann fragt er: „Wie kann ein Mann mit ihrer Vergangenheit in der Prärie sitzen?" Ich antwortete ihm: „Die Frage müßten Sie eigentlich an Kardinal Spellman oder an andere maßgebliche Stellen richten. Ich muß froh sein, daß ich ein Dach überm Kopf und genug zum Leben habe. Das Leben hier ist wahrhaftig kein Vergnügen." Er war offenbar zu mir geschickt worden in dem Glauben, einen Spion ausfindig zu machen, darum sagte ich ihm weiter: „Wenn Sie mich für

einen Spion halten, so kann ich Ihnen nur sagen, daß mein grundsätzlicher Kampf gegen den Nationalsozialismus mich ins Exil führte. Für Spionage wäre das weltabgelegene Glencross der ungünstigste Ort. Die abendlichen Gespräche zwischen Koyoten und Klapperschlangen (rattlesnakes) dürften Herrn Hitler nicht interessieren." Jetzt erst öffnete er seine dicke Aktentasche und entnahm ihr alle meine Artikel, die ins Englische übersetzt waren, und nannte aus den angestrichenen Stellen die Gravamina. Ich fragte ihn, ob er mir nicht die Übersetzungen überlassen könnte, da mein Englisch doch noch sehr mangelhaft sei und ich die Artikel doch auch in die englische Presse lancieren möchte. Er lehnte lächelnd ab, natürlich. Da es meine Gewohnheit ist, alles Material, das ich zu meinen Artikeln verwende, aufzuheben, konnte ich zu den Anklagepunkten leicht Stellung nehmen und meinen Standpunkt begründen. Er schien überzeugt. Als wir uns trennten, sagte ich ihm: „Ich habe aus Überzeugung gegen Hitler gekämpft. Wenn der Krieg damit endet, daß wir Stalin für Hitler eintauschen, dann haben wir ihn umsonst geführt. Das hätten wir viel billiger haben können." Er gab zur Antwort: „Sie wissen, ich muß unparteiisch sein; ich will aber zugeben, daß die Mehrheit des amerikanischen Volkes Ihre Anschauung teilt." — Gerade als er weggehen wollte, kam mein irischer Freund, Father Healy, und er sagte in seiner witzigen Art: „Sie müßten doch Father Reichenberger mitnehmen. Er ist ein sehr gefährlicher Mensch." Das war meine erste und letzte Begegnung mit der FBI. Der "Nord Dakota Herold" wurde durch die Intervention Senator Langers wieder erlaubt. Für mich hatte die Affäre keinerlei Folgen. Als ich mich zwei Jahre später um die amerikanische Staatsbürgerschaft bewarb, wurde ich mit größter Hochachtung behandelt. Die sonst üblichen Prüfungen blieben mir erspart. Ich hatte das frohe Bewußtsein, daß meine Arbeit nicht vergebens war, sondern auch in Washington beachtet wird, was letzten Endes der Zweck war.

Nach Kriegsende stand die Hilfsarbeit im Vordergrund, die sich immer mehr ausweitete. Sobald es erlaubt war, Pakete zu schicken — leider anfangs nur 11 Pfund —, be-

gannen wir sie selber zu packen, möglichst rationell, d. h. Lebensmittel mit hohem Nährwert und zu billigsten Preisen. Kein Stück sollte in den Paketen enthalten sein, das nicht irgendwie wieder verwendet werden konnte, von den Mehlsäcken bis zu den Schuhbändern, mit denen sie verschlossen wurden. Ich kaufte die Lebensmittel zum Großhandelspreis und war wohl der beste Kunde, der zudem bar bezahlte. Es war wirklich eine Freude, die Frauen und etliche Männer bei der Arbeit zu sehen, wenn sie die Pakete vorbereiteten bis in die Nacht hinein, die Fettfässer — mit 200 bis 300 Pfund — in Dosen füllten und versiegelten, die Mehlsäcke, Trockenmilch, Eierpulver oder getrocknete Kartoffeln abwogen und verpackten, oder Kleider zusammenstellten, wenn wir nähere Angaben hatten. Viele Kleider — darunter sehr gute, aber auch manche, die wir ausscheiden mußten, weil wir die Empfänger nicht zu Bettlern degradieren wollten — wurden geschenkt, ich kaufte aber auch Hunderte von Kleidern und Schuhen, oftmals zu einem Bruchteil des Ladenpreises in Chicago. Wir bereiteten jeweils 100 und mehr Pakete vor, die Herr Thomas mit Lastauto zur Post nach Trail City führte. Ich mußte Tausende von Dollars für Porto aufbringen, so viele, daß das Postamt in eine höhere Rangstufe kam und die Postmeisterin einen Gehilfen beigestellt bekam. Als uns die Arbeit über den Kopf wuchs, setzte ich mich mit Firmen in Verbindung, die Lebensmittel nach Deutschland und Österreich lieferten. Alle gewährten 15% Agentenrabatt, der wieder für Hilfszwecke verwendet wurde. — Die Mittel kamen natürlich nur zum geringsten Teil aus meinen Gemeinden, der Großteil kam aus dem Leserkreis meiner Artikel, nicht zuletzt von den Lesern des "Tablet", des weitverbreiteten Wochenblattes der Diözese Brooklyn, das sich voll und ganz hinter meine Arbeit stellte. Viele aus diesem Kreise setzten sich auch direkt mit den Bedürftigen in Verbindung und versorgten sie. Eine alte Dame allein spendete Werte im Betrag von mindestens 100.000 Dollar; es fehlten aber auch nicht die Scherflein der Witwen, derer, die sich ihren Beitrag vom Munde absparten oder Arbeiten übernahmen, um helfen zu können. Ich frage mich oft, ob alle, die in der ärgsten Not durch fremde Menschen Hilfe fanden, heute ihrerseits denen

helfen, die noch in Not sind, im Osten wie im Westen?!

Es gab manche kuriose Bittsteller. Eine mir unbekannte Frau schickte einen Wunschzettel mit etwa 100 Artikeln, vom elektrischen Toaster bis zum Pelzmantel; eine andere wollte nur einen Bechstein-Flügel. Ein unbekannter Mann schickte mir einen ausgearbeiteten Bauplan für eine zweistöckige Villa mit nur drei Badezimmern, schmiedeeisernen Beschlägen usw. Kostenpunkt zirka 50.000 DM. „Ich ersuche um einen Kostenzuschuß. Hochachtungsvoll." Eine Mutter bat mich für ihre Tochter, die sich mit einem Amisoldaten eingelassen hatte — nicht ohne Folgen —, daß ich für diese einen braven Mann finde. Zwei Berlinerinnen baten mich, sie zwecks Ehe mit Negern in Verbindung zu bringen. Kaum jemand hatte eine Ahnung, unter welchen Verhältnissen ich selber lebte, wie schwer es war, die Mittel für das Notwendigste aufzubringen, welche Arbeit damit verbunden war. Es schien alles so selbstverständlich, daß eine Frau mir auf offener Karte schrieb: „Warum schicken Sie eigentlich mir kein Paket?"

Ich will diese skizzenhaften Ausführungen über meine Jahre in Glencross nicht beenden, ohne kurz meiner priesterlichen Mitbrüder zu gedenken. Viele von ihnen kamen aus anderen Diözesen, viele waren Spätberufene. Fast alle dienen treu und unter großen Opfern den Idealen, denen sie ihr Leben weihten. Die Gastfreundschaft ist vorbildlich. Obwohl die meisten selber schwer zu kämpfen haben, geben sie das Letzte für den Mitbruder. Ich hatte nie das Gefühl, ein Fremder, ein „Zugereister" zu sein. Ich war einer von ihnen.

Der erste Freund, den ich fand, war mein Nachbar, Father Healy. Er kam als junger Mensch aus Irland, arbeitete zuerst in einem Warenhaus in Boston. Dann fuhr er ein in den Goldbergwerken von Lead. Später erwarb er eine Homestead (Heimstätte, die die Regierung damals noch unter gewissen Voraussetzungen den Neusiedlern überließ). Ein heiligmäßiger Priester entdeckte seine Fähigkeiten und ließ ihn studieren.

Er war ein volkstümlicher Sprecher, der rückhaltlos die Wahrheit sagte — gelegen oder ungelegen. Er übernahm

von seinen Vorgängern über 30.000 Dollar Schulden. In einer Feier wurde der Schuldschein verbrannt. Kaum war es geschehen, kam ein neues Unglück: Ein Tornado (Wirbelsturm) zerschlug die Kirche und richtete schweren Schaden an der Schule an. Heute sind Kirche und Schule wieder neugebaut. Er ist ein Bettelgenie mit Verbindungen und Freunden über ganz Amerika. (Der Bischof meinte einmal scherzend, ich hätte ihn schon bald eingeholt.)

Er scheut keine Arbeit. Er erlitt einen Autounfall, bei dem er sich die Wirbelsäule brach. Er überstand es. Einmal strich er den Kirchturm mit weißer Farbe und stürzte herunter. Wir brachten ihn ins Spital nach Aberdeen (fast 200 km). Kein Mensch hätte in dem Mann in Overall, voll Schmutz und Farbflecken, den Priester erkannt. Er überstand das Unglück.

Viele Sonntagabende habe ich in seinem gastlichen Heim verbracht, das modern eingerichtet war, wie wenige in der Diözese. Er verfolgte alle Zeitereignisse mit lebhaftem Interesse. Mit ihm konnte man jede Frage besprechen. Er war durchaus deutschfreundlich eingestellt.

Ich will nur ein Erlebnis herausgreifen, das den Mann und seine Art charakterisiert. Ich war kaum einen Monat in Glencross, da stand er eines Morgens mit dem Auto vor meiner Haustüre. "Come on, Emanuel, let's go on a trip." (Komm, wir fahren spazieren.) Wir fahren einige Stunden durch die Prärie, die ich zum ersten Male kennenlernte. Kein Baum, kein Strauch, meilenweit kein Haus, keine Farm zu sehen in der hügeligen Landschaft, die Bäche fast ausgetrocknet. Ein graubrauner Teppich dünnen vertrockneten Grases lag über der Gegend. Ich erinnerte mich an die Fahrten zur Sommerzeit durch die hügelige Landschaft Palästinas.

Nach einigen Stunden landeten wir in Bear Butte bei einem meiner Vorgänger in Glencross, bei Father Besendorfer, der bayrischer Abstammung ist. (Bei ihm hatte ich später meine erste längere Aussprache mit Bischof Münch, dem heutigen Apostolischen Nuntius für Deutschland.) Nun erst enthüllte Father Healy seinen Plan. Ganz unvermittelt sagte er zu unserem Gastgeber (der zugleich Postmeister war): „Emanuel braucht ein Auto. Wieviel gibst du dazu?

Ich gebe 100 Dollar." Abends sind wir bei Bischof Lawler. „Bischof", sagte mein Freund, „wieviel geben Sie zu dem Wagen?" Überrascht meinte der Bischof, es sei nicht üblich, in der Diözese zum Auto beizutragen. „Aber", meinte er, zu mir gewendet, „Sie sind der einzige Flüchtling in der Diözese und wir werden Sie gut behandeln." Er gab 200 Dollar. Das wiederholte sich noch einige Male. Nach einigen Tagen war ich glücklicher Autobesitzer. —

Noch eines zweiten Freundes will ich gedenken, Father Büscher. Wir kamen zufällig in Verbindung, wenn nicht alles göttliche Fügung ist. Er besuchte ohne Auftrag mehr als dreißig Kriegsgefangenenlager Amerikas und hielt dort religiöse Vorträge. Er suchte die Verbindung der Gefangenen — deren Behandlung nach Kriegsende, als keine Vergeltung mehr zu fürchten war, zumeist sehr schlecht und unwürdig war — zur Heimat wieder herzustellen. Eines Tages schickte er mir einen Brief eines Kriegsgefangenen aus Reichenberg, der sich meiner erinnerte und von meinen Artikeln, die in vielen Lagern vorgelesen wurden, von meiner Arbeit in Amerika wußte. In dem Brief wurde ich als Onkel angeredet, weil er sonst nicht hätte schreiben dürfen. — Ich setzte mich mit Fr. Büscher in Verbindung. Als ich erfuhr, daß er keine Anstellung hatte, lud ich ihn ein, mich für vierzehn Tage zu vertreten, da ich nach Chicago und New York wollte. Er kam und benützte seinen Aufenthalt auch dazu, in meinem Hause gründlich „Ordnung" zu machen —, so daß ich z. B. das vorbereitete Material für viele Artikel nicht mehr finden konnte. Er war sorgfältig in Schachteln verstaut. — Er wurde bald in andere Pfarreien zur Aushilfe eingeladen, schließlich übernahm er die Pfarrei Trail City.

Father Büscher, ein geborener Westfale, war ein großer Idealist und deutsch bis ins Mark. Er kannte alle unsere Volkslieder auswendig und sang sie mit Begeisterung. Ich habe ihm oft gesagt, wenn nur ein einziger Deutscher im Saale ist, du kannst ihn riechen. Er hatte in der ärgsten Notzeit vielen geholfen und förderte auch mein Hilfswerk selbstlos und unermüdlich. Ich habe keinen selbstloseren, hilfsbereiteren Menschen kennengelernt, obwohl er oft nicht das Geld in der Tasche hatte, sich ein Mittagmahl zu kaufen.

Father Büscher hatte einen goldenen Humor. Eben erst hat er mich in einem Briefe an ein Erlebnis erinnert: Wir fuhren zusammen heim von Versammlungen, die ich in Madison (in Gegenwart Senator Mundts) und Ramona gehalten hatte. Er erzählte eine seiner Schnurren: Ein flämischer Priester präsentierte seinem Bischof ein Gebetbuch zur Approbation. Darin fand sich auch ein „Gebet, wenn man vom Kirchturm fällt": „O Gott, sende deine vierzehn Englein, die mich beschützen, damit ich keinen Schaden erleide, meinen Fuß an keinem Stein verletze und sanft in Abrahams Schoß lande." Anmerkung: Wenn es noch Zeit ist, bete man schnell sieben Vaterunser und Ave Maria. — „So was gibt es doch nicht", meinte der Bischof. „Gibt es nicht?" fragte enttäuscht der Pastor. „Letzte Woche ging ich durchs Dorf. Vor einem Haus saß eine Frau, ausnahmsweise neugierig, und schälte Kartoffeln. Ihr Mann, der das Dach ausbesserte, fiel herunter. Im Fallen rief er schnell: ‚Frau, halte ein mit dem Schälen. Ich bin beim Mittagessen nicht mehr dabei.' Dann war er tot. Soll man da nicht ein Gebet verrichten können, wenn man vom Kirchturm fällt?" — Kaum erzählt, rannte das Auto über die Straße, überschlug sich und fiel über einen Abhang in den Graben. Nun lasse ich ihn selber erzählen: „Glücklicherweise kam ich unten zu liegen, sonst wärst Du platt gewesen wie eine Wanze. Schon kam Dein bayrischer Befehl: ‚Schau, daß Du 'rauskommst!' ‚Wie, wo? Wenn ich das Fenster öffne, habe ich nur Erde und Gras vor mir. Klettere Du zuerst heraus!' ‚Ich kann nicht.' Dank der schneidigen Ausbildung, die ich beim preußischen Militär erhalten hatte, kletterte ich über Dich und das Steuerrad hinweg und winkte vom Fenster aus um Hilfe. Niemand kam. Dann zog ich Dich mit Ach und Krach wie ein Häufchen Elend aus dem Führersitz. Kaum hattest Du festen Boden unter den Füßen, hobest Du Deine Hände wie beschuldigend zum Himmel: ‚Nun haben wir nicht einmal das Gebet verrichtet »Wenn man vom Kirchturm fällt«.' "

Als ich vor einer Gallensteinoperation im Spital zu Rapid City lag, war er bei mir, er verließ mich nicht, ehe ich aus der Narkose erwachte und die unmittelbare Gefahr vorüber schien. Am Vorabend der Operation — am 2. Februar 1952 — überbrachte er mir die Nachricht und die ersten Wünsche

zum Grazer Ehrendoktorat. „Wenigstens ein ruhiger Abschluß eines kampfreichen Lebens", sagte ich darauf. Acht Tage schwebte ich zwischen Leben und Tod. Auch der Bischof besuchte mich jeden Tag. Nach der Entlassung aus dem Spital blieb ich noch einige Wochen bei ihm — er war inzwischen nach Hermosa, an den Ausläufern der Black Hills, versetzt worden — und er umsorgte mich wie eine Mutter.

Mein Verhältnis zu den drei Bischöfen, die ich in der Diözese erlebte, war immer gut, ich möchte fast sagen herzlich. Der greise Bischof Lawler erhielt in Weihbischof Dworschak — sudetendeutscher Herkunft — einen Koadjutor, der nach kurzer Zeit nach Fargo, die Diözese Bischof Münchs, abberufen wurde. Nach ihm kam — mit dem Recht der Nachfolge — der frühere Armeebischof W. T. McCarthy, ein Mann von wahrer Herzensgüte. Er war einige Male in Glencross, ich war öfter Gast in seinem Hause, ich habe ihn einmal begleitet auf einer Firmungsreise zu den Indianern, die wirklich an ihm hingen. Er hatte immer Verständnis für meine Arbeit, schrieb mir anerkennende und ermunternde Briefe und förderte mein Hilfswerk. Der Verkehr mit dem Bischof ist überhaupt sehr natürlich. Die übliche Anrede ist einfach "bishop". Briefe sind nicht mit amtlicher Nüchternheit geschrieben, sondern immer mit persönlicher Anrede: "Dear Father" und einer abschließenden Grußformel. Der Bischof nahm teil an jeder Priesterfeier, er hielt Nachruf und Begräbnis jedes Priesters. Eine Enttäuschung erlebte ich nur in den letzten Monaten meines Aufenthaltes: Ein deutscher Bischof unterbreitete ihm den Vorschlag, mich zum Prälaten zu machen, um meiner Arbeit eine andere Resonanz zu geben. Ein Prälat kann Herzen und Türen öffnen, die einem Präriepfarrer verschlossen bleiben, in einer Zeit, in der Geld und Titel mehr zählen als ein Mann und seine Leistung. Der erste Brief blieb ohne Antwort, die weitere Korrespondenz ging über mich, der Sprache wegen. Nach mehrmaligem Briefwechsel verweigerte der Bischof die Zustimmung. — Ich war enttäuscht, nicht weil ich nach solcher Anerkennung strebe — was ich dem Bischof schon

im ersten Brief schrieb —, sondern weil die Entscheidung im krassesten Widerspruch zu seinem Verhalten mir gegenüber stand, und weil ich den peinlichen Eindruck hatte — und dies kam in der Formulierung der Ablehnung klar zum Ausdruck —, daß ich allem Anschein zum Trotz doch „Außenseiter", „Zugereister" war, zudem ein Deutscher. Prälat Hitze, der bekannte Sozialreformer, hat einmal gesagt: „Alle meine Erfolge habe ich mir durch Verdemütigungen verdient." Wenn ich im Leben etwas erreichte, so nicht durch Titel und Förderung berufener Stellen, sondern durch persönlichen Einsatz. Meine grauen Haare kommen nicht aus Gram, daß ich einmal im einfachen Priestertalar begraben werde, wenn es überhaupt zu einem würdigen Begräbnis kommt. Vor nicht allzulanger Zeit sagte mir ein Kardinal: „Ich fürchte, wir zwei enden noch in Sibirien." Die Arbeit des Strebers ist wertlos vor Gott.

Chicago

Anfang 1949 erreichte mich aus Chicago die Anfrage, ob ich bereit wäre, die Nachfolge des unerwartet verstorbenen Präses des Katholischen Gesellenvereins („Kolping-Familie") anzutreten. Der Vorschlag reizte mich: Ich verehre Kolping und sein Werk, vor den Gesellen habe ich schon 1908 meinen ersten Vortrag gehalten, die Kolping-Familie Chicago hat in der Nachkriegszeit den deutschen Brudervereinen vorbildlich geholfen, ich hoffte, ich könnte dort meine Arbeit erweitern, ich sehnte mich heraus aus der Prärie. — Ich fuhr nach Chicago, besichtigte das Haus, entwickelte mein Programm und wurde — in meiner Abwesenheit — einstimmig gewählt. Ich erwartete ein Gesellenhaus und eine Arbeit für den Präses, wie ich sie aus der Heimat kannte. Der Bischof beurlaubte mich ohne weiteres für diese Aufgabe. Im letzten Augenblick sollte allerdings meine Anstellung — von einflußreicher Stelle in Chicago aus — hintertrieben werden. Man fürchtet den — Deutschen.

Rückschauend muß ich sagen: Mein Entschluß war eine Fehlentscheidung. Meine Hoffnungen und Erwartungen erfüllten sich nicht. Die Kolping-Vereinigung hat den Anschluß

an Amerika verpaßt; sie zählt heute nur dreizehn Ortsgruppen, von denen die meisten über ein eigenes Haus verfügen; sie hat keine freigestellte Kraft, die sich voll und ganz dem Ausbau einer landweiten Organisation widmen könnte. Die Mitgliederzahl ist verschwindend, die meisten sind überaltert. Man ist neuestens auf den verzweifelten Ausweg verfallen, auch Mädchen heranzuziehen. Den rechten Kolpings-Geist haben nur jene, die in der Heimat durch die Schule Kolping gingen. — Früher einmal hat der Gesellenverein im Sinne Kolpings gearbeitet, seine Mitglieder zu tüchtigen Menschen in Beruf und Gesellschaft erzogen und zu angesehenen Stellungen und zu Vermögen gebracht. Die meisten haben dies vergessen.

Auf dem Haus lastete zur Zeit meiner Ankunft eine Schuld von etwa 50.000 Dollar, vieles war reparaturbedürftig. Wir haben immerhin die Gelder verzinst, jedes Jahr einige tausend Dollar rückbezahlt und vieles neu angeschafft. Für diesen Zweck sind keine Gelder zu erreichen; der Name Kolping ist kein Begriff in Amerika. Viele Journalisten, selbst Priester, haben mich gefragt, was er eigentlich bedeute. Sie sahen darin wahrscheinlich eine der vielen dadaistischen Abkürzungen: K. O. L. P. I. N. G. — Das Haus von Chicago hatte nur etwa achtzig Bewohner. Nur etwa fünfundzwanzig davon waren Mitglieder, kaum die Hälfte Jungmänner, einige waren über siebzig und selbst achtzig Jahre, überreif für ein Altersheim. Die Schuldenlast verhinderte, einen strengen Maßstab für die Aufnahme anzulegen. Wir konnten es einfach nicht riskieren, daß viele Zimmer für längere Zeit frei stünden. — Die Caritas hat uns ganz unmögliche Menschen geschickt, bis ich radikal Schluß machte. Schließlich durfte das Haus doch nicht zu einer Filiale der Heilsarmee herabsinken. — Früher haben die Gesellen überall mit Hand angelegt. Das Kolping-Haus war ihr Haus. Bei den jungen Leuten ist dieser Geist verschwunden. Die erste Frage war immer: „Was bekomme ich dafür?"

Die Hilfsarbeit für die Heimat war bei meiner Ankunft schon erstorben. Nur einmal noch gingen einige Kisten mit Kleidern ab. Für meine Arbeit fand ich keine Unterstützung. Ich dachte oft an die selbstlosen, opferwilligen Frauen von Glencross.

Die Stellung der Präses war durchaus unwürdig. Seelsorglich — was eigentlich die Hauptaufgabe sein müßte — war wenig zu tun, abgesehen von ganz wenigen Fällen, da junge Menschen dem Priester ihr Herz ausschütteten und Rat und Hilfe suchten. Zur Sonntagsmesse in der Hauskapelle kamen kaum eine Handvoll Leute aus dem Hause. Die vier Jahreskommunionen wurden in einer Pfarrkirche gehalten, ein englischer Kaplan hielt dabei die Predigt. Man erwartete offenbar, daß der Präses die Schulden abbezahle, die Bücher führe, die Wohnungsmiete kassiere, die Haustür öffne, die Hausbewohner zum Telephon rufe, die Post verteile usw., vom Morgen bis spät in die Nacht, ohne freien Sonntag. Viele dieser Arbeiten habe ich oft geleistet und mich geschämt — für das Haus. — Ich hatte zur Bedingung gestellt, daß ich mindestens dasselbe Einkommen haben müßte wie in Glencross, wo ich zuletzt den damals festgelegten Betrag von 160 Dollar monatlich erreichte, dazu eine Weihnachtsgabe von mindestens derselben Höhe. Tatsächlich erhielt ich monatlich nur 100 Dollar — die beiden Hausmeister mehr als doppelt soviel! —, ein Betrag, von dem man in Chicago unmöglich leben kann. Vor meiner Ankunft war von höchster kirchlicher Stelle zugesichert, daß ich monatlich denselben Betrag dazu erhalte. Ich warte bis heute auf den ersten Cent. — Wie in Glencross mußte ich selber kochen oder ins Gasthaus gehen, weil das Haus keine Küche führte. Der Inhaber eines benachbarten Restaurants, ein Burgenländer, der um die Verhältnisse wußte, lud mich später ein, jeden Abend zu ihm zu kommen und bot mir, unentgeltlich, alles, was ich nur wollte.

Mein Ziel war es, einmal das Kolping-Haus zu einem Zentrum deutschen Lebens in Chicago zu machen, wo immerhin etliche hunderttausende Menschen deutscher Herkunft lebten. Daß dies durchaus möglich war, bewiesen die zwei jährlichen Gesellschaftsabende (Maifest und Herbstfest), zu denen überwiegend deutsche Kreise, darunter viele Neueinwanderer, kamen. Ich wollte den Mitgliedern ein „Vaterhaus in der Fremde" geben, wie es Kolping vorschwebte (wenn er auch unter Fremde nur die Abwesenheit vom Elternhaus verstand), wie es früher einmal war, wie es durch die wiedereinsetzende Einwanderung zur Notwendigkeit

wurde. Ich fand dafür kein Verständnis. Die Tendenz war, die Menschen so rasch und restlos wie möglich zu anglisieren. Gerade während ich in Graz war zum Empfang des Ehrendoktorats, wurden Intriguen gesponnen — von deutschen Menschen! —, so daß ich mich entschloß, das Amt des Präses niederzulegen.

Alles in allem: Es waren Jahre der Enttäuschung. Als ich in Chicago ankam, standen vor dem Kolping-Haus zwei verdorrte Bäume. Ich hätte die Warnung verstehen sollen! — Ich will damit nicht sagen, daß ich im Kolping-Haus nicht auch prächtige Menschen fand, etwa den früheren Zentralpräses Hans Dexl (Bayer), den Senior Peter Hild (Saarländer), den Vizesenior Georg Hanninger (Bayer) und wenige andere; ich habe auch manche frohe Stunde dort erlebt, die in meiner Erinnerung weiterlebt. — Ich fand viele Freunde in der Stadt — in nichtkatholischen Kreisen ebenso wie in katholischen, die meine Arbeit respektierten und dabei halfen. — Ich habe die ganzen Jahre nur zwei-, dreimal in deutschen Kirchen ausgeholfen. Einmal sollte ich am Ostersonntag in einer deutschen Kirche deutsche Predigt halten. Am Karsamstag abends telephonierte man mir: Nur zwei Minuten! Ich habe oft in polnischen und italienischen Kirchen ausgeholfen, in denen heute noch fast ausschließlich polnisch bzw. italienisch gepredigt wird. — Einige Chinamissionäre, darunter Professor John Fu von der Universität Peking, kamen oft zu mir zu Besuch. Sie mußten vor den Bolschewiken weichen. Mit welcher Liebe sie doch alle — Chinesen und Nichtchinesen — an China hängen! Sie warten auf die Stunde, da sie wieder zurückkehren können. Ihre Vergleiche über das religiöse Leben Chinas und Amerikas waren sehr anregend, so wenn mir einer erzählte, Neubekehrte hätten ihm gesagt: „Wenn wir nicht katholisch wären, hier würden wir es nie werden", wenn er meinte, er fürchte sich, seine heidnischen Freunde in Amerika in die Kirche zu schicken. Eine Gruppe chinesischer Studenten und Studentinnen hielt öfter einmal im Kolping-Haus ihre Zusammenkünfte, zu denen sie mich einluden. — Amerikaner, die Angehörige herüberbringen wollten, Neueinwanderer, die sich nicht zurechtfanden, kamen zu mir um Rat und Auskunft, als ob es keine offiziellen Stellen gäbe, gelegentlich

kamen welche zur Beichte, weil sie abgefertigt wurden: „Sie müssen eben englisch lernen!"

Sehr oft hatte ich Besucher aus dem Reich, darunter Priester, Journalisten, auch Mitglieder des Bundestages, und ich konnte manchem das „andere Amerika" zeigen, das sie hinter Potemkinschen Dörfern nicht sahen.

Der Abschied vom Kolping-Haus fiel mir nicht schwer. Wohl der Abschied von vielen Freunden, die all die Jahre treu zu mir standen und mir über viele Schwierigkeiten hinweghalfen. Ich stehe mit vielen noch in Verbindung. Trotzdem: Abschiednehmen heißt — nach einem französischen Wort — ein wenig sterben.

2. Erfahrungen und Beobachtungen

Der bekannte Kulturhistoriker Gregorovius wurde einmal von einem Italienfahrer gefragt, wie lange man brauche, um die Ewige Stadt kennenzulernen. Er gab die Antwort: „Ich kann es nicht sagen, ich lebe erst zwanzig Jahre hier." — Ein amerikanisches Reisebüro aber vertrieb eine Werbeschrift: Rom in einem Tag, der Papst mitinbegriffen!

Viele Italienfahrer reisen mit dem Baedeker in der Hand; sie müssen alles sehen, was mit einem * versehen ist. Sie rasen mit dem Auto durch das Land. „Wo sind wir denn eigentlich?" „Baedeker, Seite 125!" „Nun, dann können wir ja heute noch bis Seite 150 kommen." Sie besuchen Mailand, Venedig, Florenz, Neapel, vom flachen Land, vom Leben seiner Bewohner, von den sozialen Spannungen haben sie keine Ahnung. —

So gibt es heute Hunderte von Amerika-Experten. Sie waren etliche Wochen im Land der unbegrenzten Möglichkeiten, sie waren in New York, Chicago, Detroit, San Franzisko, sie bestaunten die Wolkenkratzer, die Wunder der Technik, den Luxus der Auslagen. Sie sahen nur *eine* Seite Amerikas und diese oftmals nur oberflächlich. Ich habe mir oft gedacht, wenn ich in Chicago Besucher aus Deutschland hatte, die durch die Potemkinschen Fassaden geführt wurden: „Sie haben Augen und sehen nicht, Ohren und hören nicht."

Es ist umgekehrt nicht anders: Viele Amerikaner, die zum erstenmal nach dem Krieg nach Deutschland kommen, bestaunen nur das „deutsche Wunder", sie sehen nur den gigantischen Wiederaufbau, den Luxus der Hauptgeschäftsstraßen, den Rummel in Gaststätten und auf Festwiesen, sie sehen nur die „Satten", nicht aber die „Blassen" in den Hinterhöfen, den Baracken, den Auffanglagern. Im Sommer hatte ich Besuch einer Amerikanerin, die unter größten persönlichen Opfern Unbekannten in der alten Heimat geholfen hatte. Sie ging enttäuscht, irgendwie verbittert zurück: „Dafür haben wir gedarbt und geopfert, denen geht es ja besser als uns!" — Dr. Paul Empie, Direktor des National Lutheran Council, erklärte in einem viel beachteten Vortrag: „Die Flüchtlinge in den Lagern bilden einen der größten politischen und sozialen Gefahrenherde unserer Generation. Zwölf bis vierzehn Millionen ist eine gewaltige Anzahl von Menschen. Das ist soviel wie die Bevölkerung von Norwegen, Dänemark und Schweden zusammengenommen. Diese Menschen leben immer noch unter unmöglichen Zuständen. Oh, ich kenne Touristen, die zurückkommen und sagen, die Verhältnisse in Europa seien viel besser geworden. Jedermann hätte Arbeit; Kabaretts und Nachtklubs liefen auf vollen Touren und unsere Hilfe sei nicht länger notwendig. Leute, die so etwas sagen, wissen nichts von den Flüchtlingen." (Zitiert in „Christ und Welt", 12. Juli 1951.) — Wer sorgt dafür, daß ausländische Besucher ein wahres Bild der Lage erhalten? Und noch eine Frage, die mir immer wieder gestellt wird: Was tun die Einheimischen, also jene, die sich wieder erholt haben, den „Blassen" zu helfen?

Wenn ich es wage, ein Kapitel über Amerika zu schreiben, so kann ich zu meiner Rechtfertigung nur sagen, daß ich immerhin zwölf Jahre im Lande lebte und mich bemühte, es unvoreingenommen und mit offenen Augen zu sehen, daß ich die geistigen und politischen Strömungen aufmerksam verfolgte, mit Menschen verschiedenster Herkunft und Rasse Fühlung nahm, dann und wann auch einen Blick hinter die Kulissen tun konnte. Ich getraue mich nicht zu sagen, daß ich Amerika wirklich kenne. So wie auch die ungezählten Bücher über dieses Land nur Einzelheiten, Ausschnitte

bieten, stark beeinflußt vom Standpunkt, oftmals von Voreingenommenheit und Vorurteilen des Verfassers.

Zu den Vereinigten Staaten von Amerika gehören achtundvierzig unabhängige Staaten, die in ihrer Struktur größere Unterschiede aufweisen als die verschiedenen Staaten Europas. Man kann den Staat und die Stadt New York kaum vergleichen mit Nord- und Süd-Dakota oder Wyoming; die Ost- und Weststaaten nicht mit denen des Südens.

Die Vereinigten Staaten umschließen ein Gebiet von 3,022.397 Quadratmeilen (Österreich 32.388) mit etwa 160,000.000 Einwohnern. Nach World Almanach 1953 beträgt die Bevölkerungsdichte in Europa (ohne Rußland) achtzig Menschen pro Quadratkilometer, in der Bundesrepublik zweihundert, in Nordamerika neun, in Südamerika nur sechs, im Präriestaat Wyoming nur drei. — Die Stadt New York zählt 8,053.000 Einwohner, der ganze Staat Süd-Dakota, in dem ich über acht Jahre lebte, nur 652.740 Einwohner. — Vergleichsweise gesagt: Das heutige Österreich umfaßt 32.369, der Staat Süd-Dakota 77.047 Quadratmeilen. Österreich zählt 6,611.307 Einwohner, Süd-Dakota 652.740. Der Staat Süd-Dakota umschließt also mehr als das doppelte Territorium, zählt aber nur ein Zehntel der Einwohner Österreichs. Westdeutschland mit 94.723 Quadratmeilen — also fast dasselbe Gebiet wie Süd-Dakota — zählt 48,117.000 Einwohner, also beinahe achtzigmal soviel.

Eine Zwischenbemerkung: Man betrachte die in Potsdam legalisierten Massenaustreibungen im Lichte dieser Zahlen: Das schwachbesiedelte Amerika mit endlosen Räumen und gewaltigen Rohstoffquellen läßt jährlich rund 200.000 Neueinwanderer zu (abgesehen von der kürzlich beschlossenen Ausnahmegesetzgebung zugunsten der DP und der sogenannten Volksdeutschen). In das hungernde, zerbombte, zerstückelte Deutschland wurden nach dem zweiten Weltkrieg — ohne Vorsorge für Unterkunft, Verpflegung, Arbeitsmöglichkeit, sanitäre, religiöse, sittliche Bedürfnisse — 15,000.000 Menschen hineingetrieben wie das Vieh — mehr als zwanzigmal soviel als die Bevölkerung des Staates Süd-Dakota! — Albert Schweitzer erklärte bei der Verleihung des Friedens-Nobel-Preises in Oslo: „Die flagranteste Verkennung der Geschichte und, kurz gesagt, die offenkundig-

ste Verletzung der Menschenrechte besteht darin, gewisse Völker des Rechtes auf das Land zu berauben, das sie bewohnen, und sie zur Umsiedlung zu zwingen. Die Siegermächte haben sich am Schluß des zweiten Weltkrieges entschlossen, dieses Schicksal Hunderttausenden aufzuerlegen, und unter den härtesten Bedingungen." („Der Neubürger", Stuttgart, Dezember 1954, Nr. 12.) — Universitätsprofessor Dr. Hans von Hentig, einer der konsequentesten Kämpfer für deutsches Recht, erinnerte daran, daß die Westmächte die Türken mit den schlimmsten Vorwürfen überschütteten, weil sie im ersten Weltkrieg die Armenier im eigenen Lande umsiedelten. Er fährt dann fort: „Jetzt gaben sie ihre Zustimmung zur größten Barbarei der neueren Geschichte, der Methode orientalischer Despoten, zu einer Massenkonfiskation, die ihresgleichen nicht hat und die über das Erdenrund hinweg in China, in Indonesien, in Persien zur Nachahmung reizte und in vielen Teilen der Welt nachwirken wird." Dr. Hentig schließt mit dem Satz: „Gegen die Mitverantwortung an soviel Unglück, soviel Unrecht und soviel Torheit richtet sich das ruhelose Gewissen des amerikanischen Volkes, das an dieser Schlechtigkeit keinen Anteil haben will." („Abendpost", Chicago, 25. September 1952.) — Sosehr ich mit der Verurteilung der Massenaustreibungen übereinstimme, den Schlußsatz Hentigs kann ich nicht unterschreiben: Ich habe einzelne Amerikaner kennengelernt, die sich der Mitschuld und Mitverantwortung ihres Landes an der „größten Barbarei der neueren Geschichte" bewußt sind; von einem „ruhelosen Gewissen des amerikanischen Volkes" fehlt jede Spur — sonst könnte man die grauenhaften Vorgänge nicht heute noch totschweigen. Ein ruheloses Gewissen hätte in einem wirklich demokratischen Lande längst die Schuldigen zur Verantwortung gezogen und Wiedergutmachung erzwungen.

Amerika ist ein Sammelbecken aller Rassen und Völker der Erde, ihrer Sprachen, ihrer Religionen, ihrer Kulturen. Englisch ist die Landessprache, die Voraussetzung für den Erwerb der amerikanischen Staatsbürgerschaft. In der dritten, vierten Generation dürfte die Entnationalisierung der Neueinwanderer erreicht werden. Wer seine Muttersprache preisgibt, verzichtet damit auf die Grundlage seiner Kultur

und gefährdet seine Religion. Die verschiedenen Sprachen und Länder Europas sind ein Haupthindernis für die Einigung Europas. Wehe dem Staatsmann, der es wagen würde, nach amerikanischem Vorbild eine europäische Staatssprache einzuführen! — Gewisse „liberale" Kreise bemühen sich neuestens sehr stark, nicht bloß die Sprachen zu assimilieren, sondern einen neuen Menschentyp zu züchten, eine Mischung aus Weißen, Negern, Japanern und Chinesen (Mongrelisation). Soll dies der amerikanische Mensch der Zukunft werden? —

Amerika ist das Land größter sozialer Gegensätze: Der Durchschnittseuropäer weiß um die Millionenvermögen der Rockefeller, Ford, um die märchenhaften Einkünfte der Filmstars; er kennt aus Zeitschriften und Filmen die autoüberfluteten Straßen; er glaubt, jeder Amerikaner wohne in einem luxuriösen Eigenheim mit modernstem Komfort. Das alles gibt es gewiß in Amerika. Es ist aber nicht die Regel. Der Durchschnittsamerikaner muß sich schwer sein Brot verdienen. In normalen Zeiten mag er besser leben als viele Europäer. Er kann Ersparnisse zurücklegen. Er hat aber so gut wie keine soziale Sicherheit. Eine langdauernde Krankheit, eine schwere Operation kann ihn zum Bettler machen; mehrere schlechte Jahre haben Tausende von Farmern um Haus und Hof gebracht; Vertragsangestellte mit Pensionsberechtigung sind Ausnahmen, jeder kann auf die Stunde entlassen werden; Lehrer sind meist nur auf zehn Monate angestellt, im nächsten Schuljahre arbeiten sie vielleicht in einer Garage oder auf einer Farm. — In Europa werden die sozialen Einrichtungen bisweilen ins Extrem geführt, manche erwarten anscheinend, daß der Staat alles bezahlt, von der ersten Milchflasche bis zum letzten Sargnagel, sie sind Sklaven des Wohlfahrtsstaates, ohne es zu wissen. Dieses System muß unter vergreisten Völkern früher oder später zusammenbrechen. Amerika huldigt bis heute dem anderen Extrem, typisch liberal-kapitalistisch.

Im Stadtzentrum von Chicago (Madison Street) — wenige hundert Meter entfernt von den Luxusgeschäften — kann man Tag für Tag ein erschütterndes Bild erleben: Dutzende von Männern jeden Alters, jeden Berufes (auch Lehrer, Rechtsanwälte, Ärzte) torkeln durch die Straßen oder liegen

völlig betrunken auf dem Pflaster. Sie betteln die Passanten an, kaufen sich für die Pfennige, die sie erhalten, wieder Fusel. Die Heilsarmee, die in der Straße ein Heim hat, gibt ihnen Nachtlager; bisweilen holt eine Polizeistreife sie ab und wirft sie wie Sandsäcke in die „Grüne Minna". Nach etlichen Tagen „Erholung" wiederholt sich die Tragödie. Gestrandete der Großstadt!

Es gibt in allen Großstädten Amerikas Slums, Elendsviertel, in denen Tausende armselig hausen, viel ärmer als Vertriebene in Baracken. Noch am 29. Juni 1953 berichtete "Time" ein Ereignis, das Chicago aufschreckte: Ratten zernagten ein neun Monate altes Mädchen in der Wiege! Elf Reporter untersuchten daraufhin 23 Quadratmeilen der Slums. Hier ist, was sie entdeckten: Bis zu 1000 Menschen sind in Wohnungen untergebracht, die für höchstens 200 bestimmt sind. Ein Hauseigentümer teilte eine „Wohnung" in vier Quartiere; der Mietsvertrag steigerte sich auf das Fünffache. Bei der Wohnpolizei der Stadt liegen 10.000 Beschwerden über Ratten, Wanzen und andere ungesunde Zustände. Im letzten halben Jahr wurden 57 Fälle von Rattenbissen behandelt. Ein Reporter fand eine Familie von vier Mitgliedern in zwei Löchern, die er für unbenutzte Kohlenschuppen hielt, für die 52 Dollar Monatsmiete bezahlt werden mußten; er entdeckte dort ein Kind, dem man den Spottnamen „Schweinsgesicht" gegeben hatte, weil ihm eine Ratte die Nase abgebissen hatte. — Ähnliche Verhältnisse herrschen in Harlem, dem Negerviertel von New York: 450.000 amerikanische Bürger zweiter Klasse sind dort in einem Ghetto von drei Quadratmeilen zusammengepfercht. ("LOOK", 6. Dezember 1949.)

Niemand soll sagen: Das ist Amerika, aber es ist auch Amerika!

Kurz gesagt, Amerika ist ein Land der Gegensätze, der Kontraste, die so stark in Erscheinung treten wie die Unterschiede der Landschaft von den Palmen Kaliforniens zu den eisbedeckten Bergen der Rocky Mountains. Das Land ist geistig, kulturell, politisch in dauernder Entwicklung wie seine Technik. Wohin diese Entwicklung führen wird, kann wohl niemand voraussagen.

3. Schwerwiegende ungelöste Fragen

Amerika hat, wie jedes große Land, eine Reihe ungelöster Probleme. Ich will nur zwei herausgreifen: Die Rassenfrage und die soziale Frage.

Der Antisemitismus ist weiter verbreitet, als es in der Vor-Hitler-Zeit in Deutschland der Fall war. Wo immer ich hinkam, es dauerte kaum fünf Minuten und das Gespräch war beim Thema: Der Jude. Es ist nur eine Frage der Zeit, wann der Haß, der unter der Decke schwelt, offen ausbricht. Mrs. Lyrl Clark van Hyning berichtete in ihrer Monatsschrift ("Women's Voice", Chicago, 27. Juli 1950, S. 2.) von einer Unterredung mit dem jüdischen Anwalt Henry H. Klein aus New York, der ihr sagte: „Sie müssen die ganze Wahrheit sagen. Wenn die Dinge hier soweit treiben wie in Deutschland, wird es ein Pogrom geben, wie es die Welt nie erlebte, und mein Volk (die Juden) wird in keinem Lande mehr leben dürfen." Er weist immer wieder hin auf die Protokolle der Weisen von Zion. „Jeder Amerikaner muß sie lesen. Wahrscheinlich kennen 95% der Juden den Plan nicht, aber sie zahlen ihren selbstbestellten Führern Tribut. Stellen Sie die Frankfurter und Baruch unter die Scheinwerfer; sie geben die Befehle!"

Das soll lediglich eine Feststellung sein. Mir liegt schon aus weltanschaulichen Gründen jeder Rassenantisemitismus ferne. Kein Mensch kann sich das Volk und die Rasse aussuchen, in der er geboren wird. Antisemitismus erscheint mir so irrational wie Anti-Germanismus, der die rassische Minderwertigkeit aller Deutschen und die Gesamtschuld aller Deutschen behauptet, die Sterilisierung aller Deutschen fordert (Theodor Kaufman, "Germany must perish!", Argyle Press, Newark, N. J. 1941), die deutschen Soldaten als „Affen mit Menschengewehren" verspottet ("Colliers Magazin", 11. März 1944). Antisemitismus und Anti-Germanismus liegen sittlich auf derselben Ebene. Wenn Anti-Germanismus erlaubt ist, sehe ich keinen Grund, warum Antisemitismus unrecht sein sollte. Viele Deutsche haben sich gegen den irrsinnigen Satz gewehrt, den Rudolf Heß beim Parteitag in Nürnberg 1935 proklamierte: „Hitler ist Deutschland, Deutschland ist Hitler!" Ich hatte oft den Eindruck, daß sich

die Mehrheit des Weltjudentums mit Henry Morgenthau identifizierte, seinen Plan verherrlichte und den Mann auf den Leuchter stellte: „Morgenthau ist das Judentum, das Judentum ist Morgenthau!" Darum ist in meinen Augen der erste Antisemit Amerikas Henry Morgenthau. Wenn es zur Abrechnung der heutigen Katastrophe kommt — und sie muß und wird kommen! —, wird man nach Sündenböcken suchen, und es könnte sehr wohl geschehen, daß man von der Gesamt- und Alleinschuld des jüdischen Volkes redet.

Ich weiß sehr wohl, daß es riskant, wenn nicht gefährlich ist, an diese Frage zu rühren. Trotzdem! Das Problem besteht und es wird nicht dadurch aus der Welt geschafft, daß man es ignoriert und den Kopf in den Sand steckt. Ich habe mich oft gefragt und auch mit befreundeten Juden darüber gesprochen, ob denn ihre führenden Menschen aus dem Haß, dem sie in der ganzen Welt — nicht bloß in Hitler-Deutschland — begegnen, gar nichts lernen, ob sie nicht doch zuerst ihr eigenes Gewissen erforschen sollten, ehe sie klagen und anklagen.

Im Weißen Haus zu Washington zirkulierte ein Witz, den Samuel Rosenman, ein jüdischer Anwalt aus New York und Vertrauensmann der Präsidenten Roosevelt und Truman, erzählte: Als vor Jahren Papst Pius XII. neue Kardinäle ernannte, meinte Rosenman: „Das sind antisemitische Berufungen — nicht ein einziger Jude in der Gesellschaft (bunch!)." (Das Wort "bunch" bedeutet eigentlich Haufen, Bündel. Zitiert nach "Chicago Tribune", 24. Oktober 1949.) Gewisse Kreise schreien Antisemitismus, wenn bei einer Aktion nicht Juden die Führung haben, man ist als Antisemit verdächtig, wenn man nur das Wort Jude in den Mund nimmt. Antisemitismus ist die ärgste, unverzeihliche Sünde, die man in Amerika begehen kann. Wenn ein Hotel die Gottesdienstordnung der benachbarten Kirchen anschlägt und die Synagoge vergißt, so ist dies Antisemitismus. Rabbi Benjamin Schultz hat vor kurzem im "American Mercury" den hysterischen Gebrauch des Wortes Antisemitismus verurteilt, mit dem man heute jeden unmöglich zu machen versucht, der gegen den Kommunismus kämpft, vom verewigten Senator Taft bis zu Senator McCarthy. „Anti-Kommunismus ist Antisemitismus" hat der frühere Kommunisten-

führer Earl Browler einmal gesagt. (Vgl. "The Tablet", 19. Juni 1954.) Ein gefährliches Spiel! —

Am 29. Mai 1950 brachte die stärkste Zeitung Amerikas, die "Chicago Tribune", einen Artikel des Leiters ihres Büros in Washington, Walter Trohan, eines durchaus seriösen Journalisten, unter dem Titel: "Three men called a government in themselves" (Drei Männer, eine Regierung in sich selber). Der Artikel ist bedeutungsvoll, weil er Einblicke gibt, die nicht immer durchsichtig sind, aber auch wegen der Folgen. Ich will daher den wesentlichen Inhalt übersetzen:

„Die Namen dreier Männer, die für beinahe 20 Jahre in Amerika eine wichtige Rolle spielten, scheinen immer wieder auf in dem sonderbaren Gewebe der britisch-amerikanisch-sowjetischen Beziehungen. Es sind dies: Felix Frankfurter, Richter am Obersten Gerichtshof, Henry Morgenthau jr., früherer Finanzminister, Herbert H. Lehman, U. S.-Senator und früherer Gouverneur von New York.

Eine Persönlichkeit mit den höchsten Beziehungen zum State Department (Außenministerium) identifizierte diese drei Personen (figures) als die geheime Regierung Amerikas. Frankfurter wurde als der mächtigste Mann der Regierung bezeichnet, der mit seinen Schützlingen ins Weiße Haus hineinreicht.

Lehman wurde als machtvolle Kraft der Wall Street bezeichnet. Er ist ein früherer Partner der Wallstreet Bank, Gebrüder Lehmann, die noch unter der Kontrolle der Familie steht. Morgenthau wurde von der Autorität im State Department als Sprecher der mächtigen Zionistengruppe hingestellt.

Die Namen der drei Personen waren in den Fall Hiss, des überführten Meineidigen und Spions, verwoben. Alle haben in der Innen- und Außenpolitik ihrer Zeit eine Rolle gespielt. Die meisten Beobachter geben zu, daß sie heute noch wichtige Rollen spielen, auch wenn sie nicht zustimmen, daß sie eine geheime Regierung bilden, wie unser Vertrauensmann im Außenministerium behauptet.

Keiner der drei wurde je als Mitläufer (fellow-traveller) bezeichnet oder war mit dem Makel des Kommunismus verdächtigt. Alle waren irgendwie pro-Sowjet, aber nur, wenn

die russische Haltung britische oder zionistische Fragen förderte oder für den Fall Nazideutschlands arbeitete.

Frankfurter wurde 1882 in Wien geboren. Mit 12 Jahren kam er ins Land. Im ersten Weltkrieg hatte er eine Privatstelle in Washington, von Harvard beurlaubt. Er war Professor für Recht an der Harvard-Universität von 1914—1939, als er zum Obersten Gericht berufen wurde.

An der Harvard-Universität verteidigte er in seinen Skripten die wegen Mordes hingerichteten Kommunisten Sacco und Vanzetti. Wegen seiner Verbindung zu so radikalen Elementen wurde er vom verstorbenen Präsidenten Theodore Roosevelt getadelt. In Harvard war Frankfurter verbündet mit Harald Laski, dem verstorbenen Beamten der britischen Labour Party, der als geistiger Vater des New Deal und des britischen Sozialismus gilt.

Frankfurter und Laski, Besuchsprofessor in Harvard, hatten einen gemeinsamen Hintergrund in einer Bostoner Linksgruppe, dem Ford Hall Forum, zu dem auch David K. Niles gehörte, heute Verwaltungsassistent im Weißen Haus, eine Stelle, die er Frankfurter verdankt.

Der verstorbene Gen. Hugh S. Johnson, Leiter der unseligen National recovery administration, die später mit dem New Deal brach, charakterisierte ihn als ‚die einflußreichste Einzelpersönlichkeit in Amerika'.

Der Rechtsprofessor placierte seine Studenten überall in der Regierung. Er züchtete (cultivated) Regierungsbeamte, Militärs, Mitglieder des Senates und andere einflußreiche Leute. Er galt unter Präsident Franklin D. Roosevelt als die Macht hinter dem Thron des Weißen Hauses.

Einer der aufgeweckten Schüler Frankfurters war Alger Hiss. Er kam für ein Jahr als Sekretär zu dem verstorbenen Justice Oliver Wendell Holmes, dann zur Regierung, zuerst zum Landwirtschaftsministerium, später zum Untersuchungsausschuß (Munition) des Senates, schließlich ins State Department.

Hiss erzählte vor einem Ausschuß des Kongresses, daß Frankfurter ihn zur Regierung brachte. Frankfurter erschien bei der ersten Verhandlung (wegen Meineides) als Charakterzeuge für Hiss.

Laski war ein Bewunderer des Sowjetexperimentes, Frank-

furter ein Bewunderer Laskis, den er als seinen politischen Mentor betrachtete.

Hiss, der Schützling Frankfurters, war der vertraute Ratgeber Roosevelts bei der Konferenz von Jalta und Sekretär der Gründungsversammlung der Vereinten Nationen in San Franzisko. In Jalta erhielt Rußland geheime Zugeständnisse, die es dem Kreml ermöglichten, China dem Kommunismus zuzuführen, in Ostdeutschland und einer Kette osteuropäischer Satelliten starke Einflußsphären zu errichten.

Außenminister Acheson und Frankfurter sind engste Freunde. Beide machen gemeinsam ihren Morgenspaziergang. Solange Hiss im Außenamt war, schloß er sich ihnen oftmals an. Der frühere Unterstaatssekretär im Außenamt, A. A. Berle, bezeichnete vor einem Senatsausschuß Acheson als Mitglied des pro-Sowjetblocks im Außenamt...

Unterrichtete Kreise halten Acheson heute nicht für pro-Sowjet eingestellt. Sie glauben er war es, als England den Russen zustimmte; und anti-russisch, wenn England anti-Stalin war. Sie glauben, er war während seiner Karriere konsequent pro-britisch.

Morgenthau war Vorsitzender einer landwirtschaftlichen Beratungsstelle, als Roosevelt Gouverneur von New York war. Zu Beginn des New Deal wurde er Vorsitzender der Bundesfarmstelle, 1934 Finanzminister. Es wird angenommen, daß er diesen Posten mit durch seine verstorbene Frau erhielt, die mit Mrs. Eleanor Roosevelt eng befreundet war.

Unter Morgenthau wurde das Lend-Lease- (Leih- und Pacht-) Programm durch Oscar Cox und Eduard H. Foley entwickelt. Die wahre Urheberschaft wurde erst nach dem Krieg bekannt, obwohl Morgenthau durch einen Kongreßausschuß darüber befragt worden war. Nach diesem Plan wurden mehr als 50 Billionen Dollar für Rußland, England und andere Verbündete ausgegeben.

Morgenthau gilt als der Autor des Planes für einen harten Frieden mit Deutschland, eines Rachefriedens, der als karthagischer Friede bekannt ist...*)."

---

[1]) Die „New York Times" (zitiert nach „Freie Presse", Cincinnati, vom 13. Dezember 1953) veröffentlichte am 14. November 1953 einen ausführlichen Bericht über ein Treffen Eisenhower—

„Einer der Hauptmacher bei der Durchführung dieses harten Friedens war Harry Dexter White, geboren als Weiß, früherer Unterstaatssekretär im Finanzministerium unter Morgenthau. White wurde durch Elisabeth Bentley (einge-

---

White, entnommen dem Magazin „United Nations World" vom März 1948, worin es unter dem Titel „Aufstieg und Sturz des Morgenthau-Planes" u. a. heißt:

„Am 7. August 1944, gegen 12 Uhr 35 mittags, wurde der Morgenthau-Plan in einem Zelt in Südengland geboren. Genau genommen war es sogar General Eisenhower selber, der den Plan von Stapel ließ. In einer Unterredung setzte Eisenhower den zündenden Funken, der dann zu jener teils bitter gehaßten, teils überschwenglich gepriesenen Politik führte, die ein friedliches Deutschland erreichen sollte. Das Thema kam zuerst zur Sprache beim Mittagessen in Eisenhowers Zelt, Finanzminister Morgenthau, sein Unterstaatssekretär White und ich waren anwesend. White sprach über Deutschland, das nun der sicheren Niederlage entgegenging. Er zweifelte daran, daß die alte Regel, wonach man das Zivilleben sofort wieder in Gang bringen sollte, auch in diesem Fall Anwendung finden sollte. White sagte, daß die Lage in Deutschland doch ganz anders liege, da wir Deutschland ja nicht weiter als Operationsbasis für ein weiteres Vorrücken benötigen; dort sei das Ende der Straße erreicht. Sobald wir dort als Eroberer eingezogen seien, gäbe es doch kein Problem künftiger Verbindungslinien usw., und das Land würde nicht dazu gebraucht werden, eine kämpfende Truppe zu unterstützen. Trotzdem, so fuhr White fort, hätte die Armee die Routinebehandlung nicht geändert und so würde wohl auch in Deutschland das Wirtschaftsleben wieder hergestellt, die Mark stabilisiert, die öffentlichen Dienste und Verkehrsorgane reorganisiert und der Lebensstandard so schnell wie möglich normalisiert. White sagte, daß nach seiner Meinung man die deutsche Wirtschaft so liegen lassen solle, wie sie sei, ehe man irgend etwas unternehmen solle. — An dieser Stelle bemerkte Eisenhower grimmig, und diese Bemerkung war eben das Streichholz, das den Morgenthau-Plan lebendig machte: ‚Ich bin nicht im geringsten an der deutschen Wirtschaft interessiert und würde sie persönlich nicht wiederherstellen, wenn dadurch das Leben für die Deutschen besser werden sollte.' Er sagte weiter, seiner Meinung nach hätten die Deutschen ihre Strafe verdient und fügte wörtlich hinzu: ‚Die Anführer und alle SS-Truppen sollten sofort zum Tode verurteilt werden, ohne jede Untersuchung, aber das würde noch keineswegs als Gesamtstrafe genügen.' Er halte das ganze deutsche Volk schuldig, weil es das Hitler-System unterstützt habe, und er persönlich würde wünschen, daß man dem deutschen Volk eine möglichst harte Zeit bereiten solle..." Der Artikel fährt dann fort: „Der General erklärte, er sähe keinen Grund, warum man einen Paranoiker schonend be-

standenermaßen eine frühere russische Spionin) als kommunistischer Spion entlarvt, ungefähr zur selben Zeit wie Alger Hiss.

White leugnete die Verbindung. Wenige Tage später, am 17. August 1948, starb er, angeblich an zuviel Digitalis ... Dieser Todesfall war nur einer in einer ganzen Reihe von geheimnisvollen Sterbefällen, Selbstmorden und Unfällen, die den Hiss-Fall umgaben. Unter anderen sei erwähnt Lawrence Duggan, früherer Beamter des Außenministeriums, der aus dem Fenster seines Büros in New York fiel, sprang oder gestoßen wurde; Walter Smith, ein Angestellter des Justizministeriums, der den Verkauf des Autos von Hiss an Whittaker Chambers notarisierte, sprang aus dem Gebäude des Justizministeriums in den Tod. Edward R. Stettinius, früherer Außenminister, starb an einem Herzleiden in den frühen Fünfzigern; John G. Wynant, früherer Botschafter in England, der Mann, der die Verhandlungen führte, die Amerika ohne freien Zugang nach Berlin ließen, beging Selbstmord.

White war der Urheber der Finanzabmachungen von Bretton Woods, die die Weltbank und einen internationalen Fonds aufstellten. Bis ein Jahr vor seinem Tod hatte er bei dieser Stelle einen hochbezahlten, steuerfreien Posten ... Morgenthau war sehr aktiv in der zionistischen Bewegung,

---

handeln solle, und das ganze deutsche Volk sei eben paranoid. Während des ganzen Lebens werden die Deutschen angehalten, so paranoid zu handeln und man muß sie endlich davon abbringen. Die einzige Möglichkeit dazu bestünde eben darin, daß man sie hart behandelt. ‚Ich jedenfalls sehe nicht den geringsten Anlaß, ihre Wirtschaft wieder in Gang zu bringen oder irgendeinen Schritt zu tun, um ihnen zu helfen. An dieser Stelle bemerkte White: ‚Dürfen wir diese Bemerkung über Ihre Auffassung gegenüber dem deutschen Volk öffentlich zitieren?‘ Eisenhower antwortete, daß er gerne damit einverstanden sei und fügte hinzu: ‚Ich will es notfalls selber dem Präsidenten sagen.‘ Von diesem Augenblick an war Morgenthaus einziges Interesse im Leben, daß die seiner Überzeugung gemäße Anschauung Eisenhowers über die Deutschen in einem Plan ausgearbeitet werden solle, der dem deutschen Volk jede Möglichkeit nahm, jemals wieder Krieg zu führen."

Ein interessantes Dokument, dieser Artikel! Nicht nur für Eisenhowers Gedächtnis, sondern vor allem für die Hintermänner seiner Politik! —

die zur Schaffung Israels führte. Er wurde England gegenüber kühl, als es gegen die Schaffung des neuen Staates opponierte.

Lehman, der ebenfalls Israel förderte, spielte eine größere Rolle in der Opposition gegen Senator McCarthy, als dieser daranging, den Kommunismus in der Regierung, besonders im Außenamt, aufzudecken. Lehman hat während der Untersuchung das Außenamt verteidigt.

Lehmans Nichte, Mrs. Helen Lehman-Buttenwieser, Anwältin und Frau des Staatsanwalts Benjamin J. Buttenwieser, ist ein starker Förderer von Hiss und dauernd Zuhörer bei den Verhandlungen. Nach der Verurteilung bot sie Hiss und seiner Frau Priscilla ihr Heim an. Die Hiss-Familie verbrachte einige Monate bei den Buttenwiesers.

Hiss erhielt ein Pult in Buttenwiesers Anwaltskanzlei. Buttenwieser ist stellvertretender Hochkommisär für Deutschland. Er war Teilhaber des einflußreichen Bankhauses Kuhn, Loeb & Co.

Hiss war befreundet mit John Foster Dulles, dem Vorgänger Lehmans als Senator. Dulles, außenpolitischer Ratgeber des Gouverneurs Dewey von New York, wäre wohl Außenminister geworden, wäre Dewey zum Präsidenten gewählt worden. (Er ist es heute unter Eisenhower.) Dulles ist Mitglied der Anwaltskanzlei Cromwell & Sullivan in der Wall Street. Er befürwortete Hiss für die Präsidentschaft der Carnegie-Stiftung für internationalen Frieden. Andreas Carnegie, der in Schottland geborene Stahlmagnat, hoffte, Amerika mit England zu vereinen.

Hiss wurde in Leitartikeln und Nachrichten der 'Washington Post' verteidigt. Präsident und Herausgeber der ‚Post' ist Philip L. Graham, Schwiegersohn des Eigentümers der ‚Post', Eugen Meyer. Graham war früher Angestellter in Frankfurters Rechtskanzlei."

Soweit der Artikel der "Chicago Tribune". Es will mir scheinen, daß er durchaus nüchtern und sachlich geschrieben ist. Jeder, der die Entwicklung in Amerika verfolgte, wußte um diese Zusammenhänge und konnte die angeführten Tatsachen nachprüfen. Falsche Angaben hätten jederzeit richtiggestellt werden können. Zu verwundern blieb nur, daß der „Kaiser von Amerika" nicht erwähnt wurde, Bernard M. Ba-

ruch, der Sohn eines deutschen Einwanderers aus Ostpreußen.

Was geschah? Die mächtige "Tribune" wurde gezwungen, sich für den „antisemitischen" Artikel — in dem das Wort Jude überhaupt nicht genannt wurde — zu entschuldigen, genau so wie früher einmal Henry Ford. Hätte sie sich geweigert, sie wäre zerbrochen worden. So groß ist der Einfluß der Loge B'nai B'rith und anderer Stellen. Die "Chicago Jewish Sentinel" vom 6. Juli fand die Entschuldigung ungenügend: „Die englisch-jüdische Presse übers ganze Land reagierte mit ‚Abscheu' auf das Appeasement der jüdischen Verteidigungsstellen im Falle 'Tribune'. Sie bezeichnete es als Ausverkauf jüdischer Rechte und Ehre." —

*

Eines der ernstesten Probleme Amerikas ist die Negerfrage. Nach der Volkszählung von 1950 leben 15,043.598 Neger in Amerika, d. h. jeder zehnte Amerikaner ist Neger: in den Südstaaten gibt es Gebiete, in denen jeder dritte Neger ist.

In den Nordstaaten haben die Neger im allgemeinen politische und wirtschaftliche, nicht aber gesellschaftliche Gleichberechtigung. Als Ralph Bunche von der Verleihung des Nobelpreises nach Amerika zurückkam, erhielt er in Washington kein Hotelzimmer — als Neger. Im Vorort Chicagos, Cicero, kam es noch 1951 zu wüsten Szenen, weil ein Negerehepaar, Akademiker, sich in einem weißen Viertel einmietete. Es ist eine allgemein zu beobachtende Erscheinung, daß die Weißen abwandern, wenn Neger in größerer Zahl sich in einem Stadtteil niederlassen. In einem Geschäft Chicagos kam ich gelegentlich mit einem Neger ins Gespräch. Er war während des Krieges und in der Nachkriegszeit in Deutschland und voll des Lobes über die Behandlung, die er dort erfuhr. „Während des Krieges", meinte er bitter, „war ich auch Amerikaner, jetzt bin ich wieder Neger."

In den Südstaaten herrscht der Gedanke der white supremacy, der weißen Vorherrschaft, man könnte auch sagen der weißen Herrenrasse. In den Gesetzbüchern mancher Staaten, z. B. Alabama, Arkansas, Georgia finden sich Bestimmun-

gen, die Hitler für seine Rassengesetze entlehnt haben könnte; sie bestanden schon vor ihm und haben ihn überlebt. Der Neger ist von den Weißen strikte separiert, er muß seine Fahrkarte an einem eigenen Schalter kaufen, darf am Bahnsteig nicht aus demselben Brunnen trinken, nicht im gleichen Zugsabteil fahren, nicht in einem für Weiße bestimmten Hotel wohnen, ja nicht einmal dieselbe Toilette benützen. Kirchen und Schulen sind strikte separiert.

Es wäre ungerecht zu bestreiten, daß in der Lösung der Frage große Fortschritte zu verzeichnen sind, wenn man bedenkt, daß die Neger vor 90 Jahren noch Sklaven waren. Unter großen Schwierigkeiten wurde erst 1865 durch eine Ergänzung der Verfassung die Sklaverei abgeschafft. Es heißt in Artikel XIII: „Innerhalb der Vereinigten Staaten oder einem Platz unter ihrer Jurisdiktion darf weder Sklaverei noch freiwillige Knechtschaft bestehen, es sei denn als Strafe für ein Verbrechen, dessen eine Person ordnungsmäßig überführt wurde." Präsident Lincoln, den man gerne als Sklavenbefreier feiert, hätte sich wohl nicht träumen lassen, daß einer seiner Nachfolger im Weißen Haus 80 Jahre später zur Wiedereinführung der Sklaverei seine Zustimmung geben wird, zur Verwendung deutscher Kriegsgefangener als Arbeitssklaven — auch wenn sie, wie die Wissenschaftler, die man nach Amerika verschickte, in einem goldenen Käfig säßen! Die Änderung der Lage kam weniger durch einen Umschwung der Gesinnung als durch die fortschreitende Industrialisierung und durch zwei Weltkriege, bei denen Neger, Indianer und Japaner als Kanonenfutter gut genug waren. Die verschiedenen Religionsbekenntnisse haben ihre Aufgabe entweder nicht gesehen oder sind damit nicht durchgedrungen. Nur 2% der 15 Millionen Neger sind z. B. Katholiken. Kein Zweifel, daß hier ein Explosivstoff liegt, mit dem die Kommunisten gerne zündeln.

Am 17. Mai 1954 hat der Oberste Gerichtshof in Washington die Trennung von weißen und farbigen Kindern in den öffentlichen Schulen als verfassungswidrig erklärt. Diese Entscheidung verlangt eine drastische Überholung der Schulen in 21 Staaten und im Distrikt von Columbia. Wie lange es dauern wird, dieses Gesetz durchzuführen, ist eine Streitfrage. Manche sprechen von einer Generation, andere

suchen einen Ausweg in der Errichtung getrennter Privatschulen. "US News & World Report" vom 12. November 1954 bringt wichtige Angaben: „1930 gab es in Washington nur 133.000 Neger gegenüber 354.000 Weißen. Um 1940 begann ein starker Zustrom der Neger. Viele wurden angezogen durch Regierungsstellen, die ihre Tore der schwarzen Rasse öffneten, andere durch die Aufhebung rassenmäßiger Beschränkungen... Als Washington während des Zweiten Weltkrieges anwuchs, steigerte sich die Negerbevölkerung zunehmend mehr als die weiße. Tatsächlich hat seit 1950 die Zahl der weißen Bewohner abgenommen, die der Neger wuchs weiterhin an. 1950 ergab die Volkszählung, die alle zehn Jahre durchgeführt wird, 517.956 Weiße und 280.803 Neger in Washington. Heute, 1954, wird die weiße Bevölkerung auf etwa 485.000 geschätzt — eine Abnahme von etwa 33.000 —, die schwarze gewann beinahe 49.000 und kam auf rund 330.000 (also die Zahl der Weißen von 1930). — Was diese Strömung bedeutet, unterstreichen die Zahlen der Schuleinschreibungen. Die Zahl der Negerschulkinder vermehrte sich rascher als die der Gesamtbevölkerung. 1950 hatten die Neger die Weißen mit Einschreibungen überholt, heute sind beinahe 60% der Kinder aller öffentlichen Schulen Washingtons Neger. Das ist der höchste Prozentsatz von Negerschülern in irgendeiner U. S.-Großstadt, einschließlich des tiefen Südens (Deep South). — Wenn diese Negerkinder heranwachsen und eigene Familien gründen, wird das Mißverhältnis der Neger zu den Weißen noch größer werden. — Eine hohe Geburtenziffer der Neger spielt bei der hohen Zahl der Negerkinder in den Schulen eine große Rolle." Dieselbe seriöse Zeitschrift bringt folgende Statistik: Seit der Aufhebung der Rassentrennung fielen die Einschreibungen in den Schulen um 8,7%, in 18 Schulen, in denen die Neuregelung schon Monate voraus angekündigt war, fielen die Einschreibungen weißer Kinder um 24,6%, 15 Schulen, die weiß blieben, erhielten 5 Zuwachs, 10 verloren nur sehr wenig. — Man spricht ernstlich davon, daß die Hauptstadt Amerikas in absehbarer Zeit schwarz sein wird!

Der Rassismus wurde als Hauptcharakteristikum des Hitler-Systems hingestellt. Die Behandlung der Rassenfragen (Neger, Indianer, Japaner, Juden) in Amerika beweist, daß

es noch viel „Nazismus" im Lande gibt, daß die Umerzieher gewaltige Arbeit „vor der eigenen Türe" haben. Rassefragen werden nicht durch Gesetze und Verordnungen gelöst. Traditioneller, tiefgewurzelter Rassismus kann nicht überstürzt und unter Druck ausgelöscht werden. Es braucht dafür einen neuen Geist. Anzeichen dafür sind gewiß vorhanden. So schrieb z. B. Bischof Waters von Raleigh, N. C., einen außerordentlich scharfen Hirtenbrief, in dem er die Segregation eindeutig verwarf und mit der Schließung aller rassischen Sonderkirchen drohte: „(In der Kirche) sind alle Mitglieder ohne Rücksicht auf Rasse, Nation, geistige und körperliche Eigenschaften eine Gemeinschaft. Jede gegenteilige Auffassung ist Häresie." Die vielgerühmte Unabhängigkeitserklärung von 1776 spricht eigentlich denselben Gedanken aus, daß nämlich *„alle* Menschen *gleich* erschaffen und von ihrem *Schöpfer* mit gewissen *unabdingbaren* Rechten ausgestattet wurden". (Vgl. dazu Festschrift aus Anlaß meiner Ehrenpromotion, Graz 1952, S. 28 ff.) Amerika hat den Beweis nicht erbracht, daß es alle Menschen als Geschöpfe Gottes, gleichberechtigt vor Gott und dem Gesetz, ausgestattet mit unabdingbaren, weil gottgegebenen Rechten, betrachtet, weder in der Regelung der Minderheiten- und Rassefragen des Landes noch weniger dem besiegten Feinde gegenüber.

*

1940 erschien ein Pastoralschreiben der katholischen Bischöfe Amerikas, das mit den Worten schließt: „Nach christlichen Grundsätzen muß die wirtschaftliche Macht der Wohlfahrt des einzelnen wie der Gesellschaft untergeordnet sein. Soziale Zusammenhanglosigkeit und Klassengegensätze müssen ersetzt werden durch Gemeinschaft und organisches Zusammenwirken. Rücksichtsloser Wettbewerb muß den Weg frei machen für gerechte und vernünftige Regelungen durch den Staat. Schmutzige Selbstsucht muß abgeschafft werden durch soziale Gerechtigkeit und Liebe. Nur dann können wir das Doppelübel der Unzulänglichkeit und Unsicherheit ausschalten und den göttlichen Plan einer Bruderschaft der Menschen unter Gott durchführen."

Es hat sich viel geändert, seit Gustav Adolf Gedat in den

Tagen der Depression seinen „Angriff auf Amerika" schrieb. (In dem Buch: „Ein Christ erlebt die Probleme der Welt", 1936, S. 13 ff.) Immerhin zeigen viele Gefahrensignale, daß die Verhältnisse noch sehr ungesund sind.

Amerika erstickt in seinem Überfluß: In den Warenhäusern des Landes lagen Mitte 1953 folgende Lebensmittel aufgespeichert: 363 Millionen Bushel (1 Bushel = 35,24 Liter) Weizen, 231 Millionen Bushel Mais, 330 Millionen Pfund (1 Pfund = 375,24 g) Trockenmilch, 247 Millionen Pfund Butter, 172 Millionen Pfund Käse, 100 Millionen Pfund getrockneter Bohnen, dazu Erdnüsse, Roggen, Baumwollsamen, Honig und Olivenöl. Der Wert ist auf 1,2 Billionen Dollar geschätzt. ("US News & World Report", 10. Juli 1953.) Die Regierung hat diese Vorräte aufgekauft — um die Preise zu halten. Es sollen bereits Kartoffeln und Getreide vergraben worden sein. Die Verantwortlichen zerbrechen sich den Kopf: Was tun mit dem Überfluß? Das erste wäre wohl eine Senkung der Preise auf dem freien Markt. Die Hausfrauen jammern über die teueren, stets steigenden Preise; wer selber Pakete verschickt hat, weiß, daß z. B. getrocknete Eier unerschwingliche Preise hatten. Hunderttausende in Amerika leben wahrhaftig nicht wie die Gäste bei den Staatsdinners, sondern können sich kaum sattessen. Es würde den Markt nicht beeinflussen, wenn man ihnen oder auch Armen- und Waisenhäusern diese Lebensmittel schenken würde, weil sie ohnehin nichts oder wenig kaufen können. — Millionen in der Welt hungern; man jammert ihnen vor, daß die Lebensmittel nicht ausreichen und predigt den Mord am keimenden Leben als Ausweg. Zum Kriegführen fehlt es nie an Geld, wohl zur Erhaltung von Menschenleben. — Warum die Lebensmittel nicht verschenken an die Länder hinter dem eisernen Vorhang? Es wäre das wirksamste Argument gegen den Bolschewismus. Und diese Menschen sind ja nicht dafür verantwortlich, daß sie unter Mithilfe amerikanischer Präsidenten unter russischer Knute schmachten. Aber das ist politisch nicht tragbar!

Eine Wirtschaftsordnung, die Lebensmittel verkommen läßt, während Millionen hungern und verhungern, die den Krieg braucht, um Arbeitsuchende zu beschäftigen, die sich am Blut der Gemordeten bereichert, ist reif zum Untergang.

1931 schrieb Emil Fiedler („Allerhand Volk im Gottesreich", Matthias Grünewald Verlag, Wiesbaden, S. 42.): „Die Erde bringt hundertmal, wahrscheinlich tausendmal mehr an Lebensmitteln, an allem dem, was wir tägliches Brot nennen, hervor, als die zwei Milliarden Menschen verzehren können. Der Tisch ist gedeckt für alle! Reichlich sogar. Aber die Verteilung besorgen die Menschen selber. Auf diesem gedeckten Tisch des Lebens tobt sich der ganze Hexensabbat gemeiner Leidenschaften und Raubtierinstinkte aus. ‚Gib uns das tägliche Brot!' Das tägliche Brot ist da! Aber Räuber, Diebe, Wucherer fernhalten, das müßt ihr selber besorgen. Die Weltordnung, nach der aus einem Sack Korn dreißig, fünfzig und mehr werden, und aus einem Apfelkern der Baum, der Zentner reifer Früchte trägt, stammt von Gott, Die Weltordnung, nach der auf hundert, die Überfluß haben, eine Million kommen, die Mangel leiden, stammt von Menschen. Und dann wird Gott, der mit vollen, übervollen Händen ausstreut über die ganze Erde, dafür verantwortlich gemacht!"

Gedat schrieb in ähnlichem Sinne. Was er sagte, gilt noch heute: „Amerika leidet nicht am Mangel; Amerika leidet am Überfluß. Sind jene Menschen, die diesen Überfluß zu verwalten haben, toll geworden und verloren sie den Verstand? Gott hat die Erde gesegnet und mit Fülle beschüttet, daß genug da ist für alle, daß keiner Mangel leiden braucht. Selbstsucht ist die Sünde, die den Menschen den Verstand raubt und sie zu Toren macht.

Es ist aber nicht nur Amerika, das an dieser Sünde leidet, es ist der gesamte Westen, das ganze ‚christliche' Abendland. Es ist genug da, alle satt zu machen, aber um der Selbstsucht willen finden die Menschen an entscheidenden Stellen keine Brücken zu einem Hinüber und Herüber, zu einem gesunden Austausch, zu einer Wirtschaft, die nicht von dem Gedanken nach dem Verdienst, sondern von der Vernunft und dem ehrlichen Wollen des Allgemeinwohls bestimmt sein muß.

Wir wissen es alle, die Wirtschaft ist krank, todkrank, aber nicht krank an ihren Objekten, an den Waren, sondern krank sind die Augen und die Hirne der Männer, die die Wirtschaft führen. Glauben sie immer noch, daß sie wei-

terverdienen können wie in vergangenen Jahrzehnten, und sehen sie nicht, daß sie am Sterbelager westlicher Kulturen und Zivilisationen stehen? Sind jene Männer wirklich so kindlich, dem Gerede zu glauben, mit dem man sich auf den Konferenzen mit all ihren Vorbesprechungen und Nachbesprechungen gegenseitig ein Theater vorspielt, wie keine Bühne es fertig bringt?

Es ist lächerlich zu sehen, wie sie glücklich sind wie kleine Kinder, wenn ihnen irgendeine Teillösung gelungen ist, mit der sie sich und andere für ein paar Wochen beruhigen und täuschen können. Was dann kommt? Man denkt nicht gerne an das Morgen, weil das Heute schon so beschwerlich ist."

Es verdient vielleicht in diesem Zusamenhang vermerkt zu werden, daß im Kabinett Eisenhower sieben Millionäre sitzen, sieben unter Roosevelt, sechs unter Truman. ("US News & World Report", 30. Oktober 1953.)

Ich kann nicht feststellen, ob die Tatsache, daß von den 3,6 Millionen junger Männer, die vom Juli 1950 bis September 1953 zur Musterung kamen, 1,7 Millionen als untauglich zurückgeschickt wurden, durch ungesunde soziale und wirtschaftliche Verhältnisse mitbedingt ist oder durch Verweichlichung und falsche Erziehung. (Der Herzog von Windsor erklärte einmal auf die Frage, was ihn am meisten in Amerika beeindruckt habe: „Wie gut die Eltern ihren Kindern gehorchen.") Unzweifelhaft besteht ein enger Zusammenhang mit der erschreckenden Zunahme der Verbrechen. Hören wir darüber den ersten Fachmann, den Chef der FBI (Geheime Staatspolizei), Edgar Hoover:

„In den ersten sechs Monaten des Kalenderjahres 1953 wurden 1,047.290 größere Verbrechen in Amerika begangen. Wenn diese Strömung anhält, beenden wir das Jahr 1953 mit einer größeren Zahl schwerer Verbrechen als das Jahr 1952, das eine in der Geschichte des Landes nie dagewesene Höhe erreichte. Die Statistik zeigt, daß alle 14,9 Sekunden ein größeres Verbrechen begangen wurde: alle 3,4 Minuten ein Mord, Totschlag, eine Schändung oder ein Überfall mit Mordabsicht. Die Opfer der Mörder betrugen

6670, während über 54.000 gewaltsam von Schändern oder potentiellen Mördern überfallen wurden. 29.000 Opfer standen Räubern gegenüber, die Revolver, andere Waffen oder Gewalt gebrauchten. Im ersten Halbjahr (1953) erfolgten täglich 252 schwere Überfälle, 622 Autodiebstähle, 1285 nächtliche Einbrüche und 3379 Diebstähle. —

„Die Kosten der Verbrechen im Lande kann man vernünftigerweise auf 20 Billionen Dollar jährlich schätzen. Das bedeutet eine Auslage von 495 Dollar für jede amerikanische Familie. Für jeden Dollar für Erziehung entfallen 1,82 Dollar auf Verbrechen, für jeden Dollar, der für Kirchen gespendet wird, 10. (Auslagen für Erziehung betragen etwa 11 Billionen Dollar, oder 272 für jede amerikanische Familie. Die Kirchen empfingen etwa 2 Billionen Dollar, also 50 Dollar pro Familie. Die Auslagen für Verbrechen betragen etwa 20 Billionen, also 495 Dollar für jede Familie . . .)"

„Von den 1,110.675 Personen, die 1952 verhaftet wurden, waren 7,8% unter 18 Jahren alt, 13,3% unter 21 und 23,1% unter 25. Als Anzeichen der Teilnahme Jugendlicher an Verbrechen gegen das Eigentum wurde beobachtet, daß 7,8% aller Verhafteten 17 Jahre oder weniger alt waren. Diese Gruppe unter 18 Jahren stellte 19,4% aller Räubereien, 36,9% aller Diebstähle, 47,8% aller nächtlichen Einbrüche, 52,6% aller Autodiebstähle. Beinahe die Hälfte der wegen Verbrechen gegen das Eigentum Verhafteten waren unter 21 Jahre alt." ("US News & World Report", 19. Februar 1954.)

Amerika ist daran, einen Robotmenschen, einen Golem, einen herz- und seelenlosen Über-, vielleicht müßte man besser sagen Untermenschen zu züchten. Ich habe mit Erschütterung und Entsetzen das Buch von Robert Jungk gelesen, „Die Zukunft hat schon begonnen. Amerikas Allmacht und Ohnmacht." (Scherz und Goverts Verlag, Stuttgart-Hamburg 1953.) Ich zitiere aus dem Kapitel „Armer, kleiner Übermensch" einige Stellen, die diesen Gedanken begründen:

„Geschüttelt, geschlagen, gebeult, verbrüht, vereist, er-

stickt, zerquetscht: all das geschieht Tag um Tag Dutzenden jungen Amerikanern. Im kalifornischen Santa-Susanna-Gebirge lassen sie sich auf einen schmalen Fahrschlitten binden und mit Raketenantrieb senkrecht in die Höhe jagen, in der Mojavewüste sausen sie auf einer superschnellen Draisine über eine horizontale Fahrschiene, in Johnsville (Pennsylvania) werden sie auf einer großen Schaukel solange hin und her geschwungen, bis ihnen die Sinne vergehen, in Ann Arbor (Michigan) treibt man sie mit einem besonderen Tonbandgerät in völlige Sprach- und Sinnesverwirrung, in Princeton (New Jersey) verlieren sie, getroffen von Überschallwellen, das Gleichgewicht. Sie harren in den Feueröfen von 'Eglin Air Base' (Florida) aus oder in den Eiskammern des 'Wright-Patterson Field' bei Dayton (Ohio), springen aus 12.000 Meter Höhe über der 'Holloman Air Base' (New Mexico) ab oder lassen sich auf frei fahrenden Fahrstühlen in die Tiefe der nahegelegenen Carlsbad Cavern schleudern. In San Antonio (Texas) aber pumpt man sie in hermetisch geschlossenen Druckkammern auf simulierte Höhenlagen von zehntausend, fünfzehntausend, zwanzigtausend Meter, in denen das Blut zu kochen beginnt und der Körperstickstoff in Form von Hautblasen an die Oberfläche quillt."

„Warum lassen sie sich so quälen? Kein Tyrann hat sie dazu verurteilt. Kein Regime will Geständnisse von ihnen erpressen. Trotzdem unterwerfen sie sich Torturen, wie kein Foltermeister sie raffinierter ersinnen könnte. Tun es dazu noch freiwillig. Denn man hat ihnen gesagt: Ihr seid unsere Vorhut, ihr seid die Pioniere, die Patrouillen an den Grenzen menschlicher Leistungs- und Leidensfähigkeit. Wir müssen diese Grenzen genau erkennen, weil wir sie überschreiten wollen, und zum Teil bereits überschritten haben."

„Nie zuvor ist die Spezies Mensch so systematischen Zerreißproben unterworfen worden wie in den Laboratorien der amerikanischen Luftmediziner. Hier wird das ‚schwache Fleisch' nur als Material gewertet. Man prüft es objektiv und mitleidlos wie eine Textilfaser, wie eine Metallegierung. Man fragt: Welchen Druck halten die Lungen aus? Wie stark dürfen Stöße sein, die der Knochenbau noch verträgt? Wie schnell reagiert das Auge? Wann überflutet

Angst die geistigen und moralischen Strukturen? Nichts mehr davon soll dem Zufall überlassen bleiben. Man mißt mit der neueingeführten Maßeinheit ‚Dolor', Schmerz. Man stellt eine Gleichung für den Erfrierungstod auf, steckt die Zone zwischen Bewußtsein und Ohnmacht mit der Stoppuhr ab. Auch das Unerträgliche, das Leiden soll mathematisch erfaßt werden ..."

„Ein Instruktor der 'Air Force', dessen Vorlesung ... ich besuchte, formulierte das im folgenden kategorischen Satz: ‚Gemessen an seinen bevorstehenden Flugaufgaben ist der Mensch eine Fehlkonstruktion.' Und achtzig Kadetten notierten, die Vereinfachung noch weiter vereinfachend: ‚Der Mensch ... eine Fehlkonstruktion.' "

„Daß der Mensch, wie er aus den Händen seines Schöpfers hervorgeht, von einem Spezialisten der amerikanischen Luftfahrtmedizin als eine Art Ausschußprodukt beschrieben wurde, traf mich als Blasphemie. Aber die jungen Menschen, die hier in San Antonio ... vorbereitet werden, kommen nicht einmal auf den Gedanken, daß diese Haltung jemanden gotteslästerlich erscheinen könne. Sie sind alle mit der festen Überzeugung aufgewachsen, daß es nichts, aber auch gar nichts auf der Welt gebe, was nicht von Menschenhand immer weiter verbessert werden könnte." (S. 69—72.) —

Der vollkommene Amerikaner und der Stümper Gott! Wehe der Menschheit, auf die diese Hyperautomaten losgelassen werden! Mich quält nur eine Frage: Was haben diese tausendprozentigen Materialisten dem Materialismus des Kommunismus entgegenzusetzen? Beide verachten und entwürdigen den Menschen.

Amerika hatte einen sozialen Propheten, der Sonntag für Sonntag übers Radio Millionen aufrief: Soziale Gerechtigkeit! Ich meine den „Radiopriester" von Detroit, Father Charles Couglhin.

„Christus kam zur Erde", erklärte er, „nicht nur, um die Einzelwesen zu erlösen und zu retten, sondern auch, um eine völlig neue soziale Ordnung aufzurichten. In Erkenntnis des chaotischen Gesellschaftszustandes seiner Zeit; angesichts der allgemeinen Knechtschaft, wie sie virtuell von jeder Nation ausgeübt wurde; im Bewußtsein der geistigen

Finsternis, die jedes Kaiser- und Königreich, jede Republik und jeden Volksstamm umfaßt hielt, verstand unser Retter sehr wohl, daß die Menschen, ihren natürlichen Trieben überlassen, unfähig waren, Friede und Wohlstand in der Welt zu erreichen und ihre unsterbliche Seele zu retten."

„Hat die alte soziale Ordnung nicht den Verfall der Tugend und der Moral bewirkt? Hat sie nicht trotz Sokrates, Plato und Aristoteles geistige Erkrankung und Entartung verbreitet? Ist es nicht einer gottlosen, ‚naturgemäßen' sozialen Ordnung gelungen, jede Organisation zu unterhöhlen und zu zerbröckeln, die Menschenhand zu errichten versuchte? Hat sie nicht die Knechtschaft vervielfacht und die Freiheit zerstört? Hat sie nicht die geistige Sicht der Menschen in einem Grade verkümmern lassen, daß er außerstande ist, den Sonnenaufgang der Ewigkeit über seinem Grabe auch nur zu ahnen? All das ist das Ergebnis des irdischen Versuches, die Welt und ihre Organisation unabhängig von Gott zu gestalten." (Zitiert nach einem bisher unveröffentlichten Manuskript von Carl Stephenson mit Erlaubnis des Verfassers.)

Father Coughlin wandte sich leidenschaftlich gegen den Kriegseintritt Amerikas. „Ich frage euch", rief er in seiner Rundfunkrede am 30. Jänner 1939, also neun Monate vor Hitlers Kriegserklärung an Polen, „sollen wir uns in irgendeinen europäischen Krieg einlassen, um die Welt reif zu machen für Stalin und den Antichrist!?" Er zitierte einen Aufruf des mutigen Herausgebers des Brooklyn "Tablet", der in folgenden Punkten gipfelte:

„1. Amerika darf seine traditionelle Neutralität nicht aufgeben und sich nicht in einen fremden Krieg einmischen.

2. Wir dürfen uns nicht in dieses Blutgeschäft (Blood Business) einlassen und Geld daraus ziehen, daß Männer, Frauen und Kinder hingeschlachtet werden. Wir dürfen uns nicht der macht- und geldgierigen Rüstungsindustrie unterwerfen, die jubelt bei der Hoffnung, jemand möchte die Nation wieder in den Krieg führen.

3. Wir dürfen nicht zum Werkzeug der Internationalen werden, die uns in den letzten Krieg getrieben haben und nun erwarten, Amerika würde nun Deutschland, Italien, Spanien und Japan bekämpfen." —

Es war klar: Der Mann, der rücksichtslos für eine neue Wirtschaftsordnung eintrat, in der der Mensch, nicht der Geldsack im Mittelpunkt steht, der das Blutgeschäft der Kriegsverdiener zu stören drohte, mußte verschwinden — so oder so! Father Coughlin war zu sehr im Volk verwurzelt — weit über den katholischen Sektor hinaus —, als daß man ihn mit Verleumdungen und Beschimpfungen, „Nazi", „Antisemit", hätte erledigen können. So wurde die „Geheime Macht" gegen ihn eingesetzt. Schon am 22. Mai 1939 kündigte der Radiopriester an, daß der einflußreichen "Hearst-Presse", die ihm den Sender WINS zur Verfügung stellte, mit dem wirtschaftlichen Boykott (der Inserate usw.) gedroht wurde, falls sie Coughlin nicht fallen ließe. Schon am 5. Juni gab er bekannt, daß der Druck Erfolg hatte. Er konnte nicht mehr übers Radio sprechen. Noch blieb die Zeitschrift "Social Justice". Die „Geheime Macht" — Father Coughlin hat sie scharf charakterisiert: „Mammon ist ihr Gott, der Gott des gierigen Goldes; der Internationalismus ist ihre Religion, die Religion der Sklaverei in Fesseln" — erreichte die Einstellung des Postversandes für die Zeitschrift und andere Drucksachen des mutigen Mannes — im freien Amerika! (Nebenbei bemerkt wurde auch über die Post Senator McCarthys ein "Mail Cover" verhängt, d. h. die Briefe wurden nicht geöffnet, aber die Namen der Korrespondenten wurden notiert. Wie Senator Carl Hayden von Arizona erklärte, geschah es zu dem Zweck, festzustellen, ob die Gelder, die zur Bekämpfung des Kommunismus geschickt wurden, auch für diesen Zweck verwendet werden. Wie man feststellen kann, ob die Briefe Geld enthalten und wofür es verwendet werden soll, ohne daß man die Briefe öffnet, hat der Senator nicht erklärt. (Vgl. "The Tablet", 24. November 1954.) So wurde der erste Gegner des Bolschewismus erledigt!

Ich weiß nicht, wie die Millionen Anhänger des umjubelten Radiopriesters auf den Faustschlag reagierten; ich weiß nur, daß das "Tablet" ihm die Treue hielt und hält. Coughlin wird wohl erlebt haben, was alle Kämpfer für Gerechtigkeit und Wahrheit erfahren. Sie werden geopfert und vergessen, weil man doch bei den Mächtigen, gar bei der „Geheimen Macht" nicht anstoßen darf. Der große Red-

ner ist stumm, stumm gemacht, gerade als Amerika ihn am notwendigsten brauchte!

Ich habe ihn selber nicht mehr gehört. Aber ich entschloß mich, ihn in Royal Oak, wo er aus den Spenden seiner Hörer eine der schönsten Kirchen Amerikas baute, zu besuchen. Es war mir oft gesagt und geschrieben worden, daß ich dasselbe Schicksal erleben würde, wenn ich nicht schweige. Es war ein heißer Augusttag des Jahres 1948, als ich mit meinem Begleiter, einem deutschen Priester, der jahrelang im KZ Dachau war — ohne eine Spur von Haß und Verbitterung zu verraten —, in der Pfarrei ankam. Ein junger, lebensstrotzender Mann in den Fünfzigern trat uns entgegen, nur mit Hose und weißem Hemd bekleidet: Father Coughlin. Er nahm uns herzlichst auf. Nichts in der Unterredung deutete auch nur im entferntesten auf seine bitteren Erlebnisse. Er bedauerte nur, in die politische Arena gestiegen zu sein, wenn auch zuerst aus weltanschaulichen Gründen. Der Kampf geht ja heute letzten Endes zwischen Christus und dem Teufel, zwischen dem Corpus Christi et diaboli mysticum. Tiefreligiöse Haltung wird die Entscheidung herbeiführen. — Offen ging er auf unsere Fragen ein. Er erzählte, daß er anfangs ein Anhänger Roosevelts war.

„Als Gegner bin ich erst aufgetreten, als ich authentisch erfuhr, daß er 10 Millionen Dollar zum Kampf der Freimaurer gegen die katholische Kirche Mexikos gestiftet hatte." „Der Morgenthau-Plan ist auch heute noch die geheime Vorlage und Norm für die amerikanische Politik. Ich war dabei, als eine Abordnung Brünings mit Roosevelt über eine Anleihe von 500 Millionen Dollar verhandelte, um dem Nazismus das Wasser abzugraben. Roosevelts Antwort war: I'll crush Germany, ich werde Deutschland zermalmen!" „Wie in frühchristlicher Völkerwanderung die Barbaren die Kulturländer überfluteten, so werden auch heute die Steppenbewohner Europa überschwemmen und erobern. Moskau ist bereit, 20 Millionen Russen fremden Atombomben zu opfern, wenn es damit sein Ziel erreicht." „Europa ist augenblicklich im Zustand gänzlicher geistiger Verwirrung. Deutschland wird das erste Land sein, das sich geistig wieder zurechtfindet." „Die Welt wird bewußt in Unkenntnis gehalten über die geistige deutsche Widerstandsbewegung. Werden einmal die

Akten geöffnet, so wird man erkennen, daß die Kirchengeschichte kaum gleiche Bilder von Heroismus kennt."

Soweit ein kleiner Ausschnitt aus unserer Unterredung mit den wörtlichen Äußerungen Father Coughlins. Zum Abschied kniete der Priester, dessen Namen die Welt kannte, demütig nieder und erbat ergriffen den Segen des Gefangenen des Dritten Reiches.

4. Und die Siouxindianer

Die Siouxindianer waren meine Nachbarn, die Pfarrei Trail City grenzte unmittelbar an eine Reservation. Ich kam fast täglich mit ihnen in Berührung, wenn sie in den Ort kamen, um Einkäufe zu besorgen. Ich besuchte wiederholt verschiedene Reservationen, ich habe in ihren Kirchen gepredigt, ich habe einmal bei einem Indianertag in einem großen Zelt gesprochen. Verschiedene Missionäre deutscher Herkunft, Herz-Jesu-Väter, Jesuiten und Benediktiner waren meine Freunde.

Die Bezeichnung „Rothäute" erscheint mir völlig unzutreffend. Ihre Körperfarbe ist ein dunkles, ich möchte sagen wettergehärtetes Braun. Man kann sie wirklich nicht schön nennen, obwohl es unter den Männern markante Gestalten mit scharf ausgeprägten Gesichtern gibt. Zu Hause und werktags überhaupt sind sie gekleidet wie der weiße Mann. Nur bei festlichen Gelegenheiten zeigen sie ihre farbenfrohe Tracht, die Stammeshäuptlinge ihren Kopfschmuck mit großen Adlerfedern. Sie lieben es, bekannte Figuren des öffentlichen Lebens zu Ehrenindianern und Ehrenhäuptlingen zu machen. Ich sah es z. B., als bei einer Festtafel in Rapid City Kardinal Spellman den Adlerhelm aufgesetzt bekam, den er freilich im selben Augenblick wieder ablegte. — Die Siouxindianer lebten früher meist in Zelten aus Büffelhaut. Das Bett stand auf der Erde, Matratze und Zudecke bestanden ebenfalls aus Büffelhaut. Wenn sie heute zelten, ist die Büffelhaut ersetzt durch das auch in Europa übliche Zeltgewebe. Man findet in den Reservationen einfache Holzhäuser, wie sie auch die Farmer des Gebietes verwenden, aber auch Blockwohnungen, deren Ritzen mit erhitztem

Schlamm ausgestrichen werden. Die Niederlassungen liegen meist entlang den Flüssen und Bächen, in Schluchten, wo sie Wasser und Weideplätze für die Pferde finden.

Heute arbeiten unter den Indianern die verschiedensten Religionsgemeinschaften und Sekten — eine keineswegs eindrucksvolle Darbietung des Christentums. Erfolgreich arbeiten die katholischen Missionsschulen, die aus eigenen Mitteln eine Art von Internaten erhalten. Die staatlichen Schulen, die über reiche Mittel verfügen, sind religionslos. Die Missionäre trösten sich über geringe Erfolge mit der Ernte in der Ewigkeit. — Ursprünglich waren die Indianer Monotheisten. Wie Louis J. Goll, S. J., ausführt, dessen Buch ich hier folge ("Jesuit Missions among the Sioux", St.-Francis-Mission, So. Dak., 14), fand sich keine Spur von Polytheismus oder Abgötterei. Ihre Bezeichnung für die Gottheit ist "wakantanka", was nicht „Der große Geist", sondern „Der große Mächtige", wir würden sagen, „der Allmächtige" bedeutet. Der Indianer anerkannte Gott als Geber des Lebens und aller Gaben. Er wandte sich an die Gottheit „Erbarme dich meiner", wenn er auf die Büffeljagd oder in den Krieg zog. Eine Verpflichtung der Gottheit gegenüber schien er nicht zu kennen. Das einzige Zeichen einer Verehrung schien das Anzünden seiner Pfeife zu sein, die er feierlich nach den vier Himmelsrichtungen, zum Himmel und zur Erde schwenkte. Daneben gab es viel Aberglauben, den die „Medizinmänner" förderten und zu ihrem Vorteil ausnützten.

Von einem sittlichen Hochstand, wie er sich unter manchen Heiden findet, kann man nicht sprechen. Über die Ehe schreibt Father Goll (l. c. 16 f.): „Gewöhnlich beginnt ein Paar mit einer Probeehe. Die indianische Bezeichnug dafür ist: Ein junger Mann stiehlt ein Mädchen. Manche Männer prahlten mit der großen Zahl der Frauen, die sie genommen und wieder entlassen hatten. Die Ehescheidungsverhandlungen wurden in einer Tanzhalle abgehalten. Die Richter hörten die Gründe an, sie bestimmten, wieviele Ponys das Mädchen erhalten solle. Ein kräftiger Trommelschlag setzte Mann und Frau wieder frei. — Es galt als Zeichen der Tapferkeit, nicht mit dem früheren Ehegefährten auszukommen, ihn zu verlassen war Gewohnheit. Nicht

selten erhielt ein Indianer den Beinamen ‚Weichherziger', weil er seiner ersten Liebe treu blieb. Hatte ein Mann aber seine wirkliche Wahl getroffen, feierte das Paar mit vielen Zeremonien eine ‚heilige Ehe', die sehr selten einmal wieder aufgelöst wurde." (Das klingt eigentlich sehr modern, von der Probeehe des amerikanischen Richters Benjamin B. Lindsay, der die Kameradschaftsehe proklamierte, bis zum Trommelschlag der Scheidungsmühlen in Nevada. Oder sind wir wieder Heiden geworden?) „Daß aber die moralischen Auffassungen tief standen, erhellt die Tatsache, daß es für ein unverheiratetes Mädchen oder auch für den Mann nicht als beschämend galt, ein Kind zu haben. Anderseits: Kindesmord, vor oder nach der Geburt, gab es nicht. Prostitution war nicht häufig, weil die Geißel, die daran hängt, bekannt war." (Ebd. S. 17.)

Die Siouxindianer haben Sinn für Humor und lieben Zusammenkünfte mit vielen Leuten, reichlichem Essen, Tänzen und Müßiggang. Unter drei Tagen keine Veranstaltung, sei es zu Beratungen, sei es zum Vergnügen. Früher einmal verschenkte ein Reicher bei solchen Anlässen Pferde oder Buffalohäute, heute Sättel, Wolldecken oder andere Kostbarkeiten, die Aufmerksamkeit erregen. Die Gastfreundschaft geht bis ins Extrem: Der Gast kann kommen und bleiben, solange er will. Der Gastgeber erwartet freilich Gegenseitigkeit. Was im Hause ist, wird geboten. Was er nicht an Ort und Stelle ißt, muß er mitnehmen. Hundefleisch ist eine besondere Delikatesse. —

Das Verhalten der Weißen gegenüber den Siouxindianern bleibt eine ewige Schande und Ungerechtigkeit. 1825 schlossen die Sioux im Westen einen Vertrag, in dem sie die Souveränität der Vereinigten Staaten anerkannten; beide Vertragspartner verpflichteten sich, Frieden zu halten. Ein neuer Vertrag umgrenzte das Gebiet der Indianer auf rund 50 Millionen Acker (acres) mit etwa 35.000 Einwohnern. Sie brauchten dieses Gebiet, weil sie von der Jagd lebten. Vor der Ankunft der Weißen gab es dort etwa 15—20 Millionen Büffel. Davon lebten sie: Büffelfleisch war ihre Nahrung, die Häute dienten als Kleidung, Bett und Zelt, die Knochen wurden zu Werkzeugen verarbeitet. Die Jagd erhielt die Indianer kräftig und gesund. An einem Tag allein töteten die

Weißen 16.000 Büffel, nur um die Zungen zu erhalten. Die Indianer fanden bald Zehntausende von Kadavern. Es war klar, daß es zu einem Konflikt kommen mußte: Die Weißen waren aus nach den Metallen und Mineralien, die der Boden barg, sie legten durch die Jagdgründe Straßen und Eisenbahnen zu den Bodenschätzen Montanas, zu den Goldfeldern Kaliforniens. Die Regierung verletzte den Vertrag, als sie es den Weißen erlaubte, das Gebiet der Indianer zu überrennen. „Es ist zu verwundern, daß sich die Indianer nicht zu Extremen hinreißen ließen und die ungerechten Angreifer austilgten", schreibt Father Goll. (L. c. 4.) Der Regierungsvertreter des Gebietes wies nicht die Weißen in die Schranken, er äußerte sich vielmehr: „Die Indianer sollten gezähmt (domesticated) werden" (wie die Tiere).

In einem Vertrag (von Fort Laramie) von 1851 wurden den Indianern gegen gewisse Konzessionen landwirtschaftliche Geräte zugesichert, die sie von der Jagd zur Landwirtschaft hinlenken sollten, dazu ein jährlicher Betrag von 50.000 Dollar für die Dauer von 50 Jahren. Ohne Zustimmung der Vertragspartner reduzierte der amerikanische Senat die Zeit auf 15 Jahre.

1855 fiel General Harney in das Gebiet der Indianer ein und traf den Häuptling Little Thunder (Kleiner Blitz). Der General hielt den Häuptling hin, bis die Bundeskavallerie angriffsbereit war. Little Thunder glaubte, es sei alles friedlich geregelt und wollte dem General die Hand zum Abschied reichen. Harney weigerte sich, die Hand zu schütteln und sagte: „Geh hin und kämpfe!" Er gab das Zeichen zum Angriff. 136 Indianer wurden gemordet, das Lager der Sioux wurde vernichtet, Hofgeschichtschreiber feierten diese „Schlacht von Ash Hollow" als großen Sieg und ein Ruhmesblatt für den General. Die „Historical Collection" von Süd-Dakota schreibt mit Recht von „einer schandvollen Affäre, unwürdig amerikanischer Waffen, eine Schmach für den Offizier, der sie plante und durchführte."

Am 29. April 1868 schlossen die Generäle Sherman, Sanborn, Terry, Augur und der genannte Harney und zwei Zivilisten einen Vertrag mit den Indianern, demzufolge diese in dauernden Reservationen leben sollten, jedoch mit dem Recht, auf ihren alten Jagdgründen zu jagen, „solange

es Wild zum Jagen gibt". Schon am 7. Oktober desselben Jahres stimmten die fünf Generäle trotz energischen Widerstandes der zwei Zivilisten einstimmig dafür, das Jagdrecht außerhalb der Reservation abzuschaffen — ohne Zustimmung der Vertragspartner. Das Kriegsministerium gab der Armee den Auftrag, Indianer außerhalb der Reservation, also auf dem vertraglich zugesicherten Jagdgebiet, als Feinde zu behandeln. 1874 wurde General Custer auf eine Inspektionstour nach den Black Hills gesandt, ebenfalls in Verletzung des Vertrages, der festlegte, daß Soldaten dieses Gebiet nicht betreten dürfen.

1875 erfolgten neue Provokationen. Es war ein besonders heißer, trockener Sommer. Den Indianern blieb keine andere Wahl als jagen oder verhungern. Sie verständigten den Regierungsvertreter, daß sie nach Vertragsrecht jagen wollten. Er konnte nicht dagegen sein. Das Kriegsministerium in Washington aber bestand darauf, daß die Sioux am 31. Jänner 1876 in ihren Reservationen zurück sein müßten oder als Feinde behandelt würden. Der Befehl erreichte die Indianer erst nach diesem Termin, bittere Kälte verzögerte ihre Rückkehr. General Sherman ordnete an, sie zu unterwerfen. Die Indianer wußten, es ging auf Biegen oder Brechen. Der „Medizinmann" Sitting Bull (Sitzender Bulle) und zwei führende Häuptlinge, Gall und Crazy Horse (Das verrückte Pferd) rüsteten zum Widerstand. Der Häuptling Red Cloud (Rote Wolke) weigerte sich mitzutun. „Ich habe den Vertrag von 1868 unterschrieben; ich werde ihn auch halten!" Die Ehre des Indianers — und der Generäle! Im Mai 1876 marschierten drei Kolonnen in die Jagdgründe, sie liefen in Fallen und wurden geschlagen. General Custer fand den Tod. Die Armee dürstete nach Rache. Die eigentlichen Kämpfer entkamen nach Kanada, die friedvollen, die zu Hause geblieben waren, wurden der Pferde beraubt (mit Ausnahme eines einzigen für jede Familie), die Munition, die sie zur Jagd brauchten, wurde ihnen abgenommen, sie wurden als besiegtes Volk behandelt. Die Black Hills mit Gold, Kohle, Holz und anderen Reichtümern der Natur waren für die Indianer verloren.

1890 versuchten die Indianer einen neuen Aufstand, der unter den überlegenen Waffen der Weißen in Blut erstickte.

Drei Meilen weit fand man die Leichen von Frauen und Kindern.

Was die Waffen nicht erreichten, zermürbte der Whisky, das „geheimnisvolle, mächtige Wasser" wie die Indianer sagen. „Whisky war ein Fluch für die Indianer", schreibt Father Goll. Ist es noch heute, möchte ich hinzufügen. Der Verkauf von Whisky und anderen alkoholischen Getränken ist nun verboten. Es finden sich aber immer wieder Weiße, die aus dem Verbot Geschäfte machen. Wenn ein Indianer — und das gilt für die meisten — Whisky oder auch nur irgendeinen Fusel in die Hand bekommt, trinkt er bis zur Bewußtlosigkeit. „Wäre es nicht für den Whisky", sagt Father Goll weiter, „die Black Hills wären nie in die Hand der Weißen gefallen. Die armen Indianer wurden verdummt, indem man die Reservationen mit Alkohol überflutete. Was in einem früheren Stadium mit Kugeln geschah, erreichte später der Fusel der Weißen. In jedem Falle war der Indianer das hilflose Opfer von Gier und offenkundiger Unredlichkeit. Als die zivilisierte Gesellschaft erschreckt von Blut sich abwandte, schien Whisky eine weniger grausame Waffe." (Ebd. 20 f.) Die Franzosen, die zu Hause Milch predigten, überfluten heute Afrika mit Fusel, der nicht mehr in Fässern, sondern in Tankschiffen, Tankautos und Tankwaggons eingeführt wird. (Vgl. den bedeutsamen Artikel darüber aus »La Vie Catholique Illustre«, der im „Offenen Wort", Wien, 16. Oktober 1954, nachgedruckt ist.)

Die Weißen haben die Gesundheit der Indianer zerstört. „Die Sioux waren eine kräftige Rasse, von Jugend auf an. Ertragen von Härten gewöhnt", schreibt derselbe Autor. „Kühnheit brauchten sie für die Jagden im Herbst jedes Jahres, wenn sie die Nahrung sammelten für den kommenden Winter. Die klimatischen Bedingungen des Landes paßten nicht für Schwächlinge. Die Schneestürme Süd-Dakotas sind eine Probe für Abhärtung auch heute, da die Menschen Block- oder Holzhäuser mit warmen Öfen haben. Ein Blizzart dauert gewöhnlich drei Tage; hernach muß man einen Weg ins Freie durch die Schneeberge schaufeln ... Das harte Klima entwickelte kräftige Körper, immun gegen Erkältungen und ihre schlimmsten Folgen, Lungenentzündung und Tuberkulose. Die Gefahren für die Gesundheit waren um so

schlimmer, wenn das Training für Abhärtung verschwunden und kein Ersatz gefunden war, den neuen Krankheiten, die die ‚Zivilisation' mitbrachte, zu begegnen. Das Verschwinden des Buffalo und des Jagdlebens trafen unglücklicherweise ein Volk, das darauf nicht vorbereitet war. Als die Regierung versuchte, den Sioux die Kultur des weißen Mannes zu bringen, wurden gesundheitliche Probleme übersehen. Der Weiße wollte das Land der Indianer. Um sie dafür bereit zu finden, ihr Land abzutreten, wurden ihnen Nahrung und Kleidung der Weißen versprochen und gegeben. Der Tausch kostete den Weißen wenig, den Indianern physisch sehr viel. — Der Indianer, der durch Anstrengungen bei den Buffalojagden seine Gesundheit erhalten hatte, wurde nun ohne persönliche Mühe gespeist und gekleidet, was praktisch bedeutet, daß er in ein Leben des Müßiggangs verfallen mußte und verfiel. Er erhielt Lebensmittel mit weniger Nährwert in unregelmäßiger Menge, Kleider und Betten, die weniger Schutz boten, er würde in Zelten aus Segeltuch statt aus Büffelhaut wohnen oder, noch schlimmer, in Blockhütten fast ohne Ventilation im Winter. Der Indianer zahlte einen enormen Preis für den erzwungenen Müßiggang und die halbwollene Zudecke." —

Ich will darauf verzichten, Parallelen zum Erleben der Indianer zu ziehen. Damals kannte man das Wort „genocide", Rassenmord, noch nicht. Ich will nur abschließend sagen: Es ist nicht gelungen, die Indianer rassisch zu assimilieren. Ehen zwischen Vollblutindanern und Vollblutweißen sind mir nicht begegnet, wohl gelegentlich Ehen zwischen Mischlingen, die viel weniger auffallen als Ehen zwischen Weißen und Negern. Der Indianer wird toleriert, vielleicht auch aus dem Gedanken: Seine Zeit ist bald vorüber. Nur im Kriege, besser gesagt, für den Dienst an der Front sind sie Amerikaner und gleichberechtigt, wie mir manch einer sarkastisch sagte. — Die Sprachen der Indianer sind zum Aussterben verurteilt. Kommende Generationen können sie in Museen von Schallplatten hören. Die Jugend spricht nur mehr englisch. Eines Tages war ein Indianer bei mir auf der Pfarrei, um Auskunft zu holen über eine Eintragung im Taufbuch, übrigens ein sehr kultivierter Mann, der ein ausgezeichnetes Englisch sprach. Sein Name war

Rousseau. — Ich fragte ihn, ob er noch Indianisch könne. „Ja", antwortete er, „aber ich spreche englisch mit meiner Frau. Nur wenn ich vor den Kindern etwas geheimhalten will, sprechen wir indianisch. Die Kinder sprechen nur englisch, aber, was sie nicht verstehen sollen, verstehen sie auch auf indianisch", meinte er, schelmisch lächelnd.

5. Die religiöse Zerrissenheit

Christoph Columbus „dachte sein ganzes Leben lang daran, die Wahrheit Christi in neue Länder jenseits der Meere zu tragen, er wollte Christus eine zweite Hemisphäre, eine andere Welt übergeben", schreibt Giovanni Papini. („Himmel und Erde", Amandus-Edition, Wien 1947, S. 94.)

„In welcher Weise hat Amerika auf den christlichen Traum des Cristoforo aus Genua geantwortet?", fragt derselbe Autor und antwortet: „Fast alle Autochthonen wurden, fast alle Eingewanderten waren Christen, wenigstens dem Namen und dem Scheine nach. Aber in diesen viereinhalb Jahrhunderten konnte der ganze Kontinent der Kirche von Rom nur einen Heiligen — eine Frau: Santa Rosa da Lima — geben, dafür eine Häresie von ... Yankeegeschmack: Den ‚Amerikanismus' ..."

„Aber das christliche Amerika hat seine schöpferische Kraft auch mit der Gründung neuer Religionen beweisen wollen. Drei sind die berühmtesten: Das Mormonentum des Josef Smith, die ‚Christian Science' der Bader Eddy und die in New York von dem amerikanischen Obersten Henry Steel Olcott auf Inspiration der Russin Blatavsky gegründete Theosophie."

„Die erstere, deren heiliges Buch der plumpe Roman eines Analphabeten ist, wurde dank ihrer Polygamie volkstümlich; die zweite verspricht allen die Unterdrückung der Krankheiten ohne Ärzte und Medikamente; die dritte stellt den Privilegierten der Welt, dank der bequemen Doktrin des ‚Karma', die Ruhe des Gewissens wieder her."

„Praktische Religionen, wie man sieht, utilitaristische, ich möchte fast sagen, ‚funktionelle' Religionen, die jedoch nicht verdienen, Religionen genannt zu werden." (S. 96 f.) Papini

erwähnt noch den Transzendentalismus und den Spiritismus und fährt dann fort:

„Es ist nicht notwendig, hinzuzufügen, daß die absurdesten und wunderlichsten Sekten — christliche und nichtchristliche —, die in Europa und Asien entstanden, in Amerika Jünger und Kapital fanden. Es gibt keine noch so überspannte Theologie, die nicht in den USA ihr gelobtes Land gehabt hätte."

„Christoph Columbus hat in Amerika seine Streiter, aber sie sind, wenngleich zahlreich, doch numerisch in der Minderheit dem riesigen Söldnerheer des Antichrist gegenüber." (S. 98.)

Amerika nennt sich ein religiöses Land. Auf den Dollarmünzen, neuestens auch auf Briefmarken, steht das Wort: In God we trust (Wir vertrauen auf Gott). "Catholic Digest" hat im Dezember 1952 in einer der landesüblichen Enqueten festgestellt, daß 99% der Bevölkerung an Gott glaube. Diese Angabe erscheint mir so unzuverläßlich wie die Prophezeiungen des Gallup Pools über den Ausgang der Präsidentenwahlen oder die Feststellungen des skandalösen Kinsey-Berichtes über das sexuelle Verhalten der Frauen Amerikas, ganz abgesehen, daß man den Begriff „gottgläubig" doch näher bestimmen müßte. Ich bestreite nicht, daß es in Amerika viel echtes, tiefes religiöses Leben gibt. Es ist sicherlich überspitzt und einseitig, wenn der ehemalige Primas von Norwegen, der lutherische Bischof Eivind Berggrav, meinte: „Manchen europäischen Christen scheinen die Kirchen Amerikas gelegentlich zwei Altäre zu haben, einen für den Dollar, den anderen für Gott." („Time", 28. September 1953.) Es stehen auch in Europa genug Altäre für den heiligen Franken, die heilige D-Mark, den heiligen Schilling. Es scheint mir aber widerlich und pharisäerhaft, wenn Amerika der Welt eine Botschaft des Glaubens senden will, so wenn Präsident Eisenhower in einer Zeremonie bei der Einführung der neuen Briefmarke erklärte: „Hier ist das Land der Freiheit, das Land, das lebt in Respekt für Gottes Barmherzigkeit zu uns. Wer immer künftig eine solche Marke auf einen Brief klebt, muß etwas von dem Geiste fühlen, der uns beseelt, wenn wir zur Statue der Freiheit aufschauen oder das Motto lesen: Wir vertrauen auf Gott."

("Tablet", 17. April 1954.) — Ein Land, das wirklich an Gott glaubt, kann nicht eine heidnische Politik machen und Gottes- und Menschenrecht mit Füßen treten. Der Gottesglaube muß sich im Leben erweisen, nicht in salbungsvollen Phrasen, soll er überzeugend wirken.

Nach "World Almanach 1953" (S. 705 f.) gibt es in Amerika etwa 230 verschiedene religiöse Gemeinschaften und Sekten, die 81,355.494 Mitglieder ausweisen. Die Hälfte der Bewohner Amerikas bekennt sich also zu keiner religiösen Gemeinschaft. Zahlenmäßig die stärkste Gruppe sind die Katholiken mit 29,407.520 Mitgliedern (31,648.424 nach dem "Official Catholic Directory" für 1954). Die nächststärkste Gruppe sind die Baptisten mit insgesamt 17,500.734 Mitgliedern, die aber in 23 Sekten aufgespalten sind. Es folgen die Methodisten in 20 verschiedenen Sekten mit insgesamt 11,398.057 Anhängern. Die Lutheraner mit 20 Untergruppen zählen 4,460.159 Anhänger; die durch ihre Wohltätigkeit in Europa weit bekannten Quäker (Friends) zählen nur 113.239 Mitglieder in 9 verschiedenen Gruppen; die Adventisten mit 7 Gruppen 596.340 Bekenner, die Heilsarmee 227.821 Mitglieder.

"Catholic Digest" hat im Dezember 1952 Untersuchungen angestellt über den Besuch des Gottesdienstes bei den drei bekanntesten religiösen Gruppen des Landes. Von den Katholiken besuchen darnach 62% regelmäßig die pflichtmäßige Sonn- und Feiertagsmesse, 20% regelmäßig den Gottesdienst, 14% einmal, 13% zweimal, 16% dreimal im Monat, 32% überhaupt nicht. — Von den Juden halten nur 12% regelmäßig den Sabbat, 56% überhaupt nicht.

Die Formen der Gottesdienste sind ebenso verschieden wie die religiösen Gemeinschaften und Sekten. Man kann wohl zwischen einem feierlichen Hochamt in einer katholischen Kathedrale und den Services der Holy Rollers, die sich in eine hysterische Ekstase hineinschreien, oder der Faith Healers (Glaubensheiler) keine gemeinsame Basis finden. —

Ich will mich jeder Kritik der religiösen Lage Amerikas enthalten, ich will nur einige Urteile anführen. Ein französischer Dominikaner, P. Bruckberger, schreibt geradezu

enthusiastisch. „Dieses Volk ist christlich. In der religiösen Sphäre sehen wir am deutlichsten, daß Amerika kein Teil der ‚modernen Welt‘ ist. Die große Verkündigung dieser modernen Welt, deren Herold Nietzsche mit dem Wort ‚Gott ist tot‘, ist, ist an Amerika vorübergegangen. Man hat den Eindruck, daß sie nicht soweit reichte. Oder, wenn sie hinkam, blieb sie unbeachtet. Sie hat dieses Volk nicht erfaßt. Dieses Volk ist fromm. Vielleicht müßte man Jahrhunderte alt sein, um den Atheismus zu empfinden und zu leben wie gewisse Europäer." ("Time", 11. August 1952.)

Der lutherische Bischof Berggrav sagt u. a.: „Das amerikanische Christentum ist allzu oft eine institutionelle statt eine persönliche Angelegenheit... Amerikanische Christen erscheinen oft allzu selbstsicher über ihr eigenes Wirken, so daß Gott bisweilen ebenso von ihnen als sie von Gott abhängig zu sein scheint... Die amerikanische Christenheit erscheint oftmals konfus; sie hat keine glaubensmäßige Struktur und offenkundig unklare Begriffe über die Stellung und Rolle Jesu als Retter und Erlöser... Sie erscheint zusehr gespalten, selbst innerhalb offizieller Bekenntnisse, wie der Methodisten, Baptisten und Lutheraner. Die Spaltungen scheinen oft mehr durch Gefühle als durch gesundes theologisches Denken motiviert... Der Ausblick der amerikanischen Christenheit erscheint vielfach erdgebunden, als würde sie die Erfüllung des Reiches Gottes hier auf Erden erwarten — man möchte fast sagen: in Amerika." Er fügt noch hinzu: „Europäische Kirchenvertreter wundern sich manchesmal über die Tatsache, daß in Amerika die Kirchen ständig anwachsen, während über ganz Europa ihr Einfluß zurückgeht. Vielleicht sind wir Europäer wie der Sohn des Evangeliums, der ja sagt, aber sein Versprechen nicht einhält, während der Amerikaner dem anderen Sohne gleicht, der nein sagt, aber hingeht, um den Willen des Vaters zu tun. Vielleicht sind die Amerikaner langsam darin, die Fragen durchzudenken, aber schnell und entschlossen zu handeln, während wir gründlicher denken, aber langsam in der Durchführung sind." — Berggrav zweifelt selber, ob sein Urteil nicht zu allgemein und immer berechtigt ist.

Vor Jahren hörte ich ein sogenanntes "Town-Meeting of the Air". (Wörtlich: Stadt-Meeting über den Äther. Eine

typisch amerikanische Institution. Aktuelle Fragen werden in einem Saal mit zwei Pro- und zwei Kontrarednern und anschließender Aussprache behandelt und landweit übers Radio übertragen.) Dr. Charles C. Morrison, der Herausgeber der angesehenen Zeitschrift "Christian Century", erklärte damals: „Der Protestantismus unserer Tage läuft weiter am Glauben unserer Großväter. Er hat selber keinen tiefen, selbständigen Glauben erzeugt. Wir verloren unsere Religion an den Säkularismus." Dr. Morrison nennt dafür drei Gründe: 1. Die säkularisierte Erziehung. Die Religion ist aus den öffentlichen Schulen rigoros ausgeschlossen. Die Jugend muß daraus schließen, daß sie überflüssig oder nebensächlich ist. Die Kirche kann mit einer Stunde Sonntagsschule dem nicht wirksam entgegentreten. 2. Unsere Generation glaubt mehr an die Wissenschaft, die zum Religionsersatz wurde, als an das Christentum. 3. Die Kommerzialisierung des Unterhaltungswesens.

Father Gillis zitierte in einem Artikel ("The Tablet", 30. März 1946) ein Wort eines Präsidenten einer protestantischen Missionsgesellschaft, daß 800.000 Kinder, Protestanten, Katholiken und Juden, in New York überhaupt ohne Religionsunterricht aufwachsen. Gillis bestreitet diese Behauptung nicht, er fügt vielmehr hinzu, er kenne eine katholische Pfarrgemeinde, in der mit wissenschaftlichen Methoden festgestellt wurde, daß 1000 Kinder die Pfarrschule, also den Religionsunterricht nicht besuchen. Tiefernst schreibt er weiter: „Wir haben bereits 60 oder mehr Millionen, die zu keiner Kirche gehören. Vielleicht sind sie Atheisten, vielleicht auch nicht. Sicherlich sind sie so sehr Skeptiker oder Agnostiker, daß sie sich nicht mehr als Glieder einer religiösen Gemeinschaft bekennen. Fügen wir zu diesen Nicht-Gläubigen die Nachkommenschaft der 800.000 Kinder hinzu, die nun ohne religiöse Erziehung heranwachsen, und in einer oder zwei Generationen haben wir vielleicht 60 oder 75% unserer gesamten Bevölkerung, die weder Christen noch Juden, sondern Heiden sind."

Ein Zeichen zunehmenden Heidentums scheinen mir die Bräuche zu sein, die Tod und Begräbnis umgeben: Jede Leiche wird unmittelbar nach dem Tode vom Sterbehaus ab-

geholt und zu einem "Undertaker" (Leichenbestatter) gebracht. Dort wird sie einbalsamiert, d. h. das Blut wird aus den Adern abgezogen und eine konservierende Flüssigkeit eingefüllt. Dann wird sie schöngemacht, wobei man eingefallene Gesichter mit Watte ausfüllt, mit Puder und Schminke die fahle Farbe des Todes vertreibt. Man täuscht die Angehörigen über die Wirklichkeit und den Ernst des Todes hinweg. — Der Leichnam wird offen aufgestellt, am Begräbnistag in einer Art Kapelle mit magischem indirektem Licht, diskreter Orgelmusik aufgebahrt. Die Leichenhalle übernimmt die Rolle der Kirche, der Begräbnisdirektor die Stelle des Priesters. Das Geschäft blüht für den Undertaker.

Die Mitglieder aller religiösen Gemeinschaften bringen freiwillig staunenswerte Opfer für die Erhaltung ihrer Kirchen, Schulen und anderen Einrichtungen. Die konfessionellen Schulen, von der Volksschule bis zu den Universitäten, ersparen dem Staat und den Gemeinden enorme Mittel, die sonst für Errichtung und Erhaltung von Schulen, Besoldung der Lehrer usw. aufgebracht werden müßten. Dabei müssen von den Gläubigen auch zu den konfessionslosen Schulen Beiträge geleistet werden. Die Kinder, die konfessionelle Schulen besuchen, dürfen die öffentlichen Schulautobusse nicht benützen, weil dies angeblich gegen den Grundsatz der Trennung von Kirche und Staat verstößt. Religionsunterricht darf in öffentlichen Schulen nicht erteilt werden, selbst die Schulräume dürfen zu diesem Zweck nicht benützt werden. Katholische Lehrer und Schwestern dürfen in öffentlichen Schulen nicht unterrichten, auch wenn sie in jeder Hinsicht dafür qualifiziert sind. In Nord-Dakota, in den Diözesen Bismarck und Fargo, in denen dies erlaubt war, wurden die geistlichen Schwestern vor die Entscheidung gestellt, entweder ihr Ordenskleid abzulegen oder den Unterricht einzustellen. Das alles hat unter dem breiten Mantel der Demokratie und Toleranz Platz.

Wenn die Liebe das Kennzeichen der Jünger Jesu ist, wie der Herr selber uns gesagt, so dürfen die Christen Amerikas manches auf der Kreditseite für sich buchen. Es ist notwendig, auch diese Liebestätigkeit im rechten Lichte zu sehen. Am 26. Januar 1948 brachte das bekannte „LIFE-

Magazin" einen Leitartikel: "American Generosity" mit dem Untertitel: Die Zahlen beweisen, daß die meisten von uns viel weniger leisten, als ihre Pflicht gegenüber den Mitmenschen wäre. Darin wird u. a. ausgeführt:

„Geschenke an Kirchen erreichen eine Höhe wie nie zuvor. Täglich werden mehr als 20.000 CARE-Pakete nach auswärts verschickt. Da die Preise steigen und die Not wächst, haben große und kleine Caritasgruppen für ihre Aktionen im Jahre 1948 Höchstziele fixiert. Der Vereinigte Jüdische Appell, allen voraus, will nicht weniger als 250 Millionen aufbringen, den doppelten Betrag des Vorjahres. (1951 gibt "World Almanach" die Zahl der Juden in Amerika und Kanada mit 5,198.008 an.) Unsere Gemeinschaftskassen wollen mehr als 170 Millionen Dollar sammeln ... Überseehilfe will im Februar allein 60 Millionen aufbringen. Solche Statistiken bringen die Versuchung, die Amerikaner als die edelsten aller Menschen zu feiern ... Selbst wenn das bewiesen werden könnte, wären Gratulationen fehl am Platze."

„Tatsache ist, daß der Amerikaner von heute weniger großherzig ist als sein Vater und Großvater, viel weniger, als er nach jedem Maßstab sein müßte. Die Caritasgruppen und Institutionen, die von seiner Großmut abhängen, können sich kaum halten. Sie erhielten letztes Jahr 2,5 Billionen. Das ist ein geringerer Prozentsatz des Nationaleinkommens (weniger als 2%) als in den schlimmsten Tagen der Depression (zirka 5%) ... Wir geben heute weniger für unsere Mitmenschen aus als für Bier und alkoholische Getränke (8,7 Billionen), Tabak (3,4 Billionen) und Wetten bei Pferderennen (6 Billionen Dollar). Schlimmer noch: während sich praktisch jedermann diese trivialen Vergnügungen leisten kann, hängt die Caritas weithin von einer gewissenhaften Minderheit (keineswegs der reichsten) ab, die an die Goldene Regel glaubt und darnach handelt. Während sich die Kluft zwischen reich und arm in Amerika verringert hat, wird eine häßlichere aufgerissen: die Kluft derer, die gegenüber Not, Elend und Unwissenheit in der Welt eine persönliche Verantwortung fühlen, und derer, bei denen dies nicht der Fall ist."

Die katholische Kirche ist, wie erwähnt, mit ihren mehr als 30 Millionen Bekennern die geschlossenste und zahlenmäßig stärkste organisierte religiöse Gruppe. Der Priester ist in allen Kreisen geachtet und wird mit ausgesuchter Höflichkeit behandelt, was schon durch die Anrede "Father" (= Vater) zum Ausdruck kommt, während man andere Religionsvertreter als Reverend oder einfach als Mister anspricht.

Den religiösen Geist, die Kraft der Überzeugung kann man statistisch nicht erfassen, messen und wägen. Wenn man den Kirchenbesuch, den Sakramentenempfang, die enormen Leistungen für Kirchen und Privatschulen, die ungezählten erstklassigen Spitäler, die National Welfare Conference und ihre Arbeit, die Leistungen der Catholic Extension Society, den Missionseifer, der heute die früheren Beiträge Europas ablöst, überdenkt, so zeugen sie für einen lebendigen Glauben.

Das äußere Wachstum der Kirche kommt durch die Tatsache zum Ausdruck, daß sie aus kleinen Anfängen um die Wende des 18. Jahrhunderts heute in 25 Erzbistümern und 100 Bistümern organisiert ist (zum Vergleich: Westdeutschland hat 24 Erzbistümer und Bistümer).

Es verdient besonders vermerkt zu werden, daß besonders Bayern und Österreich wesentlich zum Aufbau der katholischen Kirche Amerikas beigetragen haben. Bayern brachte hauptsächlich durch den Ludwig-Missionsverein in den Jahren von 1822—1921 einen Betrag von 886.504.52 Dollar auf, Österreich durch die Leopoldinenstiftung 79.117.68 Dollar. (Vgl. Theodore Römer, "Ten Decades of Alms", Zehn Dekaden von Almosen.)

Dazu kamen viele private Spenden und Sachwerte wie Kelche, Meßgewänder, Altarbilder, Glasfenster usw. Die Gaben aus Deutschland und Österreich mögen heute unbedeutend scheinen, sie waren wesentlich angesichts des damaligen Kaufwertes des Dollars. P. Bonifaz Wimmer, O. S. B., berichtet z. B., daß er 1847 eine schöne Kirche (Ziegelbau) um 1400 Dollar bauen konnte; für den Seminarbau von Milwaukee, ein dreistöckiges Gebäude mit Kapelle, rechnete man nur mit 15.000 Dollar (ebd. 226 f.) — ein Betrag, mit dem heute niemand an einen Bau denken könnte. Jeden-

falls, es stünde manche Kirche nicht ohne die Hilfe armer Menschen unserer Heimat.

Noch mehr, die bayrischen und österreichischen Missionsvereine warben viele Priester und Ordensleute für die Arbeit in Amerika. P. Bonifaz Wimmer errichtete das erste Benediktinerkloster Amerikas in St. Vincenz in Pennsylvania, dem bis zum Ersten Weltkrieg zehn Abteien folgten. Andere Orden hielten sich an dieses Beispiel. Bayern stellte Schulschwestern von Notre Dame, Ursulinen, Dominikanerinnen.

Heute scheint das alles vergessen. Nur wenige Namen der Bischöfe erinnern an deutsche Herkunft. Der Gebrauch der deutschen Sprache beim Gottesdienst ist im Aussterben — ganz entgegen den Intentionen der Kirche. Ob die Apostolische Konstitution „Exul Familia" vom Jahre 1952 diesen Prozeß noch aufhalten wird, wage ich nicht zu entscheiden.

Amerikas Katholiken haben die Beträge aus Deutschland und Österreich nominell zurückbezahlt, auch durch ihre Liebestätigkeit. Besser wäre es, sie hätten verhindert, daß Amerikas Flieger Europa zur Wüste machten. Es bleibt eine geschichtliche Tatsache, daß sie allein Rom bombardierten, ohne jegliche militärische Begründung und Notwendigkeit Monte Cassino, das Mutterkloster der Christenheit, die Dome von Köln, Salzburg, München usw. In dem Buche „Fahrt durch besiegtes Land" (Karlsruhe 1950, S. 84) habe ich auf Grund eines Augenzeugenberichtes nachgewiesen, daß kein deutsches Militär sich in Monte Cassino befand. Diese Feststellung wurde als Nazipropaganda abgetan. Seitdem hat General Mark W. Clark die Tatsache zugegeben und als „tragischen Irrtum" abgetan. — Im selben Buch (S. 101) bezeichnete ich die Bombardierung der Kirche von San Lorenzo fuori la mura, in der Papst Pius IX., der Verfasser des Syllabus, begraben liegt, als verspätete Rache der Freimaurer. Es sollte schon seine Leiche bei der Überführung durch den Mob in den Tiber geworfen werden. Aber: Die Grundstimmung Amerikas ist durchaus antikatholisch. Amerika ist neben Rußland das einzige Land, das keine Vertretung beim Vatikan hat. Wenn Roosevelt während des Krieges einen persönlichen Vertreter zum Hl. Stuhl entsandte, so nicht aus Sympathie, sondern weil

er den „Vatikan als guten Horchposten" betrachtete. Es ist ein ungeschriebenes Gesetz, daß kein Katholik Präsident werden kann. Es sei nur an die maß- und schamlose Hetze aus Anlaß der Kandidatur Al Smiths erinnert. Es gibt heute noch einflußreiche Kreise, die nicht den Bolschewismus, sondern Rom — den konsequentesten Gegner des Materialismus — als die größte Gefahr für Amerika betrachten und offen so bezeichnen. — Die Katholiken haben eine Reihe Wochenblätter und Zeitschriften, aber kein einziges katholisches Tagblatt. Die Freimaurerei ist in Amerika nicht ein exklusiver Kreis, sondern mehr oder weniger eine Massenorganisation, deren oberste Führung das Land regiert, ohne daß dies den unteren Graden immer zum Bewußtsein kommt. Die Kolumbusritter (Knights of Columbus), deren Zeremoniell dem der Logen nachgebildet ist, sind demgegenüber machtlos. Erzbischof Cushing von Boston stellte freimütig fest: „Mit beinahe 30 Millionen Katholiken üben wir heute weniger Einfluß auf das Denken und die Gesetzgebung des Landes aus als manche der schwächsten protestantischen Sekten. Die religiöse Macht der Katholiken ist groß, aber es ist falsch und gemein, von einer katholischen ‚Politischen Macht' zu sprechen (zitiert in "Look", 12. Februar 1952).

In der derzeitigen Regierung Eisenhower haben die Katholiken keinen einzigen Minister. Im Kongreß dürften sehr wenige Katholiken, um so mehr Freimaurer vertreten sein. Daß einzelne katholische Persönlichkeiten, wie etwa Kardinal Spellman von New York, auch politischen Einfluß haben, kann nicht bestritten werden. Daß dieser Einfluß nicht weit reicht, beweist nichts so klar, wie die Passivität Amerikas gegenüber der Behandlung der Kardinäle Mindszenty und Stepinac. Die Korrespondenz zwischen Präsident Roosevelt und dem Kardinal Mundelein von Chicago, der das unglückliche Wort von dem "paperhanger Hitler" prägte, gilt heute noch als strengstes Geheimnis, genau so wie die Vorkriegskorrespondenz des Präsidenten und des Königs von England.

Eine Persönlichkeit von weitreichendem Einfluß ist der New Yorker Weihbischof Fulton J. Sheen. Er gilt als der beste Radiosprecher Amerikas. Er hat den größten Hörer-

kreis am Radio und an den Fernsehapparaten Amerikas und neuestens auch Kanadas, größer als jedes andere Programm. — Bischof Sheen führte die heutige amerikanische Botschafterin in Rom, Clare Booth Luce, den Enkel Henry Fords, den Violinvirtuosen Fritz Kreisler, den bekannten Antikommunisten Louis Franzis Budenz zur Kirche.

In Amerika gilt verfassungsmäßig der Grundsatz der Trennung von Kirche und Staat. Es sollte damit die Gründung einer begünstigten Staatskirche und Staatsreligion verhindert, keineswegs aber der religionslose Staat proklamiert werden. Es ist nicht Aufgabe dieses Buches, das Problem und seine praktischen Auswirkungen zu behandeln. Die Kirchen haben — besonders während des Krieges — sich jeglicher Einmischung in staatliche Angelegenheiten enthalten, auch dort, wo es um die Dinge Gottes ging. Das christliche Gewissen hatte ein Moratorium. So in der Frage des Kriegseintritts, der unterschiedslosen Bombardierungen von Kirchen und Wohnvierteln, des Abwurfs der Atombomben usw. Es war eben „unsere Regierung", basta. Selbst die unselige Politik Roosevelts gegenüber dem Kreml fand ihre Verteidiger. So schrieb z. B. ein Direktor der NCWC, Msgr. John A. Ryan, in "Voice of Austria": „Es gibt etliche Gründe, anzunehmen, daß die kommunistische Herrschaft in Westeuropa für das Christentum weniger harmvoll wäre als die nazistische: 1. Stalin zeigt offen seinen Haß gegen die Religion. Darum würden die Christen nicht getäuscht wie in Nazideutschland. Die Religion würde ihnen nicht mit den diabolisch klugen Methoden der Nazis geraubt. 2. Stalin hat den Menschen, denen er die christliche Religion nimmt, keinen Ersatz zu bieten. Er könnte ihnen nur einen kräftigen Materialismus offerieren, während die Nazis einen Ersatzglauben aufstellten, der ein gewisses mystisches Element enthält, das irgendwie das menschliche Bedürfnis nach Religion befriedigt." (Zitiert in: "The Catholic World", November 1941.) Diese staatshörigen Superpatrioten erwarteten aber, daß die Menschen in den Diktaturländern protestieren und revoltieren sollten — gegen ‚ihre Regierung'."

Bischof Sheen hielt im März 1952 in Brooklyn eine grundsätzlich bedeutungsvolle Predigt über Religion und Patrio-

tismus. Darin erklärte er u. a.: „Wenn durch Lügen, Verleumdungen, religiöse Vorurteile eine Verfolgung gegen uns ausbrechen sollte, so wären wir doch durch unseren Glauben verpflichtet, nicht gegen die Regierung Amerikas zu revoltieren. Die Haltung der Kirche in dieser Frage ist bestimmt und klar: ‚Wenn die Ausschreitungen einen Punkt erreicht haben, daß alle Hoffnung auf Rettung verloren scheint, so lehrt sie, daß in den Verdiensten christlicher Geduld und in eindringlichem Gebet ein Heilmittel gesucht werden muß.' "

„Als während des letzten Jahrhunderts Katholiken in Frankreich gegen die Französische Republik Beschwerde führten, weil sie atheistisch sei, und erklärten, es sei unmöglich, einer solchen Regierung zu gehorchen, sagte ihnen die Kirche, sie ‚müßten einen Unterschied machen zwischen der Autorität der Regierung und ihrer Gesetzgebung'."

„Die Autorität kommt von Gott und darum muß ihr gehorcht werden. Die Gesetzgebung im Einzelfall kommt von Menschen und demokratischen Vorgängen. Revolutionen allein dürfen die Gesetzgebung nicht ändern."

„Selbst in Ländern, in denen die Kirche verfolgt wird, wird sie keine Revolution zum Sturz der Regierung zulassen. Als die Kirche zu Beginn dieses Jahrhunderts in Mexiko verfolgt wurde und Hunderte von Priestern und Gläubigen nur aus dem Grunde ermordet wurden, weil sie an Gott glaubten, verbot die Kirche jede Revolte, sie gebot vielmehr den Gläubigen, in Geduld und Einigung mit dem leidenden Christus für die Freiheit zu beten."

„In den letzten Monaten kam ein Brief, die Kirche Chinas betreffend, wo unsere Missionäre gefangengehalten, gemartert, verbannt und die Gläubigen erschlagen werden. Trotz der roten Tyrannei gab die Kirche den Gläubigen in China folgenden Auftrag: ‚Opfert eure Bedrängnis, eure Leiden, eure Trauer Gott auf, damit er schließlich der Kirche in China Ruhe und Freiheit schenke.' "

„Wie Petrus gehorsam gegenüber dem Caesar einschärfte, von dem er wußte, daß er ihn kreuzigen würde, so verpflichtet die Kirche zum Gehorsam gegenüber der staatlichen Autorität, auch wenn sie uns verfolgt." ("The Tablet", 22. März 1952.)

Grundsätze gelten entweder immer und überall oder sie

gelten gar nicht. Hat auch nur eine Stelle in Amerika den Opfern Hitlers diese Grundsätze verkündet? Gründet die These von der deutschen Gesamtschuld nicht auf der Behauptung, daß keine offene Revolte gegen Hitler stattfand? Mit welchem Jubel wurde die Ermordung Mussolinis in Amerika aufgenommen? Wird nicht heute noch die Aufforderung zur Revolte — so hoffnungslos sie ist, so wenig sie Unterstützung der „Kreuzfahrer" fände, wie gerade der 17. Juni in Berlin demonstrierte — in hundert Radiostationen zu den Völkern hinter dem Eisernen Vorhang gefunkt?? Wie urteilt Bischof Sheen über den 20. Juli 1944?!

6. Die Deutschen Amerikas

Die Vereinigten Staaten Amerikas gelten als angloächsisches Land. Tatsächlich sind sie es nicht. In dem Gemisch von Rassen, Völkern und Sprachen — 150,679.361 Einwohner nach der Volkszählung von 1950 — leben 30 bis 50 Millionen deutscher Herkunft, also immerhin ein Viertel bis ein Drittel der Bevölkerung. Dazu kommen Millionen anderer europäischer Herkunft; 15,043.598, also ein Zehntel, sind Neger.

„Während Spanier, Franzosen und Engländer die Ozeane erforschten und ihre Weltreiche aufbauten, stritten die Deutschen untereinander in ihren etwa 240 Herzogtümern und stürzten sich in einen religiösen Umsturz, der das deutsche Volk in zwei Blocks teilte, die bis in unsere Zeit weiterwirken... Sicherlich, die Deutschen erforschten nicht die Ozeane und waren in die Balgerei um Kolonien nicht verwickelt... Zur Zeit, da Kolumbus Amerika entdeckte und in den folgenden entscheidenden Dekaden, schufen die Deutschen manche der beachtenswertesten Gemälde, Skulpturen, Bauten und literarische Arbeiten der Welt. Politisch waren sie uneinig und in törichte Bürgerkriege verwickelt.. Der Versuchung erliegen und tatsächlich für die Religion (oder politische Ideologien) Krieg führen, ist eine Sünde und eine Torheit. Dadurch verpaßten die Deutschen die glorreichen Erforschungen und die Kolonisierungsarbeit des 16. Jahrhunderts." (Dr. A. J. App, "The Germans in the

World of Christopher Columbus", Nord Amerika, 22. Oktober 1953.)

Wenn die Deutschen an der Entdeckung Amerikas nicht beteiligt waren, die späteren Einwanderer hatten hervorragenden Anteil am Ausbau und an der Entwicklung Amerikas. (Vgl. Colin Ross, „Unser Amerika", F. A. Brockhaus, Leipzig 1936.) Sie haben keinen Dank dafür geerntet.

Politisch sind die Deutschen Amerikas machtlos. Wären sie einig und volksbewußt, wie etwa die Tschechen oder Polen Amerikas, sie hätten den zweimaligen Kriegseintritt Amerikas gegen Deutschland verhindern können, kein Präsident hätte es gewagt, den Morgenthau-Plan zu akzeptieren oder das unmoralische, unmenschliche unconditional surrender als Kriegsziel zu proklamieren — er wäre rasch in der politischen Versenkung verschwunden.

Ich wage die Behauptung, daß das Deutschtum Amerikas als politischer wie als kultureller Faktor am Ende ist, so bitter diese Erkenntnis sein mag.

Dafür gibt es verschiedene Ursachen: Die meisten Einwanderer suchen nur eine neue Existenz. Daß sie auch eine Mission zu erfüllen haben als Repräsentanten ihres Volkes, kam ihnen nie zum Bewußtsein. — Die Deutschen sind und bleiben Partikularisten, sie sind zuerst Bayern, Preußen, Sachsen, Württemberger, nicht Deutsche. Sie kämpfen nicht für ihr Volkstum, wie etwa die Auslandsdeutschen Europas. — Die religiöse Spaltung der Heimat geht ihnen nach. — Die Einwanderer nach dem Ersten Weltkrieg verließen die Heimat in Enttäuschung und Verbitterung, die ihnen nicht das Lebensnotwendige bot, bieten konnte, vielleicht nicht wollte. — Die Einwanderer vor und während des Zweiten Weltkrieges übertrugen zumeist ihre Verbitterung, um nicht zu sagen ihren Haß, gegen das Hitler-Regime — menschlich bei vielen durchaus begreiflich — auf das deutsche Volk und vergifteten damit ihre Umwelt.

Die bewußte Entnationalisierung der Neueinwanderer gehört zu den fixen Programmpunkten jeder amerikanischen Regierung. Englisch ist die Landessprache; wer um die Staatsbürgerschaft nachsucht, muß eine Prüfung in der englischen Sprache ablegen. Es ist einleuchtend, daß jeder, der im Geschäft, im öffentlichen Leben vorankommen will, die

Sprache des Landes beherrschen muß. Nicht verständlich ist, daß er darüber seine Muttersprache vergessen müßte. Man ist so oft Mensch, als man neben der Muttersprache eine fremde Sprache kennt. Durch sie öffnet sich das Tor in die Welt, der Einblick in andere Kulturen. — Amerika ist sich bewußt — trotz aller Überbetonung des Amerikanismus —, daß es kein Volk, keine Nation ist. Darum soll künstlich eine amerikanische Nation geschaffen werden.

In diesem Zusammenhang möchte ich die Ausführungen eines geistvollen Priesters zitieren, den ich einige Wochen auf einer Studienreise durch Amerika begleiten durfte. (Der Bericht ist 1948 als Privatdruck erschienen. Ich kann deshalb den Namen des Autors nicht nennen.) „Man nennt Amerika mit seinem üblichen Lebensrhythmus gern einen Schmelztiegel. Ich brauche das Wort nicht gern. Es kennzeichnet eine geistige Strömung, die ungezählt viele Anhänger hat, die Herz und Hirn vernebelt, die klare Sicht nimmt und das Volk in den Abgrund führt. Wo es als Schlagwort verwendet wird, bringt es überall Verwirrung hervor, weil es ein Zerrbild als ein Ideal, und eine Fehlentwicklung als Normalfall darstellt. Jeder Vergleich hinkt, so auch hier. Er läßt verschiedene Ausdeutungen zu, die Farbe und Gestalt durch Brauch und öffentliche Meinung erhalten. Die Amerika als Schmelztiegel bezeichnen, wollen damit aussagen, daß dieses seltsame Land alle und jede fremde nationale Art wie in einem Schmelzofen auflöst, zerschlägt, zerstükkelt, vernichtet. Nichts darf mehr davon übrig bleiben, alles Eigenständige, Originelle muß aufhören. An seiner Stelle tritt ein Fertigprodukt, das man ‚amerikanische Art' nennt, die aber niemand genau oder annähernd bestimmen kann. Unwillkürlich kommt einem das Wort in den Sinn: Was man nicht definieren kann, sieht man als Amerikanismus an. Die Ureinwohner des Landes sind die Indianer. Sollen sie hiesiger Art den Stempel aufdrücken? Warum hat man sie dann überall zurückgedrängt in die Reservationen, warum nur zwei Kulturprodukte von ihnen angenommen: Tabak und Mais? Man spürt sofort das Widersinnige solcher Behauptung. Darin besteht ja das Wesen amerikanischer Art, daß sie von vorneherein keine Verwurzelung kennt in einheitlichem Volkstum und Volkscharakter, sondern ein In-

einanderfließen aller nationalen Arten darstellt, die im Lande vertreten sind, freilich mit historisch und örtlich bestimmten gemeinsamen Neigungen gepaart. *Erhalten sich* die mitgebrachten und ererbten Stammesarten nicht, so muß die Wirkung ein verwaschenes, charakterloses Massenmenschentum sein. Niemand aber wird behaupten wollen, daß dies die amerikanische Idee ist. *Öffnen* die Arten sich nicht füreinander, so wachsen die Nationen nicht zu einem Volke zusammen. Die Heirat zwischen den einzelnen Stämmen sorgt hier schon von selbst für eine gewisse Kreuzung. Für Erziehung und Bildung eines Volkes, das eine Großmacht darstellt, ist es aber überaus förderlich, ja bis zum gewissen Grade notwendig, sich nicht nur von naturhaften, triebmäßigen Regungen leiten zu lassen, sondern ein aus den Naturanlagen fließendes Ziel als bewußten Gotteswunsch, als klar erkannte Aufgabe ständig vor Augen zu halten."

„Noch klingt mir in den Ohren, was Matt (der verdienstvolle Herausgeber des ‚Wanderers', St. Paul, Minn.) mir erzählte von Dr. Straubinger, dem ehemaligen Caritasdirektor von Stuttgart. Er hat sich früher stets gewehrt gegen die Auflösung deutscher Art in ein unbestimmtes Etwas oder eine konkret willkürlich bestimmte Form. Sein Lieblingsausdruck sei gewesen: ‚Wir wollen kein Kulturdünger sein für fremde Länder und Völker.' Das bekannte Bild kann ähnlich wie das andere vom Schmelztiegel einen rechten Sinn haben. Hier soll es aber gedeutet werden als widerstandsloser Auflösungsprozeß origineller Stammesart, die nicht mitprägt, sondern nur geprägt wird, die sich nicht kraftvoll bewahrt und durchsetzt und als Dauerbesitz in das neue Volk übergeht, sondern durch charakterlose Anpassung sich aufgibt, um wirtschaftlich, politisch oder auch sozial vorwärts zu kommen."

„Die offiziellen hiesigen Kreise haben sich ganz und gar englischer Art verschrieben und möchten sie überall zur Herrschaft bringen. Jede andere Art soll innerlich in sie ein- und übergehen, soll bedingungslos in sie ein- und umgeschmolzen werden. Wo es sich um die Sprache handelt, ist das Experiment geglückt. Auch äußere Gebräuche mögen sich stark nach der Richtung orientieren. Weiter darf aber die Wandlung nicht gehen, wenn Amerika einmal ein wur-

zelstarkes, bodenständiges Volk werden will, das seine Sendung in der Welt erfüllt."

„Matt pflegte Straubinger zu antworten: ‚Was wollen wir anderes machen, wir wollen froh sein, daß wir Dünger sein können.' Dagegen möchte ich protestieren, wenn das Wort Kulturdünger im gebräuchlichen Sinne gemeint ist. Die Natur selbst erhebt dagegen Widerspruch. Sie widersetzt sich solcher Vergewaltigung. Das alte Gesetz: Das Sein bestimmt das Tun, hat auch heute noch seine Geltung. Und das Handeln gegen gottgeprägte Natur ist immer ein Verbrechen, das sich früher oder später rächt. Wozu also Unmögliches versuchen? Wozu Kraft und Zeit hergeben und schließlich wieder vor Ruinen stehen? Wozu die Kräfte, die zum Aufbau gegeben, zum Niederreißen mißbrauchen? Will Kulturdünger aber so verstanden werden, daß deutsche Art mit ihren wertvollen Aufbaustoffen in das amerikanische Volk übergeht und sich mit natürlichen Eigentümlichkeiten anderer Stämme zu einem einheitlichen Lebensgebilde verbindet, ähnlich, wie in der Ehe Mann und Frau ihre besten Lebenskräfte für das Kind hergeben, so bin ich damit einverstanden. Dann ist ein fester Standpunkt gewonnen, von dem aus der Deutsche in Amerika sich selbst und seine Umgebung sehen, bewerten und gestalten darf und soll."

„Lieber möchte ich ein anderes Bild gebrauchen, das nicht so belastet ist. Amerikanische Art, wie Gott sie will, und wie sie dem Volke frommt, darf als Glocke betrachtet werden, die zwar aus verschiedenen wertvollen Substanzen gegossen, aber noch nicht fertig ist und deshalb keinen vollen Klang gibt. Soll der Klang rein werden, muß jede beigemischte Substanz arttreu sein, sorgfältig gepflegt werden, und sich mit den wertvollen Eigenschaften der anderen Substanzen verbinden. Das Gebilde, das letzten Endes herauskommt, ist die originelle amerikanische Volksseele, die nicht als Addition oder Multiplikaton der einzelnen natürlichen Eigenschaften, sondern als etwas Neues aufzufassen ist."

„Man hat uns (Deutschen) die Sprache und guten Namen genommen. Die Rache soll darin bestehen, daß wir bewußt und sorgfältig unsere Edelart pflegen, die Unart ablegen und so für den Abschluß des Glockengusses und vollendeten

Wohlklang sorgen im Interesse von Geschlossenheit der Persönlichkeit und des Glückes und der Fruchtbarkeit des neuen Vaterlandes. Das sollte in einem wirklich demokratisch regiertem Staate nicht so schwer sein." —

Die deutsche Sprache ist zum Aussterben verurteilt. Die Entwicklung ist landweit ähnlich, wie ich sie aus meinem Erleben unter Deutschrußländern in Glencross skizzierte. Die Wiederzulassung deutscher Einwanderer, besonders vieler Volksdeutscher, wird diesen Prozeß nicht aufhalten. Die meisten der heutigen Auswanderer, besonders die jüngeren, beherrschen bereits die englische Sprache und passen sich so schnell als möglich dem neuen Lande an, um nach der Not des Krieges und der Nachkriegszeit wieder festen Boden unter den Füßen zu gewinnen.

Wer sich bewußt ist, daß zwei Weltkriege mehr als ein Zehntel unseres Volkes ins Grab rissen, daß unser Volk mehr Särge als Wiegen zählt, mehr Hunde als Kinder (vgl. Dr. Hannes Bergmann „Etatistisches und volkliches Denken", Sonderdruck aus Volk und Staat", Festschrift Karl Massmann, 1954, S. 157 f.: „Die USA haben den Vorschlag des Morgenthau-Planes, den biologischen Krieg gegen Deutschland auch nach Beendigung der Kampfhandlungen fortzusetzen, beizeiten fallen gelassen. Aber das deutsche Volk hat diesen Krieg gegen seine biologische Substanz von sich aus durchgeführt, und zwar so gründlich, daß seit 1945 geradezu von Tendenzen zu einem biologischen Selbstmord eines Volkes gesprochen werden kann. Deutschlands Geburtenverlust seit 1945 ist bereits größer als Deutschlands Verlust an Toten des Zweiten Weltkrieges. Während die USA oder Frankreich die Erhöhung ihrer Geburtenziffern melden und deren mit Stolz sich rühmen, und hinter dem Eisernen Vorhang das bolschewistische System die Geburtenziffer als wichtigsten Faktor des Geburtenpotentials hochtreibt, glauben die Deutschen, durch Minderung der Volkssubstanz der Zeit zu entsprechen. Das gilt für die Deutschen in der Bundesrepublik wie für Österreich, und zwar für die Eingesessenen fast mehr als für die Vertriebenen"), wer weiß, daß die Mehrzahl der Auswanderer unserem Volk und Volkstum, dem Wiederaufbau, der Wissenschaft, der

Wirtschaft verlorengehen, kann nur mit tiefer Erschütterung die Auswanderungsstatistiken verfolgen. In den „News", dem Nachrichtenblatt der "International Catholic Migration Commission" (No. 11/12, November/Dezember 1954, Genf), fand ich folgende Angaben. In den Jahren zwischen 1945 und 1953 wanderten etwa 263.000 Deutsche aus der Bundesrepublik nach Übersee aus:

Jahr	Gesamtzahl der Emigranten
1945	3.000
1946	8.000
1947	9.000
1948	12.000
1949	15.000
1950	35.000
1951	61.000
1952	59.000
1953	61.000
Insgesamt	263.000

Von 1945 bis 1948 waren fast alle Einwandererländer für Deutsche gesperrt, darum erst ab 1949 das rasche Anwachsen der Ziffern. — Zu den Auswanderern nach Übersee kamen in diesem Zeitraum noch etwa 140.000, die sich in europäischen Ländern niederließen, so daß eine Zahl von rund 400.000 erreicht wird.

Sehr instruktiv ist die folgende Tabelle:

Periode	Total	Auswanderer pro 100.000 Einwohner	Einwanderer nach USA
1901—1905	29.308	50	26.972
1906—1910	26.621	43	24.062
1911—1913	22.359	34	17.243
1919—1920	5.801	10	821
1921—1925	59.452	95	39.433
1926—1930	54.007	84	41.483
1931—1935	12.659	19	9.182
1936—1937	14.697	22	9.471
1953	60.933	126	15.369

Frieden und Krieg spiegeln sich in diesen Ziffern, auch die Einstellung Amerikas zum deutschen Volk. Um die Jahrhundertwende verließen nur 50 von 100.000 Einwohnern die Heimat, 1953 waren es 126. Früher absorbierte Amerika die Masse der Auswanderer, heute nur einen Bruchteil, 1953 stand Kanada mit 32.232 deutschen Auswanderern an der Spitze der Aufnahmeländer.

Jedem deutschen Besucher Amerikas ist es wohl aufgefallen, daß viele Deutschstämmige, selbst solche, die noch durch deutsche Schulen gingen, kein reines Deutsch mehr sprechen können, selbst wenn sie den Willen haben. Ich meine nicht den Dialekt, der immer etwas Frisches, Natürliches, Bodenständiges hat. Selbst Goethe hat gemeint, der Dialekt wäre der Mutterboden der Sprache und nur der könne eines Tages richtig Deutsch sprechen und schreiben, der den Dialekt beherrsche. Ich denke an die Sprachverhunzung, an den Mischmasch von deutschen und englischen Worten, den mein Freund Paul Ortner, Chefredakteur der Chicago "Abendpost" in seinem Büchlein „Die schönste Lengevitsch" (Verlag Pacal Covici, Chicago 1925) verulkt hat. Vielleicht ist es eine natürliche Erscheinung, daß man Worte, die man täglich im Leben, im Beruf in der englischen Sprache gebrauchen muß, in die eigene Muttersprache einbaut. Es ist erklärlich, daß Menschen, die die Sprache nicht beherrschen, gewisse Phrasen wörtlich übersetzen: z. B. I've made up my mind, ich habe meinen Sinn aufgemacht (was heißen soll: Ich habe mich entschlossen). Die Deutschrußländer gebrauchen regelmäßig das Wort „gleichen" statt „lieben", „gerne haben" im Anklang an das englische: I like — bekannt geworden durch den Wahlschlager: I like Ike. Statt weiterer Beispiele das einführende Gedicht des Büchleins:

Die schönste Lengewitsch.

Den anderen Abend ging mei Frau
Und ich a Walk zu nehme'.
Of course, wir könnten a Machine
Afforden, but ich claime
Wer forty Waist hat, wie mei Frau

Soll exzerseizah, anyhow.
Und wie wir so gemütlich geh'n
Elong die Avenoo,
Da bleibt a Coupple vor uns steh'n.
Ich notiss gleich ihr' Schuh',
Und sag zu meiner Frau: „Christine,
Ich mach a Wett", das sein zwei Greene.
A Greenhorn kennt ma bei sei Schuhs.
(Das muß ich euch erkläre),
Ich wunder, wie sie's stende tun
So tighte boots zu weareh.
Es gibt mir jedesmal a pain —
Doch das iss somet'ing els again.
Der Man stared mich a while lang an
Als wollt er etwas frage',
Dann blushed er wie a Kid bis an
Sei hartgeboilten Krage'
Und macht a Bow und sagt zu mir:
„Pardong, Sir, holds se tramway here?"
„In Englisch", sag ich, „oder deutsch,
Da kann ich fluent rede,
But die Sprach, wo du talke tuhst,
Die mußt du mir translehteh".
„Sie sprechen Deutsch? Na, lieber Mann
Wo hält denn hier die Straßenbahn?"
„Ah, wo die Street-car stoppe tut!",
Sag ich, „das willst du wisse."
„Well, schneidt hier crast die empty Lots,
Der Weg ist hart zu misseh'.
Und dort, wo du das Brick House siehst,
Da turnst du und läufst zwei Block East."
„Ich fürchte, ich beläst'ge Sie",
Sagt er, „mit meinen Fragen;

---

[1]) Amerikanische Soldaten in Deutschland machen offenbar ähnliche Erfahrungen. Im "Munich-American" stand im April 1952 das Märchen von Schneewittchen und den sieben Zwergen, gewidmet allen "who lernen Deutsch der hard weg". Hier nur der Anfang: „Es war once upon a time eine shoene princess, die Schneeweitchen gecalled war. Sie hatte eine terrible steppmutter, who es nicht permitten konnte ..."

Doch würden Sie so gütig sein
Mir das auf deutsch zu sagen?"
„In Deutsch!" schrei ich. „Na, denkst denn Du,
Ich talk in Tschinese oder Soouh?"
Bietet der Nerf nicht einiges?
By gosh, es iß zum lache'.
In vierzehn Tag' vergißt der fool
Sei eig'ne Muttersprache.
Wenn 's net for uns old Settlers wär,
Gäb's bald kei schönste Lengevitsch mehr.

Der schwerste Schlag für das Deutschtum Amerikas war der erste Weltkrieg. Ich habe ihn in der Heimat erlebt, kann darum nicht aus persönlichen Erfahrungen berichten. Ich zitiere nach dem Buch des Missionsbischofs Xaver Geyer, „Bei den Deutschamerikanern". Er machte schon 1923 eine Studienreise, also zu einer Zeit, wo das Erleben noch frisch im Gedächtnis war. Ich habe seine Angaben oft und oft in Aussprachen mit deutschfühlenden Menschen bestätigt gefunden: ‚Die Deutschen im Reiche haben im Krieg Unglaubliches gelitten, aber es ist weniger bekannt, was die Deutschstämmigen in fremden Ländern im Kriege zu ertragen hatten. Ich habe es gesehen und selbst durchgemacht. Was hatten sie ihrer Abstammung wegen auszustehen! Welchem Mißtrauen und Argwohn, welcher Verleumdung waren sie ausgesetzt! Wieviele wurden mißhandelt und eingesteckt! Wehe dem, welchem eine Bemerkung gegen die Kriegsanleihe oder ein Wort der Zuneigung für Deutschland entschlüpfte! Manche, darunter auch Priester, erzählten mir, daß sie von einer erregten Menge ergriffen, fortgeschleppt, geteert und gefedert worden seien. Andere wurden aus ihren Ämtern und Dienststellen ausgestoßen, schwarz oder gelb angestrichen, gepeitscht, in eine amerikanische Fahne gehüllt und gezwungen, dieselbe kniend zu küssen. Eine harmlose Greisin, die seit 66 Jahren in Amerika lebte, wurde wegen des Verdachtes der Deutschfreundlichkeit wiederholt gemessen, gewogen, abgebildet, den Fingerabdrücken und anderen polizeilichen Maßnahmen unterworfen und eingesperrt. Es herrschte eine schlimme Hetzjagd auf Deutschgesinnte. Und dazu kam der gehässige Lü

genfeldzug gegen Deutschland, der hier in größtem Stile betrieben wurde. Die Bilder belgischer Kinder mit abgeschnittenen Händen wurden als Zeugen der Grausamkeit deutscher Soldaten gezeigt; die Mären, daß die Deutschen in Feindesland Männern, Frauen und Kindern anstatt des Pokkenimpfstoffes den Erreger der Auszehrung eingeimpft und die Leichen Gefallener zur Gewinnung von Fett verwendet hätten u. a. wurden als Beweise deutscher Verkommenheit und Roheit von einem Meere zum anderen verbreitet und stachelten die Erbitterung der Menge gegen die Deutschstämmigen auf. Aus der feindlichen Presse Europas wurden alle Beschimpfungen des deutschen Volkes als Hunnen und Boches übernommen und die Deutschen als Menschen hingestellt, die nach dem Kriege als Parias, Aussätzige und Kaine behandelt und von allen Völkern gemieden werden müßten. Und die Lüge und Verleumdung fand Glauben, sie schürte den Haß der Massen gegen alles Deutsche und trug ihn sogar in den Schoß der Familien. Väter und Mütter erzählten mir, daß ihnen ihre in Amerika herangewachsenen Kinder die angeblichen deutschen Greueltaten vorgehalten und sich in festem Glauben an dieselben mit Widerwillen und Verachtung von den eigenen Eltern abgewandt hätten. Mit weinenden Augen berichtete mir eine Mutter, daß ihr erwachsener Sohn sie mit den Worten verleugnet habe: ‚Ich will nicht von einem solchen Hyänengeschlecht abstammen!' Alle gegenteiligen Beteuerungen halfen nichts; man schenkte der feindlichen Lüge mehr Glauben als den Eltern. Dazu kam die seelische Qual." (S. 142 ff.)

„Der Krieg hat überall gründliche Arbeit getan"; schreibt der Bischof an anderer Stelle, „er hat die deutschen Geschäftshäuser, Banken, Gaststätten und Vereine gezwungen, englische Namen anzunehmen, die sie nicht mehr ablegen werden; er hat das Deutsche aus dem Verkehrsleben verdrängt und häufig sogar aus den Familiennamen ausgemerzt... Und schließlich hat der Weltkrieg der deutschen Sprache in den Vereinigten Staaten den Todesstreich versetzt, indem er sie aus Kirche, Schule, Presse und Vereinen verdrängt hat; sie ist gar nicht mehr oder doch nur teilweise zurückgekehrt." (S. 162.)

„Der verlorene Krieg schädigt schwer das Ansehen alles

dessen, was deutsch war. Die deutsche Niederlage wurde eine solche des deutschen Ansehens. Das gilt besonders im Lande der Selbstgemachtheit und des Aufstieges. Der Erfolg ist hier mehr als anderswo der Maßstab für den persönlichen Wert. Die Bezeichnung ‚Deutsch' hatte einen ganz anderen Klang nach dem Siege von 1870 als nach der Niederlage von 1918. ‚Deutsch' wurde für die fremde Welt die Sprache eines unterlegenen, all seiner Kolonien beraubten, eines ausgepfändeten und wehrlosen Volkes." (S. 116.)

Der Nationalsozialismus hat dem völkischen Bewußtsein der Deutschen Amerikas zweifellos neuen Auftrieb gegeben. Hätte er sich an die Richtlinien gehalten, die Rudolf Hess für den VdA anerkannte, hätte man die Aufgabe darin gesehen, deutsche Art zu schützen, zu pflegen, zu erhalten, wäre der deutsche Name wieder zu Ansehen und Einfluß gekommen. Leider wurde volkliches durch etatistisches Denken verdrängt. Der Nationalsozialismus betrachtete die Deutschen des Auslandes, auch Amerikas —, es ist hier nicht die Rede von deutschen Staatsbürgern im Auslande, sondern von Menschen deutscher Herkunft, die bereits die amerikanische Staatsbürgerschaft angenommen hatten, also Bürger Amerikas waren, grundsätzlich wenigstens mit allen Rechten und Pflichten —, als Untertanen und Befehlsempfänger Berlins. Unentwegte marschierten, paradierten, demonstrierten — die Hakenkreuzfahne voran! —, als wären sie in Berlin, nicht in New York und Chicago. Ein Konflikt mußte sich geradezu zwangsläufig anbahnen. Nirgendwo wird ein Staat im Staate geduldet.

Die Deutschen Amerikas können nur dann Ansprüche und Forderungen stellen, ihre Rechte sichern, wenn sie sich auf den Boden Amerikas stellen, seine Verfassung anerkennen, ihre politischen Rechte gebrauchen und am Aufbau mitarbeiten. Das selbstbewußte, allzu selbstsichere Amerika läßt sich von Außenseitern nicht gerne belehren, noch weniger dirigieren. Hitler wäre der letze gewesen, der sich von anderen Mächten hätte Vorschriften machen lassen. Colin Ross bestätigt diese Auffassung: „Deutschland hat nichts davon, daß seine über das Meer gezogenen Söhne sich ihres Deutschtums bewußt bleiben; denn sie können es nur als Amerikaner. Ich kann meine eigenen Landsleute nicht drin-

gend genug warnen, das nie zu vergessen. Das deutsche Blut, das nach Amerika geflossen ist, ist für die Heimat endgültig verloren, nicht nur politisch. Selbst wenn es in gewissen Teilen Amerikas gelingen sollte, die deutsche Sprache zu erhalten, so werden diese deutsch sprechenden Amerikaner doch nichts anderes sein als Amerikaner, nicht weniger amerikanisch als ihre englisch redenden Mitbürger." (L. c. 14.) — Aus diesem Grunde hauptsächlich entschloß ich mich, die amerikanische Staatsbürgerschaft anzunehmen, sobald dies möglich war. Ein sozialistischer Freund schrieb mir zu diesem Entschluß: „Jetzt bist Du für unser Volk verloren." Ich antwortete: „Ganz im Gegenteil; jetzt erst kann ich wirksam kämpfen, nicht bloß vom Boden des Naturrechts und christlicher Ethik, sondern vom Standpunkt der amerikanischen Verfassung und der feierlichen Erklärungen Amerikas aus. Ich kann Kritikern, denen der Ausländer lästig war, erwidern, ich bin so gut Amerikaner wie du, auch wenn meine Vorfahren nicht auf der ‚May Flower' ins Land gekommen sind. Einwanderer sind wir ja alle — außer den Indianern."

Vielleicht darf ich hier einige Abschnitte aus einem Artikel einfügen, den ich im April 1946 unter dem Titel „Die neue Loyalität" für die „Nord-Amerika" und andere Blätter schrieb:

„Wir haben während des Krieges seltsame Verzerrungen des Patriotismus erlebt. Die Rangordnung der Werte wurde verschoben und verkehrt. Vaterlandsliebe wurde zur höchsten Tugend, der Gewissen und Treue zu Gott untergeordnet wurden. Der Staat wurde zum Götzen. Seine Anordnungen waren absolut. Wer sie mit dem Maßstab der Zehn Gebote messen und im Falle eines Widerspruches zum göttlichen Sittengesetz ablehnen wollte, war unpatriotisch, wenn schon nicht ein — Verräter. Wir leiden noch immer unter dem Heidentum der Staatsvergötzung. Die Verbrechen, deren Zeugen wir sind in der Tschechei, in Ostdeutschland, haben ihre Wurzeln in einer hitlerischen Auslegung des Patriotismus. Papst Pius XI. hat schon in seinem Rundschreiben ‚Caritate Christi' den Scheinpatriotismus verurteilt: ‚Wenn Selbstsucht echte Vaterlandsliebe mißbraucht

und ein übertriebenes Bewußtsein eines an sich berechtigten Nationalempfindens aufpeitscht — berechtigtes Nationalempfinden verwirft ja die rechte Ordnung der christlichen Liebe nicht, sie spendet ihm vielmehr durch ihre Leitung Heiligung und Leben! —, wenn diese Selbstsucht sich eindrängt in die Beziehungen von Volk zu Volk, dann erscheint jede Ausschreitung gestattet; was unter einzelnen alle als verwerflich empfänden, betrachtet man als erlaubt und lobenswert, wenn es im Namen des übersteigerten Nationalismus geschieht."

„Kardinal von Faulhaber hat in einem Glückwunschschreiben zum diamantenen Jubiläum des amerikanischen Zentralvereines im Jahre 1930 das Verhältnis zwischen Nationalbewußtsein und Staatszugehörigkeit klar umschrieben: ‚Der neuen Heimat treu ergeben und dabei der alten Heimat der Väter nicht fremd geworden, dem Frieden der Völker dienstbar.' Loyalität gehört der neuen Heimat. Das schließt Liebe zur alten Heimat nicht aus. Wenn Liebe zur alten Heimat für die Deutschen unrecht wäre, warum sollte sie für die Zionisten erlaubt sein, die sich in aufdringlichster Weise für Palästina einsetzen (zu dessen religiösem Erbe sie längst alle Bande zerschnitten), die sogar hier in Amerika eine Armee zur Verteidigung Palästinas schulen?"

„Vaterlandsloses, volksfremdes Gesindel, verwaschene Internationalisten können es nicht verstehen, daß man durchaus Patriot im besten Sinne des Wortes sein und doch im Herzen einen Platz für die alte Heimat haben kann, der man mit tausend Fäden verbunden bleibt. Sie konnten nicht verstehen, daß der verewigte Kardinal von Galen zwar gegen Hitler kämpfte, den Siegern aber ebenso entschieden als deutscher Patriot entgegentrat, entsprechend den Traditionen seines Geschlechtes, das mit allen Fasern des Herzens die deutsche Heimat liebte."

„Hitler versuchte dieses Verhältnis zwischen Volksbewußtsein und Staatszugehörigkeit umzustoßen. Er wollte die Deutschen in aller Welt als Untertanen seines Reiches betrachtet wissen, ihre Loyalität erzwingen. Das ist ihm nicht überall gelungen. Das 'Senate Military Affairs Committee' hat festgestellt, daß es am 31. Dezember 1942 ganze 643 Mitglieder der Nazipartei in Amerika gab — zur Zeit

von Hitlers Macht. (Vgl. 'Chicago Tribune', 18. März 1946.) Das Blatt zitiert in demselben Artikel eine Mitteilung von Rev. J. F. Cronin, daß in Washington 2000 aktive Kommunisten Bundesangestellte sind, und bemerkt dazu: ‚Die Naziorganisationen waren eine unendlich geringere Bedrohung, als die Kommunisten damals waren und heute sind.') — Es kann niemand behaupten, daß die Deutschen Amerikas und Kanadas während des Krieges nicht voll und ganz ihre Pflicht erfüllten, auch wenn sie damals wie heute die Haßpropaganda ablehnten, die nicht gegen Hitler, sondern gegen das deutsche Volk gerichtet war und ist."

„Was Hitler mißlungen ist, hat Stalin, sein Verbündeter von ehedem und sein Beutegenosse, erreicht: Der Kommunist kennt keine Vaterlandsliebe und kein Volksbewußtsein; seine Loyalität gehört ausschließlich der Partei und ihrem Führer. Loyalität zu Moskau heißt unbedingt sklavischer Gehorsam ohne Rücksicht auf Gewissen, Ehre, Vaterland. Wie hat sich doch unser politischer Kindergarten gefreut, als Stalin seinerzeit die Komintern auflöste. In Wirklichkeit war dies ein ganz raffinierter Trick. Die Komintern waren längst eine Belastung für Moskau. Die ‚unabhängigen' kommunistischen Parteien über die ganze Welt sind viel brauchbarer. Sie sind patriotisch, wenn es Moskaus Zielen dient; sie rebellieren und organisieren, wenn Moskau die Parole ausgibt. Stalin kennt seine Genossen, sie sind durch seine Schule gegangen. Sollte einer aufmucksen — wozu gibt es Purges und Flugzeugunfälle...?"

Es muß festgestellt werden, daß die Deutschen Amerikas während des zweiten Weltkrieges nicht die Exzesse erlebten wie während des ersten. Immerhin war jeder Deutsche zumindest suspekt. Viele wurden interniert. Von der unterschiedslosen rassistischen Hetze gegen alles Deutsche in Film, Radio, Presse, Büchern und Organisationen kann sich kaum jemand eine Vorstellung machen, der sie nicht erlebte. Das infame Hetzbuch "Under Cover" eines gewissen John Roy Carlson erlebte im Jahre 1943 allein 21 Auflagen, begeistert aufgenommen von den „führenden" Radiosprechern und Leitartiklern, obwohl ein Bundesrichter erklärte, er würde dem Autor auch unter Eid nicht glauben. Von den Hetzorganisationen sei besonders die "Society for the Pre-

vention of World War III" („Gesellschaft zur Verhinderung des dritten Weltkrieges") —, man müßte sie mit mehr Recht „Gesellschaft zur beschleunigten Herbeiführung des dritten Weltkriegs" nennen —, erwähnt. Ihr Organ unter demselben Titel, technisch hervorragend ausgestattet, wird gratis verteilt, auch eine Reihe Hetzbroschüren, z. B. Morgenthaus „Deutschland ist unser Problem". Zu den führenden Mitgliedern gehört auch Friedrich Wilhelm Foerster. — Diese Gesellschaft hat mir übrigens die Ehre erwiesen, meine Artikel genau zu verfolgen und sich öfters mit mir beschäftigt, wie es eben in der Morgenthau-Demokratie üblich ist.

Die deutschen Zeitungen Amerikas hatten während des Krieges gewiß einen schweren Stand. Die deutsche Presse kann ja überhaupt keinen Vergleich aushalten mit der englischen, was Inhalt, Aufmachung und Auflage anlangt. Die "Cicago Tribune" hat eine tägliche Auflage von rund 900.000 (an Sonntagen über 1—1½ Millionen), die "New York Times" ½ Million (an Sonntagen 1,151.626). Von den Zeitschriften hat das bekannte "Readers Digest" eine Auflage von 9 Millionen, 40 andere folgen mit Auflagen von 1—5 Millionen. Die deutschen Zeitungen und Zeitschriften sterben mit ihren alten Lesern, der Nachwuchs ist ungenügend. Zu spät wird man erkennen, welchen Verlust für unser Volk dieses Sterben bedeutet.

Als typisches Beispiel für die Entwicklung sei ein Bericht aus der „Freien Presse", Cincinnati, vom 26. Dezember 1948 eingeschaltet:

„Kleine Nachkommen großer Vorfahren":

„. . . Die Tatsache, daß der Deutschamerikaner eine äußerst wichtige Rolle in Cincinnati von dessen bescheidenen Anfängen bis zu seiner heutigen Stellung als eine amerikanische Großstadt spielte, ist", so schrieb Professor Henry John Groen von der Ohio Staatsuniversität, „jedem ersichtlich, der mit der Geschichte dieser Stadt bekannt ist. Es kann nicht bestritten werden, daß Cincinnati viel von seiner kulturellen Überlieferung und seinen industriellen Errungenschaften denjenigen seiner Bürger zu verdanken hat, deren Wurzeln sich in deutschem Boden befanden. Ein flüchtiger Blick auf die Statistiken des U. S.-Zensusbüros enthüllt, daß im Jahre 1870 das deutsche Element 34% oder

fast 75.000 von Cincinnatis Gesamtbevölkerung ausmachte, wobei in den nachfolgenden Jahren dieser Prozentsatz sogar noch größere Ausmaße annahm. Es darf wohl nicht wundernehmen, daß in Cincinnati die deutsche Sprache blühte und damit die deutsche Presse.

Wenn eine große Verbreitung ein Maßstab für die Bedeutung von Zeitungen ist, dann war die deutschamerikanische Presse in Cincinnati sehr bedeutend. Die gesamte tägliche und wöchentliche Abonnentenzahl von vier der 1870 bestehenden deutschsprachigen Blätter war 64.000. Im Jahre 1880 hatten vier Blätter zusammen 55.000 Leser. In 1910, als es nur noch zwei deutsche Tageszeitungen in Cincinnati gab, bestand deren Gesamtverbreitung aus 92.000 Einzelnummern, und diese Ziffer stieg 1917 auf 142.000. Für jedes der beiden Blätter 70.000 allein ..."

Was wäre Cincinnati ohne die Deutschen? Diese Frage drängt sich jedem auf, der die Schöpfungen der Errungenschaften, welche direkt auf das Deutschtum zurückzuführen und ihrem ureigenen Wesen nach deutsch sind, vor seinem geistigen Auge Revue passieren läßt. Auf allen Gebieten taten sich die Deutschen hervor. Ihr Fleiß, ihre Energie, ihre Leistungen in Kunst und Wissenschaft, vor allem aber ihr ausgeprägter Wohltätigkeitssinn, der sich in zahlreichen Wohltätigkeitsanstalten ein dauerndes Denkmal gesetzt hat, haben die Achtung selbst der erbittertsten Nativisten gefunden, haben anderen Nationalitäten, welche in unserer Bürgerschaft vertreten sind, zum Ansporn gedient. Diese feststehenden Tatsachen schufen dem deutschen Namen einen hohen Klang nicht nur in Cincinnati, sondern in unserem weiten Adoptivvaterland.

Und heute? Heute gibt es keine wegweisende deutschamerikanische Tätigkeit in Cincinnati mehr. Heute sind der öffentliche Einfluß und die öffentliche Bewunderung kaum mehr vorhanden. Heute existiert nur noch eine einzige deutschsprachige Wochenzeitung. Heute haben sich sogar einige der ‚dauernden Denkmäler' veranglisiert. Heute sind die großen Paraden und Massenfeste unserer Vereine verschwunden. Warum? Man kann die Schuld für diese Verhältnisse auf die verringerte Einwanderung und die beiden Weltkriege entschuldigend zurückführen, aber sie hätten

keine solche Ausdehnung anzunehmen brauchen, wenn wir nicht selber versagt hätten. Wenn wir nicht kleine Nachkommen großer Vorfahren geworden wären. Denn wir sind noch zahlreich genug, wenn wir nur zusammenhalten und uns selber treu bleiben könnten. Aber wieviele Eltern entzogen ihren eigenen Kindern nachlässig oder furchtsam das wertvolle Kulturgut der deutschen Sprache. Wieviele von unseren Gebildeten, den berufenen Führern, verkrochen sich geängstigt, als es hart auf hart ging. Wieviele Geschäftsleute, die durch die Deutschen groß und wohlhabend geworden waren, kehrten ihnen verächtlich und undankbar den Rücken, als sie die ‚Landsleute' nicht mehr brauchten. Wieviele von den anderen sind der deutschen Sprache, den deutschen Sitten und Gebräuchen, den deutstämmigen Vereinen, der deutschsprachigen Zeitung treu geblieben? Als ob sich die Loyalität zur neuen Heimat nicht mit der Anhänglichkeit an deutsche Geistesgüter vereinigen ließe! Und wie lange und wie schwer hatten doch die besten Söhne des Cincinnatier Deutschtums gerungen, bis es ihnen gelungen war, hier die Muttersprache zu erhalten und den deutschen Unterricht in den öffentlichen Schulen einzuführen. Vergangene Größe, vergangen durch eigene Schuld."

Bereits im Jahre 1870 klagte der namhafte deutschamerikanische Geschichtsschreiber Heinrich Arminus Rattermann:

„Cincinnati ist eine deutsche Stadt. Dem Blute der Bevölkerung nach über zwei Drittel deutsch. Dem Wesen und Leben nach noch immer vorwiegend so. Der Sprache nach kaum mehr. Das letztere ist die Schuld der Deutschen selbst, die den hohen Kulturwert der deutschen Sprache und des deutschen Volks- und Sittenlebens nicht genügend zu würdigen verstehen. Wenn wir den Anteil übersehen, den die Deutschen an der Entwicklung unserer Stadt genommen haben, so ist es in der Tat betrübend, daß soviele der Nachkommen derselben ihr stolzes Erbteil der Sprache und oft sogar den väterlichen Namen, wie weiland Esau, für ein Linsengericht verkauften ..."

Anscheinend war diese deutsche Charakterschwäche schon immer ein Übel des Cincinnatier Deutschtums, sogar in seiner Blütezeit.

Die deutschen Blätter haben sich — wie die überwiegende Mehrheit des amerikanischen Volkes — dem Kriegseintritt Amerikas widersetzt. Mit Kriegsausbruch standen sie als amerikanische Zeitungen vor einem schweren Konflikt: Hier stand die vom Haß gegen alles Deutsche erfüllte Regierung Roosevelt, hier die alte Heimat, freilich die Heimat unter einer Diktatur, die niemand wünschen und verteidigen konnte. Es gab zuviele Zeugen gegen Hitler: Juden, Verfolgte des Regimes, Flüchtlinge aus unterdrückten Ländern. Offenes Eintreten gegen den Krieg bedeutete schwerstes Risiko für das Blatt und die Schriftleitung. Auch die Demokratie verträgt im Krieg keinen Widerspruch, sondern verlangt unconditional surrender an den obersten Kriegsherrn. Vernunft, Gerechtigkeit und Liebe werden Mars geopfert.

Die meisten Blätter haben nach dem tragischen Kriegsende die Linie wieder gefunden, die Gerechtigkeit und Liebe forderten. Während des Krieges wählten viele die Haltung des geringsten Widerstandes. Sie gaben bedenkenlos dem kriegsbesessenen Cäsar, was er forderte. Sie glaubten, ihren Amerikanismus zu unterstreichen, indem sie die Heimat verleugneten, die Feuer des Hasses mitschürten.

Hetze und Haß gegen das deutsche Volk gingen nach dem Kriege weiter und sind bis heute nicht ganz erstorben. "Let them starve!" (Laßt sie verhungern) erklärte ein Prediger in einer Kirche Philadelphias, die zudem von Deutschen erbaut worden war. Als man den merkwürdigen Vertreter Christi auf das Unchristliche und Unmenschliche dieses Verhaltens aufmerksam machte, wiederholte er am folgenden Sonntag: "And I repeat: Let them starve!" Bischof Münch, der heutige Apostolische Nuntius für Deutschland, erklärte in einem Hirtenbrief: „Zum erstenmal in der Geschichte der christlichen Nationen haben mächtige Regierungen die Ausübung der christlichen Nächstenliebe unmöglich gemacht, indem sie dieselbe offiziell verboten." Es war ein schwerer Kampf, bis menschlich gesinnte Kreise — nicht Deutsche allein — die Wiederaufnahme des Postverkehres, die Zulassung von Paketen erreichten. In dem Hirtenbrief „Die Zeit fordert uns" schildert derselbe Bischof das Elend

der Nachkriegszeit in Deutschland, aber auch das Verhalten der Besatzungsmacht. „Als unsere Armeen siegreich in Deutschland einzogen, war es keinem einzigen Soldaten erlaubt, einem Deutschen die Hand zu geben. Es war ihm nicht erlaubt, sich irgendwo mit einem deutschen Mädchen zu zeigen. Es war ihm nicht erlaubt, Nahrungsmittel, die er nicht brauchte, den Deutschen zu geben, nicht einmal den Kindern, obwohl diese oft zusehen mußten, wie die Überreste der Mahlzeiten in die Spülfässer geschüttet und mit Benzin übergossen wurden, um nachher verbrannt zu werden. Keine Gum Drops und kein Stückchen Kaugummi durfte den hungernden Kindern gegeben werden." Niemand, der diese Zeit erlebt hat, wird sie je vergessen, auch wenn es wahr ist, was der Bischof hinzufügt: „Aber das Gefühl der Menschlichkeit rebellierte im amerikanischen Soldaten gegen diese unmenschliche Politik. Die Verordnungen gegen die Fraternisierung wurden so allgemein mißachtet, daß man sie schließlich fallenlassen mußte. Der Haß gegen alles Deutsche, den sie symbolisieren sollten, hatte ein ganz entgegengesetztes Resultat. Die Härte zeigte eine Gegenwirkung zugunsten des Mitleids und der Erbarmung."

Mitleid und Erbarmen zeigten sich nicht bloß unter vielen Soldaten, die das deutsche Volk kennenlernten, wie es ist, nicht wie es die Haßpropaganda ihnen zeichnete. Sie haben aber zum Umschwung der Stimmung wesentlich beigetragen. Sie fühlten sich in Deutschland und Österreich daheim wie in keinem Lande Europas. Freda Utley erklärte in einem Interview („Ostdeutsche Zeitung", 8. Juni 1952): „Ich kenne kein europäisches Volk, das dem amerikanischen in allen Dingen so ähnlich ist, wie das deutsche." Die meisten Mittel für mein Hilfswerk kamen aus dem Leserkreis des "Tablet", des Diözesanblattes für Brooklyn, und ich hatte oft den Eindruck, daß sie nicht bloß aus christlicher Gesinnung heraus handelten, sondern Unrecht wieder gutmachen und sühnen wollten. Es gab Menschen deutscher Herkunft, die an der Not ihrer Blutsbrüder in der alten Heimat gleichgültig und mitleidlos vorübergingen, wie der Priester und der Levit des Evangeliums an dem Mann, der unter die Räuber gefallen war. Viele aber halfen bis zu den Grenzen des Möglichen, nicht aus ihrem Reichtum und Überfluß,

sondern unter großen persönlichen Opfern und Entbehrungen. Ich kenne manche, die sich die Mittel vom Munde abdarbten, liebgewonnene Sachen verkauften, in die Arbeit gingen, um den Erlös den Notleidenden, zunächst ihren Verwandten, zuzuführen. Von gut unterrichteter Seite wurde mir mitgeteilt, daß die Deutschen Amerikas allein über eine Milliarde Dollar aufbrachten. Dankbar blieben nur die Armen; viele stehen noch heute mit den Helfern in ärgster Not in Verbindung. Viele, die sich wieder erholt haben, möchten nicht gerne an die Zeit erinnert werden, da sie selber Pakete unbekannter Menschen empfingen. Ich habe nicht den Eindruck, daß sie im selben Ausmaß ihren Blutsbrüdern in der Ostzone helfen. Was ist vergeßlicher als Dankbarkeit?, sagt Schiller. Eine andere Reaktion auf die Zeit rassischen Hasses konnte ich wiederholt beobachten: Manche besannen sich darauf, daß es ihr Volk ist, dem die Austilgung zugedacht war, das Blut und die Liebe zur Heimat der Väter meldete sich, sie lernten die Sprache wieder, die sie vergessen hatten. Sie erinnerten sich, daß Volkstum verpflichtet.

Ein Freund schreibt in dem schon zitierten Privatdruck: «Außerordentlich beschämend wirkt es, wenn deutschstämmige Amerikaner sich besonders stark als deutschfeindlich gebärden. Psychologisch mag das verständlich sein. Man möchte den Blick von sich lenken und als echter Amerikaner gelten, um Karriere zu machen. Da möchte ich mich doch lieber zu der Auffassung bekennen, die Dr. Heinz Müller im Schweizer ‚Demokrat' (28. August 1947) ähnlich handelnden Deutsch-Schweizern gegenüber zum Ausdruck bringt:

„Heute, da Deutschland am Boden liegt, da es bei uns zum guten Ton gehört, dem Gefallenen den Eselstritt zu versetzen, das ganze deutsche Volk in Grund und Boden zu verdammen, den systematischen Vernichtern des Deutschtums fröhlichen Beifall zu spenden, bekenne ich mich offen und laut zum Deutschtum ...

„Mit Überheblichkeit und Pharisäertum brechen wir über das Achtzig-Millionen-Volk den Stab. Wir finden es ganz in Ordnung, daß Millionen deutscher Soldaten, die nichts als

ihre Pflicht getan..., mit einem auf den Rücken gemalten PW immer noch ferne der Heimat Sklavenarbeit verrichten müssen, obschon der Krieg fünf Vierteljahre zu Ende ist. Wir ziehen mit großem Geschrei gegen sogenannte Anpasser zu Felde, plappern aber gedankenlos alle Schlagworte der Alliierten nach, weil die Sieger bekanntlich immer recht haben und es vorteilhaft ist, mit den Wölfen zu heulen...

„Die Alliierten sind angeblich zur Befreiung der Völker von der Hitler-Barbarei ins Feld gezogen und haben den Völkern Freiheit, Gleichheit, Friede und Wohlergehen versprochen. Ob sie je daran geglaubt haben, bleibe dahingestellt. Sicher ist indessen schon heute, daß Europa durch die Siegermächte zu einer Kolonie, einem Ausbeutungsobjekt und Tummelplatz herabgedrückt wird. Da das Deutsche Reich die einzige Macht wäre, die Europa den ihm zukommenden Platz wieder verschaffen könnte, wird es mit allen verfügbaren Mitteln geschwächt und niedergehalten. Unter dem dürftigen Deckmantel der Demokratie werden ganze Völker und nationale Minderheiten vergewaltigt, vertrieben und ausgerottet, mit dem billigen Schlagwort des Antifaschismus politische Gegner und unbequeme wirtschaftliche Konkurrenten verfolgt, eingekerkert, durch Scheinprozesse angeblich objektiver, in Wirklichkeit höchst einseitiger Gerichte verurteilt und umgebracht...

„Die sogenannte Säuberung wird zur Ausrottung der geistigen Elite benützt und wer zufällig als hervorragender Kopf nicht unschädlich gemacht werden kann, wird gezwungen, seine Fähigkeiten und seine Arbeitskraft den Siegermächten zur Verfügung zu stellen. Die große Masse des Volkes wird auf einem viel zu engen Raum zusammengepreßt, damit ein möglichst großer Teil verhungert, und die Degeneration wird gefördert, um das Germanentum ins Mark zu treffen.

„Gewaltige Gebiete, die von den Deutschen in jahrhundertelanger Arbeit kolonisiert und zur Blüte gebracht wurden, werden von den kurzsichtigen Angelsachsen den slawischen Eroberern überlassen und in Wüsten verwandelt, unbekümmert darum, daß mit der Vernichtung des Deutschtums auch die abendländische Kultur eine tödliche Verletzung erhält...

„Das betrüblichste aber ist, daß die Deutsch-Schweizer als letzter Hort des Deutschtums dieser Vernichtung des Deutschtums mit verschränkten Armen, ja sogar mit Wohlgefallen zusehen... Ein Gottfried Keller, ein Conrad Ferdinand Meyer hätten nicht dazu geschwiegen. Für mich aber bleibt, allen zeitgemäßen Anpassern zum Trotz, Königsberg Königsberg, jetzt und immer...»

Mein Freund berichtet von einer Aussprache mit einer angesehenen amerikanischen Persönlichkeit, die in hohen Tönen den Kampf Amerikas für Ideale und Freiheit der Völker pries. „Großmütig hat die Regierung den Krieg finanziert, hat England und Rußland mit Material und Geld unterstützt, obwohl auf keine Rückzahlung zu rechnen ist." „Die Tatsachen gab ich gerne zu", schreibt der Verfasser der Studie, „aber ich zweifle an der Reinheit der Absicht, am Adel der Gesinnung. Früher habe ich genau gedacht wie Sie, habe sogar im KZ Dachau und später die Ansicht vertreten: wenn schon irgendein Volk zur Befriedung der Welt die geistige Führung übernehmen muß, ist die angelsächsische Rasse nach dem Urteil der Geschichte dazu am geeignetsten. Heute wage ich das nicht mehr so unbefangen zu sagen; nachdem ich Einblick gewonnen in tiefere Zusammenhänge, habe ich eine ganze Anzahl ernster Vorbehalte. Hinter dem Morgenthau-Plan steckt ein unbändiger Haß, steckt leidenschaftliche Rachsucht, die sich letzten Endes alles unterwirft und alles in ihren Dienst nimmt, auch den Wohltätigkeitssinn des ganzen Volkes. Von diesem Standpunkt aus gesehen, bekommt das ganze Kriegs- und Nachkriegsgeschehen ein ganz anderes Gesicht." „Ehrlich gestand mein Gegenüber: ‚Steht Existenz und verpflichtender Normcharakter des Morgenthau-Planes fest, so haben Sie recht.' "

Zusammenfassend schreibt derselbe Autor, der mit offenen Augen durchs Land ging und rückhaltlos offen mit führenden Menschen sprach. „Wer die tieferen Zusammenhänge zwischen Plan und Auswirkung durchschaut, dem mag es gehen wie mir. Ehe ich nach Amerika kam, glaubte ich an den Idealismus der Westmächte, vor allem Amerikas. Heute ist es anders. Die Tatsachen sprechen eine andere Sprache. Sie geben viel Rätsel auf, die jedenfalls Zweifel auf Zweifel

hervorrufen, wenn sie nicht gar zu einer entgegengesetzten festen Auffassung führen."

Ob sich das Deutschtum Amerikas nochmals erholt aus der Lage, in die es durch mangelndes völkisches Bewußtsein, durch innere Uneinigkeit, durch Vereinsspielerei, durch zwei Weltkriege, durch eine unselige Politik des Reiches, das politische, nicht volkliche Ziele verfolgte, gekommen ist? Noch erinnern über 700 deutsche Ortsnamen — darunter allein 90mal Berlin — an eine stolzere Zeit. Die Namen des Generals von Steuben, des Reorganisators der amerikanischen Armee im Unabhängigkeitskrieg, Carl Schurz, Pastorius, Zenger werden wieder mit Achtung genannt. Deutsche Patente und Erfindungen scheinen so wertvoll, daß man sie als Kriegsbeute reklamierte, deutsche Techniker und Wissenschaftler, die man nach russischem Vorbild als Kriegsverbrecher nach Amerika brachte, scheinen so unentbehrlich, daß man ihnen die amerikanische Staatsbürgerschaft verlieh. Noch gibt es über 10.000 deutsche Vereine, vom Kegelklub bis zu den Schuhplattlern, in denen — so wie in den Germania Clubs — kaum ein deutsches Wort zu hören ist. Es fehlt — wie Bischof Geyer schon 1924 bemerkte — der „deutsche Verein", der alle Deutschen (ohne Rücksicht, aus welchem Gebiet, welcher Stadt, welcher Provinz sie kommen, welchen Dialekt sie sprechen), zusammenfaßt, zur Pflege deutscher Sprache und Kultur, zur Sicherung der Rechte auf dem Boden Amerikas und im Einklang mit seiner Verfassung und seinen Gesetzen. Die Zeit für politische Abenteuer ist endgültig vorbei.

Deutschland kann und muß dabei mithelfen, indem es die Arbeit im Geiste der bewährten Tradition des „Vereins für das Deutschtum im Ausland" wieder aufnimmt. — Bisher fanden in Westdeutschland fast ausschließlich Menschen Anerkennung, die die Kriegshetze mitmachten und die Gesamtschuld des deutschen Volkes verkündeten (von der sie nur persönlich ausgenommen sind). Männer, die in der schwersten Zeit für deutsches Recht und deutsche Ehre kämpften, sind anscheinend vergessen: Ich nenne nur einige Namen: Matt, Peter, Ellerkamp (für die Presse); Dr. App, Dr. Hermens, Prof. Totzauer, Gerhard, O. B. Dürholz.

7. Die Zeit läuft aus für Amerika

Am 30. August 1954 hielt Francis Kardinal Spellman vor den Veteranen (American Legion) in Washington eine aufsehenerregende, geradezu alarmierende Rede. Darin sagte er u. a.: „Allzulang haben wir jeden kommunistischen Angriffsakt als in sich abgeschlossenen Konflikt betrachtet, während wir darin einen sorgfältig kalkulierten Zwischenfall in einem weltweiten Kampf hätten erkennen müssen, der den Eifer, die Energie und Disziplin jedes Kommunisten allüberall beansprucht."

„Wir verstehen so tragischerweise nicht, daß der Kommunismus einen Weltplan hat und einer genau festgelegten Zeittabelle folgt."

„Die roten Herrscher wissen mit erschreckender Klarheit, was sie wollen, und sind mit gewaltsamer Folgerichtigkeit entschlossen, zu erreichen, was sie wollen..."

Der Kardinal zitierte sodann eine Prophezeiung, die Lenin vor 35 Jahren machte:

> „Zuerst werden wir Osteuropa nehmen; dann die Massen Asiens. Dann werden wir Amerika einkreisen, das die letzte Bastion des Kapitalismus sein wird. Wir brauchen es nicht angreifen; es wird eine überreife Frucht in unsere Hände fallen."

Der Kirchenfürst tut die „Prophezeiung" nicht leichthin ab, zuviele Anzeichen sprechen für ihre Erfüllung. Er erklärt dann mit tiefem Ernst: „Die Gefahr eines zweiten Pearl Harbour, die das ganze amerikanische Volk erfaßt, ist bestimmt möglich, möglicherweise sogar unmittelbar bevorstehend." Er wendet sich eindeutig gegen die neue Politik der 'peaceful coexistence' (friedvolles Zusammenleben): „Wie kann es friedvolle Zusammenarbeit zwischen zwei Parteien geben, wenn eine der anderen beständig an der Gurgel hängt, andauernd droht und Handlungen begeht, die das Leben des anderen zerstören sollen. Wie kann man friedvoll mit Menschen zusammenleben, deren Mund von Frieden redet, während sie verräterisch mit dem Krieg spielen, mit Menschen, die die Maske der Kultur tragen, während sie in der Technik der Barbarei schwelgen. Tödliche Unwissenheit nährt die Illusion, daß freie Menschen

mit den Kommunisten zusammenleben können. Worte der Kommunisten selber bestätigen dies."

Der Kardinal zitiert schließlich Dimitry Z. Manuilsky, der vor 24 Jahren den Studenten bei einem Schulungskurs für politische Kriegführung in Moskau gesagt hat:

„Krieg bis ans Messer zwischen Kommunismus und Kapitalismus ist unvermeidlich. Heute sind wir natürlich nicht stark genug zum Angriff. Unsere Zeit wird in 20 oder 30 Jahren kommen. Zum Sieg brauchen wir das Element der Überraschung. Die Bourgeoisie muß eingeschläfert werden. So werden wir mit der auffallendsten Friedensoffensive der Geschichte beginnen. Es wird elektrifizierende Vorspiele und unerhörte Konzessionen geben. Die kapitalistischen Länder, stupide und dekadent, werden mit Freude an ihrem eigenen Untergang mitwirken. Sie werden auf eine neue Chance springen, unsere Freunde zu sein. Sobald sie die Wachsamkeit aufgeben, werden wir sie mit unserer geballten Faust zermalmen..."

„Wir Amerikaner müssen daran denken, wie nie zuvor in unserem nationalen Leben, daß von derselben Macht, mit der wir nun friedlich zusammenleben sollen, ein eindeutiges Todesurteil über uns gefällt wurde." (Übersetzt aus: "The Tablet", Brooklyn, 4. September 1954.)

In einer vorangehenden Rede in Philadelphia verurteilte der Kardinal die Teilnahmslosigkeit und Indifferenz Amerikas gegenüber dem Kommunismus. Er prägte dabei den Satz: „Amerikas stärkste Waffe gegen den atheistischen Kommunismus ist nicht die Atom- oder Wasserstoffbombe. Der mächtigste Schutz ist der Glaube." ("The Tablet", 7. August 1954.)

Die Rede des Kardinals war sicherlich notwendig. Nicht nur in Amerika „lebt ein großer Teil in völliger Indifferenz gegenüber der Tatsache, daß sich der Kommunismus mit nichts weniger zufrieden geben wird, als mit der Beherrschung der ganzen, weiten Welt." Die Zitate, die der Kirchenfürst von Lenin bzw. Manuilsky anführte, liegen 25 bis 35 Jahre zurück. Schon am 19. März 1937 hat Papst Pius XI. die Enzyklika „Divini Redemptoris" veröffentlicht, die den atheistischen Kommunismus eindeutig verurteilt: „Der Kom-

munismus ist seinem Wesen nach unrecht. Niemand, der die christliche Kultur retten will, darf mit ihm bei irgendeinem Unternehmen zusammenarbeiten." ("The Popes' New Order", London 1943, S. 53.) Wie kann man es erklären, daß die Warnung erst 1954 erfolgt?

Ich erinnere mich in diesem Zusammenhang der ersten Begegung mit Kardinal Spellman. Es war im Jahre 1946 bei einer Festtafel im Hotel Waldorf-Astoria in New York aus Anlaß der Jahrhundertfeier der Fordham Universität. Die Spitzen der Gesellschaft waren vertreten. Der erste Sprecher war der Rektor der Universität, Father Robert I. Gannon, einer der glänzendsten, geistreichsten Redner Amerikas. Nur einige Zitate: „Wir haben den Krieg bis zum Ende geführt — bis zum Ende der europäischen Kultur. Ob wir ihn gewonnen oder verloren haben, muß sich erst zeigen. Nur eines ist sicher, die Wahrheit des alten Wortes, daß nämlich in jedem Krieg Tapferkeit weiter verbreitet ist als Verstand (brain)." „Der Durchschnittsamerikaner ist Mr. Gromyko begegnet, nicht persönlich wie ich — ich habe einmal zu seinem offenkundigen Mißvergnügen seinen Lunch gesegnet —, sondern übers Radio und durch die Protokolle der UNO, aber da er Fair play und sportliches Verhalten bewundert, hat er keine Zeit für den verdrießlichen Andrew (Andreas). Schließlich, das State Department ist Mr. Molotow begegnet und fängt an, sich klar zu werden, daß die Kriecherei um die Füße der Sowjets kein Weg ist, Zusammenarbeit zu erzielen oder den Frieden zu fördern. Es wird sich langsam auch darüber klar, was Mr. Churchill schon vor längerer Zeit einsah, daß es nicht immer ein England gibt, falls es den Sowjets gelingt, Spanien mit Blut zu überfluten — eine Aussicht, der Mr. Gromyko mit Gleichmut entgegensieht." Der Redner schloß mit einer Erinnerung an die Verleihung der Kardinalswürde — darunter Kardinal von Galen: „Hier handelte es sich um keine leere Zeremonie, nicht nur um ein Echo der Vergangenheit. Jeder, der die Betrachtung der zwei Lager gemacht hat, konnte an diesem Morgen in St. Peter an nichts anderes denken. Da sich der Kommunismus über Europa legt wie der Schlamm im Delta, spürte jeder eine neue Invasion der Barbaren. Er erinnerte sich an Papst Leo den Großen, der allein Attila,

dem Hunnen, der ‚Geißel Gottes', entgegentrat, und nur in der Rüstung des Gebets den Ansturm aufhielt. Hier sah er einen Greis — groß, aufrecht, mit suchenden schwarzen Augen — auf einem Thron über den Gräbern der Apostel, der aus allen Teilen der Welt 70 Berater um sich versammelte, zumeist Greise wie er selber. Als er jedem neuen Kardinal einen blutroten Hut aufsetzte, waren wir nicht sicher, daß in jedem Falle die Farbe ein leeres Symbol bleiben würde! Aber wir waren überzeugt, daß in hundert oder zweihundert Jahren von heute ein Nachfolger Seiner Heiligkeit anderen alten Männern, deren Eltern noch nicht geboren sind, den roten Hut überreichen wird, während der atheistische Kommunismus für die Menschheit nur mehr eine bittere Erinnerung sein wird." (Robert I. Gannon, S. J., "After Black Coffee", New York 1946, S. 179 ff.) — Nach dem Rektor sprach der Londoner Kardinal Griffin klar und scharf gegen den Bolschewismus. Zuletzt Kardinal Spellman. Er begann seine Rede: "I never go into politics" (Ich mische mich nie in politische Fragen ein). Der Satz wirkte auf mich wie eine kalte Dusche. Die beiden Vorredner waren mit einem Schlag erledigt. —

Noch eine Frage quält mich: Wenn man seit 35 Jahren Lenins Plan kannte, wenn das Todesurteil Amerikas seit Jahrzehnten besiegelt war — wie kann man dann die Politik Amerikas erklären, die Zusammenarbeit mit dem Todfeind, die Verherrlichung Stalins, die Verschwendung von Milliarden Dollar, die allein den Bolschewismus am Leben hielt. Warum die verschiedene Politik gegenüber der Diktatur Hitlers?

Churchill hat einmal die Sowjetunion ein Geheimnis genannt, das in ein Rätsel eingewickelt ist. Ich glaube nicht, das dies zutrifft. Die Kommunisten haben ein klares Ziel, das sie logisch und konsequent verfolgen, und wer immer sich zum Kommunismus und seinen Zielen bekennt, könnte unter den gegebenen Umständen kaum anders handeln.

Ist nicht vielmehr die Politik Amerikas ein Geheimnis, eingehüllt in ein Rätsel? Mir ist es nie gelungen, sie mit Vernunft und Logik zu erklären, sosehr ich mich bemühte, sosehr ich die einschlägige Literatur verfolgte, die oft mehr

verhüllt und vernebelt als aufklärt. Die Geheimdokumente Deutschlands wurden durch Deutschlands Feinde ausgewählt, zensuriert und veröffentlicht, sicherlich so, wie es ihren Zielen dient. Die Geheimdokumente Amerikas, die nicht einmal die Mitglieder des Kongresses kennen, sind bis heute nicht erschienen. Die Veröffentlichung der Dokumente über die Konferenz von Yalta ist angekündigt, gleichzeitig aber auch, daß wichtige Akten zerstört oder ausgelassen werden. Für mich liegt die Erklärung der Geheimnistuerei darin, daß die Gloriole Roosevelts, der Roosevelt-Mythos, nicht zerstört werden darf, noch mehr aber, weil mit Stalin Geheimabmachungen getroffen wurden, die die amerikanische Öffentlichkeit entsetzen würden. Ich habe schon vor Jahren Mitglieder des Kongresses gebeten, auf der Veröffentlichung zu bestehen, weil dadurch offenbar würde, daß die Bolschewiken in der Zeit des Appeasements Zusicherungen erhielten, die man heute gerne vergessen möchte, auf denen sie aber — mit einem Schein von Recht — bestehen.

Es ist nicht die Absicht, in diesem Buche die Kriegsliteratur eingehend zu behandeln, so wichtig es wäre, die „Achse Washington—Moskau", die Kollaboration „Kapitalismus—Kommunismus" darzustellen. Ich beschränke mich darauf, den Hauptteil eines Artikels "Twenty Years of — What?" zu übersetzen, den der Herausgeber der Monatsschrift "The Priest" (Der Priester) im August 1954 veröffentlichte. Er gibt einen kleinen Einblick in das Geheimnis:

„Eines Tages, um 1938" sagt Kongreßmann Martin Dies, „erhielt ich den Anruf eines Freundes, ihn in Washington zu besuchen, weil Richter Murphy mich augenblicklich sprechen müsse. Murphy ging in höchster Erregung auf und ab; ich wußte nicht, was er von mir wollte. Schließlich begann er: ‚Herr Abgeordneter, ich ließ Sie rufen, um Ihnen zu sagen, daß die Kommunisten unser Land übernehmen werden. Sie sind in unserer Regierung; sie sind rings um uns.' Er redete wie ein Irrer. Schweiß bedeckte sein Gesicht." —

„Das geschah, kurz nachdem Mr. Dies den Präsidenten Roosevelt im Weißen Haus besucht hatte, wenigstens ein Jahr, ehe Stalin seine Zustimmung zur Invasion Polens gab.

„ ‚Herr Präsident', sagte Dies, ‚wir müssen etwas unter-

nehmen. Hier ist ein Verzeichnis vieler Kommunisten... Wenn Sie so wie ich die Kommunisten kennen, werden Sie wissen, daß sie nur einen Zweck in der Regierung zu erfüllen haben, nämlich wichtige militärische und diplomatische Geheimnisse zu stehlen und nach Moskau weiterzuleiten.'

„Der Präsident war wütend, sagte Dies. Ich war von seiner Wut überrascht. Er nannte mich Mr. Congressman — statt Martin wie sonst — und sagte: ‚Mr. Congressman, Sie müssen unter jedem Bett Gespenster (bugaboos) sehen.' ‚Nein', sagte ich, ‚ich schau nie unters Bett.'

„ ‚Well', meinte er darauf, ich habe nie jemand getroffen, der darüber so überspannte Vorstellungen hat. Ich glaube nicht mehr als Sie an den Kommunismus. Aber hierzulande sind die Kommunisten in Ordnung; manche meiner besten Freunde sind Kommunisten.'

„Das ist eine wahrheitsgetreue Feststellung, erklärte Dies. (Die Rede des Abgeordneten kann im "Congressional Record" vom 22. September 1950 nachgelesen werden.) — Kein Wunder, daß Justice Murphy unruhig im Zimmer auf und ab ging. Wir können uns denken, daß mancher im violetten Talar, vielleicht auch der Mann im weißen Talar dasselbe tat.

„Inzwischen ging unser Land von dem Mann, der erklärte, ‚einige meiner besten Freunde sind Kommunisten', ins Jahr 1948, in dem Präsident Truman betonte: ‚Ich habe den alten Joe (Stalin) gerne, er ist ein anständiger Kerl', bis herauf zu den verschiedenen 'red herring' (Olle Kamellen)-Erklärungen, zu dem Wort: ‚Ich werde Alger Hiss nicht den Rücken kehren' und zuletzt zum ‚McCarthyismus'.

„McCarthy hat die Zeit von 1933—1953 als ‚zwanzig Jahre des Verrates' bezeichnet. Überprüfen wir das Wort.

„1933 war Rußland militärisch und wirtschaftlich ein rückständiges Land, wie etwa China oder Indien. Heute fabriziert es Atom- und Wasserstoffbomben und, ehrlich gestanden, wir fürchten uns davor. Was geschah zwischen 1933 und 1953?

„1933 verlieh F. D. Roosevelt — in Umkehrung des Beispiels von Wilson, Harding, Coolidge und Hoover, ohne etwas aus ihrer wohlüberlegten Politik Rußlands gegenüber zu lernen — der Diktatur im Kreml diplomatische Anerkennung mit der daraus folgenden sozialen Anerkennung,

und diplomatische Immunität für ganze Schwärme seiner Agenten.

„Warum hatten Wilson, Harding, Coolidge und Hoover sich geweigert, die Gangster aus dem Kreml anzuerkennen? Weil die Sowjetrepublik offiziell atheistisch war, Millionen der eigenen Leute ermordet hatte, Konzentrationslager führte, die Religion abgeschafft hatte, Kirchen, Konvente, Klöster geraubt usw. Gründe genug.

„1939 verbanden sich Stalin und Hitler zur Eroberung des katholischen Polen. Etwa ein Jahr später erklärte Hitler Stalin den Krieg. Aus irgendwelchen Gründen wählte unser Land, obwohl beide Regime gleich verächtlich waren, den Staat als Bundesgenossen, der offiziell atheistisch war.

„Es ist interessant, die Bemerkung ins Gedächtnis zu rufen, die der verstorbene Senator Taft 1940 mit Bezug auf diese Entscheidung machte: ‚Der Sieg des Kommunismus in der Welt wäre für Amerika weit gefährlicher als der Sieg des Faschismus.‘ 1940 war dies nicht Klugheit durch Schaden (hindsight).

„Während des Krieges wurden Strategie und Taktik dauernd Rußlands Vorteil angepaßt. Churchill argumentierte auf Seiten der Engel, General Marshall begünstigte die Russen. (Jeder sollte McCarthys Büchlein: ‚Rückzug vom Siege‘ lesen und über die Rolle, die Marshall spielte, um den Russen die Besetzung Zentraleuropas, des Balkans zu erleichtern und den Fall Chinas zu ermöglichen. Dieses Buch hat insbesondere den Haß der Liberalen auf McCarthy herabgebracht. Es wurde wild angegriffen, nie hat man sich ernstlich damit auseinandergesetzt oder gar es zurückgewiesen ...)

„In Teheran und Jalta verriet unsere Regierung 1945 das katholische Polen an das atheistische Rußland. Litauen, Lettland, Estland, Rumänien, Ungarn, Albanien und Bulgarien wurden in das Paket eingeschlossen.

„Unsere Truppen wurden beauftragt, sich zurückzuhalten, damit die Russen als erste in Berlin sein könnten. Sie erhielten Befehl zum Rückzug aus der Tschechoslowakei, Thüringen und Sachsen, damit die Roten auch diese Gebiete übernehmen konnten.

„Während dieser Jahre wurde die Regierung beraten von

Alger Hiss, Harry Dexter Withe (über Morgenthau), Josef P. Davis, der einmal sagte: ‚Das Ehrenwort der Sowjetregierung ist sicher wie die Bibel; der Kommunismus beschützt die christliche Welt freier Männer!‘

„Die hohe Politik während dieser Zeit wurde formuliert durch Dean Gooderham Acheson, der am 14. November 1945 bei einer Massenversammlung zu Ehren des ‚Roten Dekans‘ von Canterbury mit Corliss Lamont, Paul Robeson und Albert Fitzgerald auf der Ehrentribüne saß. An diesem Abend erklärte Mr. Acheson:

„Es besteht die Tatsache, daß in der Vergangenheit niemals ein Platz in der Welt war, wo lebenswichtige Interessen des amerikanischen und russischen Volkes aufeinanderprallten oder auch nur im Gegensatz standen. Es ist kein objektiver Grund anzunehmen, daß heute oder in der Zukunft ein solcher Platz sich finden würde ... Wir verstehen und stimmen überein, daß es für die Sowjetunion und für den Frieden der Welt wesentlich ist, freundliche Regierungen an ihren Grenzen zu haben.

„Wir erfuhren aus der östlichen Hälfte der Weltkugel, daß 1945 Roosevelt in Jalta unter dem Einfluß übler Berater (einschließlich Hiss) insgeheim die Mandschurei an Stalin auslieferte. Er versprach, daß Korea frei und unabhängig bleiben würde. Trotzdem ratifizierte Präsident Truman später im selben Jahre in Potsdam die Abmachung über die Mandschurei und gab Stalin die Hälfte Koreas.

„Owen Lattimore riet dem State Department beharrlich: ‚Laßt Südkorea fallen, aber es soll nicht ausschauen, als ob wir es stießen!‘ Und so geschah es. 1949 zog unsere Regierung die Truppen aus Südkorea zurück und ließ die Eingeborenen nackt vor den Nordkoreanern, die nach einem Bericht General Wedemeyers von Stalin bewaffnet wurden.

„Am 12. Januar 1951 verkündete Außenminister Dean Acheson, Amerika werde im Falle eines Angriffs Südkorea nicht verteidigen. Er hätte zumindest den Mund halten müssen; statt dessen plakatierte er die Tatsache und lud damit eigentlich Stalin ein, einzurücken.

„Während der ganzen Zeit versicherten unsere Liberalen, die chinesischen Kommunisten seien nichts anderes als ‚Landreformer‘ — trotz des schärfsten Widerspruches christ-

licher Missionäre und anderer unparteiischer Beobachter an Ort und Stelle.

„Über die tatsächliche Führung des Krieges in Korea schrieb General Van Fleet: ‚Als ich am 14. April 1951 in Korea ankam, um das Kommando der 8. Armee zu übernehmen, war die Atmosphäre gespannt. Wir hatten etliche böse Schlappen erlitten. Wir konnten zurückschlagen. Nun aber schien es, der Feind sei im Begriff, mit gewaltigen Kräften anzugreifen und zu versuchen, uns ins Meer zu treiben. Die nächsten sechs Wochen waren die größten in der Geschichte der US-Armee. Wir traten dem Angriff entgegen und trieben den Feind in wilde Flucht. Er war geschlagen und wir hätten seine Armee vernichten können. In diesem Zeitpunkt intervenierte die hohe Politik unserer Regierung. Wir erhielten den Befehl, nicht weiter vorzurücken. Ein Stilstand begann, dem eine lange, nutzlose Reihe von Waffenstillstandsverhandlungen folgte. Ich habe ein übles Gefühl, wenn ich unsere Politik seit Mai 1951 rückschauend überblicke.' — Hat sich McCarthy wirklich eines unbesonnenen Urteils schuldig gemacht, als er Acheson den ‚Roten Dean' nannte?

„Merkwürdig, die öffentliche Meinung wurde dicht zur Verteidigung dieser Fehler (blunders) organisiert. Die gesellschaftliche Zustimmung war so intensiv, daß der Publizist, der es wagte, diese Politik anzuzweifeln, sich Schmähungen, Verleumdungen und gesellschaftlicher Ächtung aussetzte. Man war ‚verantwortlich' oder ‚unverantwortlich', je nachdem man diesen sonderbaren Geschehnissen zustimmte oder sie ablehnte. So galt John Flynn immer als erstklassiger Reporter und Wirtschaftler, bis er dem New Deal entgegentrat. Charles und Mary Beard wurden immer mit größter Achtung als Historiker erwähnt, bis ihre Forschungsergebnisse mit der vorherrschenden Politik in Widerspruch kamen. Hernach waren sie erledigt.

„Die Liberalen hatten selten recht oder, wenn sie recht hatten, dann zur unrechten Zeit. Ein Katholik hält sie natürlich für verdächtig, wenn er das Trümmerfeld der letzten zwanzig Jahre überschaut. Es scheint, daß ihr Instinkt gegen Christus gewendet ist. In den dreißiger Jahren, als zwei totalitäre Mächte miteinander rangen, förderten die Libe-

ralen ihre Seite, die Nonnen schändete und Kirchen verbrannte. Während der letzten zwanzig Jahre haben sie ihre Sympathien so unlösbar mit dem Kommunismus verbunden, daß ihre Schmerzensschreie beinahe ohrenzerreißend sind, wenn sich nun die Scheinwerfer der Untersuchung auf die Vergangenheit wenden. Wenn wir an die ‚unschuldigen' Liberalen denken, wie z. B. Oxnam, die sich (kommunistischen) Terrororganisationen anschlossen, vergessen wir nicht, daß es auch in den dreißiger Jahren und während des Krieges Kriteria gab, die Wahrheit von der Lüge zu unterscheiden.

„Die Geschichte der Kommunisten umfaßte die geplante, buchstäbliche Aushungerung von Millionen in der Ukraine, das Martyrium tausender Christen, die systematische Propagierung des Atheismus ...

„Heute, 1954, möchten die Liberalen ihre vergangenen Fehler begraben. Sie hatten unrecht, schrecklich unrecht in der entscheidenden Frage unserer Generation. Sie haben soviel Gefühl und geistige Energie für den Kommunismus verschwendet, daß sie von einem totalen geistigen Bankerott bedroht sind, nachdem ihr Ideal zerbrochen wurde. Sie weigern sich, ihre Mitschuld an Verbrechen zuzugeben, sie wenden ihren Haß gegen McCarthy als Ersatz für ihre Hingabe an den Kommunismus. Der vorgeschützte Skandal der angeblich unmoralischen Methoden des Senators ist ein offener Betrug. Als der Nation bekannt wurde, daß Roosevelt 1940 seine Wahl durch Lügen vor den Wählern gesichert hatte (z. B.: ‚Ich sage wieder, wieder und immer wieder: Eure Söhne werden nicht auf fremdem Boden kämpfen müssen!'), weigerten sich die Liberalen, die Unmoral zu verurteilen, sie entschuldigten sie als notwendig: ‚Ach, er mußte lügen — im besten Interesse der Nation!' — Sie finden kein Wort der Verurteilung für das State Department, das so einem Elendviertel in den Großstädten geglichen haben muß. Offenbar sind Lüge und Sodomie in den Augen der Liberalen nicht so schlimm ...

„Der wirklich erschreckende Ausblick von 1933 bis heute ist die praktische Einmütigkeit der Mittel der Information. Es ist, wie wenn jemand in einem Turm, hoch über Amerika, säße, auf einen Knopf drückte, und Radio, Presse, Fern-

sehen stimmten ein. So etwa: ‚Wir sind für die Loyalisten, wir sind gegen Franco!' — ‚Hoch Rußland!' — ‚Nieder mit McArthur!' — ‚Nieder mit McCarthy!' Die skrupellosen, sogar gefälschten Berichte, der Weigerung, erwiesene Irrtümer zurückzunehmen, die sorgfältig kontrollierten Spalten der Leser, die schiefen Schlagzeilen — wer diktiert all diese Vorurteile?

„McCarthy nannte die Periode von 1933—1953 ‚Zwanzig Jahre Verrat'. Während dieser Zeit befreiten wir ein Sechzehntel der Erdkugel von der Tyrannei Adolf Hitlers und lieferten dann die Hälfte an Stalin aus? Was hatte Stalin, das Hitler fehlte? Während dieser zwanzig Jahre schufen wir ein Monstrum, das offen damit prahlt, es werde uns vernichten. Wenn das nicht Verrat ist, was ist dann überhaupt Verrat? Zwanzig Jahre Zufälle? Oder sollen wir das ganze Paket zusammenschnüren und daraufschreiben: ‚Zwanzig Jahre Diplomatie ohne Gott?' " —

Soweit der Artikel eines amerikanischen Priesters, den nicht Propaganda und Lüge, ebensowenig Politik interessiert, sondern zuerst Wahrheit und Gerechtigkeit, die Sorge für das Land, das seine Heimat ist. Die einzelnen Punkte, die der Artikel anschneidet, könnten quellenmäßig belegt und natürlich wesentlich vermehrt und erweitert werden.

Es ist in diesem Zusammenhang interessant festzustellen, daß der Freimaurer Roosevelt, der — wie früher erwähnt — den Kampf gegen die katholische Kirche in Mexiko finanzierte, zu Beginn des Krieges in Europa Verbindung mit dem Vatikan suchte, obwohl Amerika — neben den Sowjets und Rot-China — dort keine diplomatische Vertretung hat. Er sandte den Großindustriellen Myron C. Taylor als persönlichen Vertreter, angeblich um eine Vermittlungsstelle zum Austausch der beiderseitigen Ideen zu haben — „im Interesse der Eintracht der Völker der Welt". Die Korrespondenz zwischen dem Papst und Roosevelt gehört zu den wichtigsten Dokumenten der Kriegszeit. (Myron C. Taylor: "Wartime Correspondence between President Roosevelt and Pope Pius XI.", New York 1947.)

Es sei nur der Brief Roosevelts an den Papst vom 3. September 1941 — also drei Monate vor dem Kriegseintritt

Amerikas! — herausgegriffen, der irgendwie den Hl. Vater für den „Kreuzzug" gewinnen möchte. Mr. Taylor ist beauftragt, verschiedene Fragen zu besprechen. „Die erste davon", heißt es in den Brief, „bezieht sich auf das Problem der Einstellung der russischen Regierung und des russischen Volkes zur Religion. Soweit ich unterrichtet bin, sind die Kirchen in Rußland offen. Ich glaube, es besteht wirklich die Möglichkeit, daß Rußland, als Ergebnis des gegenwärtigen Konfliktes, Religionsfreiheit in Rußland anerkennt, natürlich ohne Anerkennung einer offiziellen Einmischung der Kirche in Fragen der Erziehung oder der Politik innerhalb Rußlands. Ich habe das Gefühl, daß dies — falls es erreicht werden kann — der Wiederherstellung wirklicher religiöser Freiheit in Rußland eine viel bessere Aussicht geben wird als im heutigen Deutschland."

„Es gibt in Amerika viele Leute in *allen* Kirchen, die das Empfinden haben, daß Rußland von einer kommunistischen Gesellschaftsform völlig beherrscht ist. Nach meiner Meinung besteht die Tatsache, daß Rußland von einer Diktatur regiert wird, die in ihrer Art so streng ist wie die Diktatur in Deutschland. Die einzige Waffe, die die russische Diktatur außerhalb ihrer eigenen Grenzen gebraucht, ist kommunistische Propaganda, die, wie ich natürlich zugebe, in der Vergangenheit zu dem Zweck gebraucht wurde, die Regierungsform in anderen Ländern, die religiöse Freiheit usw. niederzubrechen. Deutschland dagegen hat diese Art von Propaganda gebraucht und gebraucht sie noch, hat aber auch jede Art militärische Angriffe außerhalb seiner Grenzen zur Welteroberung mit der Gewalt der Waffen und der Gewalt der Propaganda benützt. Ich glaube, das Überleben Rußlands ist weniger gefährlich für die Religion, die Kirche als solche und die Menschen überhaupt, als es das Überleben der deutschen Form der Diktatur sein würde. Es ist weiterhin meine Überzeugung, daß die Führer aller Kirchen Amerikas diese Tatsachen klar erkennen, nicht ihre Augen vor den grundlegenden Fragen und durch ihre derzeitige Haltung in dieser Frage Deutschland direkt in seinen Zielen helfen sollten." (L. c. 61 f.)

Der Papst geht in seiner Antwort vom 20. September mit keinem Wort auf die naiven Auffassungen des amerikani-

schen Präsidenten ein. Ausführlich dagegen kommentiert er die Schlußformel im Briefe Roosevelts, in der dieser von einer „gemeinsamen Sehnsucht nach bleibender Harmonie unter Menschen und Völkern, begründet auf den Grundsätzen des Christentums", gesprochen hatte. Papst Pius XII. schreibt:

„Es ist Unser ständiges Gebet und Unsere aufrichtige Hoffnung, daß der Allmächtige Gott den Tag beschleunigen möge, da Menschen und Völker, die sich heute im Kriege befinden, die Segnungen eines wahren und bleibenden Friedens erfahren mögen — eines Friedens, in dem Wir voll Vertrauen die fundamentalen christlichen Grundsätze verkörpert sehen, deren Anwendung den Sieg der Liebe über den Haß, des Rechtes über die Macht, der Gerechtigkeit über den Egoismus sichert, eines Friedens, in dem das Suchen nach ewigen Werten dem Verlangen nach rein zeitlichen Gütern vorangeht. Inzwischen stehen Wir den entsetzlichen, herzzerbrechenden Folgen moderner Kriegführung gegenüber. — Unter diesen tragischen Umständen bemühen Wir Uns mit aller Uns zur Verfügung stehenden Macht, ungezählten Tausenden unschuldiger hilfloser Opfer materielle und geistliche Hilfe zu bringen."

Der Brief Roosevelts ist bezeichnend in mehrfacher Hinsicht. Er ist drei Monate vor Kriegseintritt Amerikas geschrieben. Der Präsident betrachtete sich also damals nicht mehr als neutral, sowenig wie bei der Abfassung der Atlantic Charta (August 1941). Er sah sich schon als Bundesgenossen Stalins. Es machte ihm offenbar nur Sorge, wie er die Katholiken Amerikas für den Kreuzzug gewinnen könnte, die, durch Rom seit Jahrzehnten gewarnt, nicht so naiv dachten wie er und seine Logenbrüder. Es zeigt die ganze Arroganz des Mannes, daß er versucht, den Papst über die religiöse Haltung — ausgerechnet die religiöse Haltung — des Kremls zu belehren. Wenn die Mitteilungen des Historikers der Fordham-Universität zutreffen (vgl. Oscar Halecki, "Eugenio Pacelli, Pope of Peace", New York 1951, hier zitiert nach "The Tablet", 10. März 1951), versuchte einer der Mitarbeiter Mr. Taylors, dem Papst und Kardinal Maglione eine Anregung des State Departments nahezulegen, „der Heilige Stuhl möge sich von allem ent-

halten, was in dem Kampf gegen Rußland als günstig für die Achse ausgelegt werden könnte". Halecki hält es sogar für möglich, daß man den Papst ersuchte, sozusagen einen Aufruf zum Kreuzzug zu erlassen, „eine Erklärung, die alle Katholiken ermuntert, England und Rußland im Kampf gegen den Nazismus beizustehen". Dieses Ansinnen wurde selbstverständlich abgelehnt. Der Papst blieb strikt neutral: er kannte seine „Kreuzfahrer" — die einzigen, die später Monte Cassino und Rom bombardierten —; „er teilte nie die Illusion der westlichen Staatsmänner über die Sowjetunion und billigte nie ihre Politik der ‚expediency' (des augenblicklichen Vorteils) und des ‚appeasement' (scheinbare Befriedung)."

Noch ein Kommentar Prof. Haleckis zu der Lösung "Unconditional surrender". Roosevelt entbietet dem Papst seine Weihnachtswünsche. Darin heißt es: „In den verflossenen Jahren haben wir unsere Stimmen gemeinsam und bei vielen Gelegenheiten erhoben, um den Frieden aufrecht zu erhalten." Am 5. Februar 1943 antwortete der Papst: „Da nun der Zusammenprall der Waffen düster von Hemisphäre zu Hemisphäre schallt, bleibt Uns nichts übrig als mit wachsender Sehnsucht die Rückkehr des Friedens zu beschleunigen..., allzeit bereit zur vollen Mitarbeit, sobald durch die überhängenden Wolken der Trauer und Zerstörung auf diese kriegzerrissene Welt auch nur ein schwacher Schimmer ermutigender, wohlbegründeter Hoffnung fällt." „Noch während diese Botschaft entworfen wurde", schreibt Halecki, „war Roosevelt unterwegs nach Casablanca zu der historischen Begegnung mit Churchill. Die Forderung ‚bedingungsloser Übergabe', die bei Beendigung dieser Konferenz erhoben wurde, bezeichnet den zweiten Gegensatz zwischen den Anschauungen des Weißen Hauses und des Heiligen Stuhles. Für Pius erschien die Formel ‚bedingungslose Übergabe' unrealistisch, unmöglich und unchristlich. Beobachter im Vatikan waren einmütig der Überzeugung, daß diese Forderung, was auch ihr Propagandawert unter den Alliierten sein mag, den Krieg unnötig verlängerte. Hitler und Mussolini bot sie eine mächtige Waffe, die ermattenden Kräfte zum Kampf bis zum Tode anzutreiben, da ein ‚ehrenvoller Friede' öffentlich und von vornherein

von den Vereinten Nationen zurückgewiesen war. Der Vatikan war sich auch klar darüber, daß Widerstandsgruppen müde würden in dem Bemühen, Situationen zu schaffen, die von gemäßigten Gruppen innerhalb der verschiedenen Regierungen ausgewertet werden könnten. Nur wenige Führer würden, so feindlich sie den herrschenden Regimen gegenüberstünden, die Schmach auf sich nehmen, ihre Heimat preiszugeben, ohne auch nur durch die geringsten Zugeständnisse das ‚Gesicht zu wahren' (save the face) für die Besiegten." ("The Tablet", 10. März 1951.)

Ich möchte in diesem Zusammenhang auszugsweise einen Artikel wiederholen, den ich am 22. August 1951 in der kanadischen Wochenzeitung "Der Courier" veröffentlichte:

Des Teufels Fahrplan

Dr. Carl Sonnenschein, der Apostel Berlins, hat einmal gesagt, der Endkampf werde sich zwischen der katholischen Kirche und dem Bolschewismus abspielen. Es scheint, daß wir uns diesem Stadium nähern. 64 Millionen Katholiken befinden sich als Geiseln der Kominform hinter dem Jalta-Potsdam-Vorhang. Ihre physische, geistige, seelische Zermürbung erfolgt mit allen Mitteln des Satans.

„'Look Magazine' bringt in der Nummer vom 14. August 1951 einen Artikel von Igor Gordevitch: ‚Die Geheimen Pläne des Papstes im Falle des Krieges.' Ich will mich einer Stellungnahme zu den ‚Plänen' enthalten. Der Pessimismus ist jedenfalls durchaus berechtigt. (Leider kann es sich der Verfasser nicht versagen, wieder etliche Hiebe gegen Nazis und Faschisten auszuteilen.) ‚Der Papst weigerte sich, Rom zu verlassen, als es ein Ziel der Bomber ward und Nazis und Faschisten den Vatikan bedrohten. Deutsche Kommandos in voller Kriegsausrüstung, mit Handgranaten und automatischen Gewehren, nahmen außerhalb des Vatikans ihre Stellungen ein, schnitten die ein- und ausgehende Post ab, zapften die Telephonleitung an und versuchten, Agenten zum Heiligen Stuhl einzuschmuggeln. Faschisten, antiklerikale Extremisten warfen sogar etliche Bomben auf den Vatikan.' "

Dazu zitierte ich aus den „Erinnerungen" von Ernst v. Weizsäcker: „Die Propaganda unserer Gegner suchte die deutschen Soldaten als Schänder Roms und als Gefängniswärter des Papstes hinzustellen. Zur Richtigstellung veranlaßte ich durch Kardinal Maglione Ende Oktober 1943 ein offizielles Kommuniqué im ‚Osservatore Romano' an erster Stelle. Das sprach unserer Truppe die Anerkennung aus, die Kurie und die Vatikanstadt respektiert zu haben. In diesem Kommuniqué versprachen wir auch für die Zukunft eine gleiche Haltung." (S. 362.) — „Es hat nicht an den Deutschen gelegen, wenn trotzdem etliche alliierte Bomben in die Stadt gefallen sind, angeblich weil Rom ein wichtiger deutscher Wehrmachtsstützpunkt geworden sei. Einige leichte Bomben hat im Herbst 1943 auch die Vatikanstadt abbekommen. Weder die Deutschen noch die Alliierten wollen sie abgeworfen haben. Der Vatikan selbst war der Meinung, diese Büberei gehe auf einige Faschisten zurück, deren Namen auch genannt wurden. Ich lasse dahingestellt, ob der Vatikan damit zutreffend unterrichtet war. Deutsche Bomben sind es nicht gewesen." (364.) Denken wir an Monte Cassino!

Das „Regensburger Bistumblatt" (15. Juli 1951) weist in einem Artikel: „Der Terminkalender des Teufels" den von kommunistischer Seite erhobenen Vorwurf zurück, Vatikan und Weißes Haus seien Verbündete auf Leben und Tod. In dem Artikel findet sich ein Satz, der aufhorchen läßt. Stünde er nicht im Bistumblatt des Regensburger Erzbischofs Doktor Buchberger, der auch als Gelehrter Weltruf hat, würde ich ihn für die Ausgeburt einer sommerlichen Phantasie halten. Es heißt dort: „Schon während des zweiten Weltkrieges, als die Weltalliierten fürchten mußten, Stalins Bundesgenossenschaft zu verlieren, weil die Errichtung einer zweiten Front noch in weiter Ferne war, ließ Roosevelt — wie wir aus sicherer Quelle wissen — durch eine hohe Mittelsperson im Vatikan anfragen, wie der Papst sich zu einer völligen Preisgabe Europas stellen würde. Amerika wäre bereit, die Kirche durch Missionsgebiete im Fernen Osten zu entschädigen! — Natürlich wurde dieses ungeheuerliche Ansinnen in der schärfsten Form abgelehnt."

Diese Behauptung ist so entsetzlich und weitreichend in ihren Folgen, daß sie unbedingt klargestellt werden müßte.

Abschreiben Europas? Das kann nur heißen: Überlassen an den Boschewismus! Es war immer meine Anschauung, daß Amerika, bzw. die geheime Regierung Amerikas, bereit ist, Europa abzuschreiben, wenn es politisch expedient ist. Ich konnte nur durch Beobachtungen und logische Folgerungen zu diesem Schluß kommen. Hier wäre ein konkreter Beweis.

Die innere Wahrscheinlichkeit, daß Roosevelt bereit war zu einem solchen Schritt, ergibt sich aus seinem Charakter wie aus seinen Handlungen. General Patrick J. Hurley berichtete unlängst vor dem McArthur-Untersuchungsausschuß, er hätte Roosevelt aufmerksam gemacht, daß er in Jalta mit seinen Konzessionen an Stalin zu weit ging. Roosevelt drehte nur seine Hand um und erklärte: „So leicht (wie im Handumdrehen) kann ich das wieder ändern!" — Nur Hochmut und Verantwortungslosigkeit können so sprechen.

Die ganze Nachkriegspolitik vom Morgenthau-Plan, den Lynchgerichtshöfen, den Massenaustreibungen von achtzehn Millionen Christen, der Auslieferung des Ostens an die Bolschewiken bis zur Sabotage eines wahren Friedens weisen alle hin auf die Bereitschaft, Europa abzuschreiben...

Das Regensburger Bistumblatt kommt zu folgenden Schlußfolgerungen: „Gestehen wir es uns ein: Wir Christen, wir Katholiken stehen in dem weltweiten Abwehrkampf gegen den kämpferischen Atheismus... im Grunde allein, allein mit Gott! Aber die Kirche könnte mit der anderen Weltmacht — Anglo-Amerika — selbst dann kein Bündnis schließen, wenn die Verfolgung in ihrer Vernichtung gipfeln würde... Seit dem zweiten Weltkrieg gibt es keine Großmacht mehr, die nicht blutbefleckte Hände hat. Die Forderung der Eigenständigkeit um jeden Preis gilt auch für die Weltkirche. Blut und Tränen der (jüngsten...) Märtyrer wären umsonst vergossen, wenn sich die Kirche der Vormacht jener Welt unterwürfe, in der der tatsächliche Atheismus trotz aller offiziellen Christlichkeit herrscht. Schon um eines Tages nicht gegen unseren Willen an einem dritten Weltkrieg mitschuldig zu werden, müssen wir Katholiken wieder unsere volle moralische Handlungsfähigkeit zurückgewinnen. Wir können den Machthabern jenseits des Eisernen Vorhanges für unsere Geiseln freilich kein Lösegeld

anbieten. Wir besitzen nur die Kraft des Gebetes und unserer erst zu bewährenden weltumspannenden Solidarität. Wir vierhundert Millionen Katholiken sind leider noch keine katholische Internationale. Wie stark könnten wir sein, wenn wir es wären, indem wir zum ganzen Christsein erwachten!" Ich habe ähnliche Gedanken oft entwickelt: Es gibt für das Christentum keine westlichen Sicherheiten, seien es Dollars oder Atombomben. Das Christentum läßt sich die Missionsgebiete nicht von weltlichen Potentaten zuweisen (wie Roosevelt versprach, als wäre Christentum ein Kompensationsartikel), besonders nicht von jenen, die urchristliches Land dem Antichrist auslieferten und zu Missionsgebiet machten. Das Christentum hat von seinem göttlichen Gründer den Auftrag: Geht hin in alle Welt und lehret alle Völker!

Charles Malik, der Vertreter Libanons bei der UNO, sagte unlängst in einem engen Kreis: „Wenn ich nicht Christen getroffen hätte, wenn ich Amerika zu beurteilen hätte von Ihren Diplomaten und Soldaten her, allein von Ihren Geschäftsleuten und Touristen, Ihren Zeitungen und Radios und Filmen, ich wäre stärker beeindruckt von Rußland... Sie machen den Eindruck, daß in Amerika nur die materiellen Dinge zählen... Der russische Materialismus ist asketischer und hat eine stärkere Hingabe als der amerikanische. Sie können die Russen nicht auf ihrem Grunde bekämpfen. Ich kenne kommunistische Führer. Sind sie auch irregeleitet, so sind sie doch ihrer Sache völlig hingegeben. Das gleiche trifft nicht zu auf die meisten Christen, die ich kenne." („Christ und Welt", 12. Juli.) Wenn es wahr ist, daß Roosevelt bereit war, Europa abzuschreiben, müßte man doch feststellen, ob diese Bereitschaft heute noch besteht. Besteht sie aber — und dafür spricht sehr vieles —, dann sind wohl nicht die „Dummköpfe oder Verräter" die Gegner einer Politik des „Unconditional surrender", dann ist der Vorwurf ein Bumerang.

Die angesehene Zeitschrift "U. S. News & World Report" brachte am 10. Dezember 1954 einen bedeutsamen Artikel: „Sechs Wochen, die Geschichte machten", der sich auf Enthüllungen Churchills stützt. Es wird darin die Frage beant-

wortet: Warum hielten die amerikanischen Armeen an der Elbe und an der tschechischen Grenze an und überließen es den Russen, Berlin und Prag zu nehmen?

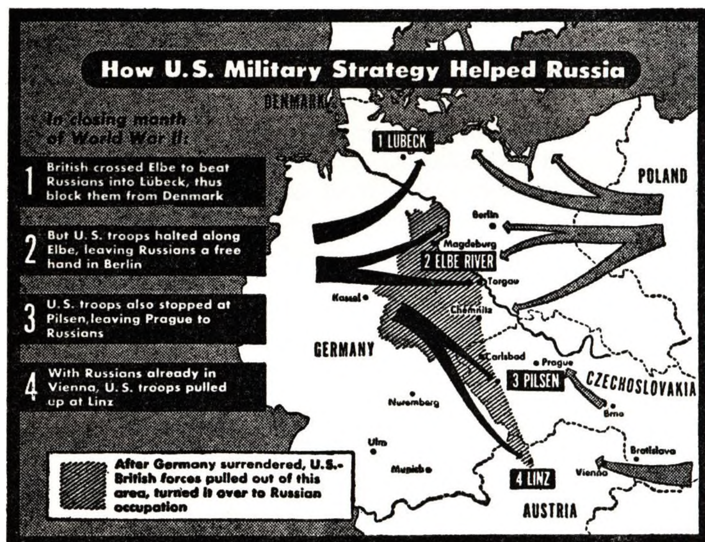
Nach diesem Artikel begann das Unheil, das für die heutige Teilung Deutschlands und den Fall der Tschechoslowakei verantwortlich ist, am 30. März 1945, als der Oberkommandierende der Westmächte, General Eisenhower, seine Absicht bekanntgab, die vorandringenden Armeen an der Elbe aufzuhalten, statt nach Berlin voranzutreiben. „Berlin ist kein besonders wichtiges Ziel mehr", sagte er dem US-Generalstabschef, General George C. Marshall, der ihm zustimmte. Churchill funkte am 31. März: „Ich weiß nicht, warum es vorteilhaft sein sollte, die Elbe nicht zu überschreiten. Wenn der Widerstand des Feindes nachlassen sollte, wie Sie offenbar annehmen, was auch zutreffen mag, warum sollten wir nicht die Elbe überqueren und so weit als möglich nach Osten vordringen? Das ist von großer politischer Bedeutung, da die russischen Armeen im Süden sicher Wien zu nehmen und Österreich zu überrennen scheinen. Sollten wir ihnen absichtlich Berlin überlassen, selbst wenn es für uns erreichbar wäre, so könnte das Doppelereignis ihre Überzeugung stärken — Anzeichen dafür sind bereits vorhanden —, daß sie alles getan haben. Ich glaube selber nicht, daß Berlin seine militärische, sicherlich nicht seine politische Bedeutung verloren hat." Am 1. April erklärte Churchill in einer Botschaft an Mr. Roosevelt: „Die Russen werden zweifellos Österreich überrennen und Wien besetzen. Wenn sie auch Berlin nehmen, wird sich dann nicht über Gebühr der Gedanke ihnen einprägen, daß sie den Hauptanteil an unserem gemeinsamen Siege haben; wird das nicht eine Stimmung schaffen, die für die Zukunft ernste und furchtbare Schwierigkeiten bringt? Ich halte darum vom politischen Standpunkt dafür, daß wir so weit als möglich in Deutschland vordringen und sicherlich Berlin nehmen sollten, wenn es erreichbar ist. Dies erscheint mir auch vom militärischen Standpunkt aus vernünftig."

Schon am 12. April erreichten die Amerikaner die Elbe, sogar einen Brückenkopf in der Nähe von Magdeburg. „Damals hätten wir wohl nach Berlin vorstoßen können, wären wir bereit gewesen, die Opfer zu bringen", bemerkt General

Omar Bradley in seinem Buch "A Soldier's Story", ... „Als Soldaten verfolgen wir naiv die britische Neigung, den Krieg mit politischer Voraussicht und nichtmilitärischen Zielen zu betrachten." Die Amerikaner blieben an der Elbe. —

Um dieselbe Zeit erreichten die amerikanischen Truppen die tschechische Grenze. Churchill telegraphierte an den neuen Präsidenten Truman: „Es kann wenig Zweifel bestehen, daß die Befreiung Prags und eines möglichst großen Gebietes der westlichen Tschechoslowakei durch unsere Kräfte den ganzen Unterschied in der Nachkriegszeit der Tschechoslowakei ausmachen und auch angrenzende Länder beeinflussen könnte. Wenn anderseits die Westmächte keine bedeutsame Rolle in der Befreiung der Tschechoslowakei spielen, wird das Land den Weg Jugoslawiens gehen." Eisenhower lehnte ab: „Ich werde keine Bewegung machen, die mir militärisch unweise erscheint, lediglich um politische Vorteile zu gewinnen, es sei denn, ich erhalte einen ausdrücklichen Auftrag." Truman fügte hinzu: „Das findet meine Zustimmung."

Die amerikanische Armee lag schon zwei Wochen an der



tschechischen Grenze, bis Eisenhower am 4. Mai telephonisch die Erlaubnis gab, die Grenze zu überschreiten. Da die Tschechoslowakei für die Befreiung durch die Rote Armee vorgesehen war, berichtet General Bradley, durften wir über Pilsen nicht hinausgehen. General George S. Patton protestierte dagegen. Hätte SHAEF (das Oberkommando) den Befehl zurückgezogen, hätte er wohl innerhalb 24 Stunden am Wenzelsplatz sein können. Als Eisenhower das Sowjetkommando verständigte, daß er vorrücken werde, „wenn es die Situation erforderte“, antwortete dieses, die Amerikaner sollten nicht über die Linie Budweis—Pilsen—Karlsbad hinausgehen. Die Russen erreichten Prag erst am 9. Mai, zwei Tage nach der Übergabe der Deutschen in Reims. —

Churchill wandte sich neuerdings der Frage der Besetzungszone zu. Am 4. Mai schrieb er an Anthony Eden, der sich in San Franzisko befand: „... Der vorgeschlagene Rückzug der amerikanischen Truppen an die Besetzungsgrenzen, wie sie zwischen Russen und Amerikanern in Quebec vereinbart wurde, würde bedeuten, daß die Flutwelle der russischen Herrschaft an einer Front von 300 bis 400 Meilen um 120 Meilen vordringen würde. Das wäre, sollte es geschehen, eines der melancholischesten Ereignisse der Geschichte ... Polen wäre tief in russisch besetztem Land begraben ... Das Gebiet unter russischer Kontrolle würde die baltischen Länder, ganz Deutschland bis zur Besetzungsgrenze, die ganze Tschechoslowakei, einen großen Teil Österreichs, ganz Jugoslawien, Ungarn, Rumänien und Bulgarien umfassen ... Die russischen Reparationsforderungen an Deutschland sind so enorm, daß sie Rußland in die Lage versetzen würden, die Besetzung beinahe unbegrenzt auszudehnen ...“

Am 6. Mai appellierte Churchill an Truman in derselben Frage und verlangte eine eheste Aussprache der Großen Drei. Neuerdings am 4. Juni: „... Ich verfolge mit bösen Ahnungen den Rückzug der amerikanischen Armee zu unseren Besetzungsgrenzen. Dadurch bringen wir die Sowjetmacht ins Herz Westeuropas, und ein eiserner Vorhang kommt herab zwischen uns und allem, was östlich liegt. Ich hoffte, dieser Rückzug, wenn er überhaupt erfolgen mußte,

würde begleitet sein von der Regelung vieler wichtiger Dinge, die eine wahre Grundlage für den Weltfrieden sein würden. Nichts wirklich Bedeutsames wurde bis jetzt geregelt und Sie (Truman) und ich werden große Verantwortung für die Zukunft tragen müssen..."

Am 12. Juni erklärte (nach Churchill) Präsident Truman, „das Dreiparteienübereinkommen über die Besetzung Deutschlands machte es unmöglich, den Abzug amerikanischer Truppen aus der Sowjetzone zu verzögern. Er wurde unterrichtet, daß es unseren Beziehungen zu den Sowjets schaden würde, die Aktion bis nach dem Zusammentreffen im Juli (in Potsdam) zu verschieben."

„Sowjetrußland hatte sich im Herzen Europas niedergelassen", schließt der Bericht Sir Winstons. „Das war ein verhängnisvoller Meilenstein für die Menschheit." —

Es sei mir gestattet, an dieser Stelle einen Aufsatz des sudetendeutschen Historikers Dr. Emil Franzl einzuschalten, den ich am 17. Februar 1949 in der "Nord-Amerika" veröffentlichte.

Eisenhowers tragischer Irrtum

Man hat Böhmen oft die Zitadelle Europas genannt; man spricht in der europäischen Kriegsgeschichte von der „Festung Böhmen", und Bismarck, der um diese Festung gerungen hat, sagte es einmal kurz und bündig: der Herr von Böhmen ist der Herr Europas. Jeder Mitteleuropäer und jeder Kenner der Geschichte Europas weiß dies und würde es politisch und strategisch stets beachten. Hitler wußte es, als er die „Festung Böhmen" einkreiste und matt setzte, ehe sie die ihr zugedachte Rolle im zweiten Weltkrieg gegen Deutschland spielen konnte. Als ihm dank Beneschs Politik Böhmen durch die drei Züge vom März 1938 (Anschluß Österreichs), September 1938 (Münchener Beschlüsse) und 15. März 1939 (Kapitulation Háchas) ohne einen Schuß zugefallen war, konnte er überhaupt erst das Konzept des großen Krieges entwerfen.

Der Oberkommandierende der alliierten Invasionsarmeen

hat anscheinend weder die europäische Kriegsgeschichte noch die geopolitischen und strategischen Bedingungen des europäischen Kriegstheaters studiert, als er sich zu dem größten Unternehmen der bisherigen Kriegsgeschichte, der Invasion in Frankreich und der Fortsetzung des Feldzuges über den Rhein entschloß. In seinen Erinnerungen verteidigt General D. Eisenhower nochmals die Strategie, die er in einem zähen Kampf mit den Briten, vor allem mit Churchill, durchgesetzt und zu Ende geführt hat. Es fehlt nicht an Lobrednern, die auch heute noch Eisenhowers Strategie billigen und ihm nachrühmen, er habe die Lage richtiger gesehen als Churchill. Es fragt sich nur, ob die Blutopfer, die Eisenhower 1945 eingespart hat, als er den Russen Berlin und Prag überließ, jene Opfer aufwiegen, die Amerika eines Tages für die großartige Strategie seines Oberstkommandierenden von anno 1945 wird bezahlen müssen. Wahrscheinlich wird es aber erst nach einem dritten Weltkrieg möglich sein, den Saldo dieser Rechnung zu ziehen.

Es war Anfang 1938, als wir zu viert: Otto Strasser, Wenzel Jaksch, der Schreiber dieser Zeilen und der führende militärpolitische Mitarbeiter einer großen englischen Zeitung, in einem Zimmer des Hotels „Esplanade" in Prag saßen und über die strategischen Probleme des kommenden zweiten Weltkrieges sprachen. Ich erlaubte mir damals dem Briten zu prophezeien, daß die kleinen europäischen Völker zwischen Ostsee und Mittelmeer, Alpen und Schwarzem Meer unweigerlich Hitler zufallen und folgen würden, wenn nicht rechtzeitig eine starke britische Armee im Donauraum aufmarschiere. Als Nichtmilitär, der sich aber mit Kriegsgeschichte und mit den Zusammenhängen von Politik und Strategie ein wenig beschäftigt hatte, wies ich auf die politisch einzig sinnvolle Invasionsrichtung für die Westmächte, die Linie Damaskus — Ankara — Belgrad — Budapest — Wien hin. Vor die Wahl gestellt, von Hitler verspeist oder von Stalin gerettet zu werden, würden sich, sagte ich, diese Völker zunächst für Hitler entscheiden. Wenn Stalin sie dann „befreite", würde man nicht mehr imstande sein, sie jemals ohne einen neuen Weltkrieg von ihrem Retter zu befreien. Genau dies scheint auch Churchills Gedanke gewesen zu sein. Es war eben der im Grunde selbstverständ-

liche Gedanke für jeden in Europa bewanderten Politiker. Eisenhower rühmt sich, Churchills zähes Drängen nach der Balkaninvasion abgewehrt zu haben. Der Preis für die militärisch angeblich weniger riskante und billigere Invasionsrichtung über Sizilien waren Jugoslawien, Ungarn, Bulgarien, Österreich, die CSR und vielleicht noch Griechenland, für das heute schon mehr Menschen ohne Sieg sterben mußten, als damals nötig gewesen wären, dem ganzen Balkan eine demokratische Zukunft zu sichern.

Im Herbst 1944 bestand noch eine Möglichkeit, den Krieg rasch, ohne allzugroße Opfer und politisch wirklich erfolgreich zu beenden: die Invasion über Dänemark — Südschweden — Pommern in unmittelbarer Stoßrichtung auf Berlin — Warschau — Breslau — Prag. Möglich, daß sie ohne Wirkung Schwedens nicht durchführbar, und daß diese nicht zu haben war. In den Kreisen des deutschen Widerstands hoffte man damals auf dieses rettende Unternehmen, das auch Hitlers Irrsinnsstrategie die Waffen aus der Hand geschlagen hätte.

Trotz dem Verzicht auf all diese Chancen, winkte den Westmächten noch einmal ein wirklicher Siegespreis. Noch um den 1. Mai 1945 hatte man es in der Hand, den zweiten Weltkrieg zu gewinnen und einen dritten mindestens auf 40 Jahre unmöglich zu machen. Man konnte noch vor den Russen in Berlin, man konnte aber vor allem und zum mindesten fünf Tage vor den Russen in Prag sein.

Die großen Binnenverkehrswege Europas, die Schicksalslinien des Kontinents, werden durch die „Festung Böhmen" beherrscht. Eben dies, daß sie der große „Kreuzweg" Europas — le Carrefour de l'Europe centrale hat sie Beneschs Leibstratege und Hitlers Propagandaminister Moravec genannt — ist, macht die Landschaft Böhmen erst zur Festung. Hier überschneiden sich die Achsen, die von der Elbe und Oder zur Donau und zum Mittelmeer, die vom Rhein nach Osteuropa laufen. Der politisch-strategische Verkehrsschutzmann, der auf der Prager Verkehrsinsel steht, kann die wichtigsten Straßen des Kontinents überwachen. Hamburg — Wien — Belgrad — Stambul — Ankara — Bagdad, Stockholm — Stettin — Breslau — Brünn — Wien — Venedig — Rom, Straßburg — Nürnberg — Eger — Pilsen — Prag —

Krakau, Frankfurt — Dresden — Breslau — Warschau, Basel — Wien — Budapest — man nehme, welche dieser Linien man wolle, von Böhmen aus, vom böhmischen Kessel her ist sie zu kontrollieren.

General Patton, der — nach Robert Ingrims Zeugnis — neben MacArthur bedeutendste politische Kopf unter den US-Generalen, hat das begriffen, er wollte Prag nehmen. Aber Eisenhower befahl ihm stehenzubleiben. Vom 4. bis zum 9. Mai warteten Tschechen und Deutsche in Prag mit gleicher Sehnsucht auf die amerikanischen Panzer. Sie kamen nicht. Es hätte keinen Tropfen Blut, nur ein paar hundert Gallonen Öl gekostet, damals Prag, ganz Böhmen und damit die Herrschaft über Mitteleuropa zu gewinnen. Europa und die Welt sähen heute anders aus. Es gäbe kein Problem Berlin, kein Problem des österreichischen Staatsvertrages, wahrscheinlich keinen Bolschewismus in Ungarn, vielleicht nicht einmal in Polen. Der amerikanische Steuerzahler könnte sein Geld sparen, Frauen, Mütter, Bräute könnten ruhig schlafen.

Aber wie kann man von einem General, der heute noch bedauert, daß sein Vorschlag, die Russen zur Besetzung ganz Deutschlands heranzuziehen, den roten Terror also gleich an der Maas zu installieren, damals nicht durchgedrungen ist (!), wie kann man von diesem hartgesottenen Illusionisten eine nüchterne Beurteilung der schicksalhaften Zusammenhänge von Politik und Strategie verlangen! Der größte Feldherr des zweiten Weltkrieges ist politisch ein Kind oder ein Dickkopf oder ein Freund des Bolschewismus gewesen. Daher wurde sein Sieg über Hitler nur ein Triumph Stalins, der kein Soldat, aber ein großer Politiker und großer Stratege war.

Nur noch eine Ergänzung: Senator Jenner berichtete am 27. Oktober 1954 über Mitteilungen, die General Clark vor einem Untersuchungsausschuß des Kongresses gemacht hatte. (Nach "The Tablet" vom 30. Oktober 1954.) Er sagte u. a.: „Die Erfahrungen Mark Clarks in Europa und Korea zeigen deutlich, daß eine Haltung des Appeasement — oder Schlimmeres — in Washington unsere militärischen Erfolge

in Europa zunichte gemacht und uns um den Sieg in Korea gebracht hat...

Der General sagt uns, daß die Sowjetunion im Auftrag Washingtons das Gebiet der amerikanischen Zone in Österreich erhielt, das an die Tschechoslowakei angrenzt. So wurde eine Vereinbarung gebrochen, die dieses Volk vor der Sowjetkontrolle bewahrt hätte. Er erzählte uns, daß er den Auftrag erhielt, den Kommunisten eine große Zahl von Lastkähnen auf der Donau auszufolgen, der wirtschaftlichen Lebenslinie der Balkanstaaten, die man für Verhandlungen hätte auswerten können. Er berichtete, daß die Friedensverträge mit Ungarn, Bulgarien und Rumänien absichtlich zweideutig abgefaßt wurden, so daß die Russen diese Völker hinter den Eisernen Vorhang zwingen konnten, und daß einige Sachverständige darauf drängten, daß auch die Verträge mit Österreich und Deutschland ebenso abgefaßt würden — weil die Sowjets sie sonst nicht unterschreiben würden..." —

Wenn man diese Erklärungen nüchtern und vorurteilsfrei liest, muß man zur Überzeugung kommen, daß die amerikanische Politik in erster Linie dafür verantwortlich ist, daß die Sowjets heute im Herzen Europas stehen. Vom Morgenthau-Plan über Casablanca, Kairo, Teheran, Jalta bis herauf nach Potsdam Haß und Rachsucht. Haß gegen das deutsche Volk hielt die widernatürlichen Bundesgenossen zusammen. Als der Feind geschlagen war, zerbrach die Koalition. Die Erklärung von Teheran (1. Dezember 1943): „Wir bringen unsere Entschlossenheit zum Ausdruck, daß unsere Völker im Krieg wie im nachfolgenden Frieden zusammenwirken werden... Wir kamen hieher mit Hoffnung und Entschlossenheit. Wir scheiden von hier als Freunde in der Tat, im Geiste und im Ziel" — erwies sich als Lüge. In der entscheidenden Stunde hatten sie nicht einmal einen Plan für einen konstruktiven Frieden. Sie wurden Feinde in der Tat, im Geiste und in den Zielen. Nur Rußland hatte — auch während des Krieges — einen Plan und ein Ziel.

Ich habe Mr. Churchill nie für den großen Staatsmann gehalten, als der er gefeiert wurde und wird. Der Staatsmann denkt — im Gegensatz zum Politiker, der nur die nächsten

Wahlen vor Augen hat, seine Wiederwahl und seine Diäten —, an den Sinn und die Auswirkungen seiner Politik, an die Zukunft seines Landes. Churchill hat einmal gesagt, er sei nicht Premierminister Englands geworden, um die Liquidierung des britischen Empire durchzuführen, und doch ist das das Endergebnis seiner Politik. Der große Hasser, der britische Chauvinist, erkannte nicht, daß die Vernichtung Deutschlands, die er im Bunde mit Roosevelt und Stalins erreichte, nicht bloß das Kräftegleichgewicht in Europa zerstören, sondern ein Vakuum in Europa schaffen würde, in das nur der vordringende Panslawismus einsteigen kann. Die Geschichte wird Churchill als Totengräber des britischen Empire und als Totengräber Europas bezeichnen.

Am 7. April 1948 veröffentlichte die amerikanische Korrespondenz "Human Events" einen Briefwechsel zwischen General Franco und Premierminister Churchill. Am 21. Februar 1943 richtete der spanische Regierungschef durch den britischen Botschafter in Madrid, Sir Samuel Hoare, an Mr. Churchill ein Memorandum, in dem zu lesen ist:

„Unsere Beunruhigung über den russischen Vormarsch wird nicht nur von anderen neutralen Völkern geteilt, sondern von allen Menschen in Europa, die nicht die Fähigkeit klarer Übersicht verloren haben. Der Kommunismus ist eine ungeheure Gefahr für die Welt, und jetzt, wo er durch die siegreichen Armeen einer Weltmacht unterstützt wird, müssen alle, die nicht blind sind, davor erschrecken. Wenn Rußland aus diesem Kriege als Sieger hervorgeht, dann wird — das ist meine Überzeugung — auch England zu dieser Schlußfolgerung kommen, und unsere heutigen Befürchtungen werden dann nicht mehr als übertrieben erscheinen ...

„Wir (Spanier), die wir am Krieg weder teilnehmen noch teilzunehmen wünschen, können die Ereignisse mit größerer Unparteilichkeit beurteilen ... Wenn der Kriegsverlauf so weitergeht, dann ist es klar, daß die russischen Armeen bis tief in das deutsche Gebiet vordringen werden ... Wenn das geschieht, dann wird die eigentliche Gefahr für Europa und für England darin bestehen, daß ein Sowjet-Deutschland entsteht, das an Rußland seine Kriegsgeheimnisse, seine Ingenieure, seine Techniker, seine Spezialisten abgibt und dadurch Rußland in die Lage versetzt, ein ungeheures Welt-

reich vom Atlantik bis zum Pazifik zu schaffen. Unserer Meinung nach wird die russische Gefahr, die schon bisher ihres totalitären Kommunismus und ihrer gewaltigen militärischen und industriellen Macht wegen die Hauptgefahr für Europa war, noch weiterhin gewaltig steigen, und wir fragen: Gibt es dann irgendeine Macht in Mitteleuropa, diesem Mosaik von Nationen und Rassen ohne Zusammenhalt und ohne Einheit, ruiniert und verelendet durch Krieg und Besatzung, die in der Lage wäre, die ehrgeizigen Pläne Stalins abzuwehren? Doch augenscheinlich nicht! — Man kann mit Sicherheit damit rechnen, daß nach dem Krieg und der Besetzung der Kommunismus in all diesen Nationen die Herrschaft übernehmen wird. Aus diesem Grunde betrachten wir die Lage als überaus ernst, und wenden uns an den gesunden Instinkt des englischen Volkes, daß es sich über diese Sachlage klar werden wolle: Wenn erst Rußland Deutschland übernommen hat, dann kann nichts und niemand mehr dieses Rußland aufhalten! — Wenn Deutschland nicht existieren würde, dann müßten die Europäer ein Deutschland ins Leben rufen, denn es ist einfach lächerlich zu glauben, daß Deutschlands Stelle durch eine Förderation von Litauen, Polen, Tschechen und Rumänen ersetzt werden könnte, eine Förderation, die sich außerdem sehr rasch in einen Bund von Sowjetstaaten verwandeln wird."

Auf dieses geradezu prophetische Memorandum eines europäisch denkenden und sich für Europa verantwortlich fühlenden Staatsmannes antwortete Churchill am 25. Februar durch Vermittlung Sir Samuel Hoares u. a.:

„Ich danke Ihnen für Ihr Memorandum ... Es ist naheliegend, daß wir gegenseitig unsere Auffassungen und Befürchtungen austauschen. Ich hoffe Ihnen aber zu beweisen, daß diese Befürchtungen ohne jede Grundlage sind. Sie sagen, daß die eigentliche Gefahr für Europa im Kommunismus besteht, und daß ein russischer Sieg den Vormarsch des Kommunismus in andere Länder Europas zur Folge haben würde, und daß dies die Zerstörung der europäischen Zivilisation und der christlichen Kultur bedeuten würde. Unsere Auffassung ist gerade die entgegengesetzte!"

„Betrachten wir zunächst Ihr Hauptargument: daß ein russischer Sieg Europa in den Bolschewismus stürzen würde

oder gar die Herrschaft Rußlands über Europa bedeuten würde. Glauben Sie wirklich, daß eine einzige Nation stark genug sein könnte, Europa nach diesem Krieg zu beherrschen? Gerade Rußland ist mehr als andere Nationen gezwungen, sich dem Wiederaufbau in größtem Maßstab zu widmen, und bedarf zu dieser Aufgabe der Hilfe Englands und der Vereinigten Staaten. Außerdem ist es ausgeschlossen, daß Rußland aus diesem Krieg in einem besonderen Ausmaß als Sieger hervorgehen wird. Die Kriegskoalition ist eine gemeinsame und so wird auch der Sieg ein gemeinsamer sein!"

„Wir sehen die voraussichtliche Lage bei Kriegsende folgendermaßen: Große englische und amerikanische Armeen werden den europäischen Kontinent besetzt halten. Diese Armeen werden mit den besten und modernsten Waffen aller Art versehen sein. Sie bestehen aus frischen Truppen von erstklassiger Qualität, was bei den erschöpften russischen Armeen nicht der Fall sein wird. Ich wage die Voraussage, daß die stärkste Militärmacht in Europa nach dem Krieg England sein wird. Demgemäß bin ich sicher, daß der Einfluß Englands in Euopa stärker sein wird als je seit dem Fall Napoleons. Dieser Einfluß wird außerdem durch eine gewaltige Militärmacht unterstützt sein. Mit dieser Militärmacht werden wir ganz Europa unter unserem Einfluß halten und den entscheidenden Anteil am Aufbau Europas haben. Ich kann daher die These nicht akzeptieren, daß eine russische Nachkriegsgefahr gegen Europa existiert. Ebensowenig kann ich der Vorstellung zustimmen, daß Rußland nach Ende des Krieges irgendwie antieuropäische Politik verfolgen wird."

Es ist überflüssig auseinanderzusetzen, wer 1943 die Situation richtiger beurteilte, das gefeierte Mitglied der „Großen Drei" oder der verfemte spanische „Faschist", der den Russen das kommunistische Spiel in Spanien verdarb — eine Todsünde, die ihm die „geheime Macht" nie verzeihen wird. Es ist jedenfalls bemerkenswert, daß in England eine "League of Empire Loyalists" gegründet wurde, deren Organ "Candour" in der Ausgabe von 29. Oktober 1954 schrieb: „Wie wir wissen, bestand das erste Ziel der Wallstreet-Herrscher in unserer Zeit im Sturz des zaristischen

Systems in Rußland und in der Errichtung des bolschewistischen Systems an dessen Stelle. — Das zweite große Ziel war die Entmachtung Deutschlands. Und das dritte, sowohl von Lenin wie von Roosevelt offen ausgesprochene Ziel ist die Zerstörung des britischen Empires. Dank der Hilfe britischer Staatsmänner (einigermaßen zögernd seitens Churchills, aber begeistert seitens Edens) ist auch dieses dritte Ziel fast erreicht. — Es war der Wahnsinn Kaiser Wilhelms und Hitlers, der einen Krieg an zwei Fronten zur gleichen Zeit möglich machte. Aber es ist unser eigener Wahnsinn, wenn wir den aufgeblähten Wichtigtuern an unserer Staatsspitze erlauben, uns auf dem Kontinent so stark zu engagieren, daß wir in diesem Kampf auf Leben und Tod an Hand und Fuß gebunden sind und unser Empire nicht mehr verteidigen können. Das sind die Ketten, welche die Geldmächte so lange für uns geplant haben." (Zitiert nach: „Freie Presse", Cincinnati, 12. Dezember 1954.)

Wenn Churchill heute oder auch in den letzten Wochen des Krieges — wie oben ausgeführt —, zu Erkenntnissen kam, die Franco schon im Februar 1943 ausgesprochen hatte, so beweist das zwar, daß er weitschauender war als der amerikanische Partner, es kann ihn aber von der Mitschuld an der Katastrophe Europas nicht entlasten. Gerade Churchill war es ja, der Stalin sofort nach Ausbruch des Krieges mit Rußland brüderlich umarmte, obwohl gerade er genau wußte, was Kommunismus bedeutet. Recht und Logik hätten beim Einfall der Kommunisten in Polen eine britische Kriegserklärung an Moskau erfordert.

Der bekannte amerikanische Diplomat George F. Kennan sucht Roosevelts Einstellung zu den Sowjets zu erklären und zu entschuldigen. (Vgl. seinen Artikel: „Sein Charme wirkte nicht", in „Christ und Welt" vom 4. November 1954.) Roosevelt hat am 16. November 1933 die Sowjetregierung anerkannt. Der Anerkennung gingen längere Verhandlungen voraus, bei denen es sich vor allem um zwei Fragen handelte: 1. Bezahlung der Schulden früherer russischer Regierungen und Wiedergutmachung des Schadens, der amerikanischen Bürgern aus der Verstaatlichung der Industrie er-

wuchs. 2. Einstellung der kommunistischen Propaganda in Amerika. „Man hat allerdings den Eindruck", schreibt Kennan, „daß es Roosevelt weniger darum ging, diese beiden Fragen in einem für Amerika positiven Sinne wirklich zu lösen, vor allem kam es ihm wohl darauf an, von den Russen Versicherungen einzuholen, die auf die amerikanische Öffentlichkeit imponierend wirken und ihn selbst vor dem Vorwurf schützen könnten, er wäre auf die Anerkennung eingegangen, ohne die Interessen des Landes und seiner Bürger berücksichtigt zu haben." Ich weiß nicht, ob man den Demagogen Roosevelt treffender beurteilen und vernichtender erledigen könnte: der öffentlichen Meinung imponieren mit dem Schein des Erfolges! Die Russen kannten ihren Partner. Sie dachten gar nicht daran, die Voraussetzungen der diplomatischen Anerkennung einzuhalten, sie waren mit der Tatsache der Anerkennung zufrieden. Der innere Zerfall, der sie damals bedrohte, war aufgehalten. Roosevelt zog daraus nicht die einzig mögliche Folgerung, die Anerkennung wieder zurückzunehmen. — Botschafter Bullit gewann in Moskau den Eindruck, der Kommunismus bedeute eine große Gefahr für die westliche Kultur; er legte sein Amt nieder und suchte Roosevelt für seine Erkenntnisse zu gewinnen. „Das gelang ihm aber nicht. Anscheinend sah der Präsident ihn ihm jetzt nur den Widersacher seiner eigenen Politik. Er hörte bald auf, Bullit in russischen Angelegenheiten zu Rat zu ziehen und ließ sich weiterhin von Leuten umgeben, die zwar wenig von Rußland wußten, aber die Hoffnung auf eine glückliche Zusammenarbeit mit den Russen noch glühend im Herzen trugen." — 1937 kam ein neuer Moskau-freundlicher, um nicht zu sagen, -höriger Botschafter zum Kreml, der daraus folgern mußte: Alles vergeben und vergessen. Die russische Abteilung im State Department, die immerhin die Sowjets noch kritisch beurteilte, wurde aufgelöst, der prosowjetische Kurs Roosevelts bestätigt und verstärkt.

Kennan nennt Roosevelt einen „Mann von großem persönlichem und politischem Format", gibt allerdings zu, daß „in den letzten Jahren manche von uns den Zauber seiner Persönlichkeit und die Großzügigkeit seines politischen Handelns vermißten". Ich könnte mich diesem Urteil nicht an-

schließen. Für mich bleibt er ein Demagoge, der es verstand, mit einer einschmeichelnden Stimme und raffinierten Phrasen die Massen zu betören, ein Mann ohne Sinn für Wahrheit, Gerechtigkeit und Menschenwürde. Ich möchte auf ihn das Wort anwenden, das für einen anderen Politiker unserer Tage geprägt wurde: „Er war ein Moralist gegenüber den Problemen anderer Leute, ein Zyniker gegenüber seinen eigenen."

Kennan meint, Roosevelt habe „das Sowjetproblem nie richtig verstanden, noch sei er imstande gewesen, es zu verstehen". Ich will zugeben, daß er die ideologische Ernsthaftigkeit der russischen Kommunisten, die Bedeutung des Prinzipiellen in ihrer Psychologie nicht verstand, da er ja selber nicht grundsätzlich dachte und nur unter dem Gesichtspunkt des augenblicklichen Vorteils handelte, auch seines eigenen Vorteils und im Hinblick auf die Wiederwahl. Roosevelt war aber sicher überzeugt, daß er den Bolschewismus verstehe. Wie hätte er sonst den Papst belehren können: „Es besteht die Tatsache, daß Rußland von einer Diktatur beherrscht wird, die in ihrer Art so streng ist wie die Diktatur in Deutschland... Ich glaube, das Überleben Rußlands ist weniger gefährlich für die Religion, die Kirche als solche und die Menschheit überhaupt, als das Überleben der deutschen Form der Diktatur sein würde..." Kannte Roosevelt die eingangs zitierten Ziele Lenins und Manuilskys nicht? War er nicht gewarnt von Botschafter Bullit und anderen? War er wirklich so naiv, zu glauben, einen Berufsrevolutionär durch seinen Charme bezaubern und gewinnen zu können? „Kann wohl ein Blinder einen Blinden führen? Fallen nicht beide in die Grube?" (Lk. 6, 39.) Kann ein „Blinder" das mächtigste Volk der Welt führen? Gab es wirklich niemand, der wenigstens das Volk sehend machte — in einer Demokratie? — War es in der Nachkriegszeit eine Entschuldigung, wenn ein Deutscher sich ausredete, er habe den Nationalsozialismus, die Ziele Hitlers nicht durchschaut?

Roosevelt ist tot. Amerika und die Welt werden noch für Generationen an den Folgen seiner grundsatzlosen, prokommunistischen Politik zu leiden haben. Geblieben ist der große Kreis seiner Berater. Es gibt kein Amt und keine Stelle, die nicht von Kryptokommunisten und Mitläufern durchsetzt wäre. „Im engsten Zusammenhang mit diesen

Blickfehlern (Roosevelts)", schreibt Kennan, „stand der verhängnisvolle Gedanke, von dem nicht nur Roosevelt, sondern fast die ganze liberale Intelligenz der westlichen Länder in den dreißiger Jahren beherrscht wurde, der Gedanke, Sowjetrußland könnte ein geeigneter Partner im kollektiven Widerstand gegen Hitler, Mussolini und die Japaner sein. Die westlichen Liberalen wollten nicht glauben, daß der sowjetische Imperialismus für die Nachbarländer und insbesondere für die europäischen Völker eine Bedrohung darstellte, die nicht geringer war als alle Gefahren, gegen die man diese Völker schützen wollte. Er verstand nicht, daß die russische Mitwirkung an der sogenannten kollektiven Sicherheit gegen Hitler nur zu einem unsinnigen Wucherpreis zu haben war — die Einverleibung großer Teile Osteuropas in den sowjetischen Machtbereich —, zu einem Preise also, der nicht nur für die betreffenden Völker den Verlust der staatlichen Unabhängigkeit, die Auslieferung an die eigenen Kommunisten, wenn nicht den Völkermord schlechthin bedeutete, sondern auch das Kräfteverhältnis in ganz Europa auf höchst gefährliche Weise verschieben mußte."

In dem Parteiprogramm, das die Republikaner 1952 den Wählern vorlegten, auf das Kandidat Eisenhower sich verpflichtete, stand zu lesen: „Die demokratische Regierung (Roosevelt—Truman) hat durch Befriedung (appeasement) der Kommunisten im In- und Ausland den Kommunisten und ihren Mitläufern erlaubt, in vielen Schlüsselstellungen zu dienen und das Leben Amerikas zu infiltrieren. Als durch die Enthüllungen der Republikaner im Kongreß diese Infiltration ruchbar wurde, weigerte sich die Regierung hartnäckig, die Frage offen und entschieden zu behandeln. Sie erhob den unwahren Schrei ‚Rote Heringe!' und ergriff andere Maßnahmen, die Untersuchungen zu blockieren und in Mißkredit zu bringen." Senator McCarty machte die Probe aufs Exempel. Er ging die Frage Kommunismus in Amerika offen und entschieden an. Das Ergebnis seiner Untersuchungen, das Williard Edwards zusammenstellte ("Human Events", 10. November 1954), ist erschütternd und beängsti-

gend. Eine infame Hetze begann gegen den Senator seitens der Liberalen und Kommunisten. Es gibt kein noch so unflätiges Schimpfwort, das nicht gegen den Senator geschleudert wurde. Nicht die Demokraten, sondern die Regierung des Republikaners Eisenhower suchte die „Untersuchungen zu blockieren und in Mißkredit zu bringen". Schließlich wurde die unwürdige Komödie aufgeführt, den mutigen Senator für die Arbeit, die er im Namen und Auftrag des Senates durchführte, zu „zensurieren". Man konnte den Eindruck haben, er untergrabe die Regierung und zerstöre den Einfluß und das Ansehen Amerikas in der Welt. „Es kreißten die Berge, geboren ward ein lächerliches Mäuschen." Demokraten und ein Großteil der Republikaner stimmten gegen den Senator, manche von Eisenhower direkt beeinflußt. Die Republikaner bewiesen wieder einmal, daß auch ihre Programme nur "Campain oratory" (leere Wahlpropaganda) sind, wie einer ihrer früheren Präsidentschaftskandidaten, Wendell Willkie, nach der Niederlage zugab.

"The Tablet" schrieb unter dem Titel "A National Farce" u. a.: „... Die Aktion ist lächerlich — die Senatsdebatte beweist, daß Senator McCarty nie so bitter und gemein gegen seine Mitsenatoren sprach als diese über ihn — und eine Farce. Senator Dennis Chavez z. B. gab zu, daß er den Watkins-Bericht überhaupt nicht gelesen hatte und doch darauf brannte, für die Zensurierung zu stimmen. Fast alle anderen Senatoren — ein Teil derer, die die Beweise für die Anklagen prüfen sollten —, waren fast dauernd von der Debatte abwesend." Dean Clarence Manion erklärte in einer Rede: „Verrat ist das einzige Verbrechen, das in der Verfassung erwähnt ist. Verrat bedeutet, ‚dem Feind Hilfe und Stütze zu geben'. Es scheint, daß das derzeitige Bestreben, Senator Mc Carthy zu zensurieren, an diese Begriffserklärung des Wortes Verrat grenzt." ("The Tablet", 13. November 1954.)

Die Kommunisten haben mit Hilfe der roten Seele der Liberalen ihr Ziel erreicht: 1. Die Untersuchungen gegen die Kommunisten wurden für neun Monate eingestellt. 2. Kaum ein Senator wird es künftig riskieren, sich gegen den Kommunismus zu exponieren, wenn er nicht gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Boykott auf sich nehmen will. Senator

Jenner erklärte sogar — und die Erfahrungen des Abgeordneten Dies bestätigen dies: „Wer in Amerika gegen den Kommunismus kämpft, hat dauernd einen Revolver gegen seinen Kopf gerichtet. Ein Versehen beim Sprechen und die Wölfe fallen über ihn her." 3. Die Republikaner verloren in beiden Häusern die Mehrheit, damit den Vorsitz in allen Ausschüssen. Der Kurs Roosevelt—Truman kann weitergehen.

"The Tablet" schließt den eben zitierten Artikel: „Die Aktion des Senates bringt nicht die Meinung des amerkanischen Volkes zum Ausdruck, denn Millionen haben Petitionen zugunsten Senator McCartys unterzeichnet und fast jeder Senator hat eine Unzahl von Briefen mit der Aufforderung, gegen die Zensurierung zu stimmen, erhalten." Das mag so sein. Daraus geht aber nur hervor, daß der Senat, der doch die Meinung des Volkes vertreten soll, diese Volksstimme ignoriert. Gesiegt hat der Kommunismus und die „Geheime Macht". „Wir zweifeln nicht", endet der Artikel, „daß der Tag kommen wird, daß die Amtswalter, vom Präsidenten bis zu den Senatoren, zugeben werden, daß ein Fehler geschah, gleich dem, da man den Russen Lend-lease-Hilfe gab." Für diesen Optimismus fehlen nach dieser Entscheidung alle Anzeichen, ganz abgesehen davon, daß die Rußland-Politik Roosevelts heute noch viele Verteidiger hat, eben den Kreis, der McCarty zu Fall brachte. Ich möchte nur zugeben: „McCartys Platz in der Geschichte ist eindeutig gesichert; von seinen Gegnern möchten wir dies nicht behaupten."

Ich will mich nicht mit der Frage auseinandersetzen, ob Amerika noch die geistige und sittliche Kraft hat, den Kommunismus innerlich zu überwinden, ehe Lenins Prophezeiung sich erfüllt, ehe es als gleichberechtigte Sowjetrepublik eingegliedert wird, wie es Deutschland und Österreich zugedacht war. (Vgl. mein Buch: „Europa in Trümmern", 4. Auflage, S. 120 ff.)

Die Frage, auf die ich keine Antwort finde, ist die: Ist Amerika überhaupt gegen den Bolschewismus oder arbeiten Washington und Moskau — trotz aller Beteuerungen zum Gegenteil — Hand in Hand an einem Ziele, das nur die

„Geheime Macht" kennt? Ist der Kampf nur Spiegelfechterei, weil die Zeit noch nicht reif ist, die volle Wahrheit zu sagen? Mit Vernunft und Logik ist Washingtons Politik nicht zu erklären. Wenn man den Bolschewismus bewußt fördern wollte, konnte man kaum anders handeln, als es seit den Tagen Roosevelts geschah.

Die amerikanische Politik ist nicht mit Grundsätzen beschwert, ihr Leitmotiv ist, wie ich wiederholt unterstrich, "expediency", der augenblickliche Vorteil. Solange es nützlich erschien, stellte man hohe Ideale heraus, um den Gegner zu täuschen und die eigenen Leute für den „Kreuzzug" zu gewinnen. Die Atlantic Charta, die Vier Freiheiten, die Erklärungen der Menschenrechte haben ihren Propagandazweck erfüllt und liegen am Boden des Atlantik oder in den Rumpelkammern tagespolitischer Phrasen. Morgenthau-Plan und "Unconditional surrender" zeigten das wahre Gesicht. Aus Gründen, die mir unbekannt blieben, ging Stalin nicht mehr mit, sonst wäre der Morgenthau-Plan bis zum letzten i-Punkt verwirklicht, Europa wäre bereits kommunistisch. Es folgte eine Periode der Spannung, der Truman-Plan, später die Politik des "Containment" (Festhalten), d. h. die Aufforderung an die Russen: Behaltet, was ihr habt, aber: Bis hierher und nicht weiter! Die Russen durchschauten den Bluff und nahmen Nordkorea und einen Teil Indochinas. General McArthur mußte fallen, weil er den Krieg in Korea gewinnen wollte — und gewinnen konnte. — General Wedemeyer, der Kommandeur der amerikanischen Truppen während des zweiten Weltkrieges in China, der Mann, der vor dem Verlust Chinas warnte und den Krieg in Korea voraussagte (seine Warnung wurde freilich im State Department unterdrückt!), verglich in einer Rede die Politik Washingtons mit der griechischen Städterepublik Athen: „Ich kann mich auf keine genauere Darstellung der Truman—Acheson-Politik besinnen, als auf jene, die dreihundert Jahre vor Christus von Demosthenes abgegeben wurde. Ich führe sie an: ‚Ihr Athener sollt Euch schämen, weil Ihr nicht verstehen wollt, daß man sich im Kriege nicht von den Ereignissen kommandieren lassen, sondern daß man sie dirigieren muß. Ihr Athener seid die stärksten von allen Griechen in bezug auf Schiffe, Kavallerie, Infanterie und

Finanzen, und Ihr macht nicht den besten Gebrauch davon. Wenn Ihr hört, daß Philipp (von Mazedonien) Chaeronea angegriffen hat, dann schickt Ihr Hilfe dahin. Wenn er bei den Thermopylen ist, dann lauft Ihr dahin, und wenn er sich zur Seite wendet, dann folgt Ihr ihm nach rechts oder nach links, gleich wie wenn Ihr auf seinen Befehl handeln würdet. Niemals ein fester Plan, niemals irgendwelche Vorsichtsmaßregeln. Ihr wartet auf die schlimmen Nachrichten, ehe Ihr handelt.' " (Zitiert nach: „Volkszeitung-Tribune", Omaha, 8. April 1954.)

Der neue Schlager Amerikas und der Westmächte ist "peaceful coexistence", friedvolles Zusammenleben und -wirken. An sich ein schönes Wort und ein ideales Ziel: Der Löwe und das Lamm liegen friedlich nebeneinander auf der Weide, wie es bei „Isaias" heißt. Es kommt nur auf die Interpretation an. Senator Knowland, der Führer der republikanischen Minderheit im US-Senat, sagte mit Recht: „Es ist nichts Unrechtes mit den Worten ‚Frieden' und ‚Zusammenleben', vorausgesetzt, man hat Frieden und lebt zusammen. Der Truthahn lebt friedlich bis zwei Tage vor dem Danksagungstag; dann fällt das Beil auf seinen Hals. Wenn das friedvolles Zusammenleben ist, glaube ich nicht, daß das amerikanische Volk dafür zu haben ist. Ich glaube aber, daß die kommunistische Welt genau das mit uns vorhat. Wenn man sie dazu bringt, die dauernde Agitation einzustellen, das Treiben freier Regierungen zu zerstören, wenn man dafür eine Garantie hat, ließe sich darüber reden. Aber sie haben in den letzten zwanzig Jahren jedes Übereinkommen, das sie eingingen, gebrochen. Sie hatten einen gegenseitigen Beistandspakt mit Finnland und überfielen das Land. Sie hatten einen gegenseitigen Verteidigungspakt mit Polen; als Polen von vorne angegriffen wurde, kamen sie und überfielen es von hinten. Sie hatten eine Vereinigung mit General Tschiang-Kai-Schek, sie würden nur mit seiner Regierung verhandeln; die Tinte war noch nicht trocken, übergaben sie erbeutete Waffen und Ausrüstung der mandschurischen Armee den Kommunisten Mao-Tse-Tungs ... Sie hatten Freundschafts- und gegenseitige Sicherheitsverträge mit Lettland, Litauen und Estland und überfielen und zerstörten diese drei baltischen Republiken. — Mit dieser

eindeutigen Vergangenheit sind wir, glaube ich, etwas naiv, wenn wir glauben wollten, wir könnten friedlich zusammenleben, nur weil es die Kommunisten uns sagen." (Interview mit den Herausgebern der "US News & World Report", vom 24. Dezember 1954.)

Wie die Dinge liegen, bedeutet friedliches Zusammenleben Anerkennung des Status quo: Anerkennung der bolschewistischen Tyrannei über Millionen Sklaven in aller Welt, endgültige Anerkennung der Heimatvertreibung, der Teilung Deutschlands mit der Oder—Neisse-Grenze und Verlust der Saar, Unfreiheit Österreichs. Bereits im Juli 1952 wurde auf einer Geheimkonferenz in London, an der Bernard Baruch, Winston Churchill und Andrey Gromyko teilnahmen, der Modus vivendi, die peaceful coexistence beschlossen. Die Kommunisten sollen demnach ganz Asien erhalten, dafür sollen sie in Europa den Status quo anerkennen. („Freie Presse", Cincinnati, vom 12. Dezember 1954.)

Die Kommunisten haben Zeit. Während der Verdauungspause liegen auch eine Boa constrictor und ein Kaninchen friedlich beisammen. Die Kommunisten haben auch einen Plan: Zuerst Osteuropa, dann Asien ... schließlich Amerika.

Papst Pius XII. nahm in seiner letzten Weihnachtsansprache, die David Lawrence die „größte unter den vielen beachtenswerten Erklärungen des derzeitigen Papstes seit 1939" nennt, zur Frage der Koexistenz Stellung. Der Koexistenz in der Furcht, in der Täuschung hält er die Koexistenz in der Wahrheit gegenüber*).

---

*) Erst nach Abschluß dieses Buches erreicht mich der Wortlaut der Weihnachtsbotschaft des Papstes. Er bezeichnet darin die derzeitige Lage als Koexistenz in der Furcht: „Jede der Gruppen duldet das Bestehen der anderen, weil sie selbst nicht zugrundegehen will ... Die beiden leben nicht zusammen, sondern bestehen zugleich. Es ist kein Kriegszustand, aber auch kein Friede: es ist der Zustand kalter Ruhe. In jeder herrscht nervöse Furcht vor der militärischen und wirtschaftlichen Macht der anderen und in beiden ist die Besorgnis wegen der vernichtenden Wirkungen der neuesten Waffen lebendig. Mit geradezu angstvoller Aufmerksamkeit verfolgt jede die Entwicklung der Rüstungstechnik und die wirtschaftliche Produktivität der anderen, während sie der eigenen Propaganda die Aufgabe zuweist, aus der Furcht des Partners Nutzen zu ziehen und ihre Wirkung noch zu erhöhen und verbreiten. Auf dem Feld der praktischen Politik scheint man nicht

8. Amerika im Wandel

Amerika begeht jedes Jahr am 4. Juli den Tag der Unabhängigkeit als lärmendes, rauschendes Volksfest. Je länger ich die Entwicklung verfolgen konnte, um so mehr gewann ich den Eindruck, daß das Fest längst seinen tieferen Sinn

---

mehr mit Grundsätzen der Vernunft und des Sittengesetzes zu rechnen. Daraus ergibt sich die offenkundige Sinnlosigkeit, daß die politische Praxis zwar den Krieg als schlimmste Katastrophe fürchtet, ihm aber doch volles Vertrauen gewährt, als wäre er der einzige Ausweg zum Überleben und die einzige Richtschnur internationaler Beziehungen. In gewissem Sinne vertraut man auf das, wovor man im höchsten Maße zurückschreckt ... Die gegenwärtige Koexistenz in Furcht hat nur zwei Möglichkeiten vor sich: entweder sie erhebt sich zur Koexistenz in Gottesfurcht und dann zum Zusammenleben in wahrem Frieden, beseelt und überwacht von Gottes sittlicher Ordnung: oder sie zieht sich immer mehr zu einer eisigen Lähmung des internationalen Lebens zusammen ... Die natürliche Lebensentfaltung der Völker auf die Dauer zu unterbinden, könnte diese zuletzt zu dem gleichen verzweifelten Ausweg führen, den man vermeiden will, zum Krieg. Überdies würde kein Volk auf unbeschränkte Zeit den Wettlauf des Rüstens ertragen, ohne von ihm verheerende Wirkungen auf seine normale wirtschaftliche Entwicklung zu verspüren. Nutzlos wären selbst Vereinbarungen über eine Begrenzung der Rüstungen. Wenn die sittliche Grundlage der Gottesfurcht fehlt, würden solche Vereinbarungen, kämen sie zustande, zur Quelle neuen gegenseitigen Mißtrauens." —

Das gründliche Studium der päpstlichen Erklärung sei nachdrücklichst empfohlen. Es sei nur noch eine Stelle aus dem Abschnitt Koexistenz in der Täuschung hervorgehoben, die zwar nicht unmittelbar in die eben zu erörternde Gedankenreihe, wohl aber zum Gesamtthema des Buches gehört: „... Viele glauben in der Tat, daß die hohe Politik daran sei, zum Typ des Nationalstaates zurückzukehren, der geschlossen in sich selbst, die Kräfte in sich zusammenballend, unruhig wechselnd in der Wahl seiner Bündnisse, ebenso schädlich wäre, wie der im vergangenen Jahrhundert herrschende Typ. Zu schnell hat man die ungeheuer gehäuften, von diesem Staatstyp erpreßten Opfer an Leben und Gut sowie die von ihm auferlegten, erdrückenden wirtschaftlichen und seelischen Lasten vergessen. Aber das Wesen des Irrtums besteht in der *Verwechslung nationalen Lebens* im eigentlichen Sinn *mit der nationalistischen Politik:* Das erste, Recht und Ehre eines Volkes, kann und soll gefördert werden; die zweite, die Keim unendlicher Übel ist, wird man nie genügsam abweisen. Das nationale Leben ist, in sich betrachtet, die Gesamtheit aller jener Kulturwerte, die eigentümlich und charakteristisch sind für eine bestimmte Gruppe und das Band ihrer geistigen Einheit bilden. Zugleich bereichert

verloren hat — so wie Weihnachten, Ostern und Pfingsten für viele „Christen".

Im Mittelpunkt der Feier müßte die Unabhängigkeitserklärung vom 4. Juli 1776 stehen, die wirklich eines der bedeutsamsten geschichtlichen, staatsbildenden Dokumente der Menschheit ist. Dr. Clarence Manion, einer der ersten Verfassungsjuristen Amerikas, erklärte bei einem Vortrag in Brooklyn ihren tieferen Sinn:

„... Das Dokument beginnt mit den Worten: ‚Wir halten diese Wahrheiten' — die Verfasser anerkannten damit, daß Wahrheit der Freiheit vorangehen muß —. Und was für Wahrheiten! Self-evident (selbstverständlich, von selber einleuchtend) nannte man sie. Für die Founding Fathers (wörtlich: die gründenden Väter) konnte darüber kein Zweifel bestehen. In der Erklärung, dem Präludium amerikanischer Freiheit, nannten sie nur vier Wahrheiten ...

„Hier ist die erste: ... ‚Alle Menschen sind erschaffen.' Anders gesagt: Es gibt einen Gott, nicht als Glaubensfrage, sondern als Tatsache. Das ist der erste Eckstein der Republik. Der Bestand Amerikas und alles dessen, was es für uns und die Welt bedeutet, beruht auf der Tatsache eines allmächtigen Schöpfers aller Menschen. (Darin liegt der Weg zur Lösung aller Probleme.)

„Die zweite Wahrheit: ‚Alle Menschen sind gleich erschaf-

---

sie, diese geistige Einheit, als eigener Beitrag die Kultur der ganzen Menschheit. *Seinem Wesen nach ist also das nationale Leben etwas Unpolitisches.* Wie die Geschichte und die praktische Erfahrung beweisen, ist dies so sehr wahr, daß das nationale Leben sich neben anderen im Bereich desselben Staates entwickeln, sich aber auch über dessen politische Grenzen hinaus erstrecken kann. Das *nationale Leben wurde zum Prinzip der Auflösung der Völkergemeinschaft erst dann, als man anfing, es als Mittel zu politischen Zwecken auszunützen,* das heißt also, als der zentral organisierte Machtstaat das Nationale zur Grundlage seiner Expansion, seines Ausbreitungsdranges machte. Damit haben wir den *nationalistischen Staat,* Keim der Rivalität und Zündstoff für Zwietracht... Auch die Dynamik einer eingebildeten nationalstaatlichen Macht, die mehr in Gefühlen als in Taten zum Ausdruck kommt, weckt gleicherweise Widerwillen, nährt das Mißtrauen und den Verdacht in den Bündnissen, verhindert das gegenseitige Verstehen und infolgedessen die ehrliche Zusammenarbeit und gegenseitige Hilfe — nicht mehr und nicht weniger, als wäre sie im Besitz wirklicher Macht..."

fen.' Gleich, d. h. vor Gott und darum vor dem Gesetz des Landes, darüber hinaus sind alle Menschen ungleich, soweit es nur vorstellbar ist. Außer vor Gott und dem Gesetz ist jeder Mensch in der Welt von jeder anderen Person verschieden.

„Weder des Königs Pferde noch die Kommissare des Kremls können dies ändern, weil uns eben der allmächtige Gott verschieden erschaffen hat. Schauen wir nur auf unseren Fingerabdruck. Er ist unsere persönliche, gottgegebene Schutzmarke ... Trotz alles kollektivistischen Klimbims sind wir Individuen, Persönlichkeiten und werden es bleiben jetzt und in alle Ewigkeit, weil es Gott so will. Das Geheimnis der Zivilisation liegt in diesen ungebrochenen menschlichen Verschiedenheiten — Veranlagung, Fähigkeit, Streben — und darum in der Verschiedenheit des Erreichten ... Der freie Wettbewerb der durch den Fingerabdruck gekennzeichneten Persönlichkeiten nährt und kleidet uns alle. Je freier der Wettbewerb, um so besser und billiger die Nahrung, Kleidung und der Lebensstandard. Freiheit ist der Schlüssel zur ansteigenden Spirale menschlichen Fortschritts ...

„Tatsache Nummer drei ...: ‚Alle Menschen sind mit gewissen unabdingbaren Rechten ausgestattet, darunter Leben und Freiheit.' Leben und Freiheit sind ausdrücklich angeführt und unzertrennlich: Freiheit ist so wichtig wie das Leben selber. Niemand darf sein Leben selber zerstören, noch die Freiheit preisgeben oder austauschen, auch nicht für ein Trugbild der Sicherheit oder anderes. Wir haben die moralische Verpflichtung, Leben und Freiheit zu erhalten. Wie kann dies geschehen? Hier ist die letzte Tatsache des Planes:

„ ‚Um diese Rechte zu sichern' — die Gottesgaben zu beschützen —, ‚sind Regierungen eingerichtet' — unter den Menschen und durch Menschen, die ihre Macht erhalten ‚aus der Zustimmung der Regierten.' Was ist also der Zweck der amerikanischen Regierung? Der Zweck ist, die gottgegebenen Rechte zu erhalten, uns frei zu erhalten, daß wir gewissenhaft unsere persönliche Verantwortung gegenüber Gott und den Mitmenschen erfüllen können.

„Hier ist die einfache Wahrheit: Die Regierung ist ein

Mechanismus zum Schutz der Menschenrechte. Sie ist nicht die Quelle des Reichtums, des Wohlstandes oder des Glükkes... Sie will tun, wofür sie bestimmt ist, nicht mehr. Alles andere müssen wir selber tun im weiten Bereich amerikanischer Selbstregierung, im Bereich des Moralgesetzes.

„Hundert Jahre vor der Unabhängigkeitserklärung sagte William Penn: Die sich nicht von Gott leiten lassen, werden durch Tyrannen regiert. Anders gesagt: Die sich nicht selber regieren und beherrschen nach den Geboten Gottes, werden durch Despoten gezügelt und kontrolliert. — Die Founding Fathers wußten das: wir sollten es wissen. Wenn wir die Regierung bitten, uns die Last der Zehn Gebote abzunehmen, haben wir klare Sicht verloren und rufen in unserer Blindheit einen gottlosen Tyrannen, der uns übernimmt.

„Kurze Zeit nach der Niederschrift unserer Verfassung, erklärte der Gelehrte James Madison, daß wir die Zukunft unserer politischen Einrichtungen auf die Fähigkeit der Menschen zur Selbstregierung aufgebaut haben. D. h. unser Verfassungssystem würde zusammenbrechen, wenn wir den Willen und die Fähigkeit verlören, uns selber zu regieren. Die Grundsätze der Freiheit und Selbstregierung sind untrennbar miteinander verbunden. Nur ein moralisch starkes, selbstdiszipliniertes, selbstaufopferndes Volk kann sich den seltenen Luxus einer verfassungsmäßig eingeschränkten Regierung erlauben. Freiheit verlangt Selbstregierung, aber Selbstregierung verlangt persönliche Opfer und dauernde Selbstbeherrschung.

„Die Regierung, die es unternimmt, uns mit wirtschaftlicher Sicherheit zu versorgen, muß uns im Austausch für diese Sicherheit der Freiheit und Selbstregierung nehmen. Um uns wirtschaftliche Sicherheit zu geben, muß uns die Regierung gleichzeitig diktatorische Reglementierung geben, erklärte Madison."

Dr. Manion hatte seine Rede mit dem ersten Satz begonnen: „Es ist spät in der Geschichte unseres Landes, später als je zuvor, vielleicht zu spät, etwas gegen die gefährliche Weltlage zu unternehmen. Unsere Innen- und Außenpolitik der letzten zwanzig Jahre hat Irrsinn auf Irrsinn gehäuft. Man hat so wahr gesagt: ‚Wen die Götter verderben wollen, den strafen sie mit Blindheit.' " Er schloß mit einigen

Worten, in denen ihm eine einflußreiche Persönlichkeit den Verlauf der Kulturentwicklung aufgezeichnet hatte: „Wo beginnt die Zivilisation? In KNECHTSCHAFT (Bondage). Daraus kommt das zweite Wort: GLAUBE AN GOTT. Mit dem Glauben kommt MUT, und glauben Sie mir, er kommt nirgends anders her. Damit erwerben die Menschen FREIHEIT und damit unvermeidlich und folgerichtig ÜBERFLUSS. — Damit kommt aber auch SELBSTSUCHT, darnach SELBSTZUFRIEDENHEIT, APATHIE, schließlich ABHÄNGIGKEIT, das Stadium des Almosens und schließlich wieder KNECHTSCHAFT." In welchem Zyklus stehen wir heute, fragte der Redner? Nur ein mutiges Wiederaufleben moralischer Selbstregierung kann uns retten. ("The Tablet", 13. November 1954.)

Wieviele Amerikaner, die den Unabhängigkeitstag feiern, mögen seine Anschauungen noch teilen? Ich wage zu behaupten, daß für die große Mehrzahl das religiös-sittliche Fundament der Erklärung innerlich ausgehöhlt und zerbrochen ist. Ein Richter beim Obersten Gerichtshof, Oliver W. Holmes, schrieb: „Ich sehe keinen Grund, warum man dem Menschen (im Kosmos) eine Bedeutung zumessen sollte, die artmäßig verschieden ist von der eines Pavians oder eines Sandkorns." Carl L. Becker, Professor für Geschichte an der Cornell-Universität, erklärte: „Jefferson und seine Zeitgenossen waren ganz sicher, daß Gott das Universum nach einem vernünftigen Plan besonders für den Menschen schuf ... Wir sind nicht mehr sicher, daß die Welt von einer wohltätigen Intelligenz, oder überhaupt von einem intelligenten Wesen geschaffen wurde ... Wir sind nicht sicher, daß der Mensch mehr ist als eine besonders aktive zufällige Ablagerung auf der Erdoberfläche, die zu ihm so indifferent ist, wie zu sich selber, oder daß der Geist des Menschen mehr ist als ein ‚Produkt des Überlebens' (survival product) ... Da dies wohl sein kann, können wir nicht länger mehr Geistesfreiheit, Freiheit des Lernens und Lehrens dadurch rechtfertigen, daß wir sagen, es sei ein gottgegebenes unveräußerliches Recht." George Santayana, eine „Leuchte" der Harvard-Universität, einer der „großen" Philosophen Amerikas, spottet über die Unabhängigkeitserklärung: „(Sie) war ein Stück Literatur, ein Salat von Täuschungen. Bewunde-

rung für den vornehmen Barbaren, für die alten Römer, ... gemischt mit pietistischen Grundsätzen der Bergpredigt können einen Rousseau inspirieren, aber keine Regierung beraten." (Zitiert in einer Gedächtnisrede für die Kriegstoten von R. M. McKeon in: "The Tablet", 29. Mai 1954.)

Wenn die ideologische Grundlage fällt oder nicht mehr anerkannt wird, ist es nur eine Frage der Zeit, bis die Änderung im Leben aufscheint. Tatsächlich ist Amerika auf dem Wege zum totalitären Staat, ganz gleich, ob er faschistisch, nationalsozialistisch oder kommunistisch firmiert wird. Mussolini hat 1925 in einer Rede in Mailand das Wesen des totalitären Staates in die Formel gekleidet: „Tuto nello Stato, niente fuori lo Stato, niente contro lo Stato." (Alles im Staate, nichts außerhalb des Staates, nichts gegen den Staat.) In der „Enciclopedia Italiana" hat er den Gedanken weiterentwickelt: „Für den Faschisten ist in der Tat alles im Staate, nichts Menschliches und Geistiges existiert außerhalb des Staates und hat außerhalb des Staates Wert. In diesem Sinne ist der Faschismus totalitär; der faschistische Staat, als Synthese und Einheit jedes Wertes interpretiert, entwickelt und beherrscht das ganze Leben des Volkes." (Zitiert bei Wilhelm Solzbacher: „Pius XI. als Verteidiger der menschlichen Persönlichkeit", Luzern 1939, S. 185.)

Salazar, der portugiesische Ministerpräsident, hebt in seinem Buch: „Comment on relève un Etat", S. 21 f., das Gemeinsame der totalitären Staaten hervor: „Der Faschismus und der Nationalsozialismus, die sich vom Kommunismus durch ihre wirtschaftlichen Auffassungen und ihre geistigen Forderungen unterscheiden, ähneln ihm auf der anderen Seite durch ihre Auffassung vom totalitären Staat. Für beide ist die Partei der Staat; den Zwecken von Partei und Staat ist jede Tätigkeit der Staatsbürger untergeordnet; die Menschen existieren nur für die Größe und den Ruhm des Staates." (Vgl. Solzbacher, l. c. 168.)

Nach der Auffassung der Unabhängigkeitserklärung ist der Staat dem Volke verantwortlich. Er ist nicht die Quelle des Rechtes. Seine Macht kommt von der Zustimmung der Regierten und ist durch ihre Zustimmung begrenzt. Er hat nur die Aufgabe, die gottgegebenen Rechte der Bürger zu beschützen. — Nach der totalitären Auffassung ist der Staat,

nicht das Volk souverän, die Regierung, nicht Gott ist allmächtig. Der Staat ist nicht vor dem Volk, sondern für das Volk verantwortlich, er kann willkürlich und unbeschränkt Rechte verleihen, einschränken, wegnehmen. Der freie Bürger wird zum Untertan der Bürokratie, zum Sklaven — auch wenn dies im Augenblick nicht so kraß in Erscheinung tritt wie in Rußland.

Es ist nicht meine Absicht, die Auffassung, daß Amerika auf dem Wege zum totalitären Staat ist, eingehend zu begründen. Ich verweise auf das Buch von Garet Garret: "The People's Pottage", The Caxton Printers, Ltd., Caldwell, Idaho 1953. Hier nur einige Andeutungen.

Vor 50 Jahren warnte Woodrow Wilson: „Die Konzentrierung von Regierungsmacht geht immer dem Tod menschlicher Freiheit voran." Die Urheber der Verfassung ahnten die Gefahr und schufen gewisse Sicherungen, eine dreifache gegenseitige Kontrolle durch Regierung, Legislative und Gerichtsbarkeit. Der 10. Zusatz zur Verfassung sagt ausdrücklich, daß alle Macht, die durch die Verfassung nicht ausdrücklich der Bundesregierung übertragen wurde, den Staaten und dem Volk reserviert bleibt. Die heutige Tendenz läuft in umgekehrter Richtung, d. h. es besteht das Bestreben, alle Rechte, die nicht ausdrücklich den Staaten und dem Volk vorbehalten sind, für die Bundesregierung zu reklamieren. Der Kongreß ließ sich viele Rechte entwinden. Nach der Verfassung hat nur der Kongreß das Recht, Krieg zu erklären. Roosevelt befand sich längst im Kriegszustand mit Deutschland, ehe der Kongreß den Krieg erklärte, Truman umging die Kriegserklärung an Korea, indem er den Krieg „Polizeiaktion" benannte. Internationale Verträge Amerikas bedürfen der Ratifizierung durch den Kongreß, schon deshalb, weil sie über der Verfassung stehen. Die Verträge von Teheran, Jalta und Potsdam wurden niemals durch den Kongreß ratifiziert, auch niemals zurückgewiesen. Das sogenannte Bricker-Amendment, das die Rechte des Präsidenten umschreiben und umgrenzen sollte, fand keine Mehrheit im Kongreß. Sprecher Amerikas ist nicht der Präsident, noch weniger die „Stimme Amerikas", sondern ausschließlich der Kongreß.

Dr. Manion, der Vorkämpfer für ein freies Amerika,

machte eine wichtige Feststellung: „Die kommunistische Verschwörung kann nicht Erfolg haben, bis alle Macht über die Polizei, die Erziehung, das Eigentum und über den Stimmzettel an einer Stelle konzentriert ist." Er machte eine Beobachtung, die selbst vielen europäischen Beobachtern entging: „Wenn wir die kommunistischen Eroberungen in fünfzehn europäischen Ländern seit Beendigung des zweiten Weltkrieges verfolgen, so werden wir in jedem Falle finden, daß sie nicht durch marschierende Truppen oder den Abwurf von Bomben erreicht wurden. Sie erfolgten jeweils durch Übernahme der Macht, die für die Kommunisten vorher bequem durch das Volk selber zentralisiert worden war.

Die Tschechen haben die Tschechoslowakei dem Kommunismus ausgeliefert, nicht russische Soldaten oder russische Bomber. Erwarten wir, daß die Kommunisten in Amerika ihre Taktik ändern werden, nachdem ihre schlauen Trainer ihr hinterlistiges Spiel in fünfzehn todernsten Fällen erfolgreich durchführten? Sie hoffen, uns von innen her zu nehmen. Sie wollen alle Macht in Washington konzentrieren für den verzweifelten Sieg, der ihnen zukommt, wenn alle Kräfte für sie entsprechend zentralisiert sind... So gehen sie voran, die Macht zu konzentrieren, die die Verantwortlichkeit heraussaugt aus den einzelnen, aus den Gemeinden, den Staaten, aus allen Einnahmsquellen, kurz jegliche Macht, die man in Washington zentralisieren kann. Sie benützen dazu alle möglichen Vorwände... Ich möchte nur daran erinnern, daß (die Macht der) Regierung nur deshalb anschwillt, weil die des Volkes zusammenschrumpft. Je größer, allmächtiger, schweigsamer, geheimnisvoller die Regierung wird, um so mehr sinkt das Volk in sich zusammen auf die Größe, die es heute in der Sowjetrepublik hat." ("The Tablet", 29. Mai 1954.)

Es ist durchaus möglich, sogar wahrscheinlich, daß die Mehrheit der Amerikaner diese Entwicklung nicht sieht und nicht verstehen kann, weil eben dafür die Erfahrung fehlt. Noch erklingen ja im „Lande der Freien" die alten Worte und Parolen, noch wehen die alten Fahnen, noch stehen die alten Symbole. Father James Gillis weist darauf hin in einem Artikel über Senator McCarthy: „In Rom stimmte der Senat für die Preisgabe seiner Rechte zuerst

an den Ersten Konsul. Dann macht man ihn zum Kaiser; dann erklärte man ihn als Augustus (den Erhabenen), schließlich als Gott. — Die Initialen S. P. Q. R. (Der Senat und das Volk von Rom) blieben noch auf den Bannern, in Reden und Kundgebungen nahm man noch Bezug auf die Res Publica. Aber die Republik war verschwunden. Die Regierung hatte die Oberhoheit. Der Kaiser mit seiner Armee (es war *seine* Armee) machte den Senat zu einer Reliquie, zu einem vorzeitlichen Museumsstück. Der Senat gewann seine Macht niemals wieder — Menschen mit geschichtlichen Kenntnissen können das Ende der amerikanischen Republik voraussagen, wenn im derzeitigen Kampf der Senat (ich wiederhole: der Senat, nicht der Senator) gegen die Triple-Allianz Regierung, Staat, Armee verliert. Der Senat versetzt sich selber einen tödlichen Schlag, er begeht vielleicht Selbstmord (wenn er eines seiner Mitglieder zensuriert...). Was wir erleben, ist ja ein Kampf zwischen dem Senat und der Exekutive. Die Exekutive ist unter einer Decke mit dem State Department und der Armee." ("The Tablet", 24. November 1954.)

Präsident Truman erklärte gelegentlich: „... Die anwachsende Praxis des Rufmordes drosselt schon die Freiheit der Rede und bedroht alle unsere anderen Freiheiten... Wieviele unter uns fürchten sich, öffentlich ihre Meinung zu einer Streitfrage zu äußern? Wieviele glauben, sie müßten sicher gehen ("play it safe") in allem und bei jeder Gelegenheit? — Verleumdung, Lügen, Rufmord — all das ist eine Bedrohung jedes Bürgers dieses Landes. Wenn auch nur ein Amerikaner — der nichts Unrechtes getan hat — aus Furcht gezwungen ist, sich dumm zu stellen und den Mund zu halten, dann sind alle Amerikaner in Gefahr." (Zitiert in "Midcentury Journey" von William L. Shirer, New York 1952, S. 277 f.). Shirer bringt eine Reihe ähnlicher Zitate bekannter Namen. Es ist wirklich so. Bedroht sind aber nicht die Totengräber Amerikas, wie gerade die maßlose skrupellose Hetze gegen Senator McCarthy beweist, sondern die Verteidiger der Grundgedanken der Unabhängigkeitserklärung, der persönlichen Freiheit, der Gerechtigkeit. Professor Elmer Barnes erzählt in seiner Schrift „Kampf gegen die Geschichtsverdunklung", wie es den

Autoren und Büchern geht, die es wagen, die Legende des „großen" Roosevelts anzuzweifeln, eine Geschichtsschreibung auf Grund der geschichtlichen Tatsachen oder gar Gerechtigkeit für Deutschland zu fordern. In einer Republik müßte es wirklich Recht, wenn schon nicht Pflicht des Bürgers sein, seine Meinung zu äußern, die Regierung zu kritisieren. Wer es wagt, wird beruflich ausgeschaltet (wie Dr. Manion), gesellschaftlich geächtet, verfolgt, verleumdet. Die Bürokratie ist unfehlbar, sakrosankt, niemandem verantwortlich. Es gibt in Amerika sogar Institutionen für Rufmord, wie John T. Flynn, der bekannte Verfasser von "The Roosevelt Myth" (1948) und "The Road Ahead" (1949) vor Jahren in einer Broschüre "The Smear Terror" nachwies. Er schreibt darin: „Möchte man es glauben, daß es in diesem Lande verschiedene Unternehmungen ('outfits') gibt, die in Rufmord spezialiseren? Ich kann eine Organisation mit großen Büros nennen, die ausgerüstet sind, den Ruf eines Menschen zu vernichten, dessen Einfluß in der Öffentlichkeit den Klienten im Wege steht. Wenn das Opfer erwählt ist, wird ein sorgfältiger Aktionsplan festgelegt. Das Unternehmen wird in der Profession ein ‚Projekt' genannt. Es ist organisiert wie ein Programm zum Verkauf von Handelsware. Es wird ein Voranschlag der Ausgaben für Personal, Reisekosten, Schnüffelei, Publizität usw. aufgestellt. Ein Budget wird vorbereitet. Die interessierten Personen werden über die Kosten unterrichtet. Wenn der Betrag erlegt ist. beginnt die Arbeit mit einer Reihe geschulter Rufmörder, die daraus ihr Brot verdienen und gut dabei fahren." —

Einige solche Stellen sind wohlbekannt, ihre Namen sind „unaussprechbar". Nicht minder bekannt ist, daß gewisse Stellen regelmäßig Geld in ein Gebiet werfen, um bei Wahlen einen bestimmten Kandidaten durchzudrücken oder die Wahl eines unangenehmen zu verhindern. —

In Amerika herrscht derzeit eine lebhafte Diskussion über den „Wohlfahrtsstaat". Die Verteidiger der Unabhängigkeitserklärung vertreten die Auffassung, daß der Wohlfahrtsstaat nur ein weiterer Schritt zum totalitären Staate ist. Der Staat ist der Beschützer von Rechten, nicht der

Verteiler von Wohltaten und milden Gaben. Die beinahe unbegrenzten Staatseinnahmen züchten die Freunderlwirtschaft. Ein Rattenschwanz von Bürokraten sorgt mehr für sich selbst als um die „Wohlfahrt" des Volkes.

Es sei in diesem Zusammenhang an ein Wort des britischen Kriegsministers John Strachey in der Regierung Attley erinnert, der 1936 in einem Buch "Theory and Practice of Sozialism" schrieb: „Es ist unmöglich, den Kommunismus als unmittelbaren Nachfolger des Kapitalismus zu errichten. Es ist demgemäß geplant, den Sozialismus als etwas auszubauen, das wir an Stelle des heute verfallenden Kapitalismus setzen können. Darum arbeiten die Kommunisten für die Errichtung des Sozialismus als notwendiges Übergangsstadium auf dem Weg zum Kommunismus." (Zitiert bei Manion, "The Key to Peace", Chicago 1951, S. 94.)

Man sollte in Amerika nicht mehr von der Heiligkeit des Privateigentums und von der freien Wirtschaft als Grundlage der amerikanischen Ordnung reden. Amerika hat nach dem Krieg nicht bloß die deutsche Privatindustrie zerstören und verschleppen geholfen. Noch heute ist das deutsche Privateigentum in Amerika den rechtmäßigen Eigentümern vorenthalten — entgegen dem international, auch von Amerika anerkannten Artikel 46 der Haager Konvention über die Landkriegführung, der besagt: „Die Ehre und das Recht der Familie, das Leben der Bürger, deren Privateigentum sowohl als auch deren religiöse Überzeugung und Gottesdienste sind zu respektieren." — Kann jemand erklären, warum das Privateigentum Amerikas heilig und unverletzlich sein sollte? —

Der Demagoge Roosevelt bekannte sich 1932 zu einem Parteiprogramm, das die Forderung enthielt: 1. Sofortige, drastische Reduktion der Auslagen für die Regierung durch Abschaffung überflüssiger Kommissionen und Ämter, durch Konsolidierung der Abteilungen und Büros, durch Ausschaltung von Extravaganzen, um eine Ersparnis von nicht weniger als 25% der Kosten der Bundesregierung zu er-

reichen. 2. Erhaltung des nationalen Kredits durch ein ausgeglichenes Jahresbudget. 3. Durch eine gesunde Währung gegenüber allen Zufällen.

Er hatte den Mut, in seinen Wahlreden die Regierung Hoover anzuklagen: „Ich beschuldige die derzeitige Regierung als die verschwenderischeste in Friedenszeiten der amerikanischen Geschichte, als eine, die Büro auf Büro, Kommission auf Kommission häufte, die die Lebensnotwendigkeiten oder das verminderte Einkommen des Volkes nicht voraussah. Büros und Bürokraten wurden auf Kosten der Steuerträger beibehalten ... Wir geben überhaupt viel zu viel Geld aus für Dienste der Regierung, die weder praktisch noch notwendig sind. Dazu kommt, daß wir zuviele Funktionen übernehmen. Wir brauchen eine Vereinfachung dessen, was die Regierung dem Volke gibt." (Zitiert bei Garret, l. c., S. 27.)

Roosevelt tat — wie später bei seinen Wahlversprechen über den Kriegsbeitritt Amerikas — das Gegenteil dessen, was er ankündigte. Der Krieg, den er suchte, den er brauchte zur Befriedigung seines Ehrgeizes als Commander-in-Chief (Oberbefehlshaber), wie er sich gerne nannte, zur Lösung der Frage der Arbeitslosigkeit, zur Ankurbelung der Wirtschaft, öffnete alle finanziellen Schleusen des Landes. Selbst ein begeisterter Roosevelt-Verehrer, wie W. L. Shirer, muß zugeben: „Roosevelt und das 'New Deal' leisteten gute Reparaturarbeit, aber sie haben unser Problem nicht gelöst, sowenig wie die Privatwirtschaft. Wir schämen uns es zuzugeben, aber die gemeine Tatsache bleibt bestehen: unser Problem wurde vorübergehend gelöst nur durch die zeitgerechte Hilfe des größten aller Übel: Krieg. Erinnert sich unser lückenhaftes Gedächtnis, daß die Depression beim Ausbruch des zweiten Weltkrieges nicht vorüber war. Bei diesem Zeitpunkt hatte unsere Produktion nur den Stand von 1929 erreicht, wir hatten noch acht Millionen Arbeitslose, unser Nationaleinkommen war nach den Preisen von 1939 noch 10 Billionen Dollar weniger als in dem Jahr, in dem der Börsenkrach eintrat und die Depression begann." (L. c. 267.) Auch in Amerika waren Kanonen wichtiger als Butter, und nicht bloß für Amerika, sondern für das Weltarsenal der Demokratie, das Roosevelt schaffen

wollte und schuf. Die öffentliche Schuld Amerikas betrug unter dem „Verschwender“ Hoover 19 Milliarden Dollar (1932), das Ausgabenbudget 5 Milliarden, unter dem „Sparer“ Roosevelt und seinen Nachfolgern erreichten die öffentlichen Schulden 259 Milliarden, die Ausgaben jährlich 75 Milliarden (1952). Washington leidet an einer bisher unbekannten Krankheit! Eugenie W. Castle, der Verfasser des Buches "Billions, Blunders und Baloney!" (Devin-Adair Co., New York 1955) nennt sie "Billionitis". (Vgl. "Human Events", 22. Jänner 1955.) Er schreibt in einem bedeutsamen Aufsatz: „Wenn beschlossen würde, jeder Familie mit drei Mitgliedern einen Bonus von 2100 Dollar zu geben, so würde uns das nicht soviel kosten als die Geschenke, die dieses Land seit 1940 an fremde Länder vergeben hat.“ Lend-Lease kostete dem Land während des Krieges 40.674,000.000 Dollar, nach Kriegsschluß noch weitere 769,000.000. Für UNRRA spendete Amerika 2.671,000.000. Aus dem Marshall-Plan erhielten die „freien Nationen“ 10.717,000.000 für wirtschaftliche und technische, weitere 2.046,000.000 für militärische Hilfe. Unter „Mutual Security Administration“ wurden bis zum 1. Jänner 1954 weitere 16.231,700.000 Dollar weggegeben. Es sei nur noch erwähnt, daß Rußland und seine Satelliten noch in der Nachkriegszeit unter verschiedenen Titeln insgesamt 1.325,050.000 Dollar erhielten.

Der „Verschwender“ Hoover hielt an seinem 75. Geburtstag am 10. August 1949 eine Rückschau, die den gefahrvollen Weg Amerikas aufzeigt. Darin stellte er unter anderem fest: „Vor zwanzig Jahren kosteten alle Zweige der Regierung — mit Ausnahme des Bundesschuldendienstes — der durchschnittlichen Familie 200 Dollar jährlich. Heute kosten sie — mit derselben Ausnahme — 1300 Dollar... Heute werden ernstlich Projekte erwogen, die unsere Auslagen um ein Drittel erhöhen würden. Fügen wir dazu den Zinsendienst, und die Durchschnittsfamilie wird jährlich 1990 Dollar an Steuern zahlen müssen.“ — „Vor 147 Jahren... entfiel nicht einmal ein einziger öffentlicher Angestellter für Bund, Staat und örtliche Stellen, einschließlich der bezahlten Militärs auf je 120 Einwohner. Vor 20 Jahren entfiel einer auf 40 Einwohner, heute einer auf etwa 22. Schlimmer noch, heute entfällt einer auf 8 der arbeiten-

den Bevölkerung." — „Vor 20 Jahren erhielt eine Person unter 40 regelmäßig direkt oder indirekt Bezahlung durch die Regierung ... Heute etwa eine unter sieben. Wenn die, die das entsprechende Alter haben, alle verheiratet sind, umfassen sie die Hälfte der Wähler bei den letzten Präsidentenwahlen." — „Auf lange Sicht zahlt dafür der arbeitende Mensch durch geheime und andere Steuern ... Der durchschnittliche Arbeiter muß 11 Tage arbeiten, um die Kosten für frühere Kriege, 24 für Verteidigung und kalten Krieg, 12 für andere Bundesauslagen, 14 für Staats- und lokale Auslagen zu decken, insgesamt also 61 Tage. Weitere Pläne würden 20 Arbeitstage mehr fordern. Rechnet man 235 Arbeitstage, würden die 81 Tage eine Woche jeden Monat für Steuern erfordern."

„Das Volk muß aus seinen Ersparnissen vorsorgen für die Sicherheit der Person und der Familie. Aus Ersparnissen muß es Häuser, Farmen und Versicherungen bezahlen. Ersparnisse, die den Weg zu Investitionen finden, erhalten und fördern unser dynamisches Produktionssystem. Ein Ergebnis der Steuern ist, daß die Regierung die Hauptquelle für Kredit und Kapital wird. Der kleine Geschäftsmann verhungert bei dem Kapital, das er finden kann. Wagekapital zur Entwicklung neuer Ideen beschränkt sich auf die großen Konzerne, die immer größer werden ... Ein anderes Resultat ist, daß unsere Colleges und Privatinstitutionen vom Staat abhängig werden ... Durch die Politik werden wir ihre Unabhängigkeit untergraben ..."

„Es wird vorgeschlagen, daß wir das Unheil durch größeres Schuldenmachen aufhalten können. Der Rat bedeutet, unsere Extravaganzen und unsere Verschwendung der kommenden Generation aufzubürden. Vermehrung der Schulden kann aber auch für uns unmittelbare Strafe nach sich ziehen, denn es ist der Weg zur Inflation. Es gehört viel mehr Mut dazu, unsere Schulden zu reduzieren, als sie zu vermehren. Das aber ist unsere Pflicht den Kindern gegenüber. Der Weg für uns ist, Ausgaben und Verschwendung zu reduzieren und manche erstrebenswerte Dinge für eine Weile aufzuschieben ..."

„Wir haben einige hunderttausend Kommunisten und Mitläufer im Lande. Sie können die Republik nicht zerstö-

ren. Sie sind ein Unfug und müssen beachtet werden. Wir haben auch doktrinäre Sozialisten, die von ihren Utopien träumen. Wir haben aber auch eine beträchtliche Gruppe von Wirrköpfen, die ein Kompromiß zwischen freien Menschen und den europäischen Infektionen herbeiführen können... Sie haben die törichte Vorstellung, daß eine kollektivistische Wirtschaft gleichzeitig persönliche Freiheit und konstitutionelle Regierung erhalten kann. Das ist unmöglich... Die meisten Amerikaner glauben an kein Kompromiß mit dem Kollektivismus. Sie sind sich aber nicht klar, daß unser Volk durch Riesenausgaben der Regierung und Steuern mit höchster Geschwindigkeit fröhlich dahintreibt. Die Lösung nationaler Probleme durch ungehemmte Ausgabenwirtschaft führt immer zum selben Ergebnis: Macht, mehr Macht, mehr Zentralisierung in der Hand des Staates. Auf diesem Weg übernimmt entweder die Regierung alles, was Sozialismus, oder sie diktiert das institutionelle und wirtschaftliche Leben, was Faschismus ist. Wir haben wenig Sozialisierung des Eigentums, aber wir sind auf der letzten Meile zum Kollektivismus, durch Vermögenseinziehungen ("Collection") der Regierung und Verschwendung der Ersparnisse des Volkes."

„Eine Methode der Anwälte gigantischer Ausgaben ist das Manipulieren mit Worten, Phrasen und Schlagworten, die den bisher üblichen Sinn der Worte verdrehen. Diese böswilligen Verdrehungen betäuben unser Denken... Wir erleben z. B., daß die Borg- und Ausgabenwirtschaft der Regierung in die harmlose Phrase ‚Defizitwirtschaft' gekleidet wird. Das Schlagwort ‚Wohlfahrtsstaat' ist aufgetaucht als Maske für den kollektivistischen Staat auf dem Umweg über Ausgaben... Jeffersons Auffassung von Wohlfahrt liegt in der Feststellung: ‚Um unsere Unabhängigkeit zu bewahren, müssen wir uns entscheiden zwischen Wirtschaft und Freiheit oder Verschwendung und Knechtschaft... Wenn wir die Regierung hindern können, dem Volk die Arbeit zu entreißen unter dem Vorwand, für das Volk zu sorgen, werden wir glücklich sein.' Eine andere Verdrehung gebrauchen die, die einen Staat erstreben und sich ‚liberal' nennen... Aus diesen Phrasen, Schlagworten und neuen Wortdeutungen kommen dann nichtssagende Ver-

sprechungen und nebelhafte Traumbilder, wie etwa Sicherheit von der Wiege bis zum Grabe', die in Praxis alle Impulse vereiteln, die eine dynamische Nation bauen."

„... Eine Hauptursache der zunehmenden Konfiskation der Arbeit des Volkes sind die zahlreichen "pressure groups" (Gruppen, die den Kongreß unter Druck setzen)... Viele von ihnen unterhalten bezahlte Kanzleien in Washington und den Hauptstädten der Staaten... Unsere Vertreter müssen sich um die Wiederwahl bewerben. Sie können durch diese Gruppen geschlagen werden. Unsere Beamten müssen in Begriffen dieser Gruppen, nicht nach den Nöten des ganzen Volkes denken."

„Wir dürfen nicht zugeben, daß das Geburtstagsrecht der Nachkommenschaft auf persönliche Unabhängigkeit, Initiative und Freiheit der Wahl für den Mischmasch eines kollektivistischen Systems verschachert wird..."

Soweit die Gedanken des großen Liberalen und Humanisten, Altpräsident Herbert Hoover.

Thomas Macauly richtete 1857 folgende Warnung nach Amerika: „Entweder wird irgendein Cäsar oder Napoleon die Zügel der amerikanischen Regierung mit starker Hand ergreifen oder euere Republik wird von Barbaren genau so fürchterlich im 20. Jahrhundert ausgeplündert werden, wie dies im Römischen Reich im 5. Jahrhundert geschah; mit dem Unterschied, daß euer eigenes Land, eure eigenen Institutionen die Hunnen oder Vandalen hervorgebracht haben werden."

Vielleicht wollte Roosevelt der Cäsar oder Napoleon sein. Sicher ist, daß er, der Freund und Bewunderer Stalins, Amerika auf den Weg zum Totalitarismus führte. Churchill sagte von ihm bei der Enthüllung des Roosevelt-Denkmals in London: „... Ich möchte meine Überzeugung zu Protokoll geben, daß er in seinem Leben und durch sein Handeln die moralische Achse der Menschheit entscheidend und dauernd änderte, indem er die Neue Welt unerbittlich und unwiderruflich mit dem Geschick der Alten verband. Sein Leben muß darum als eines der gebieterischen Ereignisse des menschlichen Schicksals betrachtet werden. Als Ergebnis seines persönlichen Einflusses und seiner

Bemühungen wurde der Grundsatz der *Einen* Welt — wie sein Opponent Wendell Willkie es nannte — endgültig proklamiert und verstanden, in der die Menschen jedes Landes eine Rolle spielen und ihre Pflicht erfüllen." ("New York Times", 13. April 1948.)

Thomas Hobbes hat schon im 16. Jahrhundert in seinem "Leviathan" den totalitären Staat befürwortet: „Der einzige Weg", sagt er, „für die Bürger, sich gegen fremde Mächte zu verteidigen, besteht darin, alle Macht und Stärke auf einen Mann und eine Versammlung zu übertragen, die den Willen aller auf einen Willen reduziert", den Willen des Staates oder des Staatsoberhauptes. Hobbes geht soweit, daß er sagt: „Gerechtigkeit ist, was der Staat dafür ausgibt, Recht ist, was der Staat als Recht erklärt." Wir haben mittlerweile unsere Erfahrungen.

Amerika fängt an, nüchtern über die Frage zu denken. David Lawrence, der angesehene konservative Journalist, schrieb in einer Zeitschrift "U. S. News and World Report" vom 31. Dezember 1954 über die Stimmung für 1955: „Hierzulande ... wird immer weniger Nachdruck auf Moral gelegt, aber mehr und mehr auf Unterwürfigkeit vor den Göttern der 'expediency'. Die herrschende Philosphie der modernen ‚Intellektuellen' erklärt, daß ‚im öffentlichen Interesse' Peter beraubt werden muß, um Paul zu bezahlen, und daß, was immer auch die Verfassung sagt, der Zweck die Mittel heiligt. Dieser heimtückische Keim durchzieht den Blutstrom der Regierung. Unsere Richter wurden zumeist auf Basis ihrer Parteizugehörigkeit gewählt, so daß sie soziale Fragen in einem bestimmten Sinn entscheiden — nicht im Einklang mit verfassungsmäßigen Präzedenzfällen, sondern mit der ‚öffentlichen Meinung'. Die Mehrheiten im Kongreß werden beherrscht durch die Leidenschaften und die Hysterie einer Mobokratie. Der Kreuzzug für ‚Übereinstimmung' ('conformity') ist in unsere Kirchenorganisationen, unsere Presse und Erziehungsanstalten eingedrungen. Die Meinung der Mehrheit wird als ‚Wahrheit' gefeiert. Intoleranz gegenüber dem Widerspruch der Minderheit ist der neue ‚Liberalismus'. Es herrscht eine Art Totalitarismus,

geboren aus Unverantwortlichkeit. Redefreiheit wird anscheinend definiert als Freiheit für Meinungen, die schmackhaft sind. Die Tendenz geht mehr nach Regulierungen durch die Exekutive. Es gibt Anzeichen für eine Rückkehr zu monarchischen Gewohnheiten. Es scheint, daß die Vertreter der souveränen Staaten nicht widersprechen dürfen, wenn der Präsident spricht. Tun sie es, so steht darauf die Strafe öffentlicher Verachtung."

„Noch wird nicht alles kontrolliert. Es gibt noch viele Gebiete unseres Landes, wo altmodischer Amerikanismus herrscht und viele Gruppen, die ihn pflegen. Es scheinen trotzdem machtvolle Kundgebungen für die Stimmung unserer Zeit auf, die Doktrin einer Regierungsautokratie. Die ‚intellektuelle' Haltung ist, daß der Kongreß nur innnerhalb einer begrenzten Sphäre wirken und die Tätigkeit der Abteilungen und Agenturen nicht untersuchen darf, wenn die Regierung oder ihr Sprecher nicht einverstanden sind... Es sind Bestrebungen im Gange, die gesetzgebende Körperschaft in Unterwürfigkeit zu bringen, und merkwürdigerweise, die Mehrheit im Kongreß ist scheinbar bereit, sich als ‚Gummistempel' herzugeben. Im Einklang mit der neuen ‚Einheitlichkeit' ist der Widerwille, die Verantwortlichkeit der Verfassung zu übernehmen."

„Die Grundsätze der Verfassung wurden so oft mißachtet, daß Verletzungen als ‚realistisch' hingenommen werden. Die Kapricen der Regierung wurden am 3. Jänner 1936 dramatisiert, als Roosevelt vor einer gemeinsamen Sitzung des Kongresses sich rühmte, seine Regierung habe ‚neue Instrumente öffentlicher Macht aufgebaut', die in der Hand einer ‚Volksregierung' nützlich und angemessen wären, in den Händen ‚politischer Puppen' aber ‚Fesseln für die Freiheit des Volkes'. Roosevelt erklärte öffentlich, daß die Methode, die Verfassung zu ändern, zu lästig sei, daß es leichter wäre, den Obersten Gerichtshof entsprechend zusammenzusetzen ('pack'), der die Verfassung willkürlich umschreiben könnte. Der Zweck schien die Mittel zu heiligen."

„Das ist heute auch die Philosophie des ‚linken Flügels'. Seine fundamentale Lehre — daß alles in Ordnung ist, was die Marke ‚soziale Wohlfahrt' trägt — wird von vielen sogenannten ‚Liberalen' unterstützt. Leider wird vieles von

dieser Doktrin auch von manchen gewissenhaften, aber irregeleiteten Ratgebern des Präsidenten angenommen als ‚Wille des Volkes'. Es wird euphemistisch als ‚mäßig fortschrittlich' ausgegeben."

Das ist Amerika zu Anfang des Jahres 1955, gesehen mit den Augen eines der bekanntesten und einflußreichsten Journalisten. Ob es noch eine Rückkehr von der Unheilstraße gibt? Ob genug Männer aufstehen, wie Jose Ortega Y Gasset schon 1922 warnte: „Das ist die größte Gefahr, welche heute der Zivilisation droht: die Verstaatlichung des Gesellschaftslebens, die Einmischung des Staates in alles, die Absorption jedes spontanen sozialen Antriebes durch den Staat... Die Folgen dieser Tendenz werden verhängnisvoll sein. Immer wieder wird das schöpferische Streben der Gesellschaft durch Staatseinmischung unterbunden werden; keine neue Saat wird Frucht tragen können. Das Volk wird *für* den Staat leben müssen, der Mensch *für* die Regierungsmaschine. Und da es sich letzten Endes nur um eine Maschine handelt, deren Inbetriebhaltung von der kraftspendenden Umgebung abhängt, so wird der Staat, wenn er den Volkskörper bis aufs Mark ausgesogen hat, als ein blutleeres Skelett übrigbleiben, verendet an jenem rostigen Tod der Maschinerie, der grausiger ist als der Tod eines lebenden Wesens." (Zitiert in „Der Europäer", Heft 1/1953.)

9. Amerika und Europa

Aus Amerika kommen immer wieder Klagen, daß es die moralische, politische und militärische Führung der Welt allmählich verliert. Kardinal Spellmann erklärte schon am 20. August 1952 vor den Kolumbusrittern in Pasadena, Kalifornien: „(Nach Beendigung des Krieges) waren wir die mächtigste und angesehenste Nation auf Erden. Alle Menschen guten Willens schauten gespannt und vertrauensvoll auf Amerika um Hilfe, Rat und Führung. Noch heute ist Amerika die reichste, und, wie wir hoffen, stärkste Nation auf der Welt. Wer könnte aber bestreiten, daß wir nicht imstande waren, die Führung zu behalten, ja, daß wir selbst die Sicherheit unserer Nation in Gefahr brachten?" ("The Tablet", 23. August 1952.) Die angesehene Zeitschrift "U.S.

News & World Report" stellte wiederholt an der Hand von Tatsachen fest, daß sich die westliche Welt von der Führung Amerikas lossagt und daß die „Kreuzzüge" ein trauriges, zudem kostspieliges Unternehmen waren: „Amerika hatte eine Million Kriegsopfer und gab 350 Billionen Dollar aus, um im zweiten Weltkrieg Rußland, China, England und Frankreich zu retten. Es goß später nochmals 15 Billionen aus, um in der Nachkriegszeit die befreundeten Länder zu stützen. Es erlitt 142.000 Mann Verluste und gab viele Billionen Dollar aus, um die Kommunisten daran zu hindern, Korea einzustecken. Es ist ein großes Geheimnis, was Amerika für die Opfer als Gegenwert aufzuweisen hat." (L. c., 21. August 1953.)

Nebenbei gesagt, veröffentlichte ein Untersuchungsausschuß des Senates einen Bericht, in dem vier Generäle und ein Admiral bezeugten, daß der Sieg in Korea möglich war, daß er nicht zu einem dritten Weltkrieg geführt hätte. Der Sieg wurde verhindert durch „politische Erwägungen, die den Vorrang vor militärischen Notwendigkeiten hatten", möglicherweise auch durch „umstürzlerische Absichten, durch Wachträume, europäische Einflüsse und Druck der Alliierten". General Stratemeyer erklärte auf die Frage, ob er je über diese „abnormale Politik" nachdachte: „Jawohl, es ist im Gegensatz zu allem, was jeder Befehlshaber ... in unserer ganzen Geschichte (erfuhr). Keiner war je in der Lage, daß er einen Krieg nicht gewinnen durfte, den zu gewinnen der Krieg begonnen worden war. Das ist nicht amerikanisch, das ist nicht amerikanisch! Wer es getan hat? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß General McArthurs Hände gebunden waren, nicht durch den Generalstab, sondern durch das damalige State Department. Das war und ist meine Überzeugung." Das sind ungeheuerliche Feststellungen und man frägt sich nur, warum die Verantwortlichen nicht festgestellt und zur Rechenschaft gezogen werden. —

Ein New-Yorker Journalist, Prof Keller, stellte im Berner „Bund" Betrachtungen an über das Phänomen, daß Amerika in der ganzen Welt verhaßt ist. „Amerika ist heute namenlos erstaunt", schreibt er, „über die Größe und Tiefe dieses Hasses, dem es heute in vielen Teilen der Welt begegnet. Man hört immer wieder die Klage: ‚Jetzt haben wir soviel

für die Welt getan und das Resultat ist Haß. Man haßt uns in China, dem wir mit Missionen, Spitälern, Schulen, sozialen Werken geholfen haben. Man haßt uns in Indien, das sich von uns nicht für unser System der Freiheit und Wohlfahrt gewinnen lassen will. Man haßt uns in Ägypten und im Nahen Osten, wo man in uns nur »ölige« Imperialisten und politische Krämer sieht. Man haßt uns in Südafrika, weil wir den dortigen Rassenhaß nicht mitmachen, besonders, wenn er religiös begründet wird. Man haßt uns sogar in Europa, dem wir mit dem Marshall-Plan und einem ungeheuren politischen, wirtschaftlichen und religiösen Hilfswerk wieder auf die Beine helfen.' " (Zitiert nach „Abendpost", Chicago, vom 22. September 1952.)

Prof. Kellers Artikel ist oberflächlich. Er weiß nichts von den „Blunders" Amerikas wie etwa von der Tatsache, daß in Jalta halb Europa und Asien durch den amerikanischen Präsidenten an den Kommunismus ausgeliefert wurde. Er übersieht zwei wichtige Gedanken: 1. Daß die Welt nach den bisherigen Erfahrungen mit dem Imperialismus, angesichts der Tatsache, daß Amerika militärische Stützpunkte über die ganze Welt ausgebaut hat, nicht mehr daran glaubt, daß Amerika nur aus Idealismus und ohne alle Hintergedanken die Hilfsaktionen und „Kreuzzüge" unternahm. — 2. Amerika ignoriert die alte Erfahrung, daß man mit Geld nicht Freunde kaufen und noch weniger erhalten kann. Freundschaft ist keine Handelsware. Kein Land mit Selbstachtung sieht sich gerne als Almosenempfänger.

Die „Volkszeitung-Tribüne", Omaha, brachte am 17. Juni 1954 einen Artikel: „Risse in der großen Allianz", der sich mit Gedanken Walter Lippmans auseinandersetzt. Der Verfasser hebt — wohl mit Recht — hervor, daß die nationalen Interessen Englands und Frankreichs Moskau gegenüber eine andere Politik fordern als die Interessen Amerikas. Anschließend verweist er auf einen Bericht der US-Heeresleitung über die Mißstimmung in Frankreich und England, wie sie in den Erfahrungen amerikanischer Soldaten aufscheint: „57% der französischen Zivilisten lehnen jeden Kontakt mit den Amerikanern grundsätzlich ab, nur 10% wurden als ‚wirklich freundlich' . . . empfunden! Die Amerikaner erwidern diese Gefühle fast in der gleichen Laut-

stärke: 41% äußerten eine höchst ungünstige Meinung über die Franzosen, nur 9% waren wirklich freundlich gesinnt. — Die Schuldfrage würde natürlich von beiden Seiten ganz verschieden gesehen: Die Franzosen griffen das schlechte Benehmen der Amerikaner an, vor allem die Trunksucht, ihre Verkehrsraserei, ihr schlechtes Benehmen gegenüber Frauen, während auf amerikanischer Seite erklärt wurde, daß überhaupt nur 12% der Franzosen den Versuch einer freundlichen Annäherung machen würden, während sich die anderen von vornherein unfreundlich zeigen ...'

Seitens der englischen Zivilbevölkerung wurde nur bei 12% eine direkt feindliche Haltung festgestellt, aber 47% waren ‚unfreundlich bis gleichgültig', die restlichen 41% ‚korrekt bis freundlich' ... Die Amerikaner selber gaben als Gründe ihrer Unbeliebtheit die Feindschaft der englischen Presse (43%), ihre eigene hohe Entlöhnung (40%) und die allgemeine Abneigung der Engländer gegenüber Fremden (17%) an — während die Engländer überhaupt nicht um ihre Meinung gefragt worden waren."

Kardinal Spellman hat in einem Vortrag in Brüssel zu der Auffassung Stellung genommen, daß der Kampf Senator McCarthys gegen den Kommunismus das Ansehen Amerikas geschädigt habe. Ich möchte das entschieden bestreiten. Viele in Europa wundern sich nur, ob denn Amerika immer noch nicht versteht, was Kommunismus ist. „Sollte es wahr sein, daß der sogenannte McCarthyismus dem amerikanischen Ansehen in Europa schadet, dann würde das den Vorstellungen zuzuschreiben sein, die sich Europa von Ehre und Patriotismus macht." Der arme Kardinal! Auch er scheint Europa nur durch den Papiervorhang der offiziellen Berichte zu kennen, die von den verschworenen Feinden McCarthys stammen. Das wahre Europa aber freut sich darüber, daß McCarthys Flitterwochen beendet sind. Um so schneller werden nämlich auch die Flitterwochen des Kommunismus mit seinen bewußten und unbewußten Helfershelfern aus sein." („Münchner Merkur", 3. Nov. 1953.) — Wenn aber wirklich der Kampf des Senators Amerikas Ansehen geschädigt hätte, so wurde diese Meinung durch prominente Amerikaner — wie Mrs. Roosevelt, Präsidentschaftskandidat Stevenson u. a. — nach Europa getragen. "Human Events"

schrieb am 1. Juli 1953 sogar: „Zu einer Zeit, da die Ostdeutschen eigentlich gegen ihre kommunistischen Meister revoltieren und Hilfe und Ermunterung brauchen, widmet die Conant-Verwaltung dieser Aufgabe wenig Zeit, sehr viel Zeit aber dem Versuch, die Deutschen zu überzeugen, daß Senator McCarthy die Hauptursache ihrer Schwierigkeiten ist."

Robert Jungk, der Verfasser des Buches: „Die Zukunft hat schon begonnen", sprach unlängst in Nürnberg über: „Wurzeln und Gefahren des Anti-Amerikanismus." Er führte dabei aus: Der Anti-Amerikanismus wird aus zwei Wurzeln gespeist, aus dem Gefühl der Schwäche, das die europäischen Staaten nach der Katastrophe von 1945 beschlich, das Gefühle des Neides und Hasses erzeugt, und sodann aus der Furcht, von der Technik amerikanischer Prägung überwunden zu werden ... Was die Furcht vor der Allmacht Technik betrifft, so sind wir mit den Amerikanern in einem Boot. Die Atombombe hängt genau so über uns. Vielleicht ist Europa imstande, Amerika einen Ausweg aus dem Dilemma zu zeigen, nämlich dann, wenn ihm eine Humanisierung der Technik gelingt, wenn es die Technik wieder in Beziehung zu den wirklichen Bedürfnissen und der Wohlfahrt der Menschen zu bringen vermag. Vielleicht auch ist Amerika bereit, sich von Europa warnen zu lassen, vorausgesetzt, daß die Warnung nicht aus dem Gefühl des Hasses, des Besserwissens oder der Verachtung erfolgt. Die Humanisierung der Technik, ob sie noch einmal möglich sein wird, das ist das große Problem. (Zitiert nach einem Bericht der „Nürnberger Zeitung" vom 25. Jänner 1955.)

"US News & World Report" hat einen berufenen Fachmann, den Professor für internationale Beziehungen an der Yale-Universität, Dr. Gerhart Niemeyer (früher in Kiel, seit 1933 in Amerika), eingeladen, eine Übersicht über die Entwicklung der zehn Jahre Koexistenz von 1954—1964 zu geben. Nur die Lage Amerikas am Anfang und am Schluß sei wörtlich zitiert: „1954: In diesem Jahre hat Amerika in seiner Stärke nicht seinesgleichen unter allen Völkern der Welt ... 1964: In diesem Jahre steht Amerika praktisch isoliert in einer feindlichen Welt. Die Nation ist gespalten wie nie seit 1861 über die Frage Krieg oder Frieden. Rußland

steht am Atlantik. Die alarmierte Kriegspartei will angreifen. Die Friedenspartei sieht keinen Grund, Krieg und totale Vernichtung zu riskieren. Ein düsterer Ausblick für eine Nation, die so tief gespalten ist über die Frage, welchen Kurs sie einschlagen soll." (16. Dezember 1954.)

Der Haß oder doch die Abneigung gegen Amerika hat verschiedene Ursachen in verschiedenen Ländern, die man von Amerika aus wirklich nüchtern und gründlich untersuchen müßte. An dieser Stelle will ich nur einige Gründe für die Spannungen anführen, die im gesamtdeutschen Raum bestehen, auch wenn sie — unter vierfacher Besatzungsmacht — nicht so offen ausgesprochen werden wie anderswo. Ich möchte besonders betonen, daß ich nicht aus antiamerikanischer Einstellung schreibe, weil ich mir bewußt bleibe, daß gerade das deutsche Volk auf Amerika angewiesen bleibt — trotz allem, was geschah und geschieht. Anderseits: Nur Wahrheit schafft Klarheit und kann eine Änderung bringen.

Es wäre gegen alle geschichtlichen Erfahrungen und gegen alle Gesetze der Psychologie, wenn man annehmen wollte, es sei „alles vergessen und vergeben". „Denkt daran, daß Völker nicht sterben", schrieb Papst Benedikt XV. noch während des ersten Weltkrieges; „gedemütigt und unterdrückt schmachten sie unter dem ihnen auferlegten Joch, sie bereiten neuen Kampf vor und geben von Generation zu Generation das traurige Erbe des Hasses und der Rachsucht weiter. Warum nicht in diesem Augenblick ernstlich die Rechte und berechtigten Wünsche der Völker überdenken!?"

Beginnen wir also mit dem Krieg. Die „Abendpost", Chicago (l. c.), verweist in einer Auseinandersetzung mit Prof. Keller auf die Feststellung des angesehenen britischen Militärschriftstellers Generalmajor Fuller, daß Amerika den europäischen Ländern durch das Eingreifen in zwei Weltkriege einen schlechten Dienst erwiesen hat. Nur durch sein Eingreifen wurden diese Kriege zu Weltkriegen, der Friedensschluß von Versailles gebar den zweiten Weltkrieg, während früher die Kriegführenden zu Kompromissen kamen, sich von den Kriegsfolgen rasch erholten und wieder den Werken des Friedens nachgingen.

Das amerikanische Volk war zu mindestens 80% gegen den Kriegseintritt. Der (inzwischen verstorbene) Erzbischof Francis J. L. Beckmann von Dubuque (geboren in Krefeld) wandte sich im Sommer 1941 in schärfster Weise gegen die Kriegsbeteiligung. Er stellte fest: 1. Amerika ist in keiner Hinsicht berechtigt, am Kriege teilzunehmen. 2. Der Krieg ist ein sorgfältig, Schritt für Schritt vorbereitetes Abenteuer gegen den Willen und die Interessen des amerikanischen Volkes. 3. Das Ergebnis des Krieges könnte nur Weltelend und der sichere Sieg des Kommunismus sein.

Ich will nur einige Stellen aus seinen mutigen Reden herausgreifen, die für die damalige Stimmung Amerikas bezeichnend sind. Am 21. Juni 1941 erklärte er übers Radio: „... Über unser dringendes Ersuchen an den Kongreß (dem Kriege fern zu bleiben), siegten die Lügenzungen von Heuchlern. Mit ‚Maßnahmen ohne Krieg' (measures short of war) haben sie uns teuflischerweise an den Rand des Krieges manövriert... Wer hätte vor fünf Jahren davon geträumt, daß wir wieder von den Propagandisten geführt werden? Und der Gipfelpunkt aller Tricks! — das monströse Verhalten gegen unser Volk, das bei den Novemberwahlen keine Möglichkeit hatte, über Krieg oder Frieden abzustimmen! Blutige Briganten, die sich im letzten Krieg durchsetzten, sorgten dafür. Die Demokratie, von der sie so wortreich schwätzten, war am 5. November ausverkauft (sold down the river). Wie müssen Judas Ischariot und Benedikt Arnold am nächsten Tag auf Kosten vertrauensseliger Millionen gelacht haben... Nicht genug damit, daß unser Volk durch gemeine, unwürdige Lügen verdemütigt wurde, werden die, die nach Wahrheit schreien, beschuldigt und geschmäht... Wenn Christus selber heute zurückkehren und diesen modernen Herodes, Pilatus und Nero vor der Welt ihr Verbrechen vorhalten würde, würde auch er als Bundist gekrönt!... Der verbrecherische Verrat unseres Volkes durch etliche Menschen darf nicht zu Ende geführt werden; denn die Zukunft der Moral, das Vertrauen in die Regierung und die demokratische Ordnung hängt an dem Beweis, daß unser Volk die Lebensfragen debattiert und entscheidet. Stellen wir uns vor! Wir begehen die selbstmörderische Torheit im eigenen Lande, unsere Demokratie aufs Spiel zu setzen, die

wir vergebens dem Ausland aufdrängen wollen ... Mr. President, Sie haben dem Volk Amerikas das feierliche Versprechen gegeben, daß die Jugend unseres Landes nicht zum Krieg in fremde Länder geschickt wird. Wir möchten glauben, daß dieses Versprechen unzweideutig und ohne geistige Vorbehalte irgendwelcher Art gegeben wurde. Die Nichteinhaltung Ihres Versprechens, Mr. President, würde die letzte Spur des Vertrauens in die Regierung auslöschen. Wenn wir Ihrem Wort nicht trauen können, wem in der Regierung können wir dann noch vertrauen? Ich beschwöre Sie als Bischof, zerbrechen Sie nicht das Vertrauen des Volkes! ... Ich selber möchte lieber im Kampf für den Frieden untergehen und jegliche Beschimpfung und Verfolgung leiden, als zuzusehen, wie Millionen unserer jungen Männer zum Schlachten vorbereitet werden. Die Fortsetzung dieses sinnlosen Krieges bedeutet wirklich das Ende unserer Kultur, am Ende des Weges den völligen moralischen, geistigen und materiellen Zusammenbruch ..."

Am 27. Juli 1941 erklärte der mutige, grundsatztreue Kirchenfürst — er war ein heiligmäßiger Mann, sagte mir einer seiner engsten Freunde —: „So wahr ich vor diesem Mikrophon stehe, wird unser unglückliches Volk in einen wirklichen ‚Blut-, Tränen- und Schweiß'-Krieg getrieben (propelled)! In einen Krieg nicht zur Beendigung aller Kriege ..., sondern, ob wir es wissen oder nicht, in einen Krieg, der die Welt und vor allem unser geliebtes Amerika für den neuen Bolschewismus reif macht ... Ich wiederhole: Der gegenwärtige Konflikt ist nicht ein ‚heiliger Krieg', schon ganz und gar nicht ein gerechter Krieg, sondern ein Krieg eines Imperialismus gegen einen anderen, in dem Gottlosigkeit in beiden Lagern steht. Keine Seite ist an Gott interessiert ... Es ist kein Kreuzzug für Christentum oder Demokratie — trotz aller hochtönenden Phrasen ... Kongreß sei gewarnt! Die unbehelligten Kommissare sind Anhänger der ‚neuen Ordnung', die wir als unsere Herren erwarten können, wenn wir in den Krieg eintreten ... wir waren blind und in krimineller Weise unverantwortlich, die Erzfeinde des Christentums bei uns zu beherbergen ... Im Namen der Hysterie haben wir einige schreckliche Verbrechen begangen ... Wie sollen wir unseren Kindern und Enkeln erklären, daß Hilfe

für Rußland nicht Hilfe für den Kommunismus war? ... Freiheit wird die erste Leiche dieses Krieges sein ... Die Verantwortung für die Weiterführung dieses Krieges wird eines Tages schwer auf uns, einem zerrissenen, verzweifelten Volke, liegen. Wir werden ohne Freunde dastehen, gehaßt und alleine."

Die Stimme der Vernunft und des Christentums wurde erstickt. Der Erzbischof mußte schweigen und erlebte das Schicksal aller Propheten. Roosevelt brauchte seinen Krieg und erreichte ihn auf dem Umweg über Pearl Harbour, das trotz vieler Publikationen noch immer nicht restlos aufgeklärt ist.

„U. S. News & World Report" vom 2. April 1954 führte ein Buch von Admiral Theobald „Das Geheimnis von Pearl Harbour" mit den Worten ein: „Admiral Theobald legt die Verantwortung für Pearl Harbour auf einen Mann: Präsident Franklin D. Roosevelt. Der Präsident wagte, er provozierte den Angriff, er wußte, daß er bevorstand und unterließ es absichtlich, die U. S.-Kommandanten in Hawaii zu unterrichten. Darum, sagt der Autor, wurde Pearl Harbour am 7. Dezember 1941 überrascht, darum wurden 4575 Amerikaner getötet oder verwundet, 18 Schiffe versenkt oder beschädigt, gingen 177 Flugzeuge verloren. Präsident Roosevelts Ziel? Er wollte Amerika in den Krieg gegen Nazideutschland bringen, nach dem Urteil des Admirals. Er sagt, daß Mr. Roosevelt überzeugt war, daß ein japanischer Angriff der einzige Weg war, die öffentliche Meinung für den Krieg zu gewinnen, den nach seiner Meinung Amerika führen mußte." — Josef E. Davis, der frühere U. S.-Botschafter in Moskau, erklärte vor einem Kongreßausschuß, daß er nach Hitlers Angriff auf Rußland zu Roosevelt ging und ihm sagte: „Bos (Chef), das ist unsere gottgegebene (!) Chance, in den Krieg zu kommen!" Davis sagte bei dieser Gelegenheit, er sei Christ, nicht Kommunist. Roosevelt antwortete: „Ich bin auch kein Kommunist, aber in dieser kritischen Lage würde ich die Hand des Teufels ergreifen, um über diese Brücke zu kommen." ("The Tablet", 9. November 1954.) —

Es sei hier nur angemerkt, daß ein Samuel Untermeyer in einem Radiovortrag am Sender WABC schon am

6. August 1933, als Vertreter der World Jewish Economic Federation (Jüdische Weltwirtschaftsvereinigung) zum „Heiligen Krieg" gegen Deutschland aufrief. Nur ein Zitat aus der Rede, in der er auch Roosevelt, „dessen weise Staatsmannschaft und Vision das Wunder der zivilisierten Welt sind", seine Reverenz machte: Jeder von uns, Jude oder Christ, der noch nicht für den *heiligen Krieg* angeworben ist, sollte sich sofort beteiligen. Es genügt nicht, keine in Deutschland hergestellten Waren zu kaufen. Wir müssen uns weigern, mit jedem Kaufmann oder Ladeninhaber Geschäfte zu machen, der solche Güter verkauft oder deutsche Schiffe und Transportmöglichkeiten benützt. Zu unserer Schande sei es gesagt, daß es auch einige Juden gibt, glücklicherweise nur wenige, die sowenig Würde und Selbstachtung haben, daß sie mit deutschen Schiffen reisen... Ihre Namen sollten weit und breit bekanntgemacht werden. Sie sind Verräter an ihrer Rasse."

Untermeyer erklärt seinen Plan für Deutschland, das sich nach seinen Worten „aus einem Kulturland in eine wahre Hölle grausamer, wilder Tiere verwandelt hat", mit folgenden Worten: „Was wir vorhaben und weithin bereits tun, ist ein Wirtschaftsboykott, der das Hitler-Regime unterminiert und das deutsche Volk zur Vernunft bringt, indem man seinen Exporthandel zerstört, von dem seine Existenz abhängt." (Der Wortlaut der Rede findet sich in "Social Justice" vom 16. März 1942.)

Es ist für mich nicht zweifelhaft, daß nach Beendigung des zweiten Weltkrieges der Nationalsozialismus erledigt war, nicht bloß auf dem Schlachtfeld, sondern im Denken der Massen. Die Hitler-Begeisterung hatte in Haß und Verbitterung umgeschlagen — eine Feststellung, die ich für den Roosevelt-Mythos in Amerika nicht machen möchte. Damals war der psychologische Moment, ganz Deutschland und Österreich auf die Seite Amerikas zu ziehen. Daß die beiden Länder beim Westen stehen, war und ist selbstverständlich. Nur Not, Verbitterung, Enttäuschung könnten den deutschen Raum in die Arme des Ostens treiben.

Der psychologische Moment zum Abbau des Hasses und zum Aufbau neuer Beziehungen, also des Friedens, wurde

verpaßt. Amerika nannte in der Propaganda den Krieg einen Kreuzzug, es proklamierte hohe, heilige Ideale, die Vier Freiheiten, die Atlantic Charta, einen Frieden Christi im Reiche Christi. Die Ideale erwiesen sich als Phrasen zur Zermürbung des Feindes, als „Fetzen Papier".

Aus dem „Frieden Christi" wurde alttestamentlicher Haß. Es erfüllten sich die Worte der Fluchpsalmen (Psalm 108, 6 ff.):

„Laß den Gottlosen über sie kommen; der Ankläger steh' ihm zur Seit'! Wenn das Gericht anhebt, soll er verurteilt sein! Keine Gnade finde sein Flehen! Seine Tage seien kurz; sein Amt verwalte ein anderer! Seine Kinder sollen verwaisen, seine Frau zur Witwe werden! Unstet sollen seine Kinder wandeln und betteln, vertrieben aus ihren zerstörten Häusern. Der Wucherer pfände den ganzen Besitz und Ausländer plündern die Frucht seiner Arbeit. Keiner soll Mitleid mit ihm zeigen und keiner sich seiner Kinder erbarmen. Der Vernichtung sei seine Nachkommenschaft übergeben; schon im nächsten Geschlecht verlösche sein Name! Die Schuld seiner Väter bleibe unvergessen beim Herrn; die Sünde seiner Mutter werde nimmer getilgt. Stets seien sie vor den Augen des Herrn; er wird ihr Gedächtnis von der Erde vertilgen. Denn er gedachte ja niemals daran, Erbarmen zu üben; er verfolgte vielmehr den wehrlosen Armen und den Geschlagenen, um ihn zu morden." (Übersetzung von Claus Schedl.)

Ich muß es mir versagen, den Kreuzzug des deutschen Volkes von der Forderung bedingungsloser Übergabe über den Morgenthau-Plan, Teheran, Jalta, Potsdam bis zu den Massenaustreibungen von 15 Millionen und mehr deutscher Menschen, die den „Makel" trugen, von einer deutschen Mutter geboren worden zu sein, zur Versklavung von Kriegsgefangenen zu wiederholen. Ich habe darüber ausführlich in meinem Buch „Europa in Trümmern" (4. Auflage, Stocker-Verlag Graz) geschrieben. Hier nur etliche ergänzende Gedanken:

Nürnberg! Die Rechtsschändung, die Lynchjustiz von Nürnberg hat in der Geschichte des Christentums kaum eine Parallele. (Vgl. F. J. P. Veale, „Advance to Barbarism", Appleton 1953. — Lord Hankey, "Politics and Errors",

Chicago 1950. — Maurice Bardèche, „Nürnberg oder das gelobte Land", Buenos Aires 1948.) Die kriegerischen Könige von Assyrien errichteten Pyramiden aus den Schädeln der Besiegten. George Morgenstern schreibt: „Wie war dies möglich? Sicherlich durch die Bosheit, Unwissenheit, Rachsucht und das Bedürfnis nach Selbstrechtfertigung der tonfüßigen Heroen der Folterkammern des 20. Jahrhunderts, Roosevelt, Stalin und Churchill." ("Human Events", 8. Juli 1953.) Man denkt an die Sage von einem heidnischen Kaiser, dem geraten wurde, um sich vom Aussatz zu reinigene, sich im Blute unschuldiger Kinder zu baden. Und es fanden sich Mütter, die mit zitternden Händen, um das Leben des Kaisers zu retten, aus dem Blut ihrer Kinder das Bad bereiteten. Als alles fertig war, gab der Kaiser den Befehl, das Blut auf die Gasse zu schütten. Man erlasse mir die Anwendung der Legende. Jedenfalls ist künftig das Verlieren eines Krieges ein Verbrechen: „Die Generäle der Unterlegenen werden künftig gehenkt", sagte nüchtern der britische Marschall Montgomery. In Napoleons Tagen, meint Veale, sagte man, daß jeder Soldat den Marschallstab im Tornister trage; heute kann man mit mehr Recht behaupten, daß jeder Offizier über einen bestimmten Rang einen Henkerstrick mit sich führt.

Ein altösterreichischer Offizier, Dagobert Müller von Thomasmühl, stellte mir folgenden mutigen Brief zur Verfügung, den er am 15. September 1946 an den amerikanischen Anklagevertreter Oberst Taylor richtete:

„... Am 31. August brachte die ‚Neue Zeit' Ihr Plädoyer über die 21 Hauptkriegsverbrecher. Sie werden später einmal finden, daß Ihre Worte in vielem zu hart und ungerecht waren! Hatte ausgerechnet *nur* Deutschland 21 Hauptkriegsverbrecher und wohl eine Million gewöhnlicher Kriegsverbrecher? — Wie unschuldig stehen doch die 20 oder mehr Gegner Deutschlands da! Nicht einen einzigen Kriegsverbrecher!

Herr Oberst! Sie, Amerika und England werden es erst später erfassen, um was es in diesem Kriege ging. Alle Geschicke dieser Welt gehen, wie die Sonne, von Ost nach West; immer wieder durch die Jahrtausende hat Europa sich mit mehr oder weniger Erfolg gegen Osten gewehrt;

wir alle — auch Sie — kamen einmal von dorten! Die Perser drängten nach Griechenland, dann die Hunnen und die Türken nach Europa. Diese Überfälle wurden abgewehrt.

Sowohl der erste als auch dieser Weltkrieg waren Vorstöße des Ostens gegen den Westen, aber leider haben weder Amerika noch England und Frankreich dies erfaßt, sondern sind dem einzigen Verteidiger Europas und der ganzen westlichen Kultur mit dem Dolch in den Rücken gefallen. Die Versprechungen Ihres Präsidenten Wilson wurden von seinen Beauftragten selbst mit Füßen getreten, und gebrochen liegt Deutschland — der tausendjährige Wall gegen den Osten — schwer getroffen am Boden —, mit einem Pfeil im Herzen von vorne getroffen, mit einem Dolchstoß im Herzen von rückwärts.

Nun klopft der Osten aber nicht mehr an Deutschlands Pforten; immer deutlicher wird das Pochen an Englands Türen; und auch in Ihrer Heimat klopft es schon! Herr Oberst, kommen wir auf Ihr Plädoyer zurück. Wenn Sie gesagt hätten wie Ihr französischer Kollege: ‚Jene unter den 21, die wirklich ein Verbrechen begangen haben, aber nur diese, werden gehenkt. Alle anderen Nazis sollen ehestens wieder zur Arbeit gebracht werden, zum Wohle der Menschheit. Unsere UNO wird dafür Sorge tragen, daß kein Krieg mehr entsteht' —, dann hätten Sie den meisten Deutschen aus den Herzen gesprochen. Was geschieht aber jetzt in Europa?

Das, was man Deutschland so hart vorwarf, das Umsiedeln von Menschen und das Aussiedeln ohne eine neue Heimat dazu — von Menschen, die seit Jahrhunderten an einem Ort lebten —, geschieht unter dem Schutz — oder mindestens mit stillschweigendem Zusehen — der UNO in einem Maße, gegen das die härtesten Verfügungen unter Hitler wie ein Kinderspiel anmuten. Wollen England und Amerika wirklich den Frieden, dann darf sich Versailles nicht wiederholen. Keine Ländergrenzen, die durch Verträge in Paris oder irgendwo diktiert werden, können den Frieden bringen, sondern nur der Friede des einzelnen! Lassen Sie die Menschen, die 1918 oder 1945 irgendwo wohnten, abstimmen, wohin sie wollen. Wenn man heute noch die von Wilson versprochenen Punkte erfüllen würde, könnte

die Welt gerettet werden. Nun, nach Beendigung des Nürnberger Prozesses könnten Sie, Herr Oberst, sich der Wiedereinführung von ‚Menschenrecht' widmen. Nur einige der Hauptfragen:

1. Was geschieht mit den Millionen von "Displaced Persons", die unverschuldet ihre Scholle verlassen mußten?

2. Kann es irgendeiner Nation gestattet werden, Menschen, die durch Jahrzehnte in ihrem Lande lebten und sich dort anständig zum Wohle ihres Landes betätigten, einfach aus dem Lande zu jagen und deren Hab und Gut ohne jede Entschädigung zu stehlen? Es muß bei einem Friedensschluß ein Gesetz *allgemein* angenommen werden, welches die Frage beantwortet: Was ist das Eigentum eines Menschen?

3. Ist es möglich, daß man in einer neuaufgerichteten Welt Menschen — wie mir zum Beispiel — mit 66 Jahren ein auf die Altersversorgung erworbenes Recht einfach annulliert, das Recht stiehlt und den Inhaber betteln schickt?

Ich bin gerne bereit, jedes hier geschriebene Wort zu verantworten. Sie können mich auch zur Verantwortung ziehen, daß ich Ihnen es offen schrieb. Sie können aber auch meiner ehrlichen Mitarbeit versichert sein, falls Sie glauben, mich brauchen zu können. Ich spreche einige Sprachen und bin in Triest geboren.

Vielleicht ist Amerika imstande — *noch imstande!* — den steil abrollenden Wagen aufzuhalten!

Noch eines: Sie sagten zum Schluß Ihres Plädoyers: ‚... sie (die Deutschen) stürzten die Welt in den Krieg und verbreiteten Terror und Verwüstung über den Kontinent. Sie versetzten der ganzen Menschheit einen Schlag, so grausam und gemein, daß das Weltgewissen noch Jahre hindurch taumeln wird. Das war kein Soldatentum, das war Barbarei.' Auch das hätten Sie nicht sagen sollen. Waren Hiroshima und Nagasaki Soldatentum? Haben Sie sich einmal erzählen lassen, was sich in Dresden und Hamburg bei den amerikanischen Fliegerangriffen zutrug? —

Tausende und Millionen von Amerikanern hatten deutsche Eltern, die von Europa nach Amerika einwanderten. Wurden sie alle mit dem Eintritt in die USA zu Engeln?..."

Soweit der Brief des Kapitäns. Ich will nur noch hinzufügen, daß der Tragödie von Nürnberg auch das Satyrspiel

nicht fehlte. Die Berichter am Rundfunk waren so gehässig wie die Verhandlung. Chefberichterstatter war ein gewisser Dr. Gaston Oulman aus Habanna in Kuba. Er trat in amerikanischer Uniform auf, über der linken Brusttasche gestickt: "Cuban War Correspondent." Wer war der würdige Mann, der „Nachrichter von Nürnberg"? Er ist der Sohn eines kleinen Wiener Gastwirtes und heißt eigentlich Johannes Walter Ullmann. Er war zeitweilig bei Max Reinhardt beschäftigt. Nach einer Gastinszenierung in Dürkheim wird er wegen Diebstahls, Urkundenfälschung und Unterschlagung zu einer längeren Gefängnisstrafe verurteilt. Nach drei Jahren, in denen er das Schneiderhandwerk erlernt, kehrt er nach Wien zurück und macht sich dort an seine jüdischen Mitbürger heran, denen er verspricht, sie mit NS-Kreisen in Verbindung zu bringen. Nach dem Anschluß reist er wieder mit Berufung auf diese Beziehungen, wobei er gegen gutes Geld „Schutzbriefe" an seine Glaubensgenossen verkauft. Das bringt ihm vier Jahre Zuchthaus in Straubing. Dort wird er von den Amerikanern „befreit", denen er erzählt, daß er als politischer Gefangener im Zuchthaus war, was ihm ein anderer Gauner bestätigt. Er erzählte tolle Geschichten, wie er als Kriegsberichterstatter in deutsche Gefangenschaft und als Jude in verschiedene KZ kam. Das war der rechte Mann für die Morgenthauer. Im Verhandlungssaal des Militärgerichtes trifft er Hans Fritsche, mit dem er aus einem Wiener Kaffeehaus bekannt ist. Beide lächeln. Oulman kommt für ein Interview zu Fritsche, erbittet Verschwiegenheit und verspricht Erkenntlichkeit. Erst 1948 kam die CIC dem Hochstapler auf die Schliche. Als man ihn in seiner Luxusvilla in Großhesselohe (natürlich beschlagnahmtes deutsches Eigentum!) verhaften wollte, hatte sich Hänschen bereits verdünnisiert. Er landete beim Radio Saarbrücken, wo er Enthüllungen gegen Dr. Bernd Gisevius und andere Nürnberger Zeugen startet. Die französische Polizei kommt auf seine Spur. Bei der Verhaftung findet man einige Dutzend gefälschter Pässe bei ihm. Er macht einen Selbstmordversuch, kommt ins Lazarett und verduftet. Später findet man seine Kleider und Ausweise an den Ufern der Seine. Selbstmord nimmt man an. 1949 berichtet Philipp Auerbach, Oulman sei bei der sowjeti-

schen Gesandtschaft in Tanger gelandet. Wahrscheinlich Iwan Ullmanjow! (Nach der Artikelserie „Als wir schweigen mußten..." in der „Nürnberger Zeitung" vom 9. Dezember 1954.) Wahrhaftig, man könnte keinen besseren Kommentar zu Nürnberg schreiben, als der amerikanische Vertrauensmann und Oberkommentator Johannes Walter Ullmann — alias Dr. Jo Lehrmann — alias Dr. Gaston Oulman. —

Die Tragikomödie von Nürnberg müßte eine Fortsetzung finden vor einem ordentlichen, überparteilichen Gericht. Man hat offenbar verschiedene Fragen zu behandeln und zu klären „vergessen". Man soll meinetwegen den Gerichtssaal mit den Bildern der Gehenkten dekorieren, wie sie in Amerika, z. B. in der Zeitschrift "Life", verbreitet wurden. Nur einige Punkte für die Tagesordnung:

1. Wer hat Hitler finanziert? Die deutsche Schwerindustrie, wird man sagen. Mag sein. Sie hätte damit nichts anderes getan als die amerikanische. Aber das ist nur eine halbe Antwort. Samuel Untermeyer, der, wie oben berichtet, zum Boykott Deutschlands aufforderte, erklärte in der genannten Rede: „So empörend es ist, es wäre eine interessante psychologische Studie, die Motive zu analysieren, abgesehen von Furcht und Feigheit, die jüdische Bankiers veranlaßten, Deutschland Geld zu leihen, wie es geschah. Es ist teilweise ihr Geld, das vom Hitler-Regime verwendet wird für das rücksichtslose, üble Treiben, die Welt antisemitisch zu machen. Mit diesem Gelde sind sie in Amerika, England und anderen Ländern eingedrungen und haben dort Zeitungen errichtet, Agenten subventioniert und für andere Zwecke ungezählte Millionen ausgegeben, um ihr infames Credo zu verbreiten..." (L. c., S. 14.)

Douglas Reed vertritt in seinem Buch „Der große Plan der Anonymen" (Thomas Verlag, Zürich 1952) ähnliche Anschauungen. Severin Reinhard macht in seinem Buch „Spanischer Sommer" (Aehrenverlag, Affoltern a. A. 1948, besonders S. 174 ff.) die Angabe, daß Hitler vor seinem Amtsantritt dreimal durch ein jüdisches Bankhaus Amerikas mit Millionenbeträgen subventioniert wurde. Er beruft sich

unter anderem auf das Buch eines Sidney Warburg, das 1933 bei dem bekannten Verleger Holkema und Warenburg in Amsterdam erschienen ist.

Ich will die Frage hier nicht weiter verfolgen, weil ich keine Möglichkeit habe, die Angaben Reinhards zu überprüfen. Merkwürdig ist jedenfalls, daß die Frage in Nürnberg von keiner Seite angeschnitten wurde, daß man sich nicht bemühte, wenigstens das aus dem Handel zurückgezogene Buch Warburgs ausfindig zu machen. Treffen die Angaben Reinhards zu, so stehen wir vor der grotesken Tatsache, die ja auch Untermeyer hervorhebt, daß „die gigantische Finanzierung Hitlers eine Finanzierung des Antisemitismus war". (Reinhard, S. 182.) War Hitler also, wie Reed meint, wirklich — bewußt oder unbewußt — das Werkzeug jüdischer Finanzleute? Was wollten sie damit erreichen? Da Antisemitismus beinahe als das Hauptverbrechen galt, da heute noch die — zahlenmäßig sicher legendären — sechs Millionen jüdischer Opfer in der Propaganda gegen die Nazi eine entscheidende Rolle spielen, da sich darauf die Ansprüche Israels gegen Deutschland und Österreich gründen, müßte die Frage im Interesse der Wahrheit und Gerechtigkeit restlos geklärt werden. Wer ist der Schuldige?

2. Reinhard schreibt (l. c., S. 249 f.): „Für Europa, das — zwischen der Hilfe des Westens und dem Zugriff des Ostens schwebend — existiert, handelt es sich darum, zu leben und nicht unterzugehen. Wo die russische GPU oder die amerikanische Spekulation sein Schicksal bestimmen, ist Entartung, Vernichtung. Das Wesen eines Völkerrechtes, das sich aus ihrer Mitte erhebt und entwickelt, wird denn auch nichts anderes heraufbeschwören als den modernisierten Zustand einer vorzivilisatorischen Epoche. Der größere Haufen Wilder erschlägt den kleineren und der Stärkere verzehrt den Schwachen. Es sind ohnehin nur graduelle Abänderungen des kannibalischen Gesetzes, wenn in der Neuzeit ein siegreicher Feldherr den Franzosen 600.000 deutsche Gefangene als Arbeitssklaven zuspricht, oder wenn in den Verhandlungen von Jalta den Russen im voraus auf zwanzig Jahre zwei Millionen Deutsche als Arbeiter versprochen wurden, oder wenn 800.000 Japaner in Sibirien Zwangsarbeit leisten

müssen, ohne daß jemand sich darum kümmern darf, oder wenn Menschen, die als Soldaten ihrem Vaterland Pflichtdienst geleistet haben, in eiskalten Kellern eingesperrt, dem Frondienst ebenso wie dem Hungertode ausgeliefert bleiben."

Während des Wahlkampfes 1952 wurde in Amerika — anscheinend leider nur zu Wahlpropagandazwecken und ohne irgendwelche sichtbare Reaktion — eine Tatsache ausgegraben aus den Tagen, da General Eisenhower Oberstkommandierender der Besatzungsarmee in Deutschland war. 1946 entdeckten General Lucius Clay und andere Offiziere des Westens, daß die Russen in der Ostzone Deutsche in großer Zahl nach Rußland zur Sklavenarbeit wegführten. Manche Berichte sprachen von 500.000 Menschen. Die Frage wurde akut, vor allem wegen der Tatsache, daß bei den Nürnberger Verhandlungen die Verwendung ausländischer Arbeiter als eines der verruchtesten Kriegsverbrechen hingestellt wurde. Clay brachte die Frage bei einer Viermächtekonferenz der alliierten Kommandanten in Berlin zur Sprache. Er protestierte (nach einem Bericht der "N.Y. Herald Tribune" vom 13. November 1946) scharf gegen die Deportationen. Er verlas die Worte der Charta des Militärtribunals. Der Sowjetkommandant hatte aber das letzte Wort. Er verlas eine Entscheidung der alliierten Kommandanten aus dem Jahre 1945, die solche Deportierungen autorisierte. Die Kommandanten des Westens hatten das vergessen; die Konferenz „verpuffte plötzlich in peinliches Schweigen", berichtet Miß Higgins.

„Wir haben vor uns", schreibt "Human Events" vom 7. Mai 1952, „eine Photokopie des Dokumentes der Alliierten-Kontrollbehörde in Deutschland, ‚Kontrollrat, Proklamation Nr. 2. Verschiedene Verpflichtungen, die Deutschland auferlegt sind'." Sektion VI lautet:

„Die deutschen Autoritäten werden zugunsten der Vereinten Nationen solche Maßnahmen der Restitution, Wiederinstandsetzung, Wiederherstellung, Reparatur, Wiederaufbau, Unterstützung und Rehabilitierung durchführen, wie die Vertreter der Alliierten es vorschreiben. Zu diesem Zweck werden sie die Übergabe oder Übertragung solchen Eigentums, solcher Vermögenswerte, Rechte, Titel und Interessen durch-

PAGE 1

Chicago Daily Tribune 10 VIII 53

23-102

ALLIED CONTROL AUTHORITY
CONTROL COUNCIL

PROCLAMATION NO. 2

Certain Additional Requirements Imposed on Germany

To the people of Germany:

We, the Allied Representatives, Commanders-in-Chief of the forces of occupation of the United Kingdom, the United States of America, the Union of Soviet Socialist Republics and the French Republic, pursuant to the Declaration regarding the defeat of Germany, signed at Berlin on the 5th June, 1945, hereby announce certain additional requirements arising from the complete defeat and unconditional surrender of Germany with which Germany must comply, (in so far as these have not already been fulfilled), as follows:

Change 1 12 April 1946
(Reprint 20 June 1947)

PAGE 5

23-102 (cont'd)

SECTION VI

19. a) The German authorities will carry out, for the benefit of the United Nations, such measures of restitution, reinstatement, restoration, reparation, reconstruction, relief and rehabilitation as the Allied Representatives may prescribe. For these purposes the German authorities will effect or procure the surrender or transfer of such property, assets, rights, titles and interests, effect such deliveries and carry out such repair, building and construction work, whether in Germany or elsewhere, and will provide such transport, plant, equipment and materials of all kinds, labor, personnel, and specialist and other services, for use in Germany or elsewhere, as the Allied Representatives may direct.

Change 1 12 April 1946
(Reprint 20 June 1947)

PAGE 10

23-102 (cont'd)

SECTION XIII

48. In the event of any doubt as to the meaning or interpretation of any term or expression in the Declaration and in any proclamations, orders, ordinances and instructions issued thereunder, the decision of the Allied Representatives shall be final.

Done at Berlin, the 20th day of September 1945.

B. L. MONTGOMERY
Field-Marshal

L. KOELTZ

V. D. SOKOLOVSKY

DWIGHT D. EISENHOWER

Change 1 12 April 1946
(Reprint 20 June 1947)

führen oder besorgen, die Ablieferung, Reparaturwerk, Bau- und Konstruktionsarbeit in Deutschland oder anderswo durchführen, und Vorsorge treffen für Transport, Inventar, Ausrüstung und Material jeder Art, *Arbeit, persönliche und spezielle und andere Dienste zum Gebrauch in Deutschland oder anderswo,* wie die Vertreter der Alliierten es anordnen."

„Das allgemeine Wort ‚anderswo' gab dem russischen Kommandanten gesetzliche Vollmacht, Sklavenarbeiter nach Rußland zu schicken."

„War General Clay verwirrt über seinen eigenen Akt? Keineswegs. Nicht er hatte diesem außerordentlichen Dokument zugestimmt. Denn am Ende des Dokumentes (unter den Worten ‚Gegeben zu Berlin den 20. September 1945') steht die Unterschrift von keinem Geringeren als General Dwight D. Eisenhower (mit den Unterschriften der anderen alliierten Kommandanten)."

Die Zeitschrift fügt hinzu: „Die republikanischen Politiker waren tief beeindruckt und niedergeschlagen, als sie das Dokument sahen. Sie mögen privat Eisenhower entschuldigen, daß er nachlässig war, es an Voraussicht fehlen ließ, den Russen für die Zukunft in törichter Weise vertraute. Trotzdem stimmen sie darin überein, daß *er* die Verantwortung für die Deportation von etwa 200.000 Deutschen als Sklavenarbeiter nach Rußland tragen muß, eine Handlung, die das Internationale Militärtribunal als ‚Kriegsverbrechen' klassifiziert." Der Sachverhalt ist klar. Durfte General Clay zustimmen — trotz der Unterschrift seines Vorgängers, wenn er selber überzeugt war, daß es sich um ein Kriegsverbrechen handelt? Jeder bleibt bekanntlich persönlich für seine Handlungen verantwortlich. Wenn er die Verantwortung nicht tragen konnte oder wollte, muß er sein Amt zurücklegen! — Noch bezeichnender ist der Schlußsatz des Berichtes: „Sollte Ike beim Parteitag der Republikaner als Kandidat nominiert werden, so wäre das (die Unterschrift) schwer zu erklären." — Also nur darum geht es: um die Wahlen, nicht um Menschenrechte! In Nürnberg wäre niemand so leicht weggekommen! —

In diesem Zusammenhang sei auf eine Erklärung Präsident Eisenhowers verwiesen, die „Nürnberg" in einem neuen Licht zeigt. Er sagte wörtlich: „Das Wesen jeder Armee

beruht darauf, daß die Befehle der Vorgesetzten und die Gesetze der Regierung ohne Bedenken zur Ausführung gebracht werden, wofür die Verantwortung beim Obersten Befehlshaber allein liegt... In der Armee, wie überhaupt im Staatsdienst, verpflichtet der Diensteid zum Gehorsam gegenüber den Vorgesetzten und ihren Befehlen... Die Seele jeder Armee besteht darin, daß alle Gesetze und Befehle von unten bis oben ohne Widerspruch ausgeführt werden... Nicht eine Sekunde lang werde ich jemals Ungehorsam oder Insubordination dulden." (Zitiert nach "Freie Presse" Cincinnati, 4. Juli 1954.)

Ich will darauf verzichten, die lange Reihe der Kriegs- und Friedensverbrechen im Lager der Alliierten von Katyn bis Kibya anzuführen, die bis heute keinen Richter und keine Sühne fanden, die man mit der Verschwörung des Schweigens zudeckt. Ich denke an die Worte aus der „Griechischen Passion" von Nikos Kazantzakis: „Vergebens, Christus, vergebens... Zweitausend Jahre sind vergangen und die Menschen kreuzigen Dich noch immer. Wann wirst Du geboren, mein Christ, und nicht mehr gekreuzigt werden, sondern unter uns bleiben bis in die Ewigkeit?"

General Mark Clark erklärte vor einem Untersuchungsausschuß des Kongresses: „Ich habe Vertreter des ‚State Departments' über die ganze Welt getroffen, in Europa, Asien und Südamerika. Es ist meine ehrliche Überzeugung, daß wir nicht zu stark durch wirkliche, überzeugte Amerikaner vertreten sind (we are not too strongly represented by real honest-to-God red blooded Americans)." ("The Tablet", 14. August 1954.) Ich möchte das Wort nur bestätigen, aber nicht auf das "State Department" eingeschränkt wissen.

Professor Hans von Hentig schrieb in der "Freien Presse", Cincinnati, am 24. März 1954: „Bisweilen gelüstet es mich, einen Blick in die Besetzungsbibel zu tun, die der Breslauer Emil Ludwig im Jahre 1944 verfaßt und den höheren Offizieren vorgetragen hat. In der Annahme, ein Deutscher müsse das klarste Urteil über Deutschland haben, wurde der Stab des künftigen Okkupationsapparates vor Kriegsende durch besondere Sachverständige vorbereitet und aus-

gebildet. Dazu wurde auch Emil Ludwig, den freundschaftliche Beziehungen mit Morgenthau verbanden, ausgewählt. Er ist tot, und die Züge seiner Persönlichkeit, die ihn, den innerlich Unberatenen, zum Beraten untauglich machten, sollen vergessen werden. Seine Lehre aber, die die amerikanische Nachkriegspolitik tief beeinflußte, muß von Zeit zu Zeit ans Licht gezogen werden, weil sie die untergeordnete und verworrene Friedlosigkeit der Welt erklärt und den Schlüssel für die Erkenntnis bildet, daß eine mangelhafte Nachkriegspolitik den militärischen Sieg verpfuscht hat."

Emil Ludwig hat seine Thesen in einem Buch niedergelegt. Es trägt den zynischen Namen: „Die moralische Eroberung Deutschlands." Uns interessiert besonders das Kapitel: „Wie soll man den geschlagenen Feind behandeln?"

Jeder erinnert sich, auch heute, wo uns soviel Lob zuteil wird, daß in den ersten Jahren der Besetzung ein striktes Verbot des Fraternisierens erlassen wurde. Unter Ludwigs 15 Geboten, wie man mit Deutschen umgehen soll, steht der Satz: „Gib niemals einem deutschen Besucher die Hand." Jeder weiß noch, wie die Luftschutzräume gesprengt wurden, jeder General in Haft kam, bis zum Jagdgewehr entwaffnet wurde, Bleisoldaten verboten wurden. Ludwig schrieb in seinem Entwaffnungs-Katechismus: „Das letzte Ziel muß sein, den Deutschen die Neigung abzugewöhnen, äußerlich und innerlich Uniform zu tragen. Armee und Flotte müssen bis zum letzten Gewehr und bis zum letzten Schiff verschwinden. Die Polizei darf nur mit Gummiknüppeln bewaffnet sein. Kein Deutscher darf in einem fremden Land als Militärinstrukteur, Flieger oder Rüstungsingenieur geduldet sein. Die Kinder, die heute 5 Jahre alt sind, dürfen in den nächsten 25 Jahren keine einzige deutsche Uniform mehr sehen. Todesstrafe muß gegen jeden verhängt werden, der heimlich Waffen besitzt. Dies ist der einzige Fall, daß fremde Truppen bemüht sein müssen, ein Gefühl des Terrors zu erzeugen. Zur wirksamen Entwaffnung rechnet Ludwig die Teilung Deutschlands. Ostpreußen gibt er (wie es pünktlich geschah) an Polen oder Rußland. Dänen und Holländer erhalten deutsches Territorium. Ludwig fordert, daß das Rheinland und die Saar internationalisiert werden. Die Erwartung auf den Zerfall Deutschlands sieht Ludwig

in dem Schild, auf das einst sein Blick in München fiel: „Zimmer zu vermieten, sogar an Preußen."

Die Grazer „Südost-Tagespost" brachte am 25. Dezember 1954 einen Artikel, der ebenso oder noch mehr für Deutschland gilt als für Österreich. Das Blatt schreibt unter dem Titel „Nebelvorhang zwischen Wien und Washington":

Aufsehenerregende Stellungnahme der New-Yorker "Austria". Subversive europäische Elemente in US-Dienststellen.

Die letzte Ausgabe der einzigen österreichischen Zeitung in den Vereinigten Staaten, der in New York erscheinenden "Austria", befaßt sich in einem aufsehenerregenden Artikel mit der noch aus der demokratischen Roosevelt-Ära übernommenen Personalpolitik der USA in Europa und besonders in Österreich. In scharfen Formulierungen wird diese Politik als „Nebelvorhang zwischen Wien und Washington" bezeichnet, der trotz der allgemein anerkannten Verdienste der USA um Österreich bisher das Entstehen eines echten freundschaftlichen Verhältnisses verhindert habe.

Im einzelnen schreibt die "Austria" u. a.: „Vor elf Jahren mußten wir entsetzt und mit verschränkten Armen zusehen, welch subversive europäische Elemente die vielen Stellen besetzten, wer sich in die Schlüsselstellungen in allen 'German desks', in der Pennsylvania-Avenue, im OWI, im OSS und später in den verschiedenen US-Informationsstellen in Österreich und in ganz Europa, bei der CIC und nicht zuletzt in den Büros der Hochkommissare in Wien einnistete. Wir kannten, sofern es Österreicher waren, so ziemlich jeden von diesen Leuten und deren wenig sympathische Tätigkeit drüben in der alten Heimat — aber niemand kannte das im damals demokratischen State Department. Dort freute man sich sogar kindlich über die Akquisition verläßlicher ‚Antifaschisten', und hoch im Kurs standen zum Beispiel die roten Spanienkämpfer und sonstige linksradikale Elemente aus Österreich und Deutschland. Und wie in den 'German desks' verhielt es sich auch auf den höchsten Ebenen des demokratischen State Department. So ganz von ungefähr kam es nicht, daß am Potomac ein Alger Hiss und Owen Lattimore zu den einflußreichsten und meistgehörten Funktionären werden konnten.

Wir wollen gewiß nicht generalisieren, denn unter den in amerikanischen Diensten stehenden Europäern befinden sich viele hochachtbare und loyale Männer. Aber was kann man sich von amerikanischen Dienststellen erwarten, an deren Spitze der seither ins kommunistische Ungarn zurückgekehrte Imre Bekessy, der ehemalige Pressechef des ungarischen kommunistischen Diktators Bela Kun stand — dessen Geist auch vielfach heute noch regiert — und dessen Sohn, der sich den Namen Hans Habe beilegte. Wenn man auf ein Blumenbeet bewußt und systematisch Unkraut sät, kann man nicht erwarten, daß aus ihm Orchideen entsprießen.

Noch deutlicher gesagt, wir meinen damit die Legionen der Nichtstuer, nichtstuend in dem Sinne, daß sie nicht die geringste ersprießliche Arbeit für Amerika leisten, deren fröhliches Leben in Österreich Millionen von Dollar kostet und für die Hollywood-Filmträume für das Geld der amerikanischen Steuerzahler wahr geworden sind. Wozu all diese Menschen in den US-Informations-Services, wozu all die Personen im amerikanisch beherrschten österreichischen Radio, wozu der amerikanische „Wiener Kurier", wo vorwiegend Elemente tätig sind, die gegen die österreichische Regierung und gegen die "Republikan Party" eingestellt sind? Wozu all dieses Volk der „demokratischen Rückerzieher", die am allerehesten und am allerdringendsten eine Rückerziehung aus der für sie so goldenen Ära des "New Deal" in die heutige Zeit benötigen würden!

Deshalb überreichen wir heute dem State Department respektvoll einen bescheidenen Wunschzettel: „Die Schuttabräumung in den US-Dienststellen, im beschlagnahmten Sanatorium Fürth in der Wiener Schmidgasse und in der Seidengasse, wo seit neun Jahren das 'US-Informations-Centre', das amerikanische Radio und der amerikanische ‚Wiener Kurier' hausen. Eine Schuttabräumung in den vielen Villen und Wohnhäusern, in denen die ‚antifaschistischen Rückerzieher' mit ihren von Steuerdollar bezahlten Dienstwagen residieren. Leute, die bei uns in den Staaten glücklich waren und wohl wieder sein werden, wenn sie hier die Zinse für ihre Wohnungen in den 'tenement buildings' aufbringen können. Eine Gesamtreinigung aller über-

flüssigen US-Büros und Einrichtungen könnte nicht nur in diesem kleinen Lande am Rande des Eisernen Vorhanges, sondern in ganz Europa Wunder wirken." —

Ich komme zurück auf eine Frage, die ich wiederholt gestreift habe, auf die unglückselige Tatsache, daß Amerika in der Nachkriegszeit „Umerzieher" nach Deutschland schickte, deren einzige Qualifikation für dieses Amt Haß gegen das deutsche Volk zu sein schien. Wenn irgend jemand, haben sie das Verhältnis zwischen Deutschland und Amerika vergiftet. Die „Deutsche Nationalzeitung" vom 12. Juni 1954 schrieb zu diesem Thema mit Berufung auf einen Brief, den Altkanzler Dr. Heinrich Brüning an einen jungen Freund in Deutschland richtete, u. a.:

„Roosevelt — so berichtete Brüning — habe ihm im Jahre 1944 angeboten, er solle nach der Besetzung Deutschlands durch die Alliierten das führende Amt in Deutschland übernehmen, Er, Brüning, habe dieses Angebot abgelehnt und darüber hinaus Roosevelt dringend nahegelegt, durch Besetzungsbefehl Nr. 1 allen deutschen Emigranten für die ersten Jahre die Rückkehr nach Deutschland zu untersagen. Brüning, der damals selbst Emigrant war, begründete seinen Standpunkt damit, daß Deutschen, die den Schicksalsweg des deutschen Volkes von 1933 bis 1945 nur von außen erlebt hätten, die inneren Voraussetzungen zur Führung dieses Volkes in der Situation von 1945 fehlten. Sie als Wehrmachtsgefolge nach Deutschland mitzunehmen und als Organe der Besetzungspolitik einzusetzen, wäre ein verhängnisvoller Fehler, der sich früher oder später rächen müsse.

Diese Einstellung verrät eine menschliche Abgeklärtheit, einen geschichtlichen Abstand und eine staatsmännische Überlegenheit, die auch der frühere Gegner des letzten parlamentarischen Kanzlers der Weimarer Republik anerkennen muß und wird.

Wir wissen, daß Roosevelt, sein Nachfolger Truman und General Eisenhower — durch Haß verblendet und durch bedenkliche Persönlichkeiten beraten — die Empfehlungen Brünings in den Wind geschlagen haben, und daß sich nach der Kapitulation eine Invasion von Emigranten über

Deutschland ergoß. Amerikanischer als die Amerikaner betrieben sie jene 'Reeducation', die in der Diffamierung der deutschen Vergangenheit und der deutschen Soldatenehre bestand, und jene politische Verfolgung, an deren Auswirkung unser öffentliches Leben noch heute krankt."

Nun einige Worte über die „Stimme Amerikas" und andere kostspielige Propagandainstrumente. Niemand kann sie besser charakterisieren und schärfer verurteilen als der bekannteste Journalist Amerikas, Walter Lippman: „Mit Rizinusöl kann man nicht den Appetit anregen!" Ich stimme dem US-Reporter Eugene W. Castle zu, der als Ergebnis seiner Untersuchungen schreibt: „Wenn man die Dummheit, Ignoranz, den Leerlauf (boondoggling) und Betrug (deceit) mit Erfahrung und wirklicher Zuständigkeit ersetzt und alle Propagandakniffe und Tricks abschafft, können die amerikanischen Steuerzahler jährlich 60 Millionen Dollar ersparen und Amerika kann wieder anfangen, Freunde unter den Menschen anderer Länder zu gewinnen." ("Human Events", am 13. Jänner und 7. Juli 1954.)

Die Radiosituation im deutschen Sprachgebiet ist geradezu katastrophal. Man kann in dem Wellensalat und der Kakophonie von fremdsprachigen, Besatzungs- und Störsendern außer dem Ortssender kaum eine deutsche Station ungestört anhören. Der Sender "Free Europe", der unter dem Schutz der Besatzungsmacht steht, obwohl er angeblich eine private Institution ist, die von führenden Persönlichkeiten Amerikas finanziert wird, ist eine Provokation, wenn heute noch — wie unlängst — Hetzreden Beneschs gegen das deutsche Volk aus dem Jahre 1941 übertragen werden. Es ist unfaßbar, daß es in Amerika auch nur einen denkenden Menschen geben kann, der annehmen würde, daß man mit Leuten, die dem Kommunismus den Weg nach Europa bereiteten, die Versklavten hinter dem Eisernen Vorhang überzeugen könnte, daß diese Clique oder auch Amerika, das sie finanziert, wirklich den Kommunismus bekämpfen oder ein neues Europa bauen könnte. Totenvögel sind schlechte Reklame für ein Krankenhaus. (Vgl. George Brada, "History of the Council of Free Czechoslo-

vakia and of the Personal of Radio Free Europe", München 1953.)

In dieses Kapitel gehört auch die Frage der amerikanischen Presse in Deutschland und Österreich und der subventionierten Lizenzpresse. Erst vor wenigen Wochen schickte mir ein ehemaliger Mitarbeiter der „Neuen Zeitung" in München aus Amerika einen Originalbrief, den er am 13. März 1948 von einem — mir persönlich bekannten, durchaus antinazistischen — deutschen Journalisten erhielt. Darin heißt es u. a.: „... Wahrscheinlich trage ich Eulen nach Athen, wenn ich Ihnen ein paar Worte über die sonderbare Behandlung der Prager Vorgänge durch die amerikanische Presse schreibe. Aber vielleicht können Sie diesen Brief, wozu ich Sie gerne ermächtige, dem einen oder anderen zeigen, bei dem es Sinn hat, mit Vernunft und besserem Wissen gegen Vorurteile und Unkenntnis anzufechten. Soviel wie jetzt ist seit Goebbels Tagen nicht mehr gelogen worden. Die NZ würde in einem Lande, in dem zwei Millionen Eskimos leben, kaum zu berichten wagen, daß am Polarkreis Palmen und Ananas wachsen. Sie müßte sich auch sagen, daß man in einem Lande, in dem zwei Millionen Sudetendeutsche leben, nicht Artikel wie ‚Jan Masaryks letzte Flucht' veröffentlichen darf, ohne neben jeder Glaubwürdigkeit auch jede Seriösität zu verlieren... Für die beispiellose Barbarei der Austreibung der Deutschen (ohne die eine Entwicklung wie die jetzt beklagte nicht möglich gewesen wäre) ist dieser Hetzer und gelehrige Hitler-Schüler mit an erster Stelle verantwortlich. Das Geschwätz über die Unterdrückung der Tschechen durch die Habsburger und über des alten Masaryks Verschwörertätigkeit schon vor 1914 ist Unsinn. Hätte der Alte nicht den Irrsinn begangen, Österreich zu zerstören, wäre der Junge jetzt nicht aus dem Fenster geworfen worden."

„Was uns hier alles zu lesen zugemutet wird, übersteigt nachgerade die Grenzen des Tragbaren... Dieser Gottwald hat recht, wenn er dieses Lumpenpack von pseudodemokratischen Mitläufern und Kriechern, das sich ihm an die Rockschöße geheftet hat und bei dem großen Raubzug nassauern wollte, mit dem verdienten Fußtritt unter die Räder des Karrens schleuderte, den sie ihm vorwärts schieben halfen."

„Die Amerikaner haben diese Entwicklung dreifach gefördert: Erstens als Wilson Österreich zerschlug und die Totgeburt der CSR schuf, als sie die Erneuerung dieser lebensunfähigen CSR sanktionierten und ihr in Teheran, Jalta und Potsdam freie Hand für das Verbrechen an den Deutschen ließen, und als sie 1945 vor Prag stehen blieben und die tschechischen Demokraten — die es wohl gibt, die aber schon seit Mai 1945 in den Kerkern und KZ sitzen! — kaltblütig den Bolschewiken opferten. Nun ist es zu spät. Mit verlogenen oder falschen historischen Kommentaren verstärkt man nur die Meinung, daß die einzige Realpolitik in Moskau gemacht wird und man gut daran tut, mit dieser Realität rechtzeitig zu rechnen ..."

„... Vielleicht haben Sie die Möglichkeit, (diese Zeilen) einem Einsichtigen als Echo der öffentlichen Meinung auf den verunglückten Versuch der Blödmacherei vorzulegen ..."

Dieser eine Brief ist typisch. Er möge genügen als Beweis für die „segensreiche" Wirkung der amerikanischen Presse in Deutschland und Österreich.

Vielleicht darf ich in diesem Zusammenhang ein Interview erwähnen, das Mrs. Roosevelt am 21. Juli 1953 am Grazer Flughafen einem mutigen Journalisten, Dr. Alfred Weitzendorf, gab, der eben erst aus Amerika zurückgekommen war. Er stellte mir die Fragen zur Verfügung, die er schriftlich in englischer Sprache der ehemaligen First Lady und Vorsitzenden der Kommission für Menschenrechte überreichte, die sie sofort kurz und unwirsch beantwortete:

„1. Mrs. Roosevelt, ist es Ihnen auf Ihren Reisen zum Bewußtsein gekommen, daß ein Großteil Europas dank der Abmachungen von Teheran, Jalta und Potsdam unter kommunistischem Einfluß steht? Ist sich der Präsident vor seinem Tode klar geworden, daß diese offenen und geheimen Abmachungen gegen die Atlantic Charta und alle feierlichen Versprechungen der Sieger verstoßen, und die Kommunisten zu Nachfolgern des Nationalsozialismus machten. Hat der amerikanische Kongreß je diese Abmachungen anerkannt?" Wurden sie zurückgewiesen? Wenn nicht, warum nicht?

Die Dame antwortete nicht, wie das in Amerika üblich ist, wenn ein Reporter peinliche Fragen stellt: "No comment." Sie machte eine unwirsche Handbewegung, die etwas bedeuten sollte: Unsinn! „Ich stimme schon mit den Voraussetzungen dieser Frage nicht überein."

2. Der Fragesteller: „Eines der vordringlichsten Probleme der Nachkriegszeit ist zweifellos die Frage der 15 Millionen Deutschen, die aus ihrer Heimat vertrieben und nach Deutschland und Österreich getrieben wurden, ohne Vorsorge für Unterkunft, Verpflegung, Arbeit und die primitivsten Notwendigkeiten des physischen und geistigen Lebens. Es scheint mir, daß die Mächte, die das Potsdamer Diktat unterschrieben haben, die moralische und rechtliche Pflicht haben, eine Lösung für das Problem zu finden, das sie geschaffen haben, was immer der Grund dafür gewesen sein mag."

„Mrs. Roosevelt, welche Lösung hat Amerika für dieses Problem, außer der Emigration, die nur für eine verschwindende Minderheit eine Lösung sein kann? Was haben die Vereinten Nationen dafür getan? Was hat der Ausschuß für Menschenrechte unter Ihrer Führung getan, die ‚unabdingbaren, gottgegebenen Rechte' der Vertriebenen wiederherzustellen?"

Antwort: „Deutschland hat den Krieg angefangen, nicht Amerika. Deutschland muß dafür bezahlen. Die UNO arbeitet an einer Lösung dieser Frage."

3. Der Journalist: „Derzeit lebt in Graz ein amerikanischer Staatsbürger, Father Dr. Reichenberger. Ein amerikanischer Freund schrieb unlängst: ‚Wir haben keinen Namen wie den Reichenbergers in deutsch-amerikanischen Beziehungen seit den Tagen von Carl Schurz. Er hat einen Namen wie Schurz auf beiden Kontinenten.' Wir kennen aus Erfahrung seinen Einfluß auf die Vertriebenen. Das USA-State Department verweigert ihm die Einreise nach Deutschland ..."

„Mrs. Roosevelt, glauben Sie, daß es im Interesse Amerikas liegt, wenn man einem Mann wie Reichenberger, einem amerikanischen Bürger, Rede- und Reisefreiheit in Deutschland verweigert, während seine amerikanischen Freunde, wie Dr. App, der auch in Österreich gut bekannt ist, er-

wartet hätten, daß man ihn als Fachmann für Vertriebenenfragen heranzieht. — Ist es wahr, daß hinter der Visumsverweigerung die Morgenthauer und die Kommunisten stehen, wie Dr. App in einem Artikel schrieb, der in unserem Blatt erschien? Können oder wollen Sie etwas unternehmen, um einen Zustand zu beseitigen, den viele Österreicher und Deutsche und alle Vertriebenen für einen öffentlichen Skandal halten?"

Die Lady: „Ich habe von einem Father Reichenberger nie etwas gehört. Ich kenne auch Morgenthau nicht." —

Sprach's, machte sich reisefertig und begab sich in einer schwarzen Limousine auf den Weg nach Wien. — Die Fragen bleiben weiterhin ohne Antwort, aber sie werden gestellt. Der Tiroler „Volksbote" schrieb am 2. August bezugnehmend auf die 3. Frage: „... Es darf einen ob dieses Ausspruches nicht wundernehmen, daß Amerikas Politik in Europa manchen nicht wieder gutzumachenden Schnitzer gemacht hat, wenn man von Menschen — wie Father Reichenberger —, die entscheidend an der Versöhnung der europäischen Nationen und an der Bildung eines neuen Europas mitwirken, nichts weiß oder nichts wissen will. Zum Schaden Europas, zum Schaden Amerikas." —

Man bräuchte den Faden einer Ariadne, der durch das Labyrinth der Konfusion und Verworrenheit amerikanischer Politik leitet, bemerkte unlängst ein Kritiker. (Vgl. "The Twenty Years Revolution — from Roosevelt to Eisenhower", Regnery Co., Chicago 1954, besonders die Kapitel: „Roosevelt rebelliert gegen die Verfassung", „Er log uns in den Krieg", „Bedingungslose Übergabe — an Stalin", „Truman, Verräter und Rote Heringe", „Die Verschwörung der UNO", „Revolution durch Vertrag".) Die Frage, die man in Europa immer wieder stellt, ist: „Was will Amerika eigentlich, was ist das Ziel seiner Politik?" Tatsache bleibt, daß all die feierlichen Erklärungen von den Vier Freiheiten der Atlantic Charta bis zu den Grundsätzen der UNO durch die Praxis widerlegt wurden, von den 14 Punkten Wilsons bis herauf zu Teheran, Jalta und Potsdam. Ich habe über diese Fragen in meinem Buch „Eurpa in Trümmern" ausführlich geschrieben.

An dieser Stelle sei nur auf die vorläufig letzte dieser feierlichen Proklamationen verwiesen, die als die neue Atlantic Charta, als **Potomac Charta** bekannt wurde. Sie wurde am 29. Juni 1954 — genau am Jahrestag des Anfangs des Vierzigjährigen Krieges (Ermordung des Thronfolgers Franz Ferdinand), durch Eisenhower und Churchill bekanntgegeben. Hier ist der volle Wortlaut, übersetzt nach "U. S. News & World Report" vom 9. Juli 1954:

„Am Abschluß unserer Besprechungen über verschiedene Fragen von gegenseitigem und von Weltinteresse erklären wir wiederum:

1. In inniger Kameradschaft werden wir unsere gemeinsamen Bemühungen zur Sicherung des Weltfriedens auf den Grundsätzen der Atlantic Charta fortsetzen, die wir nochmals bestätigen (reaffirm).

2. Wir strecken gemeinsam und jeder für sich unsere Freundeshand jeder und allen Nationen entgegen, die durch feierliches Versprechen und entsprechende Taten ihr Verlangen zeigen, an einem gerechten, billigen (fair) Frieden teilzunehmen.

3. Wir halten den Grundsatz der Selbstregierung aufrecht und werden uns ernstlich bemühen, durch friedliche Mittel die Unabhängigkeit aller Länder zu sichern, deren Völker eine unabhängige Existenz erstreben und fähig sind, sie aufrecht zu halten. Wir begrüßen den Entwicklungsprozeß, soweit er noch nötig ist, der zu diesem Ziele führt. Was früher unabhängige Staaten betrifft, die heute versklavt sind (bondage), so werden wir an keiner Vereinbarung und keinem Vertrag teilhaben, der die unfreiwillige Unterordnung bestätigen oder verlängern würde. Im Falle von Nationen, die gegen ihren Willen geteilt sind, werden wir weiterhin Einigkeit zu erreichen suchen durch freie Wahlen unter Aufsicht der Vereinten Nationen, um eine richtige Durchführung zu sichern.

4. Wir glauben, daß die Sache des Weltfriedens durch allgemeine drastische Herabsetzung der Rüstungen jeglicher Art unter wirksamen Sicherungen gefördert würde. Es wird unser dauerndes Bestreben sein, Bedingungen herbeizuführen, unter denen die ungeheuerlichen nuklearen Kräfte, die heute in Menschenhänden sind, zur Bereiche-

rung, nicht zur Vernichtung der Menschheit verwendet werden können.

5. Wir werden weiterhin die Vereinten Nationen und bestehende internationale Organisationen unterstützen, die im Geist der Charta für gemeinsamen Schutz und Sicherheit errichtet worden sind. Wir empfehlen dringend die Errichtung und Erhaltung solcher Vereinigungen entsprechender Nationen, die am besten in ihren Gebieten den Frieden und die Unabhängigkeit der dort lebenden Völker erhalten. Wenn die Völker der betreffenden Gebiete es wünschen, sind wir bereit, solchen Vereinigungen nach Tunlichkeit entsprechende Hilfe zu gewähren.

6. Wir werden mit unseren Freunden die zur wirksamen Verfolgung dieser Ziele notwendige geistige, wirtschaftliche und militärische Stärke entwickeln und erhalten. Zur Verfolgung dieses Zieles suchen wir mit jedem Mittel einen volleren und freieren Austausch von Gütern und Dienstleistungen herbeizuführen, der den Teilnehmern zugute kommen soll.

Dwight D. Eisenhower
Winston S. Churchill"

Soweit die Potomac Charta. Man wird sich zunächst fragen, wozu eine neue Charta, die zudem die „Atlantic Charta bestätigt", wenn bis heute kaum ein Versuch gemacht wurde, die Atlantic Charta durchzuführen, die als Kriegs- und Siegesziel aller Achsengegner herausgestellt wurde.

Churchill war wütend, daß die Opposition im britischen Parlament an den Phrasen Anstoß nahm: „Niemand hat das Recht, gegen diese feierlichen Erklärungen zu sein oder gar über sie zu lachen, weil sie naturgemäß nur sehr allgemein und stellenweise vage sind... Neben der Besprechung unserer aktuellen Probleme haben Präsident Eisenhower und ich uns entschlossen, bei dieser Gelegenheit die hehren Prinzipien erneut zu betonen, auf denen die Politik unserer Länder von jeher beruhte und weiterhin beruhen wird... Ich scheue dabei nicht vor der Anschuldigung zurück, daß die Erklärungen nur Platitüden darstellen, wenn sie nur dem größtmöglichen Wohl der größtmöglichen Masse dienen." ("New York Times" vom 13. Juli 1954. Zitiert nach „Freie Presse", Cincinnati, 8. August 1954.)

Geben wir einem amerikanischen Kritiker das Wort, Father James M. Gillis, der am 31. Juli 1954 in "The Tablet" einen Artikel schrieb: „Worte, Worte oder grundlegende Prinzipien"? Darin heißt es: „Das alte Wort, daß die Geschichte sich wiederholt, wurde wieder einmal bestätigt, als Präsident Eisenhower und Winston Churchill ihre gemeinsame Erklärung veröffentlichten ... Es mögen auch Geheimabmachungen getroffen worden sein. Vielleicht hören wir darüber in fünf oder zehn Jahren von heute. Solchen Verdacht zu äußern, ist nicht Zynismus; er ist gerechtfertigt durch viele frühere Geschehnisse."

„Nehmen wir z. B. die Enthüllungen, die unlängst Thomas E. Murray machte ..., daß 1943 Präsident Roosevelt und Mr. Churchill übereinkamen, daß weder Amerika noch England die Atombombe gegen ein drittes Land verwenden würden ohne Zustimmung des anderen Partners. 1945 gab Präsident Truman den Befehl, die Bombe auf Japan abzuwerfen, ohne England zu informieren. Erst 1947 erfuhr der Senat von der Vereinbarung von 1943. Man ist also nicht notwendigerweise ein Zyniker, wenn man Verdacht hegt, daß bei den jüngsten Besprechungen Abmachungen getroffen und nicht publiziert wurden."

Father Gillis zitiert dann die in Punkt 3 angeführten Wiederholungen der „verhängnisvollen" (ill-fated) Atlantic Charta und fährt fort: „Natürlich wollte das irische Volk wissen, ob die edlen Grundsätze auch für Irland gelten. Cahir Healy ... bat Mr. Churchill, die Frage zu beantworten, der kühn — und ich möchte sagen unverschämt — erklärte: ‚Ich habe keine Bedenken zu sagen, daß diese Grundsätze immer in der britischen Politik respektiert wurden.' "

„Wie Mr. Churchill eine solche Unwahrheit erzählen konnte, wahrscheinlich ohne mit der Wimper zu zucken, wenn alle Welt weiß, daß Irland gegen seinen Willen geteilt bliebt, ist eines der Geheimnisse der Diplomatie. Ich möchte nur sagen, daß frühere Experten in der schlüpfrigen Kunst zu sagen, was man nicht meint, und zu meinen, was man nicht sagt ..., in ihrer Zeit nicht gewagt hätten zu behaupten, daß z. B. Polen, aufgeteilt in drei Sektionen, ungeteilt wäre. Vielleicht folgte Churchill dem Ratschlag Hitlers: ‚Wenn du lügst, erzähl' eine dicke Lüge und tue es kühn.' "

„Es wurde ... eine mehr spezifische Frage gestellt, ob Churchill speziell für Irland den Grundsatz freier Wahlen für Völker, die gegen ihren Willen geteilt sind, anwenden würde. Sir Winston antwortete: ‚Der Wortlaut der Erklärung spricht für sich selbst. Ich habe nichts hinzuzufügen. Es scheint nicht für Irland anwendbar ...' Jeder, der die Paragraphen der von der Atlantic Charta kopierten Washingtoner Erklärung lesen kann und behauptet, sie wären auf den Fall Irland nicht anwendbar, ist geistig nicht mehr auf der Höhe (slipping mentally)!"

„Die Geschichte wiederholte sich. Am Vorabend seiner Abreise nach Versailles wurde Woodrow Wilson gefragt, ob der Grundsatz der ‚Selbstbestimmung für kleine Völker' — einer der 14 Punkte — für Belgien gelte. ‚Natürlich ja', antwortete er. ‚Für Holland?' ‚Selbstverständlich.' ‚Und Luxemburg?' ‚Sicherlich.' ‚Und für Irland?' Der Präsident wandte sich zu Mr. Tumulty und sagte: ‚Joe, war nicht vorausgesetzt, daß solche Fragen nicht gestellt werden?' "

„Kein Wunder, daß David Lawrence fragte, ob die Washington Charta, die Nachfolgerin der Atlantic Charta, ‚nur Worte, leere Worte waren oder grundlegende Prinzipien oder Moral für die Führung der Weltpolitik.' " —

Vielleicht setzen die Väter der Potomac Charta wieder voraus, daß keine Fragen gestellt werden. Ich will es trotzdem tun: Gilt die Atlantic Charta wirklich noch? Warum wird sie nicht durchgeführt — wenigstens im Bereich Englands und Amerikas? Gilt der Grundsatz der Selbstregierung, der Unabhängigkeit auch für Deutschland, Österreich und das Sudetenland? Niemand wird bestreiten, daß diese Länder eine unabhängige Existenz erstreben und dazu fähig sind. Wie steht es um die Wiedervereinigung Deutschlands, für deren Zerstörung doch die Unterzeichner der neuen Charta zuerst mitverantwortlich sind? Wenn die Errichtung und Erhaltung von Vereinigungen entsprechender Nationen empfohlen wird, die am besten in ihren Gebieten den Frieden und die Unabhängigkeit der dort lebenden Völker erhalten — wie steht es dann mit dem Zusammenschluß Deutschlands und Österreichs — falls diese beiden Länder sich freiwillig dafür entscheiden sollten? (Ich verweise in diesem Zusammenhang auf den bedeutsamen Artikel des

Grazer Rechtswissenschaftlers Dr. Gustav E. Kafka, „Österreich, die Besatzung und die Grundlage der Völkerrechtsgemeinschaft" in der „Österreichischen Zeitschrift für öffentliches Recht".)

Die Frage, die Europa quält und — nach den bisherigen Erfahrungen — mit Sorge, aber auch mit Mißtrauen erfüllt, ist die Haltung Amerikas im Neuaufbau Europas. Ich habe am 17. Februar 1940 einen Artikel des sudetendeutschen Historikers Dr. E. Franzel in der „Nordamerika" untergebracht, der heute noch bedeutsam ist und mit den in diesem Kapitel behandelten Fragen in Zusammenhang steht. Er sei hier wiederholt:

Zum drittenmal falsch?

Jede Ordnung Europas hängt von der Herstellung eines gesunden Gleichgewichtes der Kräfte und von der Beseitigung jener Unruhe- und Brandherde ab, die man jenseits der geographischen Begrenzung des Begriffes in Europa „Balkan" nennt. Das Gleichgewicht der Kräfte in Europa, das sich seit dem 16. Jahrhundert entwickelt und immer wieder nach vorübergehenden Störungen lange Perioden des Friedens und des Aufbaues garantiert hat, wurde tödlich verletzt, als sich Präsident Wilson 1918 von Masaryk beschwatzen und zur Zerstörung Österreich-Ungarns bereden ließ. Erst durch die Beseitigung einer der europäischen Großmächte wurde es dem deutschen, italienischen und später russischen Imperialismus möglich, in größtem Stil die Grenzen zu verschieben, Völker zu unterwerfen, Staaten zu vernichten.

Der gleiche katastrophale Fehler, die Zerstörung der Großmacht Österreich-Ungarn, hat die Balkanisierung Mitteleuropas herbeigeführt. Wo jahrhundertelang Frieden, Ruhe, kulturelle Blüte, wirtschaftlicher Fortschritt geherrscht hatten, gab es jetzt Wettrüsten, Kriegsgefahr, brennende Grenzen, Unterdrückung, Polizeiwillkür, Hunger, Wirtschaftskrise und kulturelle Rückentwicklung. Wenn man Österreich nachsagt, es habe seine Völker „unterdrückt" (wer soll denn unterdrückt haben, da unter den elf Nationen keine mehr als 25 Prozent der Bevölkerung ausmachte?), so darf

man nicht verschweigen, daß in sämtlichen Nachfolgestaaten Österreichs ein Vielfaches an Unterdrückung geboten wurde. Mit Recht sagt Robert Ingrim, daß sich die Nationen in Österreich nur deshalb unterdrückt fühlten, weil man ihnen nicht erlaubte, ihre Nachbarn zu unterdrücken. Nun durften sie das in ihren kleinen Staaten. Die „Freiheit" der Tschechen, Magyaren, Rumänen, Serben, Polen bestand darin, daß sie jeweils die Deutschen, Slowaken, Ungarn, Kroaten, Ruthenen usw. nach Herzenslust quälen und vergewaltigen konnten.

Aus diesen beiden Fehlern des Versailler Systems, der Zerstörung des europäischen Gleichgewichtes und der Balkanisierung Mitteleuropas, entstand der zweite Weltkrieg. Der Amerikaner stelle sich nur vor, man würde im Interesse der „Freiheit" und des „Fortschrittes" Amerikas etwa Mexiko oder Kanada oder die Union selbst in ihre Bestandteile zerlegen, Zollgrenzen zwischen den einzelnen Bundesstaaten errichten, sie wettrüsten, um Grenzen kämpfen, ihre religiösen oder nationalen Minderheiten gegenseitig unterdrücken lassen!

Dies war der erste verhängnisvolle Fehler.

Der zweite geschah, als Eisenhower den Russen nicht nur Paris, sondern den entscheidenden neuralgischen Punkt im Kräftesystem Europas, Prag und Böhmen, freiwillig überließ. Man stelle sich wiederum vor, daß in einem Krieg um Amerika ein General der Gegenpartei einen so wichtigen Punkt wie etwa Pittsburg, wo Washington einst das berühmte Fort „Pitt" errichtet hatte, oder vielleicht Montreal oder den Raum am Zusammenfluß von Missouri, Mississippi und Ohio einfach überließe. Aus Eisenhowers Fehler entsprang eine Kettenreaktion von Unglücksfällen. Statt einer mitteleuropäischen Föderation, die an die Stelle der Unruheherde von 1918 getreten wäre, wurde eine drei Viertel kommunistische und neunundneunzigprozentig nationalistische Tschechei geschaffen, die notwendig 1948 hundertprozentig sowjetisch wurde. Die Zitadelle Europas war der Gegenpartei in die Hand gespielt worden. Wäre Prag nicht sowjetisch, dann wäre es ein leichtes, die Russen aus Berlin und Wien herauszumanövrieren.

Seit dem Februar 1948 bildet sich eine tschechische „de-

mokratische" Emigration. Sieht man diese Demokraten näher an oder kennt man sie von früher, so weiß man, daß sie alle aus der Gefolgschaft des Dämons der Zerstörung, des hundertfachen Lügners und tausenfachen Massenmörders Benesch kommen. Ob Peter Zenkl oder Hubert Ripka — es sind die Männer, die 1918 gebilligt, 1945 vorbereitet und durchgeführt haben. Was wollen sie heute? Die Tschechoslowakei von 1918 oder 1938 oder 1945 wiederherstellen. Also eine Ordnung, die zwar kommunistisch, aber immerhin eine Ordnung ist, durch jenes Chaos ersetzen, aus dem notwendig neue Kriege geboren werden. Die Tschechen scheinen von der Intelligenz der Amerikaner eine geringe Meinung zu haben, seit es Masaryk gelungen ist, dem Präsidenten Wilson sein gefährliches Rezept der Zerstörung Europas regelrecht aufzuschwatzen. Wenn Amerika Lust hat, einen vierten Weltkrieg zu führen, dann lasse es sich von den bösen Geistern des ersten und des zweiten und des dritten führen!

Die Präsidentschaftswahlen 1952 brachten General Eisenhower Erfolg, weil man von ihm eine Änderung erwartete, die längst überfällig war. Es fehlte nicht an Ansätzen dafür. Ich verweise nur auf den bedeutsamen Satz in seiner „State of the Union"-Botschaft: „Niemals werden wir der Versklavung irgendeines Volkes um vermeintlicher eigener Vorteile willen zustimmen. Ich werde den Kongreß demnächst ersuchen, eine entsprechende Resolution zu beschließen und klarzulegen, daß die amerikanische Regierung keinerlei Verpflichtung anerkennt, die in geheimen Abmachungen mit auswärtigen Regierungen eingegangen wurden und die Versklavung von Völkern gestatten." Diese Erklärungen wurden damals als Schlag gegen die Abmachungen von Jalta und Potsdam aufgefaßt. Es waren nur Worte, Worte, Worte. (Vgl. dazu mein Buch „Rettung Europas?" Graz 1954, S. 67 ff.) In einer halbseitigen öffentlichen Erklärung „A Citizen Remembers" („Ein Bürger denkt doch daran") in der "Chicago Daily Tribune" vom 10. August 1953 schrieb ein gewisser Dudley T. Dougherty: „Vielleicht liegt der Grund dafür, daß Präsident Eisenhower die Wahlversprechungen des Republi-

kanischen Parteiprogramms nicht einhielt, darin, daß er seine eigene schuldvolle Handlung nicht verurteilen wollte, die er mit der Durchführung der Sklavenarbeit für Reparationen in dem (oben behandelten) Dokument vom 20. September 1945 beging." Von Europa aus gesehen, scheint mir die „neue Außenpolitik" eine geradlinige Fortsetzung des Kurses Roosevelt—Truman. Ich bin jedenfalls erschrocken und war tief erschüttert, als ich kürzlich in einem Artikel der bekannten Verfasserin des Buches "The High Cost of Vengeance", Freda Utley ("Human Events", 1. Jänner 1955), ein Zitat aus einem Bericht des Washingtoner Korrespondenten der "London Times" vom 16. Oktober 1952 las, der besagt: „Gestern berichtete ein Reporter, daß der General, ehe er nach Amerika zurückging, seinem alten Stab bei der NATO sagte, sie sollten sich über nichts wundern, was er während des Wahlkampfes tue oder sage. Er erklärte (nach diesem Bericht), er werde alles tun, was nötig sei, die Nominierung zu erhalten und dann gewählt zu werden. Sobald er aber im Weißen Hause sei, werde er wieder der Mann sein, den sie (die Generale) kannten." Der bekannte Journalist Josef Alsop berichtete nach derselben Quelle: „Jetzt, da er den Mittelwesten hinter sich hat, wird der General wie ein Internationalist sprechen; sobald er gewählt ist, wird er die McCarthys und Jenners vergessen und die Republikanische Partei modernisieren."

Solche Behauptungen, wenn sie nicht zurückgewiesen werden, schädigen das Ansehen Amerikas mehr, als man drüben sehen kann und glauben mag. Man darf ja nicht vergessen, daß man in Europa auch amerikanische Blätter liest, daß man Amerika nach seinem Präsidenten beurteilt. Es wäre doch in Europa undenkbar, daß etwa ein seriöser Journalist in einer seriösen Zeitschrift ("The American Mercury", Mai 1951) einen Artikel schreibt und zudem als Broschüre verbreitet: "Is President Truman an honourable man?" Oder, daß der Präsident selber auf dem Papier des Weißen Hauses einem Musikkritiker, der seine Tochter, eine Sängerin, weniger günstig beurteilt, einen Brief schreibt, in dem es unter anderem heißt: „Ich bin Ihnen nie begegnet, sollte es dazu kommen, dann brauchen Sie eine neue Nase und viel Beefsteak und vielleicht einen Bauchgürtel..."

Noch kurioser, daß ein Sammler einen hohen Preis bietet für diesen präsidentialen — Liebesbrief! — (Andere Affären seien übergangen). —

Nur noch ein Hinweis auf eine Rede, die Father Gillis in Forest Hills hielt. Darin erklärte er: „... Ich behaupte, daß die grausame Verfolgung Senator McCarthys ein Verbrechen ist, das begangen wird, um die Gedanken des Volkes von den Torheiten (blunders) abzulenken, die seit 1917 in unserem Namen begangen wurden." Der mutige Priester nannte Versailles, Unconditional Surrender, den Morgenthau-Plan, Jalta und Potsdam, den „größten Blunder aller Zeiten, und zu unserer Schande sei es gesagt, Amerika war der Haupttreiber in dieser Katastrophe ..." „Joe McCarthy wurde zum Schreckgespenst gemacht. Er ist der Sündenbock, auf den die Verbrechen, Blunders, Dummheiten nicht des Volkes — wie im Alten Testament —, sondern der Diplomaten und Staatsmänner abgeladen werden, die uns in die heutige Lage brachten. Einer von ihnen, der frühere Generalstabschef und Außenminister, wurde mit nicht weniger als 17 diplomatischen Torheiten beschuldigt, die alle in der Richtung auf den Kommunismus deuten. Weder er noch einer der Mitblunderer wurde angeprangert. Sie sitzen auf hohem Roß und haben keine Absicht, ihre Sünden und Fehler vor dem Volke zu bekennen. Darum wird die öffentliche Entrüstung anderswohin abgelenkt. Senator Jenner sagte mit Recht, der Angriff sei nicht persönlich gegen Senator McCarthy gerichtet — er ist die Vorfront eines dauernden Angriffes auf den Kongreß, der mit der Vernichtung der Kommunisten oder des Kongresses endet. Oder der Angriff auf den Senator soll die Nation von der Frage ablenken: ‚Wer hat geblundert und was soll mit ihnen geschehen?' " ("The Tablet", 23. Oktober 1954.)

Zurückkommend auf die Potomac Charta, sei den Urhebern des Dokumentes nur das Wort gesagt, das Präsident Eisenhower immer den Russen gegenüber wiederholt: „Wir heißen jeden aufrichtigen Friedensakt willkommen, bloße Rhetorik interessiert uns nicht. Wir wünschen nur einen aufrichtigen, durch Taten untermauerten Friedenswillen."

Es ist für mich kein Zweifel darüber, daß das deutsche Volk nur dann sich wieder aus seiner tiefen Erniedrigung erhebt, wenn es den Glauben an sich selber zurückgewinnt, wenn die Begriffe Wahrhaftigkeit, Ehre, Treue wieder ihren Sinn erhalten. Die Umerzieher wollten mit ihrer Inquisition, mit ihren Fragebogen, mit ihrer Lynchjustiz dem deutschen Volk den Glauben an sich selber und die Achtung vor sich selber nehmen. Die Entnazifizierung zermürbte das deutsche Volk und diskreditierte den Patriotismus. „Jede Stadt, jedes Dorf in Deutschland wurde gegen sich selber gespalten durch Denunziationen, Verrat, falsche Anschuldigungen, Erpressung, Meineid und Drangsalierungen", schreibt der Engländer F. J. P. Veale ("Advance to Barbarism", S. 288) ... „Der Sieger brauchte sich keine Sorgen machen, den bösen Willen der Besiegten auf sich zu laden, wenn der Feind so demoralisiert wurde, daß kein Insult und keine Gewalttat ihn mehr erregen konnte ... Es wurde eine neue Klasse von Kollaboranten geschaffen, deren Leben davon abhängt, daß sie ein Wiedererwachen des Pariotismus verhindern können." (S. 279.) —

Es ist bezeichnend, daß zur selben Zeit, da man das deutsche Volk nicht entnazifiziert, sondern entnationalisiert, Amerika die Einweltler, die nationalen Eunuchen und Kastraten zu verachten beginnt und auf ein Wiedererwachen eines gesunden Nationalismus oder Patriotismus dringt.

General Stratemeyer erklärte vor dem Jenner-Ausschuß: „Das, was mich erregt und mit Sorge erfüllt, ist die Frage: warum beschimpft unsere Presse oder doch ein großer Teil davon unsere Kommentatoren und Journalisten patriotische Amerikaner? Ich meine damit Männer wie Sie, Senator McCarran, Senator Jenner, Senator McCarthy, Abgeordneter Velde und Abgeordneter Dies. Ich verstehe das nicht. Das ist nicht amerikanisch. Wir wollen, daß diese (kommunistischen) Teufel aus dem Lande verschwinden ... Unser Land braucht heute nach meiner Meinung Nationalismus, Patriotismus, Amerikanismus wie nie zuvor in der Geschichte ... Ich lernte in (der Militärakademie) West Point ‚Pflicht, Ehre, Vaterland' und ich denke, dieses Motto würde allen wahren Amerikanern gut tun. Wir brauchen es heute." ("The Tablet", 24. November 1954.)

In Los Angeles wurde am 26. Jänner 1955 ein Denkmal General McArthurs enthüllt. Der General hielt dabei den gefallenen Soldaten einen erschütternden Nachruf: „In den sorgenvollen Zeiten konfuser und verwirrter internationaler Sophisterei soll niemand mißverstehen, warum diese Männer taten, was sie getan. Sie waren treue, aufrechte Patrioten. Sie kämpften und starben nur für eines: für ihr Vaterland." Der Sieger über Japan richtete sodann einen flammenden Appell an die Massen: „Laßt euch nicht täuschen durch fremde Stimmen, die übers Land erklingen und die alte, erprobte Auffassung von Patriotismus diffamieren! Obwohl die Vaterlandsliebe von Anfang an das Hauptbollwerk unserer nationalen Stärke und Unversehrtheit war, erhebt sich nun verführerisches Murmeln, daß sie durch eine weitere, allumfassende Philosophie überholt sei. Daß wir Patrioten unreife Provinzler, dumme Reaktionäre seien, wenn wir unser Land idealisieren. Daß uns unter einer allgemeinen Flagge ein höheres Geschick erwarte ... Daß wir unsere Söhne und Töchter rücksichtslos in den Krieg stürzen und dann plötzlich entscheiden, daß es ein falscher Krieg am falschen Platze und zur falschen Zeit sei, ja, daß wir ihn überhaupt nicht Krieg nennen, sondern einen euphemistischeren, liebenswürdigeren Namen wählen ... Schickt über diese Menschen den heiligen Zorn, der aus den Opfern eurer Söhne und Töchter geboren ward. Weist sie zurück auf dem Marktplatz, von der Rednertribüne, von der Kanzel! Unsere Freunde werden uns verstehen; an denen, die es nicht sind, liegt uns nichts. Seid stolz darauf, Patrioten oder Nationalisten oder was immer genannt zu werden, wenn das heißt, daß ihr euer Land über alles liebt und wenn es sein muß, euer Leben in den Dienst der Fahne stellt!"

Wenn jemand im deutschen Raum diese Rede hielte, würde er sicherlich als Neo-Nazi verdächtigt und vielleicht neuerdings entnazifiziert. Ich meine aber, was für den amerikanischen Patrioten recht ist, müßte für den deutschen billig sein. Ein Mann, der sich das Rückgrat brach, ist zur Arbeit nicht mehr tauglich. Ein Volk ohne nationales Rückgrat hat keine Zukunft. Mit Konjunkturpatrioten und Rückversicherern baut man kein neues Europa. Das Geschwätz

über die „deutsche Gefahr", das noch immer aus Amerika, England und Frankreich zu uns dringt, ist albern, unwahr und unverantwortlich. Es ist schon so, wie Junius Quintus schrieb: „... Die frei Welt kann es sich auf die Dauer nicht leisten, Millionen von Menschen, die sich redlich bemüht haben und noch immer bemühen, in eine Gemeinschaft der Völker hineinzuwachsen, ständig zu verdächtigen und zu diffamieren. Das ist in jeder Richtung ein gefährliches Spiel; denn es kann sowohl bei den Urhebern jener Agitation wie bei den Betroffenen selbst zu gefährlichen psychologischen Kurzschlüssen führen." („hvp-Kommentare", 19. August 1954.)

Die Liste deutscher gravamina könnte endlos fortgesetzt werden. Das ist nicht der Sinn dieser Zeilen. Ich will das Verhältnis zwischen Deutschland und Amerika nicht verschärfen, sondern entgiften. Das kann nur auf dem Boden der Wahrheit geschehen. Ich bin mir der Fehler meines Volkes wohl bewußt. Ich war entsetzt bei meiner Rückkehr nach Europa, wie sehr sich die Begriffe Wahrheit, Ehre, Treue, Freundschaft, Charakter, Dankbarkeit — um nur einiges anzudeuten — geändert haben. Die Uneinigkeit, der Parteiegoismus, die Parteispielerei ist mir unfaßbar. In den Tagen des Aufstieges, der Macht, bekannten sich Millionen zu ihrem Volk; auf seinem Kreuzweg fallen ihm viele in den Rücken. Die Zukunft Deutschlands liegt nicht im vielgepriesenen und zuviel plakatierten „deutschen Wunder", sondern in der Erhaltung geistiger, seelisch-sittlicher und damit im eminenten Sinne volklicher Werte. Hier warten die Besten und Treuesten auf das deutsche Wunder.

Ich bin mir dessen bewußt, daß Deutschland auf Amerika angewiesen ist, sollte es — was Gott verhüten möge! — zu einer Auseinandersetzung mit dem Osten kommen. Es ist psychologisch falsch, wenn man in Amerika den Führungsanspruch zu sehr betont. Die meisten Europäer werden Amerika gerne als primus inter pares anerkennen. Will Amerika wirklich führen, muß es zurückfinden von der unheilvollen Politik Roosevelts, von der expediency zu den Grundsätzen, auf denen es gebaut wurde, zu einer weltweiten Anerkennung der Gedanken der Unabhängigkeitserklärung. Materialismus bietet auch der Osten. Es ist nur ein gradmäßiger, kein wesentlicher Unterschied.

Der früher erwähnte Paul C. Empire berichtete in seinem Vortrag, daß Charles Malik, der Vertreter Libanons bei der UNO, um seine Meinung über die Stellung Rußlands und Amerikas im Kalten Kriege gefragt wurde.. Nach einigem Zögern antwortete er: „Wenn ich nicht Christen getroffen hätte und einiges wüßte vom amerikanischen Christentum, wenn ich Sie allein zu beurteilen hätte von Ihren Diplomaten und Soldaten her, allein von Ihren Geschäftsleuten und Touristen, allein von Ihren Zeitungen, Ihrem Radio und Ihren Filmen, ich wäre stärker beeindruckt von Rußland." Die amerikanischen Zuhörer waren sehr betroffen. Er erklärte darum, was er meine: „Es liegt darin, daß Sie in Amerika, die Sie ein großes geistiges Erbe und eine reiche geistige Botschaft zu verwalten haben, dies nicht tun. Sie geben der Welt den Eindruck, daß in Amerika nur die materiellen Dinge zählen, und in Ihrem Kampf gegen Rußland versuchen Sie, die Russen mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. Rußland sagt, daß der Kommunismus dem gemeinen Volk die größten Aussichten bietet: Freiheit und einen hohen Lebensstandard. Da antworteten Sie: Das ist nichts; die Demokratie wird euch einen höheren Standard geben. Wenn dann der Russe sagt: wir werden jedem Mann ein Haus geben, so antworteten Sie: gut, die Demokratie wird ihm eine Villa geben. Der russische Materialismus aber ist asketischer und hat eine stärkere Hingabe als der amerikanische. Sie können die Russen nicht auf ihrem Boden bekämpfen. Ich kenne kommunistische Führer. Sind sie auch irregeleitet, so sind sie doch ihrer Sache völlig hingegeben. Das gleiche trifft nicht zu für die meisten Christen, die ich kenne." („Christ und Welt", 12. Juli 1951.)

ZWEITER TEIL

I

AUS MEINER ARBEITSMAPPE

Im zweiten Teil dieses Buches will ich versuchen, Einblick in meine Arbeit zu geben. Mein Ziel war, mit Persönlichkeiten, Behörden, Zeitungen und Zeitschriften in Verbindung zu kommen, die gleich mir einen wahren, gerechten, dauernden Frieden ersehnten und bereit waren, sich dafür einzusetzen.

Meine regelmäßige Mitarbeit an deutschen Zeitungen Amerikas habe ich bereits früher erwähnt. Sie begann praktisch mit meiner Ankunft in Amerika und dauert bis heute an. Ich habe die Kriegszeit auch benützt, meine englischen Sprachkenntnisse zu vervollkommen. Ich machte mich ans Übersetzen, wodurch man wohl am besten den Geist und die Feinheiten einer fremden Sprache kennenlernt. Ich übersetzte innerhalb einer Woche die metaphorische Phantasie "Pack Rat" von Bischof Francis C. Kelley von Oklahoma, dem Begründer der Extension Society, eine geistreiche, zeitgemäße Erzählung. Sie erschien in meiner Übersetzung im „Nord Dakota Herold". Drei weitere Bücher desselben Verfassers folgten: "Letters to Jack", Briefe an einen Theologiestudenten, "Dominus Vobiscum", Briefe an einen jungen Priester, und "Sacerdos et Pontifex", Briefe an einen neuerwählten Bischof. Ich habe viel aus den Büchern gelernt, sie fanden aber keinen deutschen Verleger, was mir heute noch unverständlich ist. Später übersetzte ich ein grundsätzlich klares, mutiges Buch meines Freundes Dr. A. J. App, der unter dem Titel: „Der erschreckendste Friede der Geschichte" im Hellbrunn Verlag, Salzburg, herauskam. Die Broschüre des bekannten Historikers Dr. Harry Elmer Barnes: „Kampf gegen die Geschichtsverdunkelung", erschien nur in der "Nord-Amerika". Ein deutscher Verleger war trotz Bemühens verschiedener Stellen nicht zu finden, was ich deshalb bedauere, weil Dr. Barnes in der vordersten

Front der Kämpfer gegen die Alleinschuldklausel des Versailler Vertrages stand und weil die Broschüre wirklich nicht alltägliche Blicke hinter die Kulissen gibt, Einblicke in die Verfolgung derer, die für geschichtliche Wahrheit und einen gerechten Frieden kämpfen. Ich verweise in diesem Zusammenhang auf das Standardwerk desselben Verfassers, zu dem die führenden Revisionisten Amerikas, u. a. W. H. Chamberlain, George Morgenstern, Frederic R. Sanborn und Charles Callan Tansill, Beiträge lieferten: "Perpetual War for Perpetual Peace." (Caxton Printers, Caldwell, Idaho 1953.)

Erst nach dem Kriege gab sich die Möglichkeit, Verbindung mit der englischen Presse aufzunehmen. Am meisten Verständnis fand ich bei dem oft zitierten Wochenblatt der irischen Katholiken, das immerhin eine Auflage von einigen Hunderttausend hat: "The Tablet", Brooklyn, N. Y. Wiederholt besuchte ich den Chefredakteur Patrick F. Scanlan in seiner Kanzlei, um mit ihm meine Anliegen zu besprechen. Meine Hauptsorge waren in den letzten Jahren meines Aufenthaltes in Amerika, die Heimatvertriebenen. "The Tablet" schrieb am 28. August 1948: „... Vor Monaten brachten wir einen Bericht von Rev. E. J. Reichenberger über die Lage der Vertriebenen, mit dem er Mittel gewinnen wollte, wenigstens einigen dieser unglücklichen Menschen zu helfen. So weit wir wissen, ist dies beinahe der einzige Artikel, den wir in irgendeinem Blatt über die Frage gelesen haben. Obwohl es sich um Millionen von Menschen in einem relativ kleinen Gebiet handelt, haben die Korrespondenten der Tageszeitungen ihre Lage noch nicht entdeckt." Das Blatt fügte hinzu: „In dieser Frage, wie in dutzenden anderer, wurden Menschen, elementare Gerechtigkeit, Friede und Demokratie mutwillig verraten. Wir erinnern uns eines Zitates aus dem Jahre 1942, das unsere Politik richtig beschreibt. Henry J. Taylor, Berichterstatter für die Scripps Howard Blätter in Nordafrika, schickte eine Botschaft des berühmten Pascha von Marrakesch nach Amerika, die ausgesprochenste Kritik der Politik verschiedener amerikanischer Stellen, die jemals ein Ausländer aussprach: ‚Die heutige amerikanische Politik mischt sich überall hinein (stirs up every-thing) und regelt gar nichts. Das

Ergebnis ist, daß sie eine Leere erzeugt und den Weg zu neuen Tyranneien, statt zu neuen Freiheiten eröffnet.' " — Am 19. September 1949 schrieb das "Tablet" unter dem Titel: „Ein wahrer Priester": „Vor etwa zwei Jahren kam Rev. E. J. Reichenberger, ein Flüchtling, besser gesagt ein Heimatvertriebener in unsere Kanzlei und suchte Hilfe für die Tausende, die unter dem Diktat von Potsdam aus ihrer Heimat in Ostdeutschland und der Tschechoslowakei vertrieben worden waren... Wir baten ihn, einige Artikel über die Vertriebenen zu schreiben. Als sie im Druck erschienen, erregten sie weitestes Interesse. Manche wurden nochmals gedruckt und Hunderte brachten den anständigen, vergessenen Sudetendeutschen Hilfe. An anderer Stelle berichten wir über den riesigen Empfang, den Father R. bei seiner Rückkehr in Frankfurt am Main fand. Niemand war des Beifalls würdiger; denn dieser bescheidene, kleine Priester, der nichts hat als die Kleider, die er trägt, hat sich tausende der unschuldigen Opfer der Schikanen in außerordentlicher Weise zu Freunden gemacht, während Regierungen und internationale Führer diesen Massen in gräßlicher Not den Rücken kehren." — Ich zitiere diese Stellen nicht um etwa damit zu prahlen, sondern nur, weil gewisse Kreise meine Arbeit heute vergessen möchten und sogar erklären, man müsse meine Arbeit totschweigen, damit man in „Amerika" nicht anstößt. Frägt sich nur, in welchem Amerika — dem des Rechtes und der Sittlichkeit oder dem der „Potsdamer"!

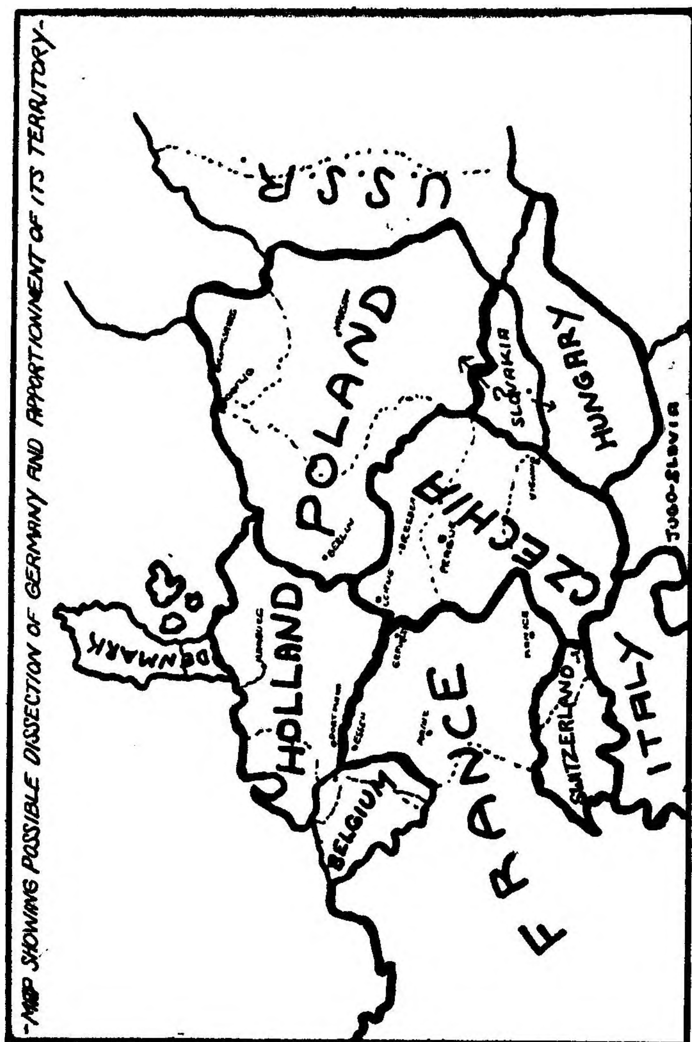
"The Tablet" brachte vielleicht zwanzig meiner Briefe und Artikel zur Frage der Heimatvertriebenen, die teilweise in Sonderdrucken und Flugblättern erschienen und durch Freunde weitergegeben wurden, auch an Mitglieder des Kongresses. — Fast jeder meiner Briefe oder Artikel in "The Tablet" brachte mir eine Flut von anonymen Karten und Briefen. Es schien eine zentrale Stelle dafür zu bestehen, denn ich erhielt sie in der Regel früher als das "Tablet" selber. Ich schenkte natürlich anonymen Skribenten keine Bedeutung... Ich will aber doch eine Karte herausgreifen, die typisch ist für die damalige Stimmung. Schreibt mir einer: „Was glauben Sie wohl, wird Außenminister Byrnes empfinden, wenn er diese Appelle für die umgesiedelten

Deutschen hört, wenn er weiß, daß zwei Millionen Serben und Juden gemordet, ‚bekehrt' oder verbannt wurden durch Katholiken? Wie steht's um die spanischen Verbannten? Oder um die Juden? Juden wie Polen wurden durch Katholiken gemein hingemordet. Wenn Sie Byrnes wären, würden Sie den Appell nicht für eine Heuchelei halten? Die Deutschen sind unbelehrbare Aggressoren, manche in kleinen, andere in wichtigen Dingen. Sie sind eine Bedrohung für den Frieden. Die Alliierten müssen Vorsorge treffen, daß sie sich nicht wieder erheben."

Das war offenbar ein „Amerikaner", bei dem ich anstieß. Ich habe ausnahmsweise durch "Tablet" geantwortet, das mir übrigens mitteilte, daß andere Mitarbeiter dieselbe Erfahrung machen: „... Wenn ich, wie der Anonymus meint, Minister Byrnes wäre, würde ich es nicht für eine Heuchelei halten, die Potsdamer DPs in die Heimat zurückzuführen; ich würde es vielmehr für eine ernste, feierliche Verpflichtung ansehen, weil diese Menschen mit der Unterschrift Amerikas vertrieben wurden und langsam ausgerottet werden. Ich würde es für ein Verbrechen halten, Millionen verhungern zu lassen, ganz gleich ob es sich um Polen, Juden, Deutsche oder Japaner handelt. Ich würde nicht ein ganzes Volk wegen der Verbrechen einiger weniger verdammen, auch dann nicht, wenn es Tausende von Verbrechern wären. Ich würde mich weigern, Hitlers Theorien von der Herrenrasse anzunehmen, geschweige denn zu praktizieren. Ich würde an die feierlichsten Erklärungen denken, die während der Kriegszeit gegeben wurden, nämlich, ‚eine internationale Ordnung aufzurichten, in der der Geist Christi die Herzen der Menschen und Völker regiert' (Roosevelt), an die Vier Freiheiten und die Atlantic Charta; ich würde mich ‚nie zufrieden geben mit einem Frieden, der von Aggressoren diktiert und von Appeasern gefördert wird' (Roosevelt am 6. Jänner 1941). Ich würde mich erinnern an das Wort des Apostels Paulus: ‚Damit, daß du den anderen richtest, sprichst du dir selber das Urteil. Du tust gerade das, was du verurteilst. Wir wissen aber, daß Gottes Gericht der Wahrheit gemäß über die ergeht, die solches tun. Meinst du, o Mensch, der du das gleiche tust wie jene, die du richtest, du werdest dem Gerichte Gottes entgehen?' (Röm. 2.

i. f.) Nein, mein lieber 'Unsigned', ich würde kein Heuchler sein." (31. Dezember 1946.)

Mit dem wohl weitverbreitetsten katholischen Kirchenblatt Amerikas und der Welt, dem "Our Sunday Visitor", Huntington, Indiana, kam ich in eine ausgedehnte Kontroverse. Anlaß dafür war eine Besprechung des Buches von Henry Morgenthau jr., "Germany is our Problem" (Deutschland ist unser Problem), durch die Herausgeberin der Frauenseite. Darin war zu lesen: „Der Plan für die Behandlung Deutschlands nach der Niederlage im zweiten Weltkrieg bietet viel Stoff zum Nachdenken. Er ist klar geschnitten, logisch, eindringlich und verdient sorgfältige Beachtung aller, die interessiert sind, künftige Aggressionen der sogenannten Herrenrasse zu verhindern. Es mögen nicht alle denkenden Menschen mit allen Einzelheiten übereinstimmen, insbesondere mit dem Vorschlag, Deutschland in kleine Einheiten aufzuteilen. Im ganzen aber ist es ein Plan, der schließlich, wenn durchgeführt, sich als fair für jedermann, einschließlich Deutschland, erweisen würde." (16. Dezember 1945.) Unter demselben Datum schrieb ich an die Redaktion des "OSV": „Ich war überrascht, ja entsetzt, im 'OSV' eine beinahe uneingeschränkte Empfehlung des Morgenthau-Buches zu finden, um so mehr, als Sie vor kurzem eine ausgezeichnete Kritik Dr. Hermens' brachten. Ist Morgenthaus Plan rassischer Rache im Einklang mit den Friedensvorschlägen des Hl. Vaters? Das (protestantische) 'Christian Century' fragt mit Bezugnahme auf diesen ‚Plan': Sind wir Mörder? 'The Progressive' vom 10. Dezember spricht vom Irrsinn (madness) ‚Tiger' Morgenthaus ...". Der Herausgeber schrieb mir am 22. Dezember 1945: „... Meine persönliche Meinung über das Buch ist in dem Artikel von Dr. Hermens ausgesprochen. Ich bin überzeugt, daß dieser Artikel und nicht der von Miß McGill die Anschauungen Bischofs Nolls zum Ausdruck bringt. Ich habe aber das Gefühl, daß Miß McGill ein Recht auf eine eigene Meinung in dieser Frage hat, auch das Recht, sie auszusprechen. Ihr Brief gefällt mir und ich werde ihn verwenden, da ich annehme, er war nicht nur als Mitteilung an den Herausgeber des 'OSV' gedacht, sondern für alle unsere Leser ..." (Dr. Hermens



Europa ohne Deutschland.
Die Karte ist dem Buch "Germany must perish" von Theodore N. Kaufman entnommen.

ist Professor für politische Fragen an der Notre-Dame-Universität. Er ist bekannt als Verfasser des Buches "The Tryant's War & The Peoples' Peace", University of Chicago Press 1944, und vieler Arbeiten für einen gerechten Frieden. Wir standen in regelmäßiger Verbindung, ich habe ihn einige Male besucht, auch vor seinen Hörern gesprochen. Bischof Noll ist der Gründer des "OSV", einer der wirklichen Freunde des deutschen Volkes in USA.)

In meinem ersten Brief hatte ich auch Stellung genommen in einem Artikel des "OSV", in dem „der Katholizismus als lebensspendende Kraft der CSR" bezeichnet wurde. Ich bestritt dies: „Alles weist auf eine Sowjetisierung dieses zu 75 Prozent katholischen Landes hin." Ich sprach mich dagegen aus, daß die Mönche von Lisle in Illinois die Abtei Braunau übernehmen — nicht, weil ich an der Erhaltung der Abtei nicht interessiert wäre, sondern aus grundsätzlichen Erwägungen. Der Brief brachte wütende Antworten aus tschechischen Kreisen, gegen mich persönlich und gegen die Sudetendeutschen. Ein Mönch von Lisle schrieb u. a. im "OSV" am 24. Februar 1946: „... Es war der gemeinste Verrat für Henlein und seine Nazikohorten, die Tore der CSR und im Gefolge Europas für die vordringenden ruchlosen Nazis zu öffnen. Gesunde Vernunft verlangt, daß eine Wiederholung dieses Verrates und der nachfolgenden Katastrophe für alle Zukunft verhindert wird. Den Deutschen, die ihre Treue zur rechtmäßigen tschechischen Regierung bewiesen, wird nichts geschehen ... Die Verräter, die Vorliebe für die Nazis zeigten, sind eingeladen, freiwillig den Gefühlen ihres Herzens zu folgen. Ihre Expatriierung ist unendlich humaner als die der Tschechen als Sklavenarbeiter oder Gefangene zu den unmenschlichen deutschen KZ ..."

Ich antwortete in einem vierseitigen Brief sowohl an den "OSV" wie an den Mönch von Lisle. Nur einige Stellen aus meinem Brief: „... Lassen Sie mich grundsätzlich sagen, daß die Sudetendeutschen ebensoviel Recht hatten, gegen die CSR zu revoltieren als die Tschechen seinerzeit gegen Österreich ... Die tschechische Revolte öffnete die Tore zur Balkanisierung Westeuropas und war instrumental in Hitlers Aufstieg zur Macht ... Ohne die Zerstörung Österreichs würden Stalins Horden nicht West- und vielleicht bald

ganz Europa beherrschen. Ich stimme zu, daß eine neue Katastrophe verhindert werden sollte, ich glaube aber, daß die derzeitige tschechische Politik die unmittelbare Vorbereitung einer anderen Katastrophe ist ... Sie sind sehr schlecht unterrichtet, wenn Sie sagen, den Deutschen, die ihre Treue zur rechtmäßigen tschechischen Regierung bewiesen, geschähe nichts. Welches ist übrigens die rechtmäßige Regierung? Sicherlich nicht Dr. Benesch, der nach München resignierte und seinem Nachfolger Hacha das Chaos hinterließ. München, d. h. eine internationale Vereinbarung der ‚Großen Vier' jener Tage, zwang die Sudetendeutschen, deutsche Bürger zu werden, d. h. Untertanen Hitlers ... Der Londoner 'Observer' schrieb am 21. Oktober 1945: ‚Die brutale Deportation von Millionen Deutscher aus dem Sudetenland (und aus anderen Gebieten) ... kann entschuldigt werden mit dem familiären Argument: Ihr habt angefangen.' Aber das Argument gilt nicht auf lange Sicht ... Wenn die Nazis bestraft werden sollen, was sicher geschieht — sollten dann die führenden Männer Polens und der CSR freie Hand erhalten zur Unterwerfung, Austreibung oder Ausrottung von acht Millionen Menschen, zumeist Frauen, Kindern und alte Leute, ohne Berücksichtigung ihrer persönlichen Haltung, nur wegen ihrer Rasse. Das derzeitige rücksichtslose, chauvinistische Verhalten mancher befreiter Länder ... kann nicht hingenommen werden, weil es eine Fortsetzung des Circulus vitiosus von Grausamkeit und Vergeltung ist ... Verräter? Sind die Mitbrüder von Father S. in Braunau, die Mönche von Hohenfurt, Osseg, Tepl, die Schwestern vom heiligen Kreuz, die in Freiburg Zuflucht fanden, die Schwestern der göttlichen Liebe, die Sudetenpriester mit Bischof Weber von Leitmeritz, Weihbischof Remiger von Prag — alles Verräter? Und die alten Leute, die Kinder, die vor Erschöpfung am Wegrand starben — alles Verräter? Ich könnte ein Buch füllen mit Berichten aus Masaryks Republik, so furchtbar wie die aus Dachau, Belsen oder Lidice. — Ich weiß, es gibt kein Gericht für Friedensverbrecher, aber es kommt ein TAG DES GERICHTES, auch für tschechische Verbrechen. Franz Werfel ... nennt in ‚Musah Dagh' die Massenaustreibungen ‚ein schmerzlicheres, lang hinausgezogenes Sterben durch Tortur'. Im Gegen-

satz zum jüdischen Schriftsteller verteidigt ein Priester die ‚Expatriierung als unendlich humaner' als die Grausamkeiten der Nazis. Ich kann keinen Unterschied sehen. Ein Verbrechen ist ein Verbrechen, ob ein Nazi oder ein Rotfaschist der Verbrecher ist. Ich ziehe es noch immer vor, nicht Hitlers Moralbegriffe oder den ‚neuen Humanismus' von Moskau—Prag anzunehmen, sondern meine sittlichen Urteile nach römischer Zeit zu richten. Und der Hl. Vater hat sehr offen zur Frage der Massenaustreibungen gesprochen — wenn uns seine Führung noch etwas gilt... — Ich freue mich, zu hören, daß das Kloster eine Hilfsaktion für die CSR eingeleitet hat... Die deutschen Kriegsgefangenen in Fort Devens haben 23.000 Dollar für die Kinder Europas ohne nationale Unterschiede gesammelt und 125.990 Dollar für deutsche und österreichische Kinder. (Vgl.: ‚Der Wanderer' vom 31. Januar 1945.) — Was die Hilfe für die Sudetendeutschen anlangt, die Menschen, die vor Hunger und Erschöpfung starben, die Kinder, die Hunger und Kälte ums Leben brachte — wie z. B. die 1050 Frauen, Kinder und Greise in einem ‚humanen' Transport von Troppau nach Berlin im August 1945, achtzig Prozent in Viehwagen —, brauchen keine Hilfe mehr. Die Toten hungern nicht nach Brot. Es wäre besser gewesen, sie nicht zu morden, sondern die Kinder bei den Eltern zu lassen und nicht ihr Eigentum zu rauben. Bis ihre Lebensmittel ankommen, gibt es keine Sudetendeutschen mehr in der Heimat... Ihr Blut schreit zum Himmel mit dem der Opfer von Dachau, Belsen und Lidice... Und die Mörder waren nicht Nazis... Father S.s Anklage ist ein Bumerang. Si tacuisset... Ich lehne es ab, seine frömmelnden Phrasen zu gebrauchen. Die Zeit ist zu ernst für Tricks und Beschimpfungen. Es geht um die Zukunft des Christentums — und St. Benedikt ist einer der Pfeiler abendländischer Kultur."

Meine Antwort wurde nicht mehr publiziert, obwohl Doktor F. A. Hermens und Dr. Otto Strasser meinen Standpunkt stützten. Ich schrieb am 9. März 1946 an den "OSV": „... Es handelt sich nicht um eine persönliche Frage, sondern um Grundsätze und die Anwendung katholischer Lehren auf menschliche und politische Probleme von höchster Bedeutung, da Millionen Menschenleben auf dem Spiele stehen...

Wenn wir (zu der Vertreibung deutscher Menschen aus der Heimat) schweigen, reden wir besser nicht mehr davon, daß wir Glieder des mystischen Leibes Christi und Angehörige einer übernationalen Kirche sind. Ich kann verstehen, daß ein europäischer Führer Kardinal Stritch sagte: ‚Wenn ihr (Amerikaner) uns nicht unser nacktes Lebensrecht geben könnt, dann schickt keine Lebensmittel und Kleider mehr; laßt uns als Männer sterben.' " (Chicago, "Daily Tribune", 6. März 1946.)

Am 18. August 1946 schrieb ich an "The Register", Denver, Colorado, ein Blatt, das ebenfalls über ganz Amerika verbreitet ist: „Wenn ich das Bild des grinsenden Eduard (Benesch) anschaue und ähnliche, die vorangingen, habe ich den Eindruck, daß er für Sie auf einer Stufe steht mit einem Defensor fidei, wenn nicht einem kanonisierten Heiligen... Wann werden Sie die Propaganda für die freimaurerische, hussitische, kommunistische Republik einstellen?" Mit meinem Freunde, P. Cyrill Fischer, besuchte ich die Redaktion des Blattes. Wir hatten eine lange, keineswegs befriedigende Aussprache. Es ging den Herren mehr um eine interessante Story (über Franz Werfel) als über Lebensfragen des Abendlandes.

Die englische Ausgabe von: „Der Wanderer" ("The Wanderer", St. Paul), brachte viele meiner Aufsätze, in denen zu allen Fragen des Verhältnisses Amerika—Deutschland und eines gerechten Friedens Stellung genommen wird. Ein Artikel: "Moral Anarchy", wurde in tausenden Exemplaren als Werbebroschüre versandt. Mit dem Herausgeber Josef Matt hatte ich in St. Paul eine stundenlange, anregende Aussprache. In einem Brief an "The Wanderer", vom 3. März 1948, drang ich auf eine klare Unterscheidung zwischen DP und Potsdam Displaced Christians.

"The Catholic Mirror", in Springfield, Massachusetts, eine Monatsschrift mit einem Leserkreis polnischer Herkunft, brachte von mir einen Artikel über die Heimatvertriebenen und machte davon Sonderabdrucke. Ich nahm darin ausführlich Stellung zum Verbrechen von Potsdam. Ich warf dann die Frage auf: Was können wir in Amerika tun? — „... 1. Wenn es für die Deutschen ein ‚Verbrechen' war, Hitler

nicht Widerstand zu leisten, nicht gegen den Nazismus und seine unmoralischen Einrichtungen, wie z. B. die KZ, zu kämpfen — von denen sie oftmals viel weniger wußten als wir hierzulande —, ist die Verschwörung des Schweigens gegenüber den Potsdam Displaced Christians nicht auch ein Verbrechen? Eine praktische Verleugnung christlicher Grundsätze? Es ist noch nicht zu spät, die ‚Stimme Amerikas' zu erheben. Laßt uns die Wahrheit über das Verbrechen von Potsdam verbreiten und für die Abschaffung dieses schandvollen Dokumentes arbeiten. — 2. Ohne politische Aktion wird keine Änderung kommen. Es besteht nie soviel Aussicht, politische Handlungen zu beeinflussen, als in einem Wahljahr. Wenn es für die Deutschen Unrecht war — und es war so, was immer die Entschuldigung sein mag, Unwissenheit, Indifferenz, Schwäche oder Feigheit —, ein unmoralisches System zu unterstützen, wie können wir sie beschuldigen, solange wir den ‚sadistischen Irrsinn' (wie ein Schweizer Blatt es nannte) des Morgenthau-Planes fördern, die brutalen, rassistischen, unmenschlichen Massenaustreibungen, wie können wir schweigen zum Verbrechen des Rassenmordes (genocide)? Sagen wir dem Kongreß: Es ist gegen unser Gewissen, gegen unsere Versprechungen, gegen die fundamentalen christlichen und humanistischen Grundsätze, gegen die Ehre unseres Landes, die Brutalitäten von Potsdam zu unterstützen. Es ist gegen unser Gewissen, für Mitglieder des Kongresses zu stimmen, die gegenüber dem ‚größten Verbrechen der Geschichte' gleichgültig oder aktiv daran beteiligt sind. Wir nennen uns eine ‚christliche Nation'. Eine christliche Nation kann nicht eine unchristliche, rassistische, heidnische Politik des Hasses und der Rachsucht betreiben. Telegraphieret, telephonieret, schreibet Euren Vertretern und tut es wieder und wieder, bis Gerechtigkeit kommt und Amerikas Ehre wiederhergestellt ist! Natürlich, das Verbrechen kann nicht über Nacht ungeschehen gemacht werden, wenn überhaupt... In der Zwischenzeit laßt uns helfen, bis es wehe tut... Die hoffnungslose Hoffnungslosigkeit des deutschen Volkes erzeugt Kommunismus ..."

Die "Humanities Review" (San Antonio, Texas) brachte im Februar 1947 einen ausführlichen Artikel zum selben

Thema unter dem Titel "Displaced and Forgotten". — Andere katholische Blätter, die meine Briefe und Artikel brachten, sind "The Sign", Union City, New Jersey, "The Priest", Kenmore, Washington, usw.

In einigen Fällen gelang es auch, an die führende Presse Amerikas heranzukommen. Es wurde gewiß nicht jede meiner Zuschriften gedruckt, aber ein befreundeter Journalist sagte mir, ich solle trotzdem schreiben, weil jede Redaktion Zuschriften aus dem Leserkreis sorgfältig beachte. Die "Chicago Sunday Tribune" brachte am 19. Mai 1946 einen ausführlichen Bericht über meine Arbeit und meine Stellungnahme zu Potsdam, auf Grund einer langen Aussprache und eines Memorandums, das ich dem Reporter mitgab. "Chicago Herald American" vom 14. August 1948 brachte einen ähnlichen Bericht aus der Feder von Stanley Pieza. — Es gelang, selbst in den "New York Times" einige Briefe unterzubringen, z. B. über die heimatvertriebenen Priester des Sudetenlandes, über den Dominikanerpater Roth, der im Lager Dachau eine (neo-)nazistische Rede gehalten haben sollte, über den „großen *tschechischen* Dichter" Rainer Maria Rilke, gegen tschechische Verteidiger der Massenaustreibungen wie Jan Papanek.

Das weitverbreitete "TIME Magazin" brachte einen Artikel über die deutschen Heimatvertriebenen unter dem Titel: „Die Sünden der Väter", der bezeichnend ist für die damalige Stimmung und das grundsatzlose Denken der Zeit. Darin heißt es u. a.: „Zwischen den Nazis und ihren Opfern bestand u. a. dieser Unterschied: Diejenigen, die in Dachau, Belsen und Maidanek litten, mögen davon geträumt haben, an den einzelnen Nazis, die sie quälten, Rache zu nehmen, sie hätten aber nicht eine Massenvergeltung geplant, die heute über Millionen Deutscher, einschließlich der Kinder, gekommen ist. Niemand wünschte dies wirklich. Das Elend, das sich heute die Straßen Europas entlangschleppt, ist nicht vorher überlegt und jenseits der Rachsucht. (??) ... Die Massenwanderungen von wenigstens neun Millionen Deutschen aus Ostpreußen, Danzig, Schlesien, Pommern und dem Sudetenland fanden selten ein glückliches Ende. Es ist ein Märchen des Schreckens: alte Männer, die auf der

Straße sterben, junge Mädchen geschändet in Viehwagen, Kinder, die nie mehr ihre Eltern finden und sich aus ihrer Kindheit an nichts erinnern werden als an Kälte und Hunger und die Furcht vor mehr Kälte und Hunger... Tausende der vertriebenen Deutschen schlichen über die Demarkationslinie in die britische und amerikanische Zone. Die westlichen Alliierten umstellten sie und schickten sie zurück zu den Russen, die sie nicht ernähren konnten und nicht haben wollten. (!) Letzte Woche stimmten die britischen und amerikanischen Behörden zu, vier Millionen vertriebener Deutscher in den Städten der Westzone aufzuteilen, deren Bürgermeistern gesagt wird, daß sie Nahrung für sie finden müssen. (!) Eine andere Welle von etwa fünf Millionen wird erwartet. Niemand weiß, wie man für sie innerhalb der verengerten Grenzen des Reiches sorgen kann. Sie müssen dorthin, trotzdem! Die Menschen, die die Straßen entlang wandern, werden harmlos sein — besiegte und zerbrochene Männer, betäubte Frauen, Kinder, die schon den Nazigruß vergessen haben. Aber die Polen und die Tschechen, die sie vertreiben, werden an die Vergangenheit und an die Zukunft denken. Die deutschen Minderheiten im Osten waren nicht harmlos, weder als Gäste noch später als Herren. Katastrophen schaffen ihren eigenen katastrophalen Maßstab. Die vertriebenen Deutschen formen eine Elendsparade, die die Welt vor zehn Jahren unerträglich empfunden hätte. Heute ist ihre Lage ein Teil aus Trümmern von Hitlers Neuer Ordnung. Sie dauerte keine tausend Jahre. Sie wird in zwanzig Jahren nicht aufgeräumt sein." (22. Okt. 1945.)

Dieser erschütternde Bericht ist ein Dokument der Schande für die Sieger. Man hätte ihn in Nürnberg verlesen müssen. Die angeführten Tatsachen vollzogen sich demnach mit Wissen, Zustimmung und Mithilfe der Westmächte, wie das amerikanische Blatt feststellt. Ich weiß nicht, wie die Massen Amerikas oder wenigstens die Millionen Leser darauf reagierten, die ja nach den Begriffen, die man auf Deutschland anwendete, als Mitwissende auch Mitschuldige wurden. Ich schrieb am 20. November 1945 an "Time": „... Die Lage des deutschen Volkes ist nicht eine Folge der ‚Sünden der Väter', sondern war so geplant... O. G. Villard schreibt mit Recht in 'The Progressive' vom 12. No-

vember: ‚Es ist die unvermeidliche Folge der grausamen Hartherzigkeit der irrsinnigen Politik der Rache und Vergeltung der Franzosen, Amerikaner, der Russen und der Briten bis heute.‘ Als Mikolajcyk bei Churchill protestierte, daß die polnische Grenze, d. h. der Einfluß deutschen Gebietes, gefährlich sei, antwortete ihm Churchill: ‚Machen Sie sich keine Sorge über die fünf oder mehr Millionen Deutscher ... Stalin wird sich darum kümmern. Sie werden mit ihnen keine Schwierigkeiten haben: Sie werden zu existieren aufhören!‘ " (Zitiert nach "Review of World Affairs", 5. Oktober 1945.) „... Ich kann sehr wenig tun, aber wenigstens möchte ich mein Gewissen rein halten. Sie können weiter über die unchristliche Doktrin von den ‚Sünden der Väter‘ schwätzen; ich möchte in keiner Weise instrumental sein bei der Verbreitung totalitaristischer Lehren. Darum kann ich mein Abonnement nicht erneuern ..."

"Time" brachte in derselben Nummer einen Artikel über die CSR, der der Propagandalinie folgte. Zu einer Bemerkung über die „unloyalen Minderheiten" verwies ich auf das Buch von Beneschs engstem Mitarbeiter Hubert Ripka "Munich Before and After" (London 1939). Darin ist zu lesen: „Die Mehrheit der Sudetendeutschen hatte keine Sympathie für den revolutionären Nationalsozialismus." (S. 19.) „Das Verlangen (für Vereinigung mit Deutschland) wurde ihnen aufgedrängt durch eine Minderheit alldeutscher Extremisten." (S. 20.) Noch mehr: „Abgesehen von wenigen Ausnahmen gehorchten die Sudetendeutschen (1938) ohne Zögern der Mobilisierungsorder. Antinazis taten es mit derselben Begeisterung wie die Tschechoslowaken selber." (S. 137.)

Ich will auf die Aufzählung weiterer Zeitungen und Zeitschriften verzichten, mit denen ich in Verbindung trat, um falsche, tendenziöse Berichte zu korrigieren, meinen Standpunkt durchzusetzen: Recht muß Recht bleiben, auch wo es um Deutsche geht. — Ich korrespondierte mit Kommentatoren wie Upton Close, Baukhage und H. V. Kaltenborn. Bei den anderen, die vom Antigermanismus vergiftet waren, schien es hoffnungslos. (Vgl. David Bulman, "Molders of Public Opinion", Milwaukee 1945.) — Die Pressearbeit brachte viel Arbeit, viele Zustimmungen, aber auch unsachliche, persönliche Kritiken, insbesondere im jüdischen Emi-

grantenblatt „Der Aufbau" oder der Zeitschrift des Morgenthau-Kreises "Prevention of World War III". Ich kam mit führenden Persönlichkeiten, darunter einer Reihe von Universitätsprofessoren in Fühlung, denen ich manche Anregungen verdanke.

Es fehlte auch nicht an Ermunterung. Die Zuschriften, die mir am meisten Freude brachten, kamen von deutschen Kriegsgefangenen. So schrieb mir z. B. im Oktober 1948 der bekannte sudetendeutsche Wissenschaftler Dr. Eugen Lemberg: „... Ich war in den Gefangenenlagern Concordia, Kansas und Trinidad, Kalifornien. Dort haben wir Ihre Aufsätze im ‚Wanderer' und anderen Blättern mit Begeisterung gelesen, und ich kann Ihnen bestätigen, daß dadurch viele mangels besserer Einsicht begeisterte Nationalsozialisten zu einer Revision ihrer Anschauungen nicht nur über die Politik, sondern auch über die katholische Kirche und ihre Priester veranlaßt wurden. Ihre Aufsätze haben mehr zu einer wirklichen Umerziehung beigetragen als alle offiziellen, psychologisch oft schlecht angesetzten Veranstaltungen zu diesem Zweck..." Der Generalvikar der Diözese Rapid City, Father Columban Bregenzer, O. S. B., im Schwabenland geboren, wurde mir ein väterlicher Freund und bat mich immer wieder, meine Arbeit fortzusetzen. Der Generalvikar einer anderen Diözese gratulierte zu meinen Artikeln und schrieb: "More power to you!" („Mehr Einfluß für Sie!") Ein amerikanischer Bischof schrieb mir am 9. August 1947: „Ich möchte Ihnen gratulieren zu ihrer Caritasarbeit. Sie haben als einzelner (singlehandedly) ein Gutteil mehr getan als die vereinte Gruppe von Sozialisten, die von England aus arbeitet... Möge der Herr Ihrer Feder weiterhin Kraft verleihen im Interesse der Gerechtigkeit und Liebe. Im Namen des Herrn werden wir fortfahren, für die Menschenrechte zu kämpfen." Am 13. März 1948 schrieb er mir: „... Der Rundbrief, den Sie verschickt haben, wird viel Gutes stiften... Möge der Herr seinen Segen auf Ihr hervorragendes Liebeswerk ausgießen. Es tut viel mehr Gutes, als Sie je in dieser Welt erfahren werden." Father Benno Eichinger, früher Generaldefinitor der Kapuziner, der den Titel Exzellenz führte, mit dem ich einige Male in New York die Probleme besprach, schrieb mir am 22. Juli 1947: „... Möge der liebe

Gott Sie noch recht viele Jahre gesund erhalten, damit Sie Ihr Werk der Aufklärung und Liebe mit großem Erfolg noch lange fortsetzen können." Am 21. November 1946 schrieb der Dekan einer großen Universität an einen meiner Freunde: „Die Artikel Reichenbergers sind ausgezeichnet. Er hätte längst den Ehrendoktor unserer Universität verdient. Wenn ich darüber zu bestimmen hätte, würde er schon morgen vorgeschlagen. Aber die (...) Stelle, der die Universität gehört, wird aus politischen Gründen Schwierigkeiten machen. Wie schade, daß in diesem Lande so oft aus irdischen Gründen kirchliche Interessen geopfert werden..."

Ich erwähne diese Dinge nur um zu beweisen, daß ich doch nicht überall „angestoßen" bin, wie die Rückversicherer heute glauben machen wollen, nicht deshalb, weil ich nach Menschenlob oder nach Auszeichnungen strebe. Wenn ich dafür je gearbeitet hätte, hätte ich längst enttäuscht und verbittert alle Arbeit einstellen müssen. Schönster Lohn der Arbeit bleibt das Bewußtsein, daß die Arbeit vor Gott und dem eigenen Gewissen bestehen kann. „Wer sich selber mit einer Ehre schmückt, hat keine Ehre. Die Ehre muß von der Höhe kommen, daß sie heilig ist", sagt Adalbert Stifter im „Wittiko". In dieser Inflation der Titel und Orden, in der Perversität der Zeit, die Kriegshetzern den Friedens-Nobel-Preis verleiht und Feinde der Deutschen mit dem Goethe-Preis auszeichnet, in einer Zeit, da man würdelos Straßen umbenennt, ihnen sogar Namen der Todfeinde unseres Volkes gibt, sind Ehrungen wertlos geworden. „Ich will mein Leben nicht mit einer Lüge erkaufen", sagte Peter Mayr, der Wirt an der Mahr. Ich will mir keine Auszeichnung erkaufen durch Verzicht auf Wahrheit und Gerechtigkeit. Alfred Delp, S. J., berichtet in seinem wertvollen Buch „Zur Erde entschlossen" (Frankfurt am Main 1949) von dem englischen Oberst T. E. Lawrence, der um den Preis seines Gewissens höchste Auszeichnungen erhalten hatte. Ekel vor sich selber überkam ihn. „Er weist den britischen Orden zurück und sagt dies seinem König. Er hängt das Band der Ehrenlegion seinem Hund um den Hals und jagt ihn so durch die Straßen Oxfords. Damals habe er sein Leben endgültig verpfuscht." (S. 127.) —

Meine Arbeit steigerte sich beträchtlich nach Beendigung der Feindseligkeiten, nach Wiederaufnahme des Postverkehrs. Manche Tage erreichten mich 50 bis 75 Briefe, Berichte über Erlebnisse, Anfragen über Auswanderung, Bitten um Hilfe usw... Es war natürlich für einen Mann ohne jegliche Hilfskraft unmöglich, wöchentlich Artikel zu schreiben, Pakete vorzubereiten, und all die Briefe zu beantworten. Ich versuchte durch Rundschreiben die Fragen klarzustellen, die immer wiederkehrten. Tausende von Briefen wurden durch meinen Bruder Hans von München aus und durch andere Freunde nach den von mir gegebenen Richtlinien oder mit etlichen Schlagworten beantwortet. Hunderte von Artikeln aus dem deutschen Raum konnte ich in der „Nordamerika" und anderen Blättern unterbringen. In völliger Verkennung der Verhältnisse erwarteten manche ein Honorar, auf das ich selber verzichtete, weil wir doch dankbar sein mußten, daß wir in der US-Presse aufklären und helfen konnten. Die „Nordamerika" glich oftmals mehr einem deutschen oder sudetendeutschen Blatt als einem amerikanischen. Es wäre heute noch besser, wir würden sie fördern und ausbauen, statt Hunderte von Blättern und Blättchen zu gründen. Amerikaner lassen sich nicht gerne vom Ausland belehren und kritisieren. — Die meisten Briefschreiber hatten kaum eine Vorstellung von den Verhältnissen, unter denen ich lebte und arbeitete und stellten sich wohl vor, ich sei Teilhaber bei Ford oder Rockefeller geworden. Erzbischof Münch, der heutige Nuntius, schrieb mir gelegentlich aus Deutschland: „Sie taten gut daran (in einem Rundbrief), die Umstände zu berichten, unter denen Sie leben und arbeiten müssen. Schade, daß Sie nicht jedem ein Photo Ihrer kleinen Holzkirche und des Pfarrhauses in der Prärie schikken konnten. Es ist fast unglaublich, welch merkwürdige Vorstellungen manche über den grenzenlosen Reichtum der Amerikaner haben."

Meine Arbeit war inzwischen in der alten Heimat bekannt geworden. Ich habe mich davor gefürchtet, schon so bald nach dem Krieg zurückzugehen, um so mehr als ich wußte, daß mein guter Vater inzwischen gestorben war und ich nicht einmal sein Grab in Prag besuchen konnte. Es würde mir das Herz brechen, meine Angehörigen und

Freunde und treue Menschen in einem Zustand der Verzweiflung und des Hungers zu finden, ohne überall helfen zu können, dazu die zerstörte, zerstückelte Heimat. Es kamen aber immer mehr Einladungen, die ersten durch den treuen Freund und Helfer der Auslandsdeutschen, Erzbischof Bernig von Osnabrück, mit dem ich früher im Reichsverband katholischer Auslanddeutscher zusammengearbeitet hatte. Er ist der erste deutsche Bischof, der mir in wärmsten Worten für „meine aufrechte Sprache und die unermüdliche Aufklärungs- und Hilfsarbeit" dankte. Friedrich Graf Stolberg, ein führender Mann Schlesiens, wandte sich schon 1947 an eine kirchliche Stelle. Senator Karl E. Mundt unterstützte den Plan beim State Department. Es war daran gedacht, mich in einer halboffiziellen Stellung hinüberzubringen, einerseits wegen der noch bestehenden Einschränkungen durch die Besatzungsmächte, anderseits um Kosten zu sparen. Es wurde nichts aus diesen Plänen.

Im Juli 1949 fuhr ich zum ersten Male nach dem Krieg als Privatmann wieder in die Heimat. Es war mir eine besondere Freude, daß ich meine besten, selbstlosesten und treuesten Helfer, Mr. und Mrs. Lorenz Senger aus Glencross, mitnehmen konnte, daß sie wenigstens bei einer Großkundgebung — in Ottobeuren — den Dank und Jubel erlebten, der ihnen entgegenschlug. Im Jahre 1950 wiederholte ich die Fahrt im Flugzeug. Ich habe über die beiden Reisen in den Büchern „Fahrt durch besiegtes Land" und „Besuch bei armen Brüdern" berichtet und will darum nichts wiederholen. Die Kundgebungen glichen einem Triumphzug durch deutsche Lande. Sie waren reicher Lohn für alle Mühen und Sorgen des letzten Jahrzehntes und brachten neuen seelischen Auftrieb und Kraft, die Arbeit fortzusetzen, die den Heimatvertriebenen soviel bedeutete.

Es war immer so in meinem Leben, daß auf jedes Hosianna ein Crucifige folgte. Ich habe in den Jahren, die meiner Europareise 1950 folgten, Verdemütigungen erlebt wie kaum zuvor im Leben, von 1938 abgesehen, nur weil ich den Weg ging, den Pflicht und Gewissen mir vorzeigten. Hätte ich nicht vom Elternhaus ein solides religiöses Fundament, ich wäre an allem irre geworden. Ich hatte oft den Eindruck, es wäre maßgebenden Stellen lieber, ein kommunistischer Agi-

tator würde mich in meiner Arbeit für die Vertriebenen ablösen. Nur Verantwortlichkeit, vor allem für die Vertriebenen, hielt mich zurück, in die Öffentlichkeit zu gehen. Ich will niemandem Ideale zerstören, für die ich keinen vollwertigen Ersatz bieten kann. Ich mußte mir selber immer wieder sagen, Ideale stehen höher als Menschen, die sie angeblich vertreten. Vielleicht müssen sie noch durch die Schule des Kommunismus, ehe sie wieder anfangen, nicht in Macht, sondern in Grundsätzen und Menschenrechten zu denken und zu handeln. Mehr will ich auch an dieser Stelle nicht sagen.

Schon mit Datum vom 10. August 1950 erreichte mich über den zuständigen Bischof ein Brief des Direktors der NCWC, der auf Ersuchen des State Departments geschrieben war. Darin wird mir u. a. vorgeworfen, daß ich „hetzerische und herabwürdigende" (inflamatory and derogatatory) Reden hielt, besonders am 28. Mai (beim Sudetendeutschen Tag) in Kempten, vor 35.000 Menschen, daß ich eine Redetour in Deutschland organisierte, geleitet von verschiedenen politischen Führern, und dabei die derzeitigen politischen Einrichtungen kritisierte. Bei verschiedenen Gelegenheiten soll ich verächtliche Reden über Amerika und seine Behandlung des deutschen Problems gehalten haben. Es heißt dann weiter: „Es wurde mir (dem Direktor des NCWC) gesagt, daß die zuständigen Stellen bisher geduldig waren, nun aber im Begriffe stehen, seinen amerikanischen Paß zu widerrufen, und sie fragten sich, ob man die Frage jemandem übergeben könnte, der in der Lage wäre, ihn mit Aussicht auf Erfolg zu beeinflussen, daß er seine Tätigkeit einstellt, die für das State Department so ärgerlich (distasteful) ist. Hinter seiner Tätigkeit steht eine Bewegung, die zum Ziele hat, den sogenannten Sudetendeutschen, die aus der Tschechoslowakei vertrieben wurden, ihr Land zurückzugeben und sie wieder anzusiedeln ... Nach seiner Tätigkeit zu schließen, arbeitet er eifrig für ihre Sache ..." Der Bischof riet mir, die Arbeit einzustellen, da ich ja amerikanischer Staatsbürger sei. Hätte ich die Vor- und Nachteile der angedrohten Paßentziehung für mich persönlich überdacht, hätte ich wohl dem Rate folgen müssen. Aber es ging nicht um mich, sondern um das Lebensrecht von Millionen Menschen.

Zu dem Briefe nur einige Anmerkungen: Ich gebe zu, daß ich in Kempten radikal geredet habe, nicht absichtlich. Ich hatte sogar meine Rede wortwörtlich geschrieben, entgegen meiner Gewohnheit, weil ich wußte, daß Leute da waren, von denen die Schrift sagt: „Et observabant eum" (Sie beobachteten, bespitzelten ihn). Ich sprach unter strömendem Regen; kaum hatte ich begonnen, war mein Manuskript unleserlich. Die Massen harrten eine Stunde lang aus unter einem Wolkenbruch. So redete ich mich und die Vertriebenen in die Stimmung und machte aus meinem Herzen keine Mördergrube. Ich gebe zu, daß ich die amerikanische Deutschlandpolitik kritisierte, wie es tausend Amerikaner tun, wie ich es selber in Amerika in breiter Öffentlichkeit getan habe, ohne daß jemand den Versuch machte, meine Kritik mit Argumenten zu widerlegen. Daß ich die Kardinalforderung stellte — und noch stelle —: Rückkehr in die Heimat, schien mir eine Forderung des Rechtes und der Sittlichkeit, die kein Cäsar aus der Welt schaffen kann. Falsch und unwahr ist, daß ich im Dienste politischer Führer sprach.

Ich darf hier zwei kompetente Urteile über den Eindruck und die Wirkung meiner Kundgebungen aus demselben Jahre einfügen. Bischof Dr. Julius Döpfner von Würzburg, der heutige päpstliche Beauftragte für die Vertriebenen, schrieb mir am 7. Juli 1950:

„Es ist uns ein Bedürfnis, Ihnen für Ihre beiden Vorträge in Würzburg am 1. Juli tiefgefühlten Dank auszusprechen. Ihr Vortrag im Rathaussaal vor den Spitzen der staatlichen und kirchlichen Behörden, den Landräten aus dem ganzen Regierungsbezirk, den fränkischen Abgeordneten im Bundes- und Landestag und den Vertretern der Presse hat sichtlichen Eindruck gemacht, insbesondere auch Ihre Ausführungen über die Hilfsbereitschaft des amerikanischen Volkes. Dieser Vortrag hat gerade in den verantwortlichen Kreisen die Überzeugung befestigt, daß ohne eine gerechte Lösung des Problems der Heimatvertriebenen Deutschland nicht zu retten ist.

Vollends war Ihre Rede vor den 25.000 aus ganz Unterfranken zusammengeströmten Flüchtlingen im größten Saale Würzburgs, der Frankenhalle, eine apostolische Tat. Man

merkte es aus dem stürmischen Beifall der Zuhörer, wie Sie ihnen in ihrer nun fünf lange und schwere Jahre ertragenen Not aus dem Herzen gesprochen haben. Sie haben schonungslos dargelegt, daß die Vertreibung von 18 Millionen Menschen ebenso gegen die Menschenrechte und das Naturrecht als gegen den Dekalog verstößt und daß die Heimatvertriebenen in erster Linie zu den displaced persons — darunter viele katholische Priester und Ordensleute — zu zählen sind. Sie haben festgestellt, daß in der Welt und auch in den Vereinigten Staaten Nordamerikas die Mauer des Schweigens um die Verbrechen der Ausweisung am Zerbröckeln ist. Ihre Ratschläge, die Sie in ihrer Rede sowohl den Einheimischen wie den Ausgewiesenen gegeben haben, waren derart von christlichem Geiste getragen, daß wir Ihnen dafür unseren besonderen Dank aussprechen.

Die Heimatvertriebenen sind in großer Gefahr, von verantwortungslosen Agitatoren verdiskreditiert und dem Kommunismus in die Arme getrieben zu werden. Indem Sie diesen Bestrebungen erfolgreich entgegentreten, erfüllen Sie mit Ihren Vorträgen wahrhaft eine apostolische Mission, zu der wir Ihnen den reichsten Segen Gottes wünschen.

In Verehrung und Dankbarkeit und besten Segenswünschen

✝ Julius
Bischof von Würzburg."

Der frühere Landeshauptmann der Steiermark, Generaldirektor Dr. Karl Maria Stepan, schrieb nach der Grazer Kundgebung im Sommer 1950 an einen meiner Freunde:

„Die mächtige Kundgebung habe ich leider nur am Radio miterlebt. Ich war vor acht Uhr in der Halle, fand aber keine Möglichkeit mehr, einen Sessel zu erobern und fuhr rasch wieder heim. Der Verzicht war wirklich ein Opfer für mich. Aber selbst im Rundfunk spürte man die Gewalt der Worte und vor allem der Gesinnung Reichenbergers und die hinreißende Wirkung, die von beiden ausging. Ich muß Dir gestehen, ich war von Reichenberger aufs angenehmste enttäuscht. Ich hatte mir einen etwas radikalisierten und radikalisierenden Politiker nationaler Prägung erwartet und erlebte dann zu meiner übergroßen Freude einen durchaus

priesterlichen Menschen voller Abgeklärtheit, Liebe und Gerechtigkeit. Eure (d. h. der Vertriebenen) Sache liegt in den denkbar besten Händen und hat den Segen Gottes!"

Im Mai 1951 reichte ich meinen Paß zur Verlängerung ein. Ein Reisebüro in Chicago stellte mir eine Freikarte zum Hin- und Rückflug für Europa zur Verfügung, so daß die Reise finanziell wieder tragbar gewesen wäre. Aber der Paß kam nicht zurück trotz aller Urgenzen.

Ich wandte mich an eine Reihe von Senatoren, die erfolglos intervenierten. Da der Hauptgrund der Paßverweigerung zweifellos meine Haltung in der Frage der Heimatvertriebenen war, hielt ich es für nötig, maßgebenden Senatoren meine grundsätzliche Stellung darzulegen. Am 27. Juni schrieb ich u. a.:

„Meine Anschauungen über die Massenvertreibungen sind sehr einfach. Sie basieren auf den Grundsätzen des Naturrechtes, des Christentums und des Amerikanismus:

1. Die Unabhängigkeitserklärung betont, daß ‚*alle* Menschen gleich *erschaffen*, und von ihrem *Schöpfer* mit gewissen *unabdingbaren* Rechten ausgestattet wurden'. Clarence Manion hat in seinem Buch ‚Der Schlüssel zum Frieden' diesen amerikanischen Grundsatz als Vorbild für die Welt hingestellt. Weigern wir uns, nach diesem Grundsatz zu handeln und verweigern wir weiterhin den 12 Millionen Überlebenden des Verbrechens von Potsdam die fundamentalen, gottgegebenen, unabdingbaren Rechte, wird die Unabhängigkeitserklärung zum Gespött und Manions berühmtes Buch ist nur ein utopischer Roman, unsere feierlichen Erklärungen sind ‚Zwiedenken' und ‚Zwiereden' des ‚Ministeriums für Wahrheit' — nicht ‚1984', wie in George Orwells berühmtem Roman dieses Titels, sondern 1951.

2. Die Austreibung von 18 Millionen aus der Heimat — die, wie im Fall der Sudetendeutschen, viele Jahrhunderte vor der Entdeckung Amerikas kultiviert wurde — aus rassischen Gründen bedeutet das Verbrechen des Rassenmordes.

3. Moralisch und rechtlich sind für dieses Verbrechen die verantwortlich, die das Diktat von Potsdam unterzeichneten, und, da wir noch frei sind und uns demokratisch nennen,

auch diejenigen, die die Mitwirkung unserer Vertreter tolerierten und hinnahmen.

4. Die für das Verbrechen verantwortlichen Männer haben auch die Pflicht, eine Lösung des von ihnen geschaffenen Problems zu finden. Wenn einer oder beide Mitunterzeichner nicht in der Lage sind oder sich weigern, ihre legale und moralische Verpflichtung zu erfüllen, bleibt nach christlichen Grundsätzen die dritte Partei verantwortlich.

5. Die einzige gerechte, vernünftige, christliche und sogar wirtschaftliche Lösung besteht darin, den Vertriebenen die Heimat und das gestohlene Eigentum zurückzugeben, genau so wie von Deutschland verlangt wurde, den Opfern des Nationalsozialismus Restitution zu leisten. (Es kommt nicht darauf an, daß diese Lösung im Augenblick unmöglich erscheint. Die Vereinbarung zwischen den Sudetendeutschen und einer Gruppe des tschechischen Generals Prchala sollte beweisen, daß die Vertriebenen an eine Lösung ohne Krieg glauben. Sollte ein Krieg unvermeidlich sein, können wir dann erwarten, daß Menschen, die wir zur Sklaverei und zum Hungertod verurteilen, sich unserem ‚Kreuzzug' anschließen?!)

6. Ich weiß von eingehenden Untersuchungen dieses Problems, daß Deutschland *allein*, das nur eine moralische, keine rechtliche Verpflichtung hat, das Problem, das die siegreichen Kreuzfahrer schufen, nicht lösen kann, trotz beinahe übermenschlicher Bemühungen bis in die jüngste Zeit. — Caritas kann die Frage nicht lösen, auch nicht die Auswanderung. Die (damals beschlossene) Zulassung von 54.000 Volksdeutschen ist kaum mehr als ein Tropfen auf ein heißes Eisen, viel weniger eine Erfüllung unserer *rechtlichen* Pflicht.

7. Wenn der Westen keine Lösung hat, Stalin wird wenigstens eine versprechen. Menschen in Verzweiflung glauben auch an Versprechungen. Wenn sich die Vertriebenen bis heute nicht dem Kommunismus angeschlossen haben, so ist das nicht das Ergebnis der Umerziehung, sondern der Tatsache zuzuschreiben, daß sie aus persönlicher Erfahrung wissen, was Kommunismus bedeutet. Bis jetzt konnten nicht einmal die offenen und geheimen Bemühungen der Umerzieher das Vertrauen in Amerika zerstören. Es ist ein ver-

hängnisvolles Zeichen, daß ausgerechnet die Planer und Exekutoren der Massenaustreibungen ausgewählt wurden, die Menschen hinter dem Jalta-Potsdam-Vorhang zu überzeugen, daß Amerika Freiheit, Gerechtigkeit und Frieden bedeutet. Man kann nicht alle Leute alle Zeit zum Narren halten. Die Sklaven hinter dem Attlee(Churchill)-Truman(Roosevelt)-Vorhang werden genau achtgeben, wie Amerika das Problem der Vertriebenen löst. Sie haben vor nicht zu langer Zeit ‚Befreiung' erwartet, weil der Krieg nur gegen die ‚Naziverbrecher', nicht gegen das deutsche Volk gerichtet war.

8. Sollten sich die Vertriebenen je dem Kommunismus anschließen (mag sein unter einem anderen Namen), so wird nichts Deutschland vor dem Kommunismus retten, und wenn Deutschland verloren ist, ist Europa verloren. Unser nächster ‚Kreuzzug' (ohne Christ und Kreuz) wird die Zerstörung der westlichen Welt vollenden. Und wie immer der Krieg ausgeht — vielleicht nennen wir ihn Polizeiaktion! —, Sieger werden die Kräfte des Nihilismus sein — auch in Amerika.

Diese Anschauungen mögen für manche Leute im State Department ärgerlich sein, besonders für die, die für Teheran, Jalta und Potsdam verantwortlich sind. Vielleicht denken sie an Nürnberg! Solange Redefreiheit mehr als ein Schlagwort ist, hatte ich erwartet, daß man mir wenigstens eine Möglichkeit gibt, meine Anschauungen darzulegen und den anonymen Umerziehern zu antworten. Verweigerung des Passes ist die Antwort der Diktatoren, nicht der Demokraten, keine Widerlegung meiner Feststellungen. Im Artikel 13 der Erklärung der Menschenrechte heißt es ausdrücklich: ‚Jedermann hat das Recht, jedes Land zu verlassen, einschließlich sein eigenes, und dahin zurückzukehren.' — Ich habe zudem eine Wolke von Zeugen für meine Anschauungen, einschließlich die höchsten kirchlichen Autoritäten. Ich wiederhole nur die Atlantic Charta, die Vier-Freiheiten, die Erklärung der Menschenrechte. Das mag nicht expedient sein; es war nie nützlich, den Diktatoren — von Herodes bis Stalin — zu sagen: Non licet.

... Mir erscheint es sinnlos zu schweigen, wenn Nazismus in Umkehrung gegen mein eigenes Volk praktiziert wird.

Das kann nicht der Sinn meines Kampfes für höchste Menschheitsideale sein. Ich glaube wirklich, daß ich die Interessen Amerikas verteidige, auch wenn ich gegenüber dem State Department — mit Millionen anderer Amerikaner — sehr kritisch bin. Ich möchte Amerika nicht als ein großes KZ sehen, ohne Redefreiheit, ohne Bewegungsfreiheit, nicht als eine Diktatur des ‚Ministeriums der Wahrheit', des ‚Ministeriums der Liebe', des ‚Ministeriums des Friedens' — wie in ‚1984'...

Die Vertriebenen werden entsetzt sein, wenn sie erfahren, daß mir der Paß verweigert wird... Niemand wird sich mehr darüber freuen als ‚der gute, alte Joe'. — Die Zeitungen hinter dem eisernen Vorhang nannten mich im letzten Jahr einen ‚Agenten des amerikanischen Imperialismus und des Vatikans'. Das State Department hat nun erreicht, was Stalin nicht gelang, den *amerikanischen Agenten* zum Schweigen zu bringen. Vielleicht wird ein kommunistischer Agent ihn ersetzen.

Die Vertriebenen können nur zu einem Schluß kommen: Amerika will die Verschwörung des Schweigens fortsetzen, weil es entweder an dem untermenschlichen Schicksal der Vertriebenen nicht interessiert ist, weil der Geist der Rachsucht noch lebendig ist oder weil es nichts zu bieten hat als heuchlerische Phrasen und Berichte, die Deutschland die Lösung des von den Kreuzfahrern geschaffenen Problems aufbürden. Niemand sollte sich wundern, wenn eine neue Welle des Radikalismus auftaucht — gerade das, was ich verhindern wollte...

Es ist irgendein Trost, Genossen im Leide zu haben... Bei den deutschen Konsulaten liegt eine Schwarze Liste mit Namen von Freunden des deutschen Volkes, denen es unter dem Druck der Besatzungsmacht nicht gestattet ist, aus oder nach Deutschland zu reisen...

Der große deutsche Kardinal von Faulhaber sagte 1924, kurze Zeit nach dem Hitler-Putsch: ‚Wenn wir auf unsere Fahnen nicht mehr schreiben dürfen »Für die Wahrheit!«, dann müßten wir schreiben »Finis Germaniae« — quod Deus avertat.' Der Prophet fand nicht genügend Hörer in jenen Tagen. Wird das Beispiel Deutschlands eine Lehre sein für Amerika? Ich habe ernstliche Zweifel!"

Soweit mein Brief an etwa ein Dutzend führender Senatoren. Wenn jemand glaubt, meine Sprache sei kühn — was sie gewiß ist —, so will ich nur anmerken, daß es immerhin ein Fähnlein der Aufrechten gab, die ihr Knie vor Baal nicht beugten und dem Cäsar verweigerten, was Gottes ist. Ich zitiere — zufällig zum selben Thema — einen Artikel aus "The Tablet" vom 8. Oktober 1949, unter dem Titel:

Nicht unsere Sprecher

„Die Politik und Praxis der amerikanischen Regierung in einigen fremden Ländern und in ihren Beziehungen zu anderen sind allzuoft in Widerspruch zum Wesen des amerikanischen Volkes gewesen. Man wundert sich, wie die, die offiziell in unserem Namen handeln, eigentlich das Wort ‚Demokratie' definieren.

Es gab zum Beispiel die Geheimverhandlungen von Teheran, Jalta und Potsdam und die Durchführung der katastrophalen Versprechungen an Stalin, dem kein unterrichteter, intelligenter Amerikaner getraut hätte. Wir erinnern an die Strategie des State Department bei der Hinausschiebung der Hilfe für China, das offenkundig das Hindernis für die Ausbreitung des Kommunismus in Asien bildet. Es gab andere Fälle, viele sogar; in dieser Nummer lenken wir die Aufmerksamkeit auf den teuflischsten und unmenschlichsten von allen: die Hinopferung von Millionen friedliebender, guter Männer und Frauen, die wir ‚Vertriebene' nennen.

... Wir bitten jeden unserer Leser, den Artikel von Msgr. Swanstrom zu beachten. Dann mögen sie folgende Tatsachen zur Kenntnis nehmen. Die Verantwortlichkeit für die Lage dieser Millionen lastet auf UNS. Trotz unserer Verantwortlichkeit haben WIR nicht ein Wort des Protestes gegen die Vertreibung von Heim und Hof erhoben. WIR haben offiziell ihre Existenz nicht anerkannt, indem wir ihnen unseren Beistand anboten oder Vorsorge trafen, für das deutsche Volk ihnen zu helfen. WIR sind teilnahmslos ihrer Zukunft gegenüber und lassen sie sterben und verfaulen, wenn es so sein soll.

Jawohl, WIR sind schuldig an diesem Verbrechen gegen die Menschlichkeit und gegen Gottes Gebot in den Augen

der Völker der Welt, weil dieses Verbrechen den offiziellen Stempel der Zustimmung der amerikanischen Regierung trägt — und wir haben es ihnen ins Ohr geschrien, daß unser Land eine Demokratie ist und daß die amerikanische Regierung UNS repräsentiert.

Es ist an der Zeit, und zwar dringendst, daß das amerikanische Volk und seine gewählten Vertreter im Kongreß eine Untersuchung anstellen über die Männer und Frauen, die nicht erwählt, sondern ernannt sind als Sprecher Amerikas. Jene, die dafür verantwortlich sind, daß unser Land in ein Verbrechen einbezogen wurde wie das gegen die Vertriebenen, haben keinen Platz im Gefüge unserer Regierung. Sie sollten ihrer Stellen enthoben und durch Männer und Frauen ersetzt werden, die wirklich das Volk Amerikas repräsentieren."

Ich hatte die Hoffnung aufgegeben, je wieder einen Paß zu erhalten. Da kam eine unerwartete Wendung: Am Tage vor meiner Gallenoperation in Rapid City, nach der ich eine Woche zwischen Leben und Tod schwebte, erreichte mich die Nachricht, daß die Universität Graz mir das theologische Ehrendoktorat verliehen hat, in voller Kenntnis der bestehenden Schwierigkeiten und mit ausdrücklicher Zustimmung der österreichischen Regierung (die für einen Ausländer notwendig ist), trotz einer infamen Hetze hinter den Kulissen. Das war irgendwie eine Demonstration, zu der in Deutschland niemand den Mut hatte, obwohl verschiedene Versuche unternommen wurden. Das State Department war in eine peinliche Situation versetzt. Man kann mich in Amerika nicht gut für dieselbe Arbeit für die Heimatvertriebenen bestrafen — und die Paßverweigerung ist eine Strafe, die nur für kriminelle Elemente verhängt wird! —, für die man mich in Österreich in auffallendster Weise ehrt. In Europa werden ja Ehrendoktorate nicht am laufenden Band verliehen wie in Amerika, wo sie eine Art Ersatz für die Orden sind.

Auf neuerliches Ansuchen und Intervention Senator Mundts erhielt ich endlich den Paß zurück, eingeschränkt allerdings mit dem Vermerk: Nur gültig für Österreich und die am Wege liegenden notwendigen Länder. Noch im letzten Augenblick wurde mir von einflußreicher Stelle nahe-

gelegt, die Ehrung in absentia entgegenzunehmen, damit ich nicht wiederum in den Mittelpunkt einer politischen Kontroverse käme. Ich lehnte das Ansinnen ab, weil mir die Begründung nicht einleuchtete. Die Kontroverse geht ja letzten Endes nicht um meine Person, sondern darum, ob Amerika die Grundsätze praktiziert, die es herausstellt. Mit dem Flugzeug erreichte ich die Schweiz. Mit der Bahn setzte ich die Fahrt nach Graz fort.

Die Verleihung des Doktorates am 7. Juni 1952 war die größte Feier, die die Grazer Universität je erlebte: Die Rektoren dreier Universitäten, der akademische Senat aller Fakultäten, der Unterrichtsminister in Vertretung der Regierung, führende Menschen und ungezählte Vertriebene nahmen an der Feier in der Aula und an der Massenkundgebung am Nachmittag teil, selbst Vertreter der englischen und französischen Besatzungsbehörden. Ich will darüber nicht berichten. (Vgl. die Festschrift aus diesem Anlaß. Akademische Druck- und Verlagsanstalt Graz.) Es wäre aber undankbar, würde ich den Mann nicht nennen, der den Plan anregte und allen Schwierigkeiten zum Trotz vertrat, meinen alten Freund, Stadtarzt Dr. Emil J. Prexl, und den Mann, der den Kampf mit den Behörden und auf akademischem Boden aufrecht, unbeirrt und mutig durchstand, den damaligen Dekan der theologischen Fakultät, Prälat Universitätsprofessor Dr. Johannes Fischl.

Ich flog nach der eindrucksvollen Feier zurück nach Amerika. Ehe mein Paß ablief, kehrte ich zurück nach Graz. Als ich in Salzburg den Paß erneuern ließ, kam er wiederum zurück mit der Einschränkung: Not valid for travel in Germany (Nicht gültig für Reisen in Deutschland). Alle Bemühungen, diese Einschränkungen rückgängig zu machen, Gesuche an Präsident Eisenhower direkt, an Mr. Conant, mein Ansuchen an Senator McCarthy, eine Untersuchung gegen mich einzuleiten usw., blieben erfolglos. Schließlich wurde mir nahegelegt, entweder meine „politische Arbeit" — als ob es mir je um Parteipolitik gegangen wäre, statt um „Menschen und Menschenrechte" — einzustellen oder nach Amerika zurückzukehren. So entschloß ich mich, um die deutsche und österreichische Staatsbürgerschaft anzu-

suchen, die mir auch gewährt wurde. Damit fiel automatisch meine amerikanische Staatsbürgerschaft, in einem Zeitpunkt, da Millionen sie ersehnen. Es war wieder eine Entscheidung des Gewissens gegen persönlichen Vorteil, eine Entscheidung für die Heimatvertriebenen und für mein Volk.

Mit dem anschließenden Schreiben verständigte ich das State Department von meinem Entschluß:

1. Es war ein froher Tag, als ich am 6. 1. 1941 als Flüchtling in Amerika landete; es war ein stolzer Tag, als ich 1946 amerikanischer Bürger wurde, weil mir damals Amerika wirklich als das „Land der Freien und Heim der Mutigen" erschien.

Ich werde immer dankbar bleiben, daß mir Amerika Exil und eine — wenn auch noch so bescheidene — Existenzmöglichkeit bot. Besonders dankbar bin ich den vielen Freunden, die versuchten, die Bürde des Fremdlings zu erleichtern, die meine Arbeit und mein Hilfswerk unterstützten.

Ich habe meine Pflichten als amerikanischer Bürger erfüllt so gut wie irgend jemand. Ich habe bewußt niemals gegen die wahren Interessen Amerikas gehandelt.

Es ist meine Überzeugung, daß nicht der der beste Patriot ist, der die Anordnungen der Behörden kritiklos hinnimmt — wie es in Diktaturen erwartet wird —, sondern der, der nach seinem Gewissen redet und handelt, der sich weigert, dem Cäsar zu geben, was Gottes ist. „Die Freiheit, die Regierenden zu kritisieren, ist in der Tat das Hauptmerkmal einer freien Gesellschaft. Man muß davon Gebrauch machen, wenn das Recht zur Kritik nicht verfallen soll." (Cpt. Russel Grenfell, „Bedingungsloser Haß", New York 1953, Vorwort.) Hätte ich alle Anordnungen des nationalsozialistischen Regimes kritiklos hingenommen, wäre ich nie zur Flucht gezwungen gewesen; der Kreuzzug des Exils wäre mir erspart geblieben. Sogar die ruhmlosen Nürnberger Gesetze erwarten, daß ein Mann seinem Gewissen folgt.

2. Es ist weiter meine Überzeugung, daß, was die moralische Welt am Hitler-Regime verdammt, nicht recht wird, wenn es gegen das deutsche Volk praktiziert wird. Gerechtigkeit ist unteilbar. Heute geben alle anständigen Menschen in der ganzen Welt zu, daß viele Handlungen der

Sieger „Nazismus in Umkehrung" waren. Es seien nur die Massenaustreibungen von Millionen aus ihrer Heimat erwähnt, die von ihren Vorfahren Jahrhunderte vor der Entdeckung Amerikas kultiviert worden war.

3. Nicht Nationalismus, sondern mein Gewissen zwang mich, die gottgegebenen, unabdingbaren Rechte meines eigenen Volkes zu verteidigen. Es ist meine Überzeugung, daß ich damit die Ehre und Würde Amerikas verteidigte, die durch viele der offenen und geheimen Abmachungen von Teheran, Jalta und Potsdam gefährdet worden war. Ich weiß mich dabei in Übereinstimmung mit den besten amerikanischen Patrioten.

4. In den letzten Monaten haben verschiedene amerikanische Senatoren und Abgeordnete die Anschauungen bestätigt, die ich seit Jahren vertrat — auch in Briefen an den Kongreß —, und zwar in Briefen an die „Arbeitsgemeinschaft zur Wahrung sudetendeutscher Interessen". Ich erwähne nur die Namen der Senatoren Homer E. Capehart, John W. Bricker, Hugh Butler, Karl E. Mundt, Wm. E. Jenner, Wm. F. Knowland und der Abgeordneten Alvin M. Bentley, Robert E. Chiperfield, Charles J. Kersten, Caroll Reece und Thimothy P. Sheehan.

5. Abgeordneter Albert H. Bosch hat die Hauptgedanken zusammengefaßt: a) „Ich habe eine Resolution unterbreitet, die die vollständige Enthüllung und Überprüfung der Abkommen von Jalta, Teheran und Potsdam verlangte. Nach meiner Überzeugung waren die in diesen Abkommen enthaltenen Ungerechtigkeiten die Ursache für das Schicksal der ungefähr 10 Millionen Vertriebenen, die aus ihrer Heimat in das westliche Rumpfdeutschland gepreßt wurden. b) ich werde weiter dafür arbeiten, daß diese Ungerechtigkeiten ausgemerzt werden. Es ist eine Forderung der Gerechtigkeit und des im amerikanischen Volke lebendigen Sinnes für Anstand, die Irrtümer der Vergangenheit wiedergutzumachen. c) Die Vertriebenen haben ein Recht darauf, in ihre Heimat zurückzukehren, ihr Heimatland wieder aufzubauen und in Frieden zu leben."

6. Das sind genau die Gedanken, die ich in meinen Artikeln, Büchern, Massenkundgebungen und Briefen an den Kongreß vertreten habe — also nicht im geheimen, son-

dern in breitester Öffentlichkeit. Seit der Wahl des Präsidenten Eisenhower habe ich oft meine Gedanken mit seinen feierlichen Erklärungen begründet. — Aber selbst wenn meine Ideen nicht die Unterstützung durch gerecht denkende Mitarbeiter des Kongresses und selbst durch den Präsidenten hätten, sie sind in voller Harmonie mit der Unabhängigkeitserklärung, der Charta für Menschenrechte, der Atlantic Charta, die angeblich das Friedensziel der Siegerstaaten ist. Für mich sind diese genannten Erklärungen nicht Propaganda, sondern fundamentale Grundsätze, deren Erfüllung durch das Naturrecht und den Dekalog gefordert ist, die einzige Grundlage für einen gerechten, dauerhaften Frieden. Diese Grundsätze sind das Hauptunterscheidungsmerkmal zwischen der östlichen und westlichen Welt.

7. Präsident Eisenhower hat unlängst erklärt: „Wenn wir weiterhin stolz sein wollen, Amerikaner zu sein, so darf das Gesetz, nach dem wir antreten, nicht geschwächt werden: Das Recht, unserem Ankläger gegenübergestellt zu werden . . .; das Recht, offen unsere Meinung zu sagen und dabei beschützt zu sein." ("US News & World Report", 4. Dezember 1953.) Ich möchte feststellen, daß mir niemals eine Möglichkeit gegeben wurde, meine Anschauungen vor den kompetenten Stellen zu verteidigen, daß ich niemals den anonymen Anklägern gegenübergestellt wurde, daß nie der Versuch gemacht wurde, meine Anschauungen mit Argumenten zu widerlegen. — Masaryk, den viele Amerikaner noch für einen großen Demokraten halten, pflegte zu sagen: Demokratie ist Diskussion. — Ich war natürlich nur ein einfacher amerikanischer Bürger, ein „Mann von der Straße", ich meine aber, auch ein einfacher Bürger sollte das Recht haben, Anschauungen zu vertreten, die von vielen Mitgliedern des Kongresses geteilt werden. (Siehe Punkt 4 und 5.) Es sollte keinen Unterschied machen, ob man diese Anschauungen in Amerika oder im Ausland vertritt. Die Briefe der Mitglieder des Kongresses, die erwähnt wurden, gingen ins Ausland. Alle Zeitungen Europas haben die Freiheit, amerikanische Blätter zu zitieren — selbst den kommunistischen „Daily Worker".

8. Es wurde behauptet, daß ich mich in politische Angelegenheiten fremder Länder einmische. Es ist merkwürdig,

daß bei keiner Gelegenheit ein verantwortlicher Staatsmann dieser fremden Länder diesen Gedanken aussprach; im Gegenteil, viele führende Persönlichkeiten Österreichs und Deutschlands waren bei meinen Kundgebungen anwesend und haben oftmals mit mir vom selben Podium gesprochen; bei vielen Anlässen haben sie mir den Dank für meine Arbeit ausgesprochen. — Ich bin überdies nicht interessiert an Politik; mich interessieren Menschen, Wahrheit und Gerechtigkeit. Ich bin natürlich gegen eine Politik, die Millionen ihrer „unabdingbaren, gottgegebenen Rechte" beraubt. Ich wäre kein Priester, wenn ich mich mit einer Politik ohne Gewissen abfinden würde.

Es wurde behauptet, daß ich die Vertriebenen radikalisiere. Es wäre sehr leicht. Was aber diese Menschen radikalisiert, sind Tatsachen, das Leben unter unmenschlichen Verhältnissen in Baracken usw. Die Vorgänge vom 17. Juni 1953 in der Ostzone reden eine deutliche Sprache. Ich versuchte, den Vertriebenen zu sagen, daß sie nicht ihre Feinde hassen, nicht das Vertrauen in Gott verlieren, das Kreuz von Potsdam im Geiste Christi tragen sollen. Tausende von Briefen bezeugen, daß meine Mühe nicht ganz umsonst war — bis jetzt.

Es wurde behauptet, daß ich aus nationalistischen Motiven handle, wäre meine Vergangenheit nicht ganz eindeutig, würden mich die anonymen Ankläger einen Neo-Nazisten nennen. Ich habe einmal die Juden verteidigt, als sie verfolgt wurden; ich bin für die Tschechoslowakei eingetreten, solange es möglich war. Aus Anlaß meiner Ehrenpromotion schrieb der tschechische General Leo Prchala — einer der wenigen tschechischen Demokraten im Exil —: „Father Reichenberger ist der unerschrockene und unermüdliche Kämpfer für Recht und Wahrheit. Im Geiste beuge ich mich vor diesem Helden. Möge Gott ihn seinem Volke und der Menschheit noch lange, lange erhalten." Noch am 5. Februar 1954 schrieb mir das Slowakische Befreiungskomitee Amerikas aus New York, dankte mir für meine Arbeit und bat mich dringend sie fortzusetzen.

Es scheint schon wirklich sonderbar, daß die Technische Hochschule Karlsruhe ausgerechnet einem Radikalen, einem Parteifanatiker, einem Nationalisten das akademische Ehren-

bürgerrecht verleihen sollte (zur selben Zeit mit Albert Schweitzer) oder daß die Grazer Universität mich mit Zustimmung der österreichischen Regierung mit dem theologischen Ehrendoktorat auszeichnen sollte. Die Karlsruher Urkunde nennt mich „den unermüdlichen, mutigen Streiter im Kampf um die Verwirklichung wahrer Menschlichkeit", die Grazer „patrem patria expulsorum" („Vater der Heimatvertriebenen"). Sollten Karlsruhe und Graz nicht besser unterrichtet sein über meine Arbeit und meine Absichten als meine anonymen Ankläger?

9. *Wenn* der Grundsatz der Unabhängigkeitserklärung noch Geltung hat, daß alle Menschen gleich erschaffen und von Gott mit gewissen unabdingbaren Rechten ausgestattet wurden, *wenn* die Atlantic Charta noch das Friedensziel der Sieger ist, hätte man vielleicht erwarten dürfen, daß die zuständigen Stellen meine Arbeit gefördert hätten. Ist es sehr unbescheiden, wenn ich einen hervorragenden Amerikaner, einen mutigen Kämpfer für Gerechtigkeit und Frieden zitiere, Prof. Dr. phil. A. J. App, Philadelphia: „Unterrichtete, wirklich aufrichtige Menschen überall haben schon lange erwartet, daß die westlichen Regierungen, die unermüdlich von Freiheit, Gerechtigkeit und Minderheitsrechten reden, Father Reichenberger ehren und ihren Beratungen zuziehen würden. Er ist wohl der am meisten geliebte Vorkämpfer der Rechte der größten und sicherlich am ungerechtesten behandelten Minderheit der Welt, der zwölf Millionen Potsdam-geschaffenen deutschen Vertriebenen. Ehrliche, wohlunterrichtete Menschen wissen und die Vertriebenen fühlen es, daß die westlichen Regierungen — wollten sie wirklich das entsetzliche territoriale Unrecht von Jalta und Potsdam wieder gutmachen — einen Mann wie Father Reichenberger ehren und zu Rate ziehen würden, der so willens und befähigt ist, ihnen bei der Verwirklichung der angeblichen Ideale der Atlantic Charta zu helfen." („Nordamerika", Philadelphia, 9. Juli 1953.)

10. Statt Hilfe erlebte ich in den letzten Jahren alle möglichen Schwierigkeiten, um nicht zu sagen Schikanen und Verfolgungen: Für längere Zeit wurde mir überhaupt ein Paß verweigert; die Bonner Regierung wurde gezwungen, meinen Namen auf die „Schwarze Liste" zu setzen. Als die

Grazer Universität mir das Ehrendoktorat verlieh, erhielt ich einen nur für Österreich gültigen Paß; letztes Jahr wurde mein Paß in Salzburg erneuert, wieder mit der Einschränkung „Nicht gültig für Reisen in Deutschland". Schließlich wurde ich unterrichtet, entweder meine „politische" Betätigung einzustellen oder nach Amerika zurückzukehren usw.

Aus diesem Grunde mußte ich 30 Großkundgebungen über ganz Deutschland — darunter zwei in Berlin — absagen. Ich konnte meine alte sterbende Tante, die letzte Angehörige unserer Familie elterlicherseits, nicht besuchen, noch ihrem Begräbnis beiwohnen. Ich konnte meine Verwandten und Freunde in Deutschland nicht besuchen, nicht einmal das Grab meiner guten Mutter — so wie die tschechische Volksdemokratie mich hindert, das Grab meines Vaters aufzusuchen.

Es ist wahr, ich nahm teil am Sudetendeutschen Tag in Frankfurt am Main und richtete bei der Massenkundgebung einen Appell an Präsident Eisenhower. Ich habe mich dazu entschlossen nach Empfang eines Telegrammes, das die Zustimmung der Bonner Regierung zum Ausdruck brachte. Ich hatte soviel Vertrauen in Amerika und die Demokratie, daß ich annahm, dieses Telegramm bedeute auch die stillschweigende Zustimmung der amerikanischen Stellen. Leider war diese Auffassung ein grober Irrtum.

11. Es ist sehr sonderbar, beinahe unglaublich, daß ich — ein katholischer Priester, ein Mann, der als Flüchtling nach Amerika kam, ein überzeugter Demokrat, einer, der für Eisenhower stimmte — zur selben Zeit verfolgt werde, da ein Blatt der Heimatvertriebenen einen offenen Brief an Senator Joe McCarty richtet, in dem es heißt: „Es kam uns zur Kenntnis, daß eine große Gruppe amerikanischer Persönlichkeiten versucht, Presse und Radio und die amerikanische Befreiungspolitik in eine moskaufreundliche Richtung zu dirigieren, und damit weithin erfolgreich war. Die amerikanischen Stellen werden bewußt falsch unterrichtet — nicht im Interesse Amerikas, sondern anderer Ziele sehr fragwürdiger Natur. Natürlich gebrauchen diese Amerikaner eine antikommunistische Phraseologie und geben sich als entschiedene Gegner der Politik Moskaus aus." („Der Volksbote", München, 12. Dezember 1953.)

Dieser Brief an Senator McCarthy kann wohl der Schlüssel zur Aufhellung meines „Falles" sein. Ist es denn wirklich wahr, was Mrs. R. Vogeler unlängst sagte: „Männer, die ihrem Lande ehrlich dienen, haben derzeit weniger Rechte als die, die es verraten?" ("Time", 8. Februar 1954.)

12. Alle meine Bemühungen — und die meiner vielen amerikanischen und deutschen Freunde —, mein Recht als amerikanischer Bürger zu sichern, waren vergebens. Ich bedauere sagen zu müssen, daß ich genau in derselben Lage bin wie 1938. Dieser Zustand zermürbt mich physisch und psychisch. Seit Monaten kann ich mich trotz dauernder ärztlicher Behandlung nicht erholen.

13. Ich bin noch immer überzeugt, daß meine Anschauungen und Handlungen in voller Harmonie sind nicht nur mit meinem Gewissen, sondern mit dem Naturrecht, den Geboten Gottes, den moralischen Grundsätzen der gerechten und anständigen Menschen auf der ganzen Welt, mit dem öffentlichen Gewissen Amerikas und der politischen Weisheit der Zeiten.

14. Vor das Dilemma gestellt, *entweder* meinem Gewissen zu folgen und meine Arbeit fortzusetzen, die mir als ein Auftrag Gottes erscheint,

oder meine Vergangenheit und die Ideale der Wahrheit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit zu verleugnen, die ich 1938 so gut verteidigte wie 1954,

folge ich meinem Gewissen. *Ich wähle die Freiheit.*

Ich habe lange versucht, einen Ausweg aus dem Dilemma zu finden. Es gab keinen. So entschloß ich mich nach reichlicher Überlegung und Beratung mit meinen besten Freunden — mit tiefem Bedauern und wohl bewußt der Unsicherheit der Zukunft —,

meine amerikanische Staatsbürgerschaft aufzugeben.

15. Ich hoffe, daß meine amerikanischen Freunde meine Entscheidung verstehen, so wie sie meine Arbeit und meinen Kampf für Gerechtigkeit und Menschlichkeit verstanden. Sie wissen, daß ich die *wahren* Interessen Amerikas verteidigte, die in Teheran, Jalta und Potsdam verraten worden waren, die Ideale, die einmal Amerika groß und angesehen machten.

Ich werde an diesen Idealen festhalten trotz der unwürdigen Behandlung und der Schikanen, die ich erlebte.

Ich werde nicht gegen Amerika kämpfen, weil ich noch immer glaube, daß *das wahre Amerika* hinter meinen Idealen steht; weil ich glaube, daß Amerika der Welt Frieden bringen kann und wird, wenn es an den Grundsätzen der Unabhängigkeitserklärung und der Atlantic Charta festhält und sie in die Tat umsetzt.

Ein großer Amerikaner, Father James M. Gillis, schrieb schon 1946: Es gibt einen Weg, wie wir unser verlorenes Prestige wiedergewinnen können: Wir können alle Pakte, Verträge, Versprechungen zurückweisen, die ohne Wissen und Zustimmung des amerikanischen Kongresses und des amerikanischen Volkes gemacht worden sind. Sollte das unmöglich sein — sind wir verloren." ("This Oour Day", New York 1949, S. 378.)

Ich ersuche, diese Erklärung an das State Department weiterzuleiten.

Graz, U. S.-Unabhängigkeitstag.

4. Juli 1954.

Dr. h. c. Emmanuel J. Reichenberger.

II

BRIEFE IM EXIL

Während des Krieges führte ich eine ausgedehnte Korrespondenz mit Freunden in Amerika, England, Kanada, Brasilien, Bolivien, Argentinien, gelegentlich auch Südafrika, China und Indien. Im Mittelpunkt stand natürlich das Thema: Krieg, den wir doch anders erlebten als die Einheimischen. Ich bemühte mich immer wieder, meine eigenen Urteile zu korrigieren, zu objektivieren. Es ging ja um den Sinn oder die Sinnlosigkeit unseres Exils, um die Neugestaltung einer besseren Zukunft — aus dem Geist der Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe.

Es ist wohl selbstverständlich, daß ich die Korrespondenz mit lebenden Freunden nicht veröffentlichen kann. Ich muß mich darauf beschränken, Auszüge aus meinem umfangreichen Briefwechsel mit einem alten Freunde, dem Wiener Franziskaner P. Cyrill Fischer, zu bringen, dem ich im Exil wiederbegegnete, der am 11. Mai 1945 im Franziskanerkloster in Santa Barbara, Kalifornien, starb, mehr an gebrochenem Herzen als an seiner Krankheit.

Ich weiß nicht mehr, wie ich ihn wieder entdeckte. Ich las wohl einen seiner charakteristischen Artikel, allerdings mit einem an-

deren Namen gezeichnet, aus dem ich folgerte: das kann nur P. Cyrill sein. Ich veranlaßte einen Freund in Brasilien, der mit ihm unter den Namen Father Shield korrespondierte, er möge ihn bitten, mir gegenüber sein Pseudonym zu lüften. Am 18. August 1941 erhielt ich eine ziemlich steife, formelle Karte, die meine Vermutung bestätigte. Von da an floß die Korrespondenz in alter Freundschaft, Offenheit und Ehrlichkeit bis zu seinem Tode.

Franz Werfel schrieb einen Artikel — ich sah ihn nirgends veröffentlicht —, um seinen Freund und seelischen Berater in Amerika einzuführen — auch bei den Katholiken. Ich entnehme ihm folgende Stellen:

„P. Cyrill Fischer hatte eine ungewöhnliche geistige Vorgeschichte. Von Natur eine weiche Seele, ein Poet und ein Schwärmer, hat er durch einen großen Willensakt die angeborene sanfte Tatenscheu schon sehr früh überwunden und die ‚Realität' des Lebens dort aufgesucht, wo sie am härtesten und kantigsten war, unter dem Proletariat, unter den Arbeitern von Wien und Österreich. Es war dies, wie ich glaube, zuvörderst ein Schritt franziskanischer Caritas, die armeöffnende Bewegung eines liebenden Herzens der Menschheit entgegen, wo sie am meisten leidet. Zugleich war es die Handlung eines entschlossenen Kämpfers, der für die Verbreitung und den Sieg der christlichen Wahrheit wirkte. Nun wäre nichts lächerlicher, als sich unter diesem lebensfreudigen und weltoffenen Menschen einen Zeloten und Eiferer vorzustellen, der in drohenden Predigten eine Menschengruppe zum Gegenteil dessen bekehren will, was sie glaubt und hofft. Als die Gestapo die Handbibliothek Pater Fischers stürmender Hand eroberte, fand sie neben sämtlichen Werken Dostojewskijs, Tolstojs und Nietzsches, Grillparzers, Lenaus und Stifters auch die vollständigen Ausgaben von Karl Marx, Fr. Engels, Bebel, Viktor Adler, Trotzky und Lenin, kurz einen stattlichen Durchschnitt durch die sozialistisch-kommunistische Weltliteratur, deren Besitz allein schon für ein schnelles Todesurteil durch ein deutsches Volksgericht hingereicht hätte.

„Um den atheistisch-materialistischen Gegner zu bekämpfen, ist es durchaus nicht nötig, seine Argumente in sich aufzunehmen. Fischer nahm sie in weitestem Ausmaß in sich auf. So wurde die Kraft seines Glaubens, andere zu überzeugen, gewissermaßen auf dem Amboß der Verneinung geschmiedet. Er verstand die Argumente des marxistischen Arbeiters und so konnte er in den Diskussionen auch dergestalt debattieren, daß diese Arbeiter *ihn* verstanden. Mehr als das, sie begannen ihn zu schätzen, ja zu lieben, als sie sahen, daß er sich nicht mit streitbaren Worten zufrieden gab, sondern zur Tat überging, indem er eine weit über Österreich hinausreichende Organisation zum Schutze des gefährdeten Proletarierkindes ins Leben rief. Auf diese Weise wurden die Diskussionen Pater Fischers mit den Arbeitern nicht nur ein Erfolg für beide Teile (die schönste Art des Erfolges), sondern auch die Quelle für positive Verbesserungen.

„Die Schriften Pater Fischers haben fast insgesamt ein *einziges* Thema, welches freilich das große Thema unserer Zeit ist: *Die Religion und die politischen Ausprägungen der Religionsfeindschaft.* Von Jahr zu Jahr wird offenbarer, daß dieses Thema in das Nervenzentrum der geschichtlichen Entwicklung rückt. Der Schriftsteller Fischer hat drei große Vorzüge. Er besitzt den leidenschaftlichen Bienenfleiß des echten Sammlers. Das ungeheure Material, das er zu dem Gegenstand ‚Religion und Nazismus' zusammengetragen hat, bildet das sichere und feste Fundament für ein historisches Werk bleibender Bedeutung. Fischer ist ein Poet von feinster Empfindlichkeit, die es verhindert, daß er in trokkenen und phantasielosen politischen Journalismus verfallen könnte. Und zum dritten besitzt er einen echten und eigenartigen Humor, der aus bitter erworbener Überlegenheit und Selbstironie auf das reizendste gemischt ist. Wo aber wäre eine Gabe, die mehr für eine Seele spricht, als solch eine welt- und selbstüberwindende Heiterkeit?" (Santa Barbara, 21. Dezember 1944.) —

Es folgen nun Auszüge aus unserem Briefwechsel, der allein ein starkes Buch füllen möchte. Sie sind zeitlich geordnet, der Name des Schreibers ist jeweils hinter dem Datum mit F (Fischer) oder R (Reichenberger) vermerkt.

31. August 1941 (F)

„Von daheim und von Österreich werden die Nachrichten immer spärlicher und nichtssagender, nur die Friedenssehnsucht ist allgemein groß, wird sich aber meines Erachtens noch nicht so schnell erfüllen. Vorerst werden sich wohl noch Bolschewismus und Nazismus gründlich abkämpfen müssen, ehe beide das verdiente Ende finden. Vielleicht wird dann die Welt mehr nolens als volens zu einem christlichen Staatsideal zu haben sein ..."

„Es würde mich interessieren, was Du mit den Engländern für Erfahrungen gemacht hast. Ich habe mich oft über sie geärgert, weil sie die Sachlage (mit Ausnahme von Churchill) so fast gar nicht erfassen wollten und konnten und so ungeheure Schuld tragen am jetzigen Kriegselend. Im übrigen sind ja auch die hiesigen Demokraten reichlich gehirnverkleistert und glauben immer noch heimlich an Hitler, wenn sie auch äußerlich etwas von ihm abrücken. Eine solche Welt kann nur durch Hitler selbst ernüchtert werden. Und das ist die große Tragödie dieser Zeit."

16. September 1941 (R)

„Es ist heute meine Überzeugung, die sich vor allem in England gefestigt hat, daß der Krieg mit den Nazis gar nichts zu tun hat, überhaupt um kein Ideal geführt wird, sondern nur das Ziel hat, das deutsche Volk zu vernichten und Englands Weltmacht aufrecht zu halten zum Vorteil einer kleinen Clique. Scharf formuliert möchte ich sagen: Hitler ist der Schüler Englands. Alles, was die dort herrschende Clique den Nazis vorwirft, praktiziert sie selber skrupellos ..."

„Nach meiner Meinung kann man den Nazismus nur vom Boden einer Weltanschauung aus bekämpfen. England wird nach dem Urteil von Fachleuten, auch nach meinem Eindruck immer mehr heidnisch. Die herrschende Clique hat gar kein Interesse, ob Europa christlich oder heidnisch wird ... England steht also auf derselben geistigen, besser gesagt ungeistigen Basis wie die Nazis und Bolschewiken ... Es ist darum meine Meinung, daß eine Neuordnung Europas nicht durch einen Sieg Englands kommen kann. Man will dort fortsetzen, wo man 1939 mit Dummheit und Unfähigkeit aufhörte und alle die kleinen Zaunkönige wieder zur Geltung bringen ..."

„Ich sehe noch nicht, wie es zu einem christlichen Staatsideal kommen könnte: Ich sehe dafür keine Ansätze und ganz wenig Verständnis in England, das nach dem Grundsatz handelt: Right or wrong — my country ..."

„Du siehst, ich bin sehr pessimistisch geworden. Ich sehe noch nicht, wer diesem heutigen Chaos eine Seele einhauchen könnte. Wir können nichts anderes als beten. Wir müssen gewiß unser Ideal aufzeigen, klarer, lebendiger als bisher. Wir brauchen aber auch Menschen mit dem Opfersinn, der Begeisterung und Tatkraft der Nazis und Bolschewiken, die mit unserem Ideal Ernst machen. Die Benesch, Churchill usw. haben jedenfalls keinen Sinn für ein christliches Staatsideal. Sie leben in der Vergangenheit — von 1789 zum Liberalismus, mit roter Neugarnierung. Ich lasse mich gerne zu einer mehr optimistischen Auffassung bekehren ..."

28. September 1941 (F)

„Deine Ansichten über Anlässe zu Krieg, Ziel usw. teile ich nicht uneingeschränkt. Für mich ist England nach wie vor das kleinere Übel im derzeitigen Kampf, ich glaube auch, daß hinter allem Materialismus des Kampfes und seiner wirtschaftlichen Ziele auch der Kampf der Weltanschauungen steht und treibt."

„. . . Daß Benesch, wie Du schreibst, heute noch so vertrottelt, also politisch nationaltschechisch sterilisiert ist, zeigt, daß diese Sorte von Politikern überhaupt unbelehrbar ist, also als verkalkt ausgeschieden werden muß, weil wir nicht wieder neue Hitler, diesmal vielleicht slawischer Natur züchten und erdulden wollen. Dann wäre ja der Krieg ganz umsonst, wenn wir wieder bei 1939 fortsetzen müßten, damit diese nationalirrsinnigen Herren ‚ihre' Nachttöpferln behalten könnten. Danke entschiedenst!"

„. . . Daß eine der bisher gebräuchlichen Demokratien imstande sei, die großen Probleme der Nachkriegszeit zu meistern, steht für mich seit jeher im Zweifel, weil sie Demokratie nur als Genießerdemokratie verstehen und praktizieren. Diese hat überall abgewirtschaftet, auch wenn die sogenannte Demokratie siegt. Sie wird eine sehr autoritäre Demokratie sein, weil die Wirtschaftslage und die Auswirkung des Krieges ebenso im Innern eine starke Hand erfordern. Mit schönen Worten wird dies ebensowenig zu machen sein, als diese Herrschaften sich selbst auch nicht um ihre demokratischen Prinzipien gekümmert hatten, als sie die Macht in ihren ‚Nationalstaaten' in der Hand hatten und dann die Minderheiten als Halbsklaven behandelten . . ."

16. November 1941 (R)

„. . . Es ist schade, daß wir über die angeschnittenen Fragen uns nicht mündlich unterhalten können; ich glaube, daß unsere Ansichten gar nicht so weit auseinandergehen . . ."

„Wir haben herrliche Grundsätze, aber wir fürchten uns scheinbar sie anzuwenden, aber wenn einer einmal damit anfängt, dann fällt man ihm in den Rücken. Wir deklamieren bei hundert Tagungen: Wir werden die soziale, die nationale Frage usw. lösen; wir denken aber gar nicht ernstlich daran, sondern überlassen die Lösung den anderen

und jammern dann über die unchristliche Welt und wieviel besser es wäre, wenn wir am Ruder wären. Wir haben dies ja alles erlebt: schöne Grundsätze und noch schönere Phrasen, dazu die durch Vereinsspielerei gezüchtete Uneinigkeit, den ‚Mut' zum Bekenntnis . . .!"

„Von daheim habe ich nichts mehr gehört, obwohl ich öfter Briefe aus Wien bekomme. Die Friedenssehnsucht ist überall groß, aber die Gestapo ist mächtiger. Zudem fehlt eben das große Programm, das die Nazigegner im Innern aufrufen könnte. Für das Churchill - Roosevelt-Programm lockt man doch keinen Hund vor den Ofen . . ."

23. November 1941 (F)

„Ich glaube, daß sich durch diesen Krieg auch in England vieles ändern wird. Vor allem erwarte ich eine starke soziale Umpflügung, die den unteren Schichten wesentlich mehr Einfluß bringen wird. Frage ist nur, ob sie dann auch den richtigen Mittelweg finden und gehen werden. Der Kommunismus scheint ihnen heftige Versuchungen zu bereiten. Die Macht der Oberschichten dürfte durch den Krieg auch insoferne gebrochen werden, als England ja auch bei einem Sieg nicht mehr als der wirkliche Sieger hervorgehen wird, sondern eben die USA, die ja heute schon Geld- und Wirtschaftszentrum sind und diese Stellung auch behalten werden, selbst wenn sie in den Krieg eintreten sollten. Die Rohstoffe werden künftighin in den englischen Dominions, wo jetzt zwangsläufig eine Industrie entsteht, mehr verbraucht werden, außerdem werden sich die Dominions freier machen, so daß auch von dieser Seite her eine Schwächung Englands kommt, von der wirtschaftlichen Ausblutung Englands gar nicht zu reden. Die USA werden bestimmt nach dem Krieg nicht zuviel für England tun, denn hier träumen sie doch ernstlich davon, dann die Rolle Englands zu übernehmen, dem sie jetzt helfen in der Hoffnung, daß sie dann die Erbschaft ohne allzugroßen Aderlaß übernehmen können. Es ist beiderseits das Geschäft der entscheidende Antrieb, der mit viel demokratischen Phrasen geschmiert wird. Insgeheim hofft jeder, den anderen doch übervorteilen zu können. So meine halt ich."

„Österreich! . . . Daß nicht bloß in der ganzen Welt, son-

dern besonders im so buntscheckigen Donauraum eine straffere Zusammenfassung notwendig sein wird, scheint mir unerläßlich zu sein. Nur sehe ich nicht, wie man just im Donauraum einen Mann finden kann, der dies macht und aus einer der nationalen Volksgruppen kommt. ... Die Führerei und ewige Wählerei hat man doch satt, man will wieder ruhige Entwicklung, die nicht alle paar Jahre aufs Spiel gesetzt wird und werden muß durch Wahl des Staatsoberhauptes und der neuen Regierungsform. Die Nachkriegszeit wird Zeit und Ruhe brauchen zur Heilung der Wunden. Sie wird nicht zanken, sondern arbeiten und ruhig sein müssen."

1. Dezember 1941 (R)

... „Schone Dich so gut Du kannst. Vielleicht kannst Du Deine Kraft später noch besser einsetzen ... Ich kann mir nicht gut vorstellen, daß man in Europa vieles dem Priester zumuten würde, was man hier als selbstverständlich empfindet. Wer sich nicht anpassen kann, muß in unserer armen Diözese verkommen. Im Osten (der USA) schwimmen sie im Gelde. Aber man denkt nicht daran, die soziale Frage innerhalb der verschiedenen Diözesen zu regeln."

„Es ist schwer, über Englands Zukunft zu reden. Ich hatte nur oft das Gefühl, wenn dasselbe in Österreich geschähe, wären die Leute Bolschewiken. Aber die Engländer empfinden anders. Mag sein, daß der Krieg eine Wandlung bringt und den armen Teufeln sagt, daß es schöner ist, im und für das Vaterland zu leben, als nur dafür zu sterben ..."

7. Dezember 1941 (F)

... „Hierzulande bestehen mehrere österreichische Gruppen, die meines Wissens bisher noch nicht geeint sind, weil sie verschiedene Zielsetzungen bezüglich der Staatsform vor Augen haben und sich über die Ausdehnung des geplanten neuen Donaustaates nicht einigen können. Die Sozialisten, die in Washington am besten Gehör finden, sind meistens für Vereinigung mit Deutschland und natürlich scharf gegen jede Monarchie. Die anderen Gruppen scheinen sich jetzt mehr zu nähern. Soviel ich merke, scheint allseits eine ebenso lächerliche wie schädliche Postenjägerei vorzuherr-

schen, der die eigentliche österreichische Sache mehr Aushängeschild denn innerste Überzeugung ist..."

„Was Du über die Geschicke verschiedener Emigrantenpriester (in England) schreibst, ist ebenso erschütternd wie unglaublich. Daß es so schlimm steht, wußte ich nicht. Aber darin hast Du recht: Wir sind überall wie Verbrecher gewertet, die man auf möglichst unauffällige Weise loszubekommen sucht, weil man sich nicht ‚kompromittieren' will. Würde man den Leuten nicht irgendwie zur Last fallen, dann würden sie sich mit der Emigration leichter abfinden."

18. Dezember 1941 (R)

...„Die österreichische Sache scheint an chronischen Streitereien und Zergrüppelungen aus dem Siechenhaus nicht hinauszukommen. Ich möchte in dieses kraftvergeudende Gezerre nicht hineinkommen, sondern arbeite abseits an meinen kleinen Beiträgen zur großen Sache weiter..."

...„Ich will gerne zum Ausbau Deiner Arbeiten mithelfen, wenn es Dir recht ist. Übrigens bist Du im letzten Briefe meiner Anschauung näher gekommen, daß man uns nach dem Kriege nicht mehr braucht. Wir werden als Feinde des deutschen Volkes gewertet, überhaupt wenn es den Krieg verliert. Man wird dann nicht sagen, daß wir gegen die Nazis, sondern gegen die Deutschen kämpften, wie es die Mehrzahl der Emigranten ja leider tut. (‚Nicht im Haß versteinern!') Der ‚Friede', der diesem Krieg folgt, wird diese Stimmung begünstigen. Super-Versailles!..."

22. Jänner 1942 (R)

...„Ich habe mittlerweile an die Frei-Österreich-Bewegung nach Toronto geschrieben... Auf dem Antwortkuvert war eine Propagandamarke: Austrians are not Germans. They want to be free. (Die Österreicher sind keine Deutschen. Sie wollen frei sein.) Ich finde diese Propaganda unwahr und schädlich. Man könnte vielleicht sagen: Die Österreicher sind keine Nazi, aber die Österreicher vor Hitler waren zweifellos Deutsche. Es gibt sicherlich auch innerhalb des Reiches viele, who want to be free. Wenn man so sorgfältig zwischen Rußland und den Bolschewiken unterscheidet, dann muß man doch auch für Deutschland die Un-

terscheidung zugeben. Ich finde es nicht moralisch, sich Vorteile auf Kosten eines Dritten zu verschaffen..."

24. Februar 1942 (R)

...„Ich denke an die Zwangsinternierungen in England, wo man Leute wie Verbrecher von ihrem Arbeitsplatz wegholte... und wie Sträflinge behandelte, z. B. die Priester in einem Lager bei Liverpool (darunter Msgr. Messner). Sie waren im Giraffenkäfig eines Winterzirkus interniert. Ich denke an all das Leid, das vielen dadurch gebracht wurde, an das himmelschreiende Unrecht, an die Propaganda, die das für Hitler bedeutete, wie vernünftige Engländer zugaben. — Wir sind hier auf dem Wege dazu. Man will alles Versagen mit der Fünften Kolonne erklären. Ein Indianermissionär in meiner Nähe hatte schon dreimal Haussuchung, obwohl er vor kurzem eingebürgert wurde und kein Flüchtling ist. Es waren drei Autos mit fremden Nummern vor seinem Haus. Das genügte zur Denunziation. Furor anticatholicus tat das übrige. Einer der FBI-Männer war Katholik, er ging sogar zur Messe. Das machte das Kraut erst recht fett und ihn mit dem Priester verdächtig. Bei mir war schon FBI-Mann, um sich nach der Einstellung meiner Leute zu erkundigen, die eben als Deutsche, wenn auch hier geboren und von Rußland kommend, verdächtig sind. Ihre Söhne sind zum Erschießen gut genug."...

„Ich fürchte, der Kommunismus wird Sieger bleiben. Das hätten wir natürlich billiger haben können. Es gibt doch zu denken, wenn McArthur an Stalin telegraphierte, Moskau sei die einzige Hoffnung für das Überleben unserer Kultur! Übrigens sprach auch Churchill in seiner letzten Rede nur mehr von USA und UdSSR als seiner Siegeshoffnung."

„Ein Benediktiner aus London schrieb mir heute von London ungefähr dasselbe. Er schließt seinen melancholischen Brief mit dem Satz: ‚I am longing for Heaven, ich sehne mich nach dem Himmel aus dem einen Grunde, daß es dort keine aktiven Politiker, keine Bankiers und keine Presse gibt. Könnten wir uns von ihnen freimachen, dann hätten wir Aussicht auf den Frieden trotz der Erbsünde.' Unser Christentum findet sich leider mit allem ab, mit der korruptesten Politik; wir werden es erleben, daß man eben-

so ‚Heil Stalin!' schreit wie ‚Heil Hitler!' Man muß doch die ‚Autorität stützen', und es gibt wenige Graf Galen, die den Mut haben, zu sagen: ‚Non licet.' Man predigt zwar das ewige Leben, möchte aber doch, wenn irgend möglich, das zeitliche erhalten. Man fürchtet mehr diejenigen, die den Leib töten als die Mörder der Seelen. Man gleicht sich an die ‚Usura vorax' (gefräßiger Wucher) wie Leo XIII. sagte, auch wenn Millionen dabei versklaven und ob der leiblichen Not ihre Seelen verlieren. Wie soll solche Halbheit dem totalitären Heidentum standhalten? Was haben wir den Heiden Asiens noch zu bieten. Sie haben unsere Kultur genossen."

„I am not yet longing for Heaven, aber es ist schrecklich, wenn man so abgeschieden von der Welt leben und zu allem schweigen muß, weil man eben Refugee ist, den das eigentlich alles nichts angeht, der froh sein muß, daß er schließlich sein Brot hat."

„Sind nicht die Stalin und Hitler usw. doch eiserne Besen des Herrgotts, um alle diese Halbheit und Feigheit und Charakterlosigkeit hinwegzuspülen."

„Gute Nacht für heute. Es geht schon gegen Mitternacht. Stat crux, dum volvitur aetas, steht auf dem römischen Obelisken vor der Peterskirche." ...

4. März 1942 (F)

... „Hoffentlich muß ich jetzt nicht wandern... Wenn jetzt die Abschiebung der ‚Aliens' (Ausländer) aus Kalifornien weitergeht, so werden neben den Japanern, Deutschen und Italienern doch auch die ‚neutralen Österreicher' drankommen, weil eben mit dem Heranrücken der Front alle Ausländer abgeschoben werden, ob sie freundlich oder feindlich sind. Man rechnet ja für April-Mai hier schon mit ernstlichen Angriffen der Japaner und bei dem bisherigen Verlauf des Asienkrieges ist das gar nicht mehr so hirnrissig, wenigstens nicht für große Flugzeugangriffe und U-Boote."

„Die Hoffnung, daß England endlich zu einem wirklichen Schlag ausholt, habe ich jetzt nach Singapur für immer aufgegeben. Dieses Imperium scheint wirklich so fertig zu sein, wie es Hitler einwertet."

9. März 1941 (R)

... „Ich hatte den ganzen Tag Sorge um Dich, als ich von der Hysterie las, die an der Küste wächst. Mir ist eben noch immer in Erinnerung, was ich in England erlebte, nicht zuletzt unter Österreichern. Wenn es je notwendig ist oder besser erscheint, sollst Du immer wissen, daß Du bei mir ein Heim hast... Notfalls telegraphiere." ...

„Das British Empire ist nach meiner Meinung endgültig erledigt, wie immer der Krieg ausgeht. Die Stunde der Weißen in Asien ist vorüber. Die Schuld der Vergangenheit ist groß. Das ist natürlich eine sehr ernste Sache für das Christentum. Und es ist besonders tragisch, daß die Deutschen, deren Kaiser einmal besonders vor der ‚Gelben Gefahr' warnte, Wegbereiter der gelben Rasse sind. — Übrigens habe ich dieser Tage ein sehr interessantes Buch gelesen: 'Not Peace, but a Sword', von Vincent Sheean. Darin steht das beste Kapitel, das mir über Chamberlains England unterkam, viel Vernünftiges über die Zerstörung Österreichs, der Sudetenfrage, die CSR, 'There must be some element of vital decay' (es muß ein Element lebendigen Verfalles sein), sagte er von England."

„Ich habe zufällig die Rede Litwinows am Radio gehört. Er sagte bittere Wahrheiten mit brennendem Sarkasmus. Aber man versteht sie nicht und will sie nicht hören. Man freut sich, daß man eigene Niederlagen mit Bolschewiken-‚Erfolgen' zudecken kann. Soweit ich sehe, wächst die Stimmung gegen die Regierung und den Krieg. Man kann eben einen solchen Krieg nicht mit Schlagworten führen. Wo aber ist ein Ideal, für das man leiden, kämpfen und sterben sollte?"

13. März 1942 (F)

„Deinen Brief vom 9. d. erhielt ich gestern abends, ungefähr zur selben Zeit, da ich vor vier Jahren Wien verließ und meinen Weg in die Fremde antrat, in Zivil, unter hochbegeisterten und mißtrauischen Nazis, jeden Augenblick gefaßt, nun verhaftet zu werden. Heute vor vier Jahren, es war ein Sonntag, ging's denn ‚legal' über die österreichische Grenze mit Erlaubnis des kleinen Gendarmen auf der österreichischen Seite, einem kleinen weltabgelegenen Nest. Das

war strengstens verboten. Der Mann wollte mir offenbar helfen, denn er sagte, als er die Hand zum Abschied hob — mit einer mächtigen Hakenkreuzbinde versehen: ‚In Österreich wird's auch wieder besser und gescheiter werden!' Eine Stunde später auf ungarischem Boden Paßabnahme, leichte Inhaftierung, fünf Stunden zwischen Gestapo, die heranrückte, und ungarischer Weigerung, mich einzulassen, bis endlich das Innenministerium die Erlaubnis gab. Dann alles Drum und Dran in Ungarn, bis auch dort über deutschen Druck mein Bleiben unmöglich wurde. Und heute stehe ich im Zukunftsland USA bald wieder vor der Frage, wohin soll ich nun wiederum flüchten?"

„In solcher Verfassung empfindet man es wirklich als eine Gnade, wenn einem dann ein Reichenberger ungebeten anbietet, daß man bei ihm Zuflucht nehmen könne. Ich danke Dir herzlichst. Ich will ja hoffen, daß ich Dir nie zur Last sein muß: denn eine Last und Erschwerung ist man als ‚Ausgewiesener' immer. Aber es gibt Beruhigung, wenn man weiß, im äußersten Notfall hast Du eine Zuflucht. Als Emigrant weiß man das schon zu schätzen ..."

„Was Du am Schluß Deines Briefes andeutest: Die Leute hier wissen nicht, wofür und weshalb sie eigentlich kämpfen sollen, das habe ich schon oft in meinen Emigrationstagebuchnotizen geschrieben. Sie haben die Demokratie nur mehr als Genießer- und Formeldemokratie gekannt und gepflegt, und bangen jetzt nur um den durch den Krieg und noch durch den Frieden gefährdeten ‚Lebensstandard'. Was eigentlich in der Welt gespielt wird, haben sie noch immer nicht erfaßt, so wenig die Welt heute vor vier Jahren verstand, was nun kommt, wenn man nicht sofort eine gleichbegeisterte Gegendynamik gegen Hitler und seine Idee in Marsch setzen kann. Sie konnten und wollten es nicht. Heute spüre ich die Wellen jenes Tages auch hier ans Ufer um den Pazifischen Ozean schlagen, sie gefährden mich ein zweites Mal, tausende Meilen von damals weg. Aber ich bin nicht sehr überrascht, ich habe damals schon notiert, daß wenigstens ganz Europa durch diesen Tag in Flammen aufgehen wird, und daß die Welt es noch bitter, bitter bereuen und bezahlen wird, daß sie uns damals im Stiche ließ. Aber man war ja nur eine belächelte Kassandra." ...

31. März 1942 (R)

„Ich habe die Erlaubnis Bischof Kelleys erhalten, sein Buch: ‚Sacerdos et Pontifex' (Briefe an einen neuerwählten Bischof), ins Deutsche zu übersetzen. Es ist sehr gut, sehr freimütig." ...

„Hast Du die Frage Indien in letzter Zeit verfolgt? Ich denke, die Engländer sind von allen guten Geistern verlassen. Montag war im Radio eine Aussprache. Der New-Yorker Vertreter der 'London Times' hatte den Mut, dabei zu sagen: Was England tut, ist nur Dienst an Indien. — Wenn jemand den Sudetendeutschen in der Stunde der Krise gesagt hätte, ‚was die Tschechen euch taten, war geradezu ein Opfer, jedenfalls nur Dienst an euch' — er wäre jedenfalls nicht nur ausgelacht worden. Quem deus vult perdere, demendat." ...

17. April 1942 (F)

... „Ich möchte für alle Fälle vermerken, daß der Verschluß Deines letzten Briefes ganz den Eindruck machte, als sei er ‚aufgebügelt' und dann wieder geschlossen worden. Auch aus anderen Gegenden ist schon vermerkt worden, daß meine Briefe auf dem Wege offenbar irgendwo geöffnet wurden ... Manchesmal hat es den Anschein, daß man durch einen deutschen Namen allein für etliche Leute ‚verdächtig' ist. Die für alle Fälle zu Deiner Orientierung."

„Deine Befürchtung, daß man den deutschen Blättern bald an den Kragen geht, hat mir gerade heute jemand von hier ausgesprochen. Ich bezweifle es aber, weil sie ja so in etwa zehn Jahren eines natürlichen Todes sterben, aus dem einfachen Grund, weil die alten Leser aussterben und die Jugend nicht mehr Deutsch kann. Warum soll sich da die Regierung mit Gewalt einmischen? Sodann spielen diese deutschen Leute keine politische Rolle mehr ..."

12. Mai 1942 (R)

... „Hast Du die Churchill-Rede gehört? Sosehr ich die Meinung habe und hatte, daß Hitler vor seinem Ende die Welt in Flammen sehen möchte, wie Nero das brennende Rom: Die Rede roch zu sehr nach Propaganda, nach: Haltet den Dieb! Heute hat (der Kommentator) Baukhage von

Washington aus festgestellt, daß einwandfrei nachgewiesen ist, daß die Deutschen in Rußland kein Giftgas verwendeten. Eben höre ich einen Berichter aus Australien, daß die Engländer dort bei den Japanern zur Verwendung vorbereitetes Gift fanden. Organisierte Verleumdung erreicht das Gegenteil. Man merkt die Absicht —" ...

25. Juni 1942 (R)

... „Was den Hauptinhalt Deines Briefes (vom 20. Juni 1942) anlangt, so ist es sicher gut, daß Du Dir die Bedrükkung, die auf Dir lastet, etwas von der Seele geschrieben hast. Ich kann Dir alles wohl nachfühlen. Meine Erfahrung ist ja wesentlich dieselbe... Ich kann heute ohne Bitterkeit an all das denken, an all die ‚Freunde', die sich, ihre Vergangenheit und mich verleugneten usw." ...

„Die Schuld liegt bei der Führung zuerst, nicht beim Volk. Ich glaube nicht, daß unter denselben Umständen und nach denselben bitteren Leidensjahren ein anderes Volk anders gehandelt hätte als das deutsche."

„Ich halte das nicht für ein deutsches Spezifikum. England hat im Laufe seiner Geschichte dieselben Brutalitäten begangen. Die Methoden und Mittel der Kriegführung sind überall dieselben. Es gibt keinen humanen oder christlichen Krieg. England verwendet bis heute den politischen Mord als Waffe wie Hitler. Die Umstände mögen verschieden sein. Das Prinzip ist dasselbe. Und das Unrecht findet seine Verteidiger allüberall, von den Tagen Cromwells bis heute "

„Ich kann nicht sehen, wie England, die USA oder gar die Bolschewiken Hitler und den Totalitarismus *innerlich* überwinden könnten, wenn sie schon äußerlich siegen sollten, was ich noch nicht für hundertprozentig sicher halte. Aus lauter Rückzügen, wie 'glorious' sie sein mögen, kommt kein Sieg..."

„Die USA, England usw. haben doch bis heute kein Programm für einen Wiederaufbau, zumindest kein Programm, das einen neuen *Geist* verbürgt. Ihr Herrgott ist so ‚englisch' oder ‚amerikanisch' wie der Hitlers ‚deutsch', nur sagen sie es nicht so offen. Sie kämpfen nicht für eine ‚neue Ordnung', sondern um die Aufrechterhaltung der alten, d. h. ihrer

Macht; sie kämpfen nicht gegen die Nazis, sondern gegen das deutsche Volk. Das sehe ich viel klarer, seit ich England kennenlernte. Diese Herren halfen Hitler, so lange sie ihn als Helfer gegen den Bolschewismus betrachteten — ohne ihre Hilfe wäre er nie zur Macht gekommen —, sie würden heute noch bei ihm stehen, wäre er nicht in ihre Domäne eingedrungen. Die Krokodilstränen um die unterdrückten Völker Europas rühren mich nicht; sie hatten lange genug Zeit zu helfen."

„Wenn das Christentum keinen Weg findet aus dieser Weltkatastrophe, dann muß man an der Zukunft verzweifeln, dann werden viele, allzu viele am Christentum verzweifeln. Es ist mir natürlich klar, daß ein nur geredetes Christentum oder christliches Gerede keine Rettung bringt, sondern nur ein alles Leben umfassendes Christentum. Ich weiß, daß wir weit davon entfernt sind; ich kenne die Kluft zwischen Religion und Leben. Ich hoffe noch immer, daß aus dem Blut und der Verfolgung neues Leben kommt. Ist es nicht so, behalten die Teufel die Politik und alle Fragen des öffentlichen Lebens in der Hand — dann geht die Teufelei weiter, vielleicht unter anderem Namen."

„Ich höre von allen Seiten, daß ich Pessimist sei; ich glaube, Du bist es noch mehr. Wir brauchen beide mehr Optimismus, Glauben an die Zukunft." ...

10. September 1942 (R)

„Die ganze Entwicklung deprimiert mich sehr. Die letzte Rede Roosevelts war doch eine Drohung an den Kongreß: Wenn ihr mir die Gewalt nicht ausliefert, nehme ich sie mir (nach berühmten Vorbildern). Das Versprechen, daß er nach dem Krieg die Gewalt wieder zurückgeben wolle, ist ungefähr so viel wert wie sein Versprechen: 'again and again and again', daß kein amerikanischer Junge nach Übersee in den Krieg gehen wird. — Die vielgerühmte Atlantic Charta enthüllt täglich mehr ihre Verwandtschaft zu Wilsons 14 Punkten: Propaganda unehrlichster Art. Beispiele: Indien und die Annulierung des ‚Münchener Vertrages' durch England. Die Sudetendeutschen sind nur Figuren auf dem Schachbrett der sogenannten Demokratien. Der Gedanke an ein größeres Österreich ist damit begraben; dafür

wird Benesch, der Erzfeind Österreichs, einer der Wegbereiter Hitlers und des heutigen Krieges, sorgen."

„Es ist entsetzlich, wie wir verkannibalisieren (nicht erst seit dem Kontakt mit den Kannibalen auf den Salomoneninseln). Die US-Reporter warteten mehr als vierundzwanzig Stunden auf die Hinrichtung der ‚Nazispione', nur um als erste die Nachtricht in die Welt hinauszuschreien. ‚In einer Stunde und zwanzig Minuten war alles vorüber', berichtete 'TIME Magazin'. In derselben Nummer steht, daß in Norwegen in jeder Blume eine Rasierklinge verborgen war. General von Killinger wurde in Polen von einem Rasierer ermordet. Die Zeitschrift bemerkt dazu: ‚Es ist das zweite Mal in drei Wochen, daß ein großes Tier der Nazis seine letzte Rasur erhielt.' Wo bleibt auch nur eine Stimme der Menschlichkeit, die Verbrechen Verbrechen nennt!?"

10. September 1942 (F)

... „Nun hast Du Deinen großen Tag vorüber. Ich dachte bei der Messe speziell daran. Hoffentlich ist alles gut verlaufen. Ist doch für einen emigrierten Priester schön: in der Heimat Schließung der Kirchen und Verfolgung, hier in der Fremde Bau und Einweihung einer neuen Kirche." ...

18. November 1942 (F)

... „Ein richtiger Kontakt (zu den Österreichern im Exil) ist nicht vorhanden, erstens, weil ich natürlich zu wenig Bewegungsfreiheit habe, mich ‚politisch zu betätigen', und zweitens, weil mir das Interesse am Mittun durch die läppischen Zerstrittenheiten und die Dutzend ‚Richtungen' sehr genommen ist. Wenn keine Gruppe etwas zulernen kann, dann ist es hoffnungslos, von diesen Leuten die Erneuerung zu erwarten. Mich interessiert die österreichische Frage nicht als Parteiangelegenheit, sondern als österreichischen Patrioten und als Beobachter, der keine andere Möglichkeit sieht, im Donauraum eine gerechte und weitherzige Zusammenordnung herzustellen. Aber Benesch, der offenbar überall Liebkind ist, und die verbohrten Sozialisten und die ‚kleinen Nationen' im Donauraum haben offenbar an dem einen Hitler noch nicht genug. Sie wollen mit ihrer stu-

ren nationalen Kleinhäuslerei lieber Europa nochmals in einen Krieg stürzen, als daß sie eine von der Geographie vorgezeichnete Ordnung annehmen möchten, bei der sie nicht bloß ‚fordern', sondern auch allerlei von ihrem Misthaufenhochmut preisgeben müßten, um ein erträgliches Zusammenleben zu ermöglichen." ...

25. November 1942 (R)

„Ich weiß nicht viel von der österreichischen Emigration. Ich habe nur in London gesehen, daß die deutsche heillos zerfahren ist. Die verschiedenen ‚Führer' können sich von den Parteischimmeln nicht trennen. Sie denken nur an Rache und Vergeltung, nicht an Wiederaufbau. Sie haben sich noch keinen Augenblick gefragt, was bei ihnen falsch war und ist, wie sehr sie selber mit ihrer ‚materialistischen Weltanschauung' Hitlers Reich mit errichten halfen. Sie reden viel von Demokratie, denken und handeln aber nur als Diktatoren, so wie die großen Weltbeglücker von ihren Imperien träumen... — Übrigens las ich gerade heute in W. L. Shirers „Berliner Tagebuch" unterm 15. März 1938: ‚Sprach heute morgen mit Winston Churchill am Telephon. Er will fünf Minuten im Radio sprechen, verlangt dafür fünfhundert Dollar!' — Also wenigstens einer, den Hitlers Einzug in Wien glücklich machte!" ...

21. Dezember 1942 (R)

... „Aus England erhielt ich einige interessante Briefe... Der Prior eines Benediktinerklosters schreibt mir: ‚Ein Brief vom 15. Juli aus Tanganjika berichtet, daß alle deutschen Patres, Brüder und selbst Schwestern, insgesamt einige Hundert, sofort deportiert und interniert wurden. Sie können sich vorstellen, wie sehr die Nachricht für mich den Kreuzzugcharakter dieses Krieges unterstrich! Zivilisierte Menschen verstehen natürlich den leichten Widerspruch zwischen Taten und Worten, die ‚Wilden' werden etliche Schwierigkeiten haben. Die meisten glauben hier, zu Weihnachten sei alles vorüber..."

... „Du hast wohl recht, daß unser Exil das nächste Jahr noch nicht zu Ende geht. Afrika ist noch eine sehr ungeklärte Frage. Ich weiß nicht, ob sich Franco noch hinein-

ziehen läßt, wenn ja, dann wohl nur mit den Achsenmächten, 1. weil diese allein ihm seinerzeit geholfen haben, 2. weil man ihm alle Tage inoffiziell, darum hochoffiziell, bestätigt, daß er im Fall eines alliierten Sieges abzutreten und den Kommunisten Platz zu machen hat, 3. weil er wohl mittlerweile auch klar sieht, daß der Krieg um kein Ideal, sondern bestenfalls um die Aufrechterhaltung von Imperien geführt wird." ...

Ernste Erkrankung P. Fischers beschränkte unsere Korrespondenz zumeist auf rein persönliche Dinge; eine gefährliche Nierenoperation in San Francisco unterbrach sie zeitweilig überhaupt. Erst im März 1943 kam sie wieder in Fluß.

23. Februar 1943 (F)

... „Mir kam schon oft vor, als wäre es eigentlich das Beste, es würden sich die emigrierten Geistlichen zusammentun zu einem losen Verband und ihre Ideenwelt pflegen ..."

„Was ich während meines Aufenthaltes im Spital an grauenhafter Unkenntnis über Österreich, Mitteleuropa usw. immer wieder wahrnehmen mußte, hat mir gezeigt, daß wir für USA ein europäisches Aufklärungsministerium über europäische, speziell österreichische Belange viel dringender brauchten als irgendein militärisches Bataillon. Wir können Mitteleuropa nicht bauen, wenn die USA in ihrer Volksgesamtheit nicht die mindesten Begriffe von diesem Raum, seiner Geschichte, Wirtschaft, Religion und Kultur haben. Irgendeine psychologische Deckung von hier brauchen wir." ...

1. März 1943 (R)

... „Zu deinem Vorschlag: Selbsthilfe wäre sicherlich ein Weg in unserer Lage. Aber: 1. Wie soll man die Leute zusammenbringen? Wie weit stimmen ihre Anschauungen überein? Wie weit sind sie überhaupt zur Zusammenarbeit bereit? 2. Die Sozialisten haben Rückendeckung, wer steht hinter uns im Lande? Wir haben beide unsere Erfahrungen. 3. Jede Gemeinschaftsarbeit fordert Mittel ... Wer wird sie

beistellen? 4. Wird man uns nicht von der eigenen Seite in den Rücken fallen, weil wir ‚politisch' sind, was doch nur den ‚anderen' erlaubt ist... 5. Es ist möglich, daß Benesch und Konsorten auf Regierungskreise solchen Druck ausüben, daß wir interniert werden, wie das in England verschiedene Gegner Beneschs erfahren mußten. Wer wird uns herausholen?..."

29. März 1943 (F)

..."Gewiß wirst Du fragen: Aber was dann? Ich kann nur sagen, daß ich eine irgendwie modernisierte donauräumliche Zusammenfassung ungefähr in altösterreichischen Grenzen für notwendig, ja zwangsläufig betrachte. Ich weiß, es ist augenblicklich alles ‚hoffnungslos'. Aber ich betrachte den derzeitigen Status weder im Krieg, noch in der Politik, noch in der Hetze und Friedensdebatte als den Schluß. Ich denke, der Herrgott muß dieser unbelehrbaren Welt alle ihre Unsinnigkeiten bis zur letzten Erschöpfung durchkosten lassen, bis sie endlich erkennt, wir tun doch am besten, wieder zu einer modernisierten Fassung von 1914 zurückzukehren. Man kann Europa nur in seinem bisher durch zwei Jahrtausende *gewachsenen* Stil weiterbauen, weil kein Baum über Nacht in eine ganz wesensfremde Pflanze verwandelt werden kann. Ich glaube, daß schließlich die inneren Gravitationsgesetze Europas doch stärker sein werden als die Zifferblattverschiebungen seit 1919 und alle die wurzellosen Zifferblattfabrikanten, die nun so übergeschäftig das Haus ohne den ‚Herrn' bauen, bis sie dann dieser Eckstein irgendwie zermalmt."

„Damit auch meinerseits genug vom Politisieren. Ich sage nur, daß ich für meine Person in meinem absoluten Mauseloch jetzt weiterarbeite, obwohl ich dem äußern Schein nach absolut zu spät komme. Wenn ja, dann hat's eben Gott so gewollt, ich tat, was ich eben konnte. Wenn er meine Arbeit nicht braucht und will und drum erfolglos sein läßt, dann bin ich eben ein unnützer Knecht geworden und habe das in Demut hinzunehmen. Vielleicht ist der Mißerfolg nur eine Prüfung und Läuterung, vielleicht ist es der Schluß."...

19. April 1943 (F)

... „Das Flugblatt sende ich anbei wieder zurück. Ist ein typisch hussitisch-freimaurerisches Hetzblättchen mit einseitigster Verzerrung der Tatbestände. So wird systematisch die Volksmeinung in den USA vergiftet, und das ist nicht gleichglütig. Denn kommt es einmal im Kongreß zu Abstimmungen über die europäische Neugestaltung — und das wird kommen, weil kein Präsident in dieser Frage allein handeln kann —, so wird dies als ‚öffentliche Meinung' die Unterlage bilden. Die Freimaurerei wird alle Hebel in Bewegung setzen, um diese Meinungen zu forcieren." ...

12. Mai 1943 (R)

... „In Chicago wollte ich meinen Paß verlängern lassen. Erste Frage: ‚Mluvite czesky?' Fragebogen nur tschechisch. Der Beamte, später der Konsul, machten allerlei Schwierigkeiten, durchblätterten den Paß, als wenn sie es mit einem Spion zu tun hätten, bis es mir zu dumm wurde und ich ihnen sagte, sie sollen ihn zurückgeben, ich schicke ihn an Masaryk. Ich sagte ihnen ziemlich deutlich: Sie scheinen es für ein Vergnügen zu halten, Flüchtling zu sein. Offenbar ging es ihnen hier recht gut, während wir drüben kämpften. Dann lenkten sie ein und bestellten mich für den nächsten Tag. Der Vizekonsul empfing mich sofort, sprach deutsch und war überaus höflich. Ich sagte ihm, er sollte seine Leute im Büro etwas besser erziehen, ich sei an solche Umgangsformen nicht gewöhnt. Der Paß mußte aber erst nach Washington geschickt werden. Diese nicht bestehenden Staaten haben Allüren wie Großmächte." ...

18. Mai 1943 (F)

... „Ich erinnere mich lebhaft, wie Benesch vor einem Jahr erklärte, daß er zu Weihnachten 1942 wieder auf der Prager Burg sein werde. Aber vorher muß er jetzt noch zu Stalin wallfahren mit den Wünschen der USA und der Bitte, es nicht ganz auszuschalten bei der Aufteilung der Interessensphären, denn allem Anschein nach will man Stalin Europa, als die ‚Fortsetzung Asiens', ausliefern und sich dafür in Südamerika und Afrika schadlos halten. Es ist wirklich grauenhaft, wie es jetzt steht. Allerdings ist meine Ansicht,

daß dies noch nicht das Ende ist und daß nach der allseitigen Erschöpfung wieder etwas vernünftigere Vorschläge für den Frieden gemacht werden." ...

23. Mai 1943 (R)

„Ich bin so pessimistisch wie Du über die ganze Entwicklung. Sadismus zertrümmert die letzten Reste Europas. Inzwischen machen Narren und Verbrecher die ‚Pläne' für die ‚neue' Welt, besser wohl für den permanenten Krieg. Wir, d. h. die Katholiken, haben den Krieg und den Frieden bereits verloren."

„Es ekelt mich an, was jetzt mit Benesch aufgeführt wird. Im 'NYT-Magazin' wird er als ‚Homo Europaeus' gefeiert, der ‚Typ eines Mannes, wie man ihn heute braucht'. Die 'News Flashes from ČSR' grüßen ihn als einen der größten Staatsmänner unserer Zeit: ‚Wenn gut unterrichtete Männer nötig sind, Benesch kann dieser Not genügen ... Er ist Feind Nr. 1 der Habsburger-Propaganda und gefährdet die Bestrebungen der Faschisten hierzulande.' Zum Kotzen! ... Vielleicht gehen wir in die Rocky Mountains und warten, bis die Dämme Europas gesprengt werden, bis es uns selber mit erwischt ..."

„Was hältst Du von der Auflösung der KOMINTERN? Ich denke, es ist Augenauswischerei. Stalin muß doch wenigstens eine Geste machen. Schaut schön aus und kostet nichts ..."

„Sollten wir nicht daran denken, eine Hilfsaktion für die Heimat für die Zeit nach dem Kriege einzuleiten ... Vielleicht ist Caritas alles, was wir angesichts des allgemeinen Wahnsinns noch tun können." ...

1. Juli 1943 (F)

„Dank für Deine beiden Artikel, die mich sehr interessierten und denen ich zustimme. Schade, daß man solche Auslassungen nicht auch in 'New York Times' unterbringen kann. So aber hört die große Welt nur Benesch und seine Verhimmler. Leider!"

21. Juli 1943 (R)

„Die Bombardierung Roms ist nach meiner Meinung ein Verbrechen und ein schwerer psychologischer Mißgriff. Wir

übernehmen immer mehr die Methoden unseres Bundesgenossen Stalin." ...

29. Juli 1943 (F)

„Die Bombardierung Roms verstehe ich auch nicht. Ich hätte niemals gedacht, daß sich die Amerikaner mit diesem Makel behaften. Das wird immer ein böser Bumerang für die USA bleiben. Dabei ist es bestimmt keine militärische Notwendigkeit, auch wenn es gewisse Militärs zu ihrer Rechtfertigung natürlich steif behaupten... Demnach wird nun bald Österreich Kriegsschauplatz sein müssen, wenigstens für schwerste Bombardierungen..."

22. Oktober 1943 (R)

„G. hat mir aus Brasilien einen langen Brief geschrieben und sucht mich zu bekehren, weil ich ihm sagte, daß ich nicht mehr an einen ideologischen Krieg glaube, d. h., ich sehe einen zweifachen Krieg: den auf dem Schlachtfeld, der nur um die Weltherrschaft geht und nun mit dem Siege Stalins endet. Den Krieg des Geistes führen die Politiker sicherlich nicht, trotz aller Phrasen zum Gegenteil. Ihr Handeln ist nur von Nützlichkeit, 'Expediency', geleitet. In diesem Krieg des Geistes stehen wir allein, die wir an Gott und Geist glauben. In diesem Kampf entscheiden letzten Endes nicht die Waffen des Krieges, sondern die des Geistes. Soweit Nazismus, Bolschewismus usw. geistige Erscheinungen sind, werden sie nur auf dem Schlachtfeld des Geistes überwunden. Gelingt das nicht, dann wuchern sie trotz militärischer Niederlage weiter. Es wäre ja nicht das erste Mal, daß die Sieger die Besiegten wären..."

16. Februar 1943 (R)

„Die 'Catholic Association for International Peace' hat mir einige Broschüren geschickt und erbat meine Vorschläge. Am 28. Januar habe ich ihnen eine Skizze geschickt, was ich erwarten möchte, ungefähr folgendes:

‚1. Die Gegner unserer Weltanschauung bereiten schon jetzt ihren ‚Frieden', vielmehr den nächsten Weltkrieg vor. Katholischer Einfluß könnte wohl zunächst durch die Länder Südamerikas geltend gemacht werden. Es sollte für sie nicht

genug sein, Krieg zu führen (und dabei eine christliche Regelung der Probleme zu verpassen, die letzten Endes den Krieg verursachten). Sind Sie bereit?'

‚2. Viele der katholischen Flüchtlinge sind Fachleute für europäische Fragen. Ich denke nicht an jene, die Hitler und Deutschland durcheinandermischen, nur Ideen des Hasses und der Zerstörung vertreten, bisweilen persönliche Rache befriedigen wollen. — Werden diese Flüchtlinge als Fachleute herangezogen?'

‚3. Soweit ich sehe, wird der Fall Österreich in einflußreichen Kreisen nur vom sozialistischen, antiösterreichischen Standpunkt präsentiert.'

‚4. Ich möchte die Aufmerksamkeit auf die gefährliche Entwicklung innerhalb der ČSR bzw. der Exilregierung in London hinlenken:

a) Die Aufhebung des Münchener Vertrages durch England und Rußland ist ein fait accompli für die Friedenskonferenz. Dieser Vertrag, so ungerecht er in vieler Hinsicht ist, wurde durchgeführt. Die Deutschen dieses Gebietes wurden als reichsdeutsche Staatsbürger erklärt usw. Darum kann der Vertrag nicht aufgehoben werden, ohne auch die altera pars zu hören.

b) Benesch und seine Regierung können nicht als Sprecher der Sudetendeutschen und der Slowaken betrachtet werden. Diese haben ein Recht auf Selbstbestimmung, wenn die Atlantic Charta usw. überhaupt etwas heißen sollen. Sie waren Opfer von München, die tschechische Regierung selber hat sie an Hitler ausgeliefert. Sie dürfen nicht wiederum die Opfer werden.

c) Mitglieder der tschechoslowakischen Exilregierung schreiben die Geschichte, um eine Verschleppung der Sudetendeutschen vorzubereiten. Es ist geschichtliche Tatsache, daß die Sudetendeutschen bereit waren, mit den Tschechen zusammenzuarbeiten, aber es war wenig oder kein Verständnis dafür auf tschechischer Seite. Die Mehrheit der Sudetendeutschen wollte Autonomie, nicht aber Anschluß an Deutschland. Tausende sind nun in der Verbannung, mehr noch im KZ. — In der Exilregierung sind die Sudetendeutschen nur durch den Kommunisten Karl Kreibich vertreten.

d) Benesch bereitet engste Zusammenarbeit mit Moskau vor, die ja immer sein Ziel war. Er versucht sogar, das katholische Polen in eine Union mit Rußland zu bringen. Was Ignaz Matuszewski ausführte ('The Tablet', 9. Jänner 1943), gilt auch für die ČSR.'

'Benesch ist Mitglied des Grand Orient, Paris. Seine Demokratie hat keine christliche Grundlage, sondern basiert auf den Ideen der Französischen Revolution. Sein Haß gegen Österreich gründet in geschichtlichen Ereignissen vergangener Jahrhunderte: Hinrichtung Jan Hus' (1415), Schlacht am Weißen Berge (1620), und fällt deshalb mit dem Haß gegen die Kirche zusammen.'

'Das sind nur Andeutungen. Wie der Dreißigjährige Krieg in Prag begann, der erste Weltkrieg mit der Ermordung des katholischen Thronfolgers, der zweite mit Hitlers Einmarsch in Österreich und die ČSR — so können wir uns heute schon auf den dritten Weltkrieg vorbereiten, wenn der kommende Friede nicht wirkliche Lösungen bringt, sondern nur eine Regelung, die auf Haß und Vorurteilen basiert.'

'Seitdem habe ich nichts mehr gehört. Offenbar wollen die Herren nicht von 'Ausländern' belästigt sein!' "

21. Jänner 1944 (F)

„Ich weiß nicht, warum ich seit einigen Monaten politisch so 'leichtsinnig' geworden bin und nur glaube, daß wir jetzt durch tausend Provisiorien hindurchwatscheln wie die Enten. Was das Ende sein wird? ... Ich meine, wir hätten nur die Aufgabe, dem Publikum hierzulande gewisse europäische Binsenwahrheiten mundgerecht und hirngerecht zu machen. Aber das begreift die Emigration vor allem deswegen nicht, weil sie ja 'Europa' längst geistig verlassen hatte, bevor sie den Staub Europas freiwillig oder notgedrungen von den Füßen schüttelte. Darum ist die ganze Emigrantenpolitik so unfruchtbar und macht sich selbst immer unmöglicher und unernster. So bleibt die Emigration in der Hauptsache dazu verurteilt, ihre Ismenkrämpfe und Giftausdünstungen diesem Erdteil als 'Vermächtnis' aufzuhalsen. Und da dies Land den positiven Emigrantenkräften keine wirkliche Hilfe und Chance gibt, macht es sich selbst schuldig am Weltelend. So rächt sich eben doch alles einmal."

8. Februar 1944 (R)

... „Ich hatte diese Woche einen FBI-Mann hier. Anlaß waren meine Artikel, die er alle in englischer Übersetzung hatte. Er griff nur einige Stellen heraus, z. B. was ich über die Internierung von Priestern in England geschrieben hatte, daß H. G. Wells seit Beginn des Krieges die Bombardierung Roms gefordert hatte, meinen Kommentar zur Aufforderung der französischen Untergrundbewegung, die Nahrungsmittel zu verderben, als Bumerang-Ratschläge. Meine Artikel über den Kommunismus, die der Anlaß des ‚Besuches' waren, überging er... Natürlich hatte er auch die ‚Gerüchte' über meinen ‚Geheimsender' gehört und erkundigte sich darnach. Wir trennten uns sehr freundschaftlich. Aber ich habe wohl etliche schwarze Punkte..."

„Ich kann Deinen politischen ‚Leichtsinn' nicht teilen. Man wird sicher das alte Österreich in irgendeiner Form wieder errichten, aber es wird ein kommunistisches Österreich sein. Die baltischen Länder wurden bereits dem Imperium Stalins eingegliedert; heute der Druck Hulls auf Finnland, doch endlich den Bolschewiken nachzugeben, wenn es eine Chance beim kommenden Frieden haben solle; Polen macht noch etliche Schwierigkeiten. Die Britten bestehen angeblich darauf, daß die Frage einvernehmlich geregelt wird, wir werden aber bald erleben, daß Stalin auf polnischem Boden ‚seine' Regierung hat. Dann kann die polnische Exilregierung in London Harakiri begehen oder was immer sie für eine Todesart wählt. Es geht ihr nicht besser als den Königen von Griechenland und Jugoslawien. Heute redet man nur mehr von Tito und den ‚partisans'. Wie gut, ‚daß die Hölle ihre philologische Abteilung hat', wie Lewis in seinen Screwtape Letters sagen möchte, ‚die es versteht, den Worten ihren Sinn zu rauben, um die Welt zu betrügen...' "

... „Du hast Pläne für Österreich, ich für das Sudetenland. Aber es scheint, die Pläne gehen mit uns ins Grab. Vielleicht erinnert sich jemand daran während des nächsten Weltkrieges."

14. Februar 1944 (F)

„Habe doch ein wenig gestaunt, daß Dich die FBI ‚überschattet' hat... Es ist wirklich komisch und schandvoll zu-

gleich, daß alle ‚Linksleute' als ‚einwandfrei' befunden werden, nur bei unsereinem findet man immer wieder oder macht wenigstens — ‚Schwierigkeiten'. Bei mir wird wohl mein alter Kampf gegen die Sozis und Kommunisten eine böse Vorbelastung sein ..."

„Wir sind in einer tragischkomischen Lage: einerseits das Opfer Hitlers, anderseits auch das Karnickel unserer Retter und Helfer, natürlich immer unter den heiligsten Beteuerungen der Hilfsbereitschaft. Nur wird sie einem gleichermaßen hartnäckig verweigert — in der Praxis. Und dann staunen sie mit offenem Mund, daß man die Phrasen eben als Lügen wertet."

24. Februar 1944 (R)

„Ich lese eben das Buch des österreichischen Sozialisten Julius Braunthal 'Need Germany Survive' (‚Soll Deutschland überleben?'). Die österreichische Frage ist natürlich nach dem roten Schema behandelt. Auf der anderen Seite finde ich viele vernünftige Gedanken, insbesondere gegen den tollwütigen Vansittartismus und alle, die den Haß verewigen wollen ... Ich wundere mich, daß das Buch während des Krieges in England gedruckt werden kann und daß Prof. Laski, einer der angesehensten Linksler, eine sehr gute Einleitung schrieb."

1. März 1944 (F)

„In diesem Monat jährt sich wieder die österreichische Tragödie. Es erregt mich doch noch gewaltig, wenn ich alles so überdenke und das eigene Erleben jener Tage mir vergegenwärtige, daran denke, wie ich jahrelang ein Rufer in der Wüste war, belächelt, kaltgestellt und dann mit meinem ‚Pessimismus' so tragisch recht bekam. Noch mehr erregt mich die verräterische Haltung meiner Gegner und ‚Sieger' ... Wie charakterlos haben sie sich benommen und was hat es ihnen genützt?! ..."

18. Mai 1944 (R)

... „War zwei Wochen in Chicago, eine in New York. Es ist ganz interessant, das Leben außerhalb der Prärie zu sehen. Wüßte man nicht, daß Krieg ist, sähe man nicht so

viele Uniformen, würde man nicht ahnen, daß wir in der größten geschichtlichen Auseinandersetzung uns befinden. Alles ist in den Großstädten noch im Überfluß, Kleider, Lebensmittel usw. Kein Vergleich mit dem, was wir drüben im letzten Krieg mitgemacht haben. Die Vergnügungsindustrie blüht. Ich denke mir, Sodom und Gomorrha waren ziemlich harmlose Unterhaltungsstätten im Vergleich zu den Zentren unserer modernen ‚Kreuzfahrer'..."

„Ein Freund, der dem Katholischen Friedensausschuß angehört, erzählte mir, er habe bei der letzten Sitzung den Vorschlag gemacht, man solle doch aus dem Stadium der Theorie heraustreten und konkrete Pläne für die Lösung der europäischen Pläne aufstellen. Aber er wurde überstimmt. Natürlich: Theoretisieren ist leichter als praktische Lösungen finden. Hernach können wir wenigstens sagen: Wir hätten bessere Lösungen gehabt."

„Derselbe Priester gab mir einen Zeitungsausschnitt, nach dem ein Msgr. E. S. Burke erklärte: ‚Er sei von der Nachricht, daß Rom bombardiert wurde, entzückt gewesen'; ‚der Papst im Vatikan habe wohl Gott gedankt, daß endlich Rom bombardiert wurde.' Mir scheint dies pervers und blasphemisch... Dazu der famose Father Orlemansky (ein polnischer Priester aus Detroit, der mit Zustimmung, wenn nicht im Auftrage Roosevelts Stalin besuchte) mit der Botschaft, Stalin sei ein Freund der katholischen Kirche. Ich denke, wenn man Hitler besuchte, würde man wahrscheinlich dieselbe Erklärung zurückbringen können. Die Staatsvergötzung, die Auslieferung des Gewissens an den Cäsar macht Riesenfortschritte. Die Menschen verlieren anscheinend in Zeiten der Katastrophe Vernunft und Gewissen..."

7. Juli 1944 (R)

„Es ist bezeichnend, daß jetzt der Kommunist Earl Browder ganzseitige bezahlte Inserate für die Wiederwahl Roosevelts in großen Blättern laufen läßt. Warum wohl und wer zahlt dafür? Wodurch unterscheidet sich Roosevelt noch von Hitler, wenn es wahr ist (wie 'Times Magazin' und 'Tablet' vom 24. Juni 1944 berichten), daß ihm ein Freund einen Brieföffner aus dem Arm eines gefallenen Japaners überreichte, worauf er bemerkt haben soll: ‚Das sind die

Geschenke, die ich liebe.' Als sich der Freund entschuldigte, daß die Gabe so gering sei, sagte er: ,Oh, es wird noch genügend solcher Geschenke geben!' So zitiert in einer Rede von Judge Fenerty von Philadelphia! Wir sind am Ende der Menschlichkeit! ..."

„Ich denke wie Du, daß alles noch sehr lange dauert. Es kann nicht anders sein, vielleicht fängt der nächste Krieg schon an, ehe dieser zu Ende ist — beim Aufteilen der Beute ..."

„Freitag wurde mir die Redaktion des ,Nord Dakota Herold' angeboten. Ich habe aber dankend abgelehnt. Ich würde mich selber und das Blatt ruinieren, weil ich nicht (der USA-Politik) ,gleichgeschaltet' bin ..."

28. Juli 1944 (R)

... „Ich habe mir zwei Tage die demokratische Konvention (Parteitag) angehört, während der republikanischen versagte mein Radio, ich möchte fast sagen, Gott sei Dank. Ein demokratischer Senator nannte sie 'a staged job', wir würden sagen eine Komödie — und er hat recht. Die Kommunisten dirigierten die Galerie (wie ein Kommentator während der Vorstellung feststellte), vor allem den Applaus für Wallace. Die Lobhudeleien für Roosevelt hätten Hitlers Neid erregen müssen. — Auf dem Wege zur Diktatur???"

„Sonst hat sich hier nichts geändert. Derzeit kämpfe ich gegen Moskitos und Mäuse. Lästig, aber harmlos ..."

15. August 1944 (R)

„Ich will Dich (während der Erholung in einem Sanatorium in Colorado) nicht mit Politik belästigen. Es wird ja immer abstoßender: Jetzt opfert man kaltblütig Polen. Sollte der Krieg in Europa bald zu Ende gehen — was ich noch nicht glaube —, so ist das erste Opfer des Appeasement im Orient Chiang-Kai-Shek. Die stimmungsmäßige Vorbereitung dafür hat schon eingesetzt. Dabei hat diese Sorte von ,Grundsatzmenschen' den Mut zu sagen, daß man dem Wort der ,anderen' nicht trauen dürfe ..."

„... Die Strömung, die ganze Propaganda geht nach ,links'; konservative Kreise haben nichts zu sagen, Atheisten führen das große Wort; es gibt nirgends eine wahre Demo-

kratie, weil die religiös-sittliche Voraussetzung dafür fehlt. Jeder versteht unter Demokratie nur, daß *er* oben schwimmt. Es fehlt nicht nur die religiöse Einheit, sondern weithin sogar jede positive Religion."

„Ich meine, daß Du die Deutschen zu hart beurteilst. Es ist richtig, daß die meisten zuerst ‚deutsch' dachten. Das trifft aber nicht nur bei den Deutschen zu: Italiener, Franzosen, Engländer, selbst die Amerikaner sind doch zuerst ‚national'. Ich finde immer wieder, daß die Deutschen eher übernational, wenn nicht international denken als alle anderen. Die Franzosen in Kanada haben sich bis heute nicht akklimatisiert, die Franzosen, Polen usw. in den USA sind zuerst national. Sie halten an ihrer Sprache, ihrem Gottesdienst in der Muttersprache fest, wehren sich gegen andersnationale Priester. Die Irländer hier sind nach Generationen noch zuerst Irländer. Wir haben eben die Rangordnung der Werte verloren, seit die Einheit des Christentums verlorenging. Wir haben in der Welt keinen Bischof, der — wie die Deutschen (Faulhaber, Galen, Preysing) — gegen die herrschende Macht aufträte ... Wenn ein anderes Volk vor die Entscheidung gestellt wäre: Volk oder Kirche, das Ergebnis wäre überall im Sinne Rosenbergs, den Du zitiertest. Es ist doch bezeichnend, wie man allmählich den Bolschewismus schmackhaft findet. Es gibt allzuviele, die das Unrecht auf der anderen Seite verurteilen, es aber für patriotisch halten, zu allem Unrecht im eigenen Lager zu schweigen. Ich erinnere mich, wie die tschechischen Bischöfe 1918 die Zerschlagung Österreichs und den Staat des Freimaurers Masaryk in einem Hirtenbrief als ‚Weihnachtsgeschenk des Christkindes' feierten.

Ich lese eben Bellocs 'Elisabeth Tudor'. Ich finde auf jeder Seite Parallelen zu den Nazis. Es ist doch grenzenloser Hochmut, wenn man heute das ganze deutsche Volk in Bausch und Bogen verurteilt, weil es Hitler nachlief, aber die Greuel in der eigenen Geschichte glorifiziert: Die Engländer brauchten Bomben zur Pazifizierung Indiens, sie hatten KZ im Burenkrieg, noch vor 25 Jahren verwendeten sie in Irland Geiseln. — Das alles will natürlich die Greuel der Nazi nicht entschuldigen. Was Unrecht ist, bleibt Unrecht, auch wenn mein Vater oder Bruder der Schuldige wären. Aber

ich will nicht mit verschiedenen Maßstäben messen. (NB. Das folgende Zitat Bellocs zeigt, wie selbst ein hochgebildeter dem Chauvinismus verfällt: „... Mehr und mehr von uns haben eine vertraute Kenntnis der glorreichen deutschen Sprache, mit der es möglich ist, mit Tieren zu verkehren.')..."

„Dieselben Kreise, die ‚München' als größte politische Dummheit bezeichnen, übertun sich heute im Servilismus vor Stalin. Teheran ist viel schmählicher. Chamberlain hat bei seiner Rückkehr Hitler nicht als großen Menschen und Staatsmann gefeiert, wie es nach Teheran mit Stalin geschah."

„Wenn die Schuldigen bestraft werden sollen, dann doch nicht arme Schuster und Schneider, die in der Sorge um ihre Existenz ‚Heil Hitler!' schrien — der common man (Mann von der Straße) ist nun einmal nicht Märtyrer —, dann müßten neben den Naziführern zuerst die bestraft werden, die heute Staatsanwalt spielen möchten, die Pilatusse, die ihre Hände in Unschuld waschen wollen an dem Blutbad, das sie über die Menschheit bringen halfen mit der uralten Frage der Grundsatzlosen: ‚Was ist die Wahrheit?'..."

„Die Epistel ist gegen meine Absicht allzulang geworden, zudem, ‚politisch'. Aber Briefe sind meine einzige Aussprache in der Einsamkeit der Prärie..."

29. August 1944 (R)

...„Die überkonfessionellen Verfasser der ‚Pattern for Peace' (‚Friedensvorschläge') haben sich mit den Verfassern der republikanischen und demokratischen Parteiprogramme in Verbindung gesetzt, aber erfahren müssen, daß wenig Aussicht besteht, daß ‚Friedensvorschläge, die auf der Anerkennung der Oberhoheit Gottes beruhen, staatlichen Gesetzgebern zur Kenntnis gebracht werden, wenn es nicht seitens der Wählerschaft geschieht'." ("Our Sunday Visitor", 27. August 1944)...

7. September 1944 (R)

...„Wir haben unlängst eine politische Erklärung für die Sudetendeutschen den ‚Großen Drei' unterbreitet. Man durfte

die Atlantic Charta nicht erwähnen. Das wäre in London eine Provokation."

2. Oktober 1944 (R)

„Um 8 Uhr früh fuhr ich (nach meinem Besuch in Colorado) mit eigener Kraft wieder von Rapid City weg. Ich machte einen Umweg durch die Badlands, ich möchte fast sagen das interessanteste Naturwunder, das ich bisher gesehen habe. Ich habe immer gewünscht, Du wärest dabei gewesen. Für etwa 40 Meilen steigen Formationen direkt aus dem Boden, die wie Alpenspitzen ausschauen, wild zerklüftet. Die Farbe ist teilweise wie eine Elefantenhaut. Keinerlei Vegetation. Kein Lebewesen. Man sieht deutlich die verschiedenen geologischen Schichtungen, zudem in verschiedenen Farben: grau-grün, rötlich usw. Alles macht nicht den Eindruck von Felsen, mehr von ausgetrocknetem Schlamm, so daß ich mich wunderte, daß alles die Jahrtausende überdauerte und nicht längst weggeschwemmt wurde. Wie gesagt, alles kam mir vor wie ein phantastisches Märchenland und hat mich mehr interessiert als selbst der Pikes Peak (14.109 Fuß), auf dem wir waren..."

31. Oktober 1944 (F)

...„Daß Churchill wirklich keinen Erfolg hatte in Moskau, ist mir von vornherein als Dogma erschienen. Ich schäme mich für ihn und ganz England, daß sie nun den gleichen Unsinn und dieselbe unsinnige und hilflose Bettelei versuchen, mit der sie sich früher Hitler an den Hals warfen. Und das soll einen — Stalin beeindrucken, ihn, der sie alle zusammen so herzinnig haßt und wie zerbrochene Spielzeuge von einem Winkel in den anderen wirft. Dabei verstehen sie alle nicht, daß man mit Stalin nur mit einer großen Armee und mit eiskalter Schnauze reden darf. Alles andere ist bei ihm sinnlos und reizt nur seinen Größenwahn. Und nun beginnt man hier in den Lagern schon mit der Entlassung ausgebildeter Soldaten, indes Rußland just jetzt wieder mehr als eine Million neuer junger Rekruten für den nächsten Frühling ausbildet. Und die demokratischen Großeseln wallfahrten inzwischen nach Moskau, um in freundschaftlicher Weise das asiatische Wüstenbiest mit

Rosenknospen zu füttern. Sie ahnen nicht, daß man solche Viecher nur mit Fleisch nähren kann und daß alles andere den Schakal reizt und wütend macht..."

3. Dezember 1944 (F)

... „Über das österreichische Komitee in NY habe ich erst jetzt einigen Aufschluß bekommen... Daß man mich nicht heranzieht, wundert mich weiter nicht. Erstens bin ich ja schon US-Bürger... zweitens bleiben da die Leute unter sich, d. h. die jeweilige Gruppe oder Clique verbarrikadiert sich gegen alle ‚Außenseiter' und unbequemen Leute. Und ich bin unbequem, weil ich nicht bloß meinen Namen hergebe, wenn ich schon einmal mittun will, sondern eben auch mitrede. Soviel Kollegialität verträgt aber die Emigration am allerwenigsten. Übrigens hat R. (mit dem ich in Wien ein paarmal zu tun hatte) ein Interview gegeben, indem er den Juden weitestes Entgegenkommen im neuen Österreich zusichert. Ich betrachte nun diese Wiedereinsetzung der Juden in ihre alten Vorrechte und den vollen Schadenersatz als eine absolute physische Unmöglichkeit in einem Erdteil, der bis in den letzten Winkel demokratisch in Schutt und Scherben gebombt wird. Wie soll nun gerade der Jude beim Wiederaufbau voll entschädigt werden können? Werden die arischen und einheimischen Ausgebombten das so ohneweiters dulden? Kann ein Land, das aus Ruinen und Krüppeln besteht und darüber hinaus für die Sieger härteste Robotarbeit leisten muß, kann solch ein Land in absehbarer Zeit wirklich ‚Restitution' leisten, wird es das überhaupt tun, nachdem doch die neue Regierung dies ganze Elend und die Judenvertreibungen *nicht* verschuldet hat? Ich glaube, es gibt keinen besseren Weg, einen wilden Antisemitismus zu schaffen als solch hirnrissige Forderungen der Juden und so blöde Zusagen der ‚Arier'... In ganz Amerika regt sich niemand, der diese grotesken Shylock-Forderungen als physische und geistige Unmöglichkeiten anprangert. Mir graut wirklich vor solchen Friedensverträgen und noch mehr graust mir vor Leuten, die solche Unmöglichkeiten einfach ‚bewilligen'. Entweder sind solche Leute zu dumm, diese Unmöglichkeit einzusehen oder sie sind zu charakterlos, ihre wahre Einsicht offen zu bekennen — in beiden

Fällen sind sie absolut unzuständig und unmöglich als künftige ‚Retter' und Aufbauer Österreichs oder Deutschlands ..."

9. Dezember 1944 (R)

„Deine Nachrichten über das österreichische Komitee sind charakteristisch, nicht überraschend. Wir erleben dasselbe in der ganzen Welt. Alle die Staatsmänner sind bereit, alles zu opfern, um sich selber zu halten, d. h. alles, was anderen gehört, nichts, worüber sie selber verfügen können. Das alles ist eine Folge der ganzen Grundsatzlosigkeit ..."

„Der grundsätzlich klar denkende (jüdische) Kommentator George E. Sokolsky schreibt eben ein Nachwort zu den Wahlen: Mord oder Politik. Darin heißt es: ‚Churchill ist schließlich doch ein englischer Gentleman. Er kam nach Quebec, um seinen Kameraden (pal) zu helfen. Er sah, daß die Amerikaner das nicht gerne hatten und er spielte nicht weiter Politik in unserem Hof. Wenn doch die diamanten- und perlenbedeckten Refugees, die New York wie Heuschrecken überschwemmen, von ihm lernen möchten, der vernünftigen Regel zu folgen: Kümmere dich um deine Angelegenheiten. Sie schwärmten während des Wahlkampfes herum und erzählten uns Amerikanern, was wir mit unserem Lande anfangen müßten, als würde ihre europäische Überlegenheit solchen Eindruck auf uns machen, daß wir die Frage vergäßen: »Wenn sie schon so gescheit sind, warum haben sie dann in ihren eigenen Ländern alles durcheinander gebracht?«' — Wer doch diese diamanten- und perlenbedeckten Opfer Hitlers sind, die wie Heuschrecken umherziehen und ‚amerikanische' Politik machen? ..."

13. Dezember 1944 (F)

... „Ich bin voll Empörung über die USA und die närrischen Bombardierungen von Wien und Österreich. Da man Österreich nun als letzten katholischen Staat Stalin ausliefert zum Dank dafür, daß dieses Land mehr als 200 Jahre das Asiatentum von Europa abgehalten hat, so lasse man ruhig Stalin bombardieren, es ist ja ‚sein' Gebiet und die Amerikaner sollten anständigerweise ihre blutigen Hände davon ablassen. Sie sollten dafür Prag in Trümmer legen

und die tschechische Industrie, die weit mehr Hilfe für Hitler ist als ganz Österreich. Aber Prag ist heiliger als Rom und Cassino ..."

28. Dezember 1944 (R)

... „Roosevelt schweigt. Die Polen hatten etwa 6 Millionen Wahlstimmen, sie wären vielleicht doch aufgewacht über den Verrat aller Grundsätze — hätte er vor der Wahl offen geredet über das Verbrechen von Teheran. Jetzt sitzt er wieder fest und er kennt seine Untertanen. Ein paar heuchlerische Phrasen (wie etwa die Leichenschändung Al Smiths in seiner Bostoner Wahlrede) und alles ist wieder gut. Und — was liegt schon am christlichen Abendland, wenn der heilige Dollar winkt im Geschäft mit Rußland!? ..."

5. Jänner 1945 (F)

„Der Zynismus Roosevelts hinsichtlich der Atlantic Charta und sein stilles Zusammenwirken mit Stalin haben mich sehr empört. Ich bin sehr betrübt, daß wir in diesem Lande der Freiheit keine große Reaktion haben gegen diesen notorischen Verrat, alles ist regierungsfromm ..."

„Die Herren Kommunisten und Linkser sollen diesmal nur selber die neuen Friedensverträge unterzeichnen, die Stalin und Co. zusammenbrauen. So drehen sie sich selbst den besten Strick zu ihrer späteren politischen Absetzung. Denn es wird die gleiche Reaktion kommen wie auf Versailles und St. Germain. Dann erst ist die Zeit für eine gesunde Regierung. Es sollen diesmal ‚Demokraten' die Verantwortung für die Friedensverträge der ‚großen Demokratien' auf sich nehmen; das bringt den ganzen Unsinn zum verdienten Ende aller Ungerechtigkeiten, die im Namen der Demokratien ersonnen und geheiligt werden ..."

11. Jänner 1545 (R)

„Der Plan, Europa zu ‚missionieren' ist ganz unsinnig. 1. Kann niemand unter Polizei- oder Militärbewachung missionieren. 2. Wird Amerika, das heute alle Kulturwerte Europas zerbombt, das verhaßteste Land der Welt sein. Man wird es später als Verräter des christlichen Abendlandes an den Bolschewismus brandmarken. 3. Stalin ist auf Jahre hinaus der Herr Europas ..."

17. Jänner 1945 (F)

„... Die USA haben schon zwei Jahre mit Bombardierungen vorgearbeitet —, um den Russen auf diese Weise zu helfen' —, in facto, um endlich das christliche Wien zu pulverisieren, damit man diese unangenehme katholische Erinnerung endlich losbekommt. Nun, ich glaube, daß die Ahnfrau Österreichs noch genügsam durch die Staatskanzleien geistern wird und ihnen nach einer Generation einen Super-Hitler als neuerliche Gegenrechnung präsentieren wird, da man den jetzigen als Gegenrechnung für St. Germain usw. auch nicht versteht." —

13. Februar 1945 (R)

„... Es ekelt mich an, wenn man sich auf die Atlantic Charta beruft im selben Augenblick, da man alle ihre Grundsätze praktisch verleugnet. ‚Wie unaussprechlich ist doch die Gemeinheit, ein Heuchler zu sein! Wie schrecklich ist es, ein schadenfroher, boshafter Heuchler zu sein!' (Voltaire) ..."

„Gewaltsam Schluß für heute. Ich bin die letzten Tage wie hirnvernagelt, vielleicht kommt es mir nur mehr zum Bewußtsein. (‚Man wird halt immer älter und dümmer', sagte der Förster zum bayrischen Prinzregenten Luitpold. ‚Älter ja — aber dümmer?' ‚Ja, königliche Hoheit, selber merkt man's nicht, aber die anderen merken's.') ..."

3. April 1945 (F)

„... Der ‚Rußland-Realismus' bedeutet für mich genau soviel, wie wenn ich mit dem Teufel gegen den Herrgott ein Bündnis abschließen wollte, weil der Teufel eine — Realität ist, mit der man halt in dieser Welt ‚rechnen' muß. Mit dem Teufel Beelzebub austreiben ist genau so erfolgreich wie mit Beelzebub Teufel austreiben. Und solche Männer wollen ‚positiv' arbeiten für den Wiederaufbau Europas. Da kann und will ich nicht mit ..."

22. Februar 1945 (F)

„... Die sture Emigration hat nicht im geringsten begriffen, was hier systematische Propaganda bedeutet. Wenn sie etwas für die Heimat tun könnte, etwas Positives, dann

wäre es eine landweite Protestaktion gegen die (US)-Hunnen der Luft. Man müßte strikt bei dieser sehr zutreffenden Titulatur bleiben. Das würde eine landweite Debatte hervorrufen und zugleich die Amerikaner selbst etwas nachdenklich machen und manche zur Mithilfe bringen..."

3. März 1945 (R)

„Alles, was wir im Augenblick tun können, ist nur ein Dokument für die Zukunft, daß es Menschen gab, die nicht den Verstand verloren hatten — so wie es einst mit unseren Warnungen vor den Nazi war. Praktisch und faktisch haben Narren das Wort —, nein, „große grundsatzlose Staatsmänner".

„Es geht mir wie Dir. Jalta hat mich direkt krank gemacht. Ebenso die teuflisch demagogische Rede Roosevelts darüber. Ich habe eine ganze Reihe von Stellen auf Schallplatten übertragen..."

„Was willst Du von dieser Emigration erwarten?... Nimm unsere Erfahrung. Wir haben verschiedene Versuche gemacht, zuletzt bei unserem Besuch beim ‚Register' in Denver. Was war das Ergebnis?..."

8. März 1945 (R)

„Ich komme zurück auf meinen Brief vom 3. März 1945... Ich habe heute an Bischof Hudal einen dreiseitigen Luftpostbrief geschickt und darin ganz offen gesagt, was ich über Jalta und die Haltung hierzulande denke. Dabei kam mir ein anderer Gedanke: Könnten wir uns nicht direkt an den Papst wenden, so wie sich die Bewohner Warschaus in ihrer Verzweiflung an in wandten? Wenn ich sage, wir, so meine ich neben uns alle, die wir aus dem deutschen Sprachgebiet erreichen können. Ich bin ja überzeugt, daß uns allen dasselbe Los zugedacht ist, Österreich nicht ausgenommen."

„Was wir sagen sollten: 1. Die Gedanken, die Du in Deinem Brief anregtest — hier ist nichts zu erreichen, alles ist staatsanbetend, mehr als irgendwo in der Welt — und nennt dies Demokratie. Man schwelgt in Grundsätzen, hat aber nicht den Mut aufzustehen und zu erklären, daß Grundsätze

mit Füßen getreten wurden wie in Jalta. — Also: Protest gegen den Massenmord an der Zivilbevölkerung und die skrupellose Zerstörung der Kirchen. (Heute schreibt Anne O'Hare McCormick in 'NY Times', 5. März 1945: ‚Mitteleuropa wird in eine Zone der Verwüstung verwandelt... Budapest und Wien sind Skelette, Deutschland wird ein Friedhof toter Städte.' ")

„2. Protest gegen die geplante Versklavung. Roosevelt erklärte bei einer Pressekonferenz ('NYT', 3. März 1945), ‚er glaube nicht, es wäre eine schlechte Idee, deutsche Soldaten und Exsoldaten dorthin (nach Rußland) zu schicken, um aufzuräumen'. (Wer wird in Deutschland und Österreich aufräumen?!)"

„3. Protest gegen die Übernahme von Hitlers Rassentheorie gegen alle Deutschen und Deutschsprechenden. Wenn die Kirche gegen den Antisemitismus protestierte, warum nicht gegen den Antigermanismus? (Nebenbei gesagt: Die Bischöfe haben ziemlich einmütig gegen den Antisemitismus gekämpft. Wer hat den Mut, sich unser anzunehmen. Ich warte auf den ersten führenden Juden, der gegen Pauschalverleumdung aller Deutschen auftritt.)"

„4. Stellungnahme gegen die geplante Massenbestrafung, wobei die geistigen und politischen Urheber oder doch Miturheber der Katastrophe, wenn nicht direkte Verbrecher à la Stalin Ankläger und Richter spielen."

„5. Proteste gegen die Ausliefung des christlichen Abendlandes von Polen bis an die Donau und den Rhein (zunächst — das weitere folgt nach) an den Bolschewismus. Hinweis auf die Folgen für das religiöse Leben..."

„Wenn der Brief in Rom einlangt, müßten wir ihn hier in die Presse bringen, um die Aufmerksamkeit darauf zu lenken. Es ist ja nicht damit abgetan, daß wir aliquid fecisse videamur, sondern wirklich etwas tun."

14. März 1945 (F)

„... Daß nun endgültig alles an Rußland verkauft und verraten ist, ist mir zum Dogma geworden. Alle weiteren Konferenzen, z. B. die Aprilkonferenz in San Francisco, werden nur die ordnungsgemäße Fortsetzung von Jalta, richtiger Moskau sein... Zwei Weltreiche, wie England und USA,

müssen nicht bloß ihren erpresserischen Bundesgenossen mit allem versorgen, was er jeweils anfordert, sie müssen sich auch geistig und politisch ihm unterordnen... Was mir früher immer als leere Prophetie vorgekommen ist, daß wir für einige Jahre wenigstens durch den Bolschewismus hindurchmüssen, wird mir nun allmählich feste Erkenntnis und Überzeugung, weil — ja weil uns eben anders ganz und gar nicht mehr zu helfen ist. Vielleicht kommt dann aus dem von allen ‚Ismen', ‚betreuten' Europa als Abschluß des ganzen Geschehens in etlichen Jahren ein neuer Mann, der es der Menschheit und vor allem Europa beibringen kann, daß es nur eine Lösung gibt, nach allen Mißerfolgen der Ismen in Politik und Kultur, nach allen physischen, wirtschaftlichen und geistigen Ruinen: einen Aufbau in neuerlebtem Christentum... So siegreich der Bolschewismus derzeit und noch etliche Jahre nach dem Kriege sein wird, ich glaube fest, seine Stunde hat geschlagen, sosehr uns seine wilden Todeszuckungen heute noch imponieren und einschüchtern..."

„Herzliche Wünsche zu Deinem kommenden Namens- und Geburtstag mit dem besonderen Segenswunsch, daß Du diese Tage in wenigen Jahren wieder in Europa feiern kannst, unter Schutt und Ruinen, aber doch als Mitarbeiter und erfahrungsgesättigter Helfer des Wiederaufbaues der Alten Welt, die sich dann trotz alles Totgesagtseins zum Schrecken aller ihrer Verwüster und Leichenschänder als lebenskräftiger erweisen kann als ihre derzeitigen siegreichen ‚Testamentsvollstrecker'..."

17. März 1945 (F)

„Dein Vorschlag vom 8. März ist sicherlich gut und geht in medias res... Es tut mir aber ehrlich leid, daß ich Dir negativ antworten muß. Vielleicht sehe ich alles zu dunkel, weil ich stark unter der physischen Auswirkung meiner Krankheit stehe. Aber ich habe nun einmal keine Hoffnung, in Rom ohne gehörigen Rückhalt etwas erreichen zu können, und den kann ich nirgends finden und sehen, weil die Amerikaner nicht grundsätzlich denken und handeln, sondern rein konjunkturmäßig-patriotisch, unbekümmert um Recht oder Unrecht. Damit ist jede Aktion, die grundsätz-

liche Ideen verficht und verwirklicht wissen will, zumindest aufs Stockgeleise geschoben..."

22. März 1945 (R)

„Ich erwarte natürlich (von der geplanten Aktion) keine Wunder, kaum eine Antwort des Papstes, geschweige denn eine öffentliche Erklärung. Aber ich hatte erwartet, daß eine Aktion unsrerseits, auch wenn wir nur ‚wir' sind, die Natives (Einheimischen) doch etwas zum Nachdenken bringen würde, vielleicht auch darüber, was sie Deutschland und Österreich verdanken..."

29. März 1945 (Karfreitag) (R)

„Gestern kam die Nachricht, daß einer meiner Jungen — Romanus Wagner — am Rhein gefallen ist. Welche Tragödie: Deutsche Jungen müssen hinüber, um das Land ihrer Väter zu verwüsten, vielleicht ihre Verwandten zu morden. Sie dürfen dann nicht einmal in deutscher Erde begraben werden. — Ich muß mich sehr zusammennehmen, was Du wohl verstehen kannst..."

*

Mein letzter Brief an P. Cyrill Fischer vom 13. Mai 1945 kam zurück mit dem Vermerk: „Nach dem Tode eingelangt." Der große Kämpfer für Wahrheit, Freiheit und Recht war heimgegangen zum Vater. Die Nachricht vom Tode meines eigenen Vaters hätte mich kaum schwerer treffen können, obwohl ich sie lange erwartet und befürchtet hatte.

Wien hat seinen Apostel nicht erkannt. Er fand in Santa Barbara herzliche Aufnahme, wie er immer wieder hervorhob. Auch seine Wahlheimat, Amerika, hat den Wahrheitskünder, den Mann der Grundsätze, nicht erkannt und nicht ertragen. Drei oder vier seiner Manuskripte „Briefe aus Österreich", „Märtyrer moderner Ismen", „Das Problem der Flüchtlinge" fanden keinen Übersetzer und Verleger. Einer der besten Kenner des Sozialismus, Kommunismus, Faschismus mußte stumm bleiben.

Kurz vor seinem Tode schrieb ich ihm, er möchte doch während der Gründungsversammlung der Vereinten Natio-

nen in San Franzisko bleiben, wo er sich im Spital befand. Seine Antwort, sein letzter Brief vom 10. April, sagt zu dem Vorschlag — und seine Zeilen sind eine düstere Schau in die Zukunft: „Während der Konferenz hier in San Franzisko bleiben? Danke bestens. Für diese Leute bin ich niemand, würde nirgends empfangen. Und die Hauptsache: Es wird ja doch nur ein Abschluß der russischen Pläne, nur diesmal außerhalb Rußlands. Ich habe nicht das geringste Interesse, bei diesem wortreichen Theater dabei zu sein; denn das Endresultat steht ja schon fest, da man alles bewilligen wird und muß, um Rußland bei der Stange zu halten, solange man in Deutschland noch kämpft und solange man die russische Hilfe für Japans Niederringung erkaufen will. Wie ich Dir schon einmal geschrieben habe, halte ich den Durchgang der Welt durch die russische Hölle für unausweichlich, wenigstens für ein paar Jahre. Die Welt hat sich Rußland nun zum Ersatzgespenst für Hitler gemacht, so wird sie nun diesem Gespenst, das sie sich selbst wünscht, den Tribut zu zahlen haben."

III

VEREHRTER HERR SENATOR!

Während meines Aufenthaltes in Amerika führte ich einen umfangreichen Briefwechsel mit verschiedenen Mitgliedern des Kongresses, der zumeist außenpolitische Fragen betraf, vor allem die Frage der deutschen Heimatvertriebenen, für die ich im Anklang an das Wort Displaced Persons die Bezeichnung Potsdam Displaced Christians prägte.

Meinen ersten Brief richtete ich an die für Süd-Dakota zuständigen Abgeordneten (heute Senatoren) Francis Case und Carl E. Mundt. Ich schrieb ihnen an dem Tage, da mir aus der „New York Times" der Wortlaut des Potsdamer Abkommens bekannt wurde. Die Briefe deckten sich im Inhalt mit einem Artikel, den ich in den mir zugänglichen Blättern veröffentlichte.

Shylock-Friede

„... Die Erklärung von Potsdam ist keineswegs überraschend. Sie ist die gradlinige Fortsetzung des in Jalta

eingeschlagenen Kurses... Man kann nur bedauern, daß Mr. Truman keine andere Wahl hatte als eine Erbschaft zu liquidieren, die unter seinem Namen in die Geschichte eingehen wird, daß Mr. Attlee mit seinem ersten öffentlichen Akt als Ministerpäsident nicht bloß Millionen seiner Genossen, sondern die Grundidee des Sozialismus verraten mußte.

„Die Voraussetzung für Potsdam ist das Dogma, daß es keine ‚guten Deutschen' gibt... Die andere Voraussetzung ist, daß es innerhalb des Reiches keine ernstzunehmende Widerstandsbewegung gab: Die Zehntausende in den KZ oder die 9513 Soldaten, die nach einem eben bekanntgewordenen Geheimdokument bis Ende November wegen militärischer Delikte hingerichtet wurden, existieren eben nicht. Man muß an den Mann denken, der zum erstenmal im Zoo einen Elefanten sieht und dazu bemerkt: Es gibt keine Elefanten...

„Eine Voraussetzung wurde in Potsdam nicht berücksichtigt: Die Lage des Reiches nach dem verlorenen Krieg, die ungeheueren Menschenverluste auf dem Schlachtfeld und durch ungehemmte Bombardierungen der Zivilbevölkerung, die Städte, die mit wenigen Ausnahmen Trümmerhaufen sind, die Millionen, die ohne Heim und Heimat in den Straßen herumirren und verhungern, die bereits aus Ungarn, Polen, der Tschechei, um alles beraubt, vertrieben wurden, den Mangel an den notwendigsten Nahrungsmitteln usw. Alle Beobachter stimmen darin überein, daß sich das Reich in 50 oder sogar 100 Jahren nicht erholen kann. Shylock aber will sein Pfund Fleisch!

„In dieses zerstückelte und ausgeplünderte Reich, das schon in normalen Zeiten sich nicht ernähren konnte, das nun seiner Kornkammern in Ostpreußen und Schlesien beraubt wird, werden Millionen neuer Menschen hineingepumpt... Die Austreibung von Millionen aus ihrer Heimat, die ihre Väter seit Jahrhunderten bebauten, ist in Potsdam legalisiert worden. Man hatte sogar den Mut, von ‚Humanität' zu reden.

„Das Reich ist politisch entrechtet. Es hat keine Regierung. Die Regierung, von der man das unconditional surrender übernahm, ist hinter Schloß und Riegel, was nach den Re-

geln der Logik nur heißen kann, daß niemand übergeben hat, daß also für die Siegermächte unconditional responsibility (bedingungslose Verantwortlichkeit) besteht. Wozu man in einem Lande ohne Industrie Gewerkschaften braucht, ist mir unerfindlich. Auf Kollektivfarmen gibt es keine Gewerkschaften — und sie sind die einzige Möglichkeit zum Überleben, erzwungen von den Anwälten von 'free enterprise' (freies Unternehmertum)...

„Ich glaube, daß Senator Wheeler ganz klar sah, wenn er erklärte: ‚Wir haben Hitler durch Stalin ersetzt!' Das Abendland braucht nicht erst aufzuwachen, wie in den Tagen des Arius, um zu erkennen, daß es bolschewistisch geworden ist. So endet ein ‚Kreuzzug'!

„Vom altmodischen Standpunkt eines Christen, der zudem Demokratie für mehr als ein Schlagwort hält, sehen die Dinge so aus:

„1. Die Potsdamer Erklärung ist eine Verleugnung all der Grundsätze, für die wir angeblich Krieg führten, von Woodrow Wilson bis herauf zu San Franzisko. Die Atlantik Charta versprach u. a.: ‚Keine Eroberungen, territorial oder in anderer Weise', ‚keine territorialen Veränderungen, die nicht im Einklang stehen mit dem frei ausgesprochenen Willen der betreffenden Bevölkerung', ‚Achtung vor dem Recht aller Völker, ihre Regierungsform zu wählen', ‚gleicher Zugang zum Handel und den Rohstoffen der Welt für Sieger und Besiegte', ‚Menschen in jedem Land sollen frei von Furcht und Not leben'. — Haben wir doch den Mut, das Wort Lincoln umzukehren und zu bekennen: Die Welt ist halb frei, die andere Hälfte sind Sklaven. Streichen wir doch die Grundlage der Unabhängigkeitserklärung, daß alle Menschen gleich erschaffen und von ihrem Schöpfer mit gewissen unabdingbaren Rechten ausgestattet sind. Warum verbrennen wir nicht all die feierlichen Dokumente auf einem Scheiterhaufen und sagen der Welt: es war alles Bluff, Kriegslügen!?

„2. Die Potsdamer Erklärung ist ein Rückfall in die Barbarei durch die Rechtfertigung der Ausblutung eines großen Volkes, durch die Wiedereinführung der Sklaverei, durch die Massenaustreibungen. Das Wesen des Heidentums ist ja die Verleugnung des Ebenbildes Gottes in jedem Men-

schen. Grillparzer hat recht behalten: Der Weg führte von der Humanität zur Bestialität. Wilson hatte noch den Mut, am 11. Februar 1918 zu sagen: ‚Völker und Provinzen dürfen nicht von einem Herrn zum anderen verschoben werden, als wären sie Vieh oder Figuren in dem für immer diskreditierten Spiel um das Gleichgewicht der Macht.‘

„3. Die Potsdamer Erklärung ist der Sieg des Nazismus, angewendet gegen das deutsche Volk. Diesmal verdammen nicht Nazis die Juden, sondern Super-Demokraten das ganze deutsche Volk. Dieser Rassenhaß wird besonders klar aus der Erklärung über Italien: Vergessen sind Mussolini, Hitlers Vorbild und Lehrer, Abessinien, Griechenland, die Rassegesetze. Nur die deutsche Rasse muß ausgetilgt werden, dazu natürlich die Japaner. Was man Hitler unter Ausnahmezuständen und während des Krieges als Verbrechen anrechnete, wird Grundgesetz der neuen, demokratischen Ordnung. Vielleicht war Hitler gar kein so schlechter Prophet bezüglich der Kriegsziele der Alliierten. Jedenfalls, was ihm mißlang, wird heute erreicht: Die Einigung aller Deutschen.

„Die Auswirkungen der Potsdamer Erklärung lassen sich heute kaum überschauen. Vielleicht geht es den Planern wie den Brautwerbern in Shakespeares ‚Kaufmann von Venedig‘. Der eine stürzt in seiner Gier auf eine goldene Kassette und findet darin einen Totenschädel, der andere in der silbernen das Bild eines Idioten. Der sich mit weniger begnügt, erobert die Braut. — Einige der Auswirkungen dürften heute schon klar sein:

„1. Es gibt nicht bloß eine kollektive Sicherheit, es gibt auch eine unteilbare Sittlichkeit. Die Politik ist vom Gesetz der ehernen Tafeln von Sinai nicht ausgenommen. Wenn Gewalt das einzige Argument der Politik ist, warum nicht auch im Privatleben? Wenn internationale Verträge nicht mehr heilig sind, wenn feierliche Erklärungen nur unheilige Absichten verbergen müssen, warum sollte ein Ehevertrag oder ein Geschäftsabkommen heilig sein? Wenn man sich für erlittenen Schaden an anderen schadlos halten kann (wie z. B. bei der polnischen Grenzregulierung), warum nicht auch im Alltag? Wenn Nützlichkeit die Norm der Politik ist, warum sollte im Privatleben nicht der Zweck die

Mittel heiligen — und es findet sich immer ein ‚guter Zweck'?!

„2. Die Massenaustreibungen können leicht Schule machen. Wenn es recht ist, Millionen Deutscher von einem Jahrhunderte alten Heimatboden ins Chaos zu treiben, warum sollte nicht jemand auf den genialen Gedanken kommen, sagen wir die Japaner, die Deutschen, die Iren, die Polen oder Juden aus Amerika zu vertreiben? Warum sollten die ‚Wilden' sich nicht der ausbeuterischen Fremdlinge in Afrika und Asien ‚human und ordentlich' entledigen? Die ‚rückständigen Völker' haben einen ausgezeichneten Anschauungsunterricht. — Ich kann mir nicht vorstellen, wie nach dem Krieg jemand daran denken könnte, die Völker Asiens und Afrikas zu missionieren. Sie beurteilen den Baum nach den Früchten. Was soll der Missionär, der nichts als ein heiligmäßiges Leben als Gegenbeweis hat, den Heiden antworten, wenn sie ihm sagen: ‚So tief wie diese Christen sind wir noch nicht gesunken!' ..."

Am 19. August 1946 hielt Abgeordneter Mundt einen Radiovortrag. Noch am selben Tag machte ich dazu brieflich folgenden Kommentar:

„... Ich stimme uneingeschränkt zu: Die beiden Gefahren die Amerika und die Welt bedrohen, sind die Atombombe und der Kommunismus. Ich versuche immer die Ursachen eines Problems und den Standpunkt des Gegners zu verstehen. Das bringt mich zu folgenden Schlüssen:

Als Amerika die Atombombe anwendete und über 100.000 Zivilpersonen in Hiroshima und Nagasaki mordete — ohne Warnung, zu einer Zeit, da Japan schon besiegt war, nur für Experimentierzwecke — verloren wir unser Prestige und die moralische Führung der Welt. Die Verwendung der Atombombe wurde öffentlich verteidigt, ohne Rücksicht auf die moralische Seite der Frage. Noch heute, zur Zeit der ‚Kriegsverbrecher'-Prozesse, ist kein Anzeichen der Reue vorhanden. — Der Gebrauch der Atombombe ist entweder recht oder unrecht, er kann nicht gleichzeitig recht und unrecht sein. — Wenn er gegen Japan recht war, wie man

allgemein anzunehmen scheint, warum sollte er in Zukunft — so erschreckend die Aussicht ist — unrecht sein, wenn die Bombe gegen uns verwendet wird. Es bleibt eine unbestreitbare geschichtliche Tatsache, daß Amerika mit der Anwendung der Atombombe den Anfang machte.

„Die Experimente in Bikini treffen beinahe mit den Vorschlägen Baruchs zusammen. Das kann nur heißen, daß Amerika noch immer willens ist, die Atombombe wieder zu verwenden und noch todbringender zu gestalten. Hat uns der gesunde Hausverstand nicht gesagt, das Bikini-Experiment wenigstens bis zum Zusammenbruch der Diskussion zu verschieben? Die Zeitungen haben wiederholt von den großen Lagern an Atombomben berichtet. Das Spiel mit Gewehren weckt nicht Vertrauen, besonders wenn sie schon vorher verwendet wurden.

„Die Atombombe ist nicht unmoralischer, besser gesagt amoralischer als das Potsdamer Abkommen. Es ist vielleicht ‚menschlicher', Millionen durch Atombomben als durch Aushungerung zu töten, wie sie der Morgenthau-Plan vorsieht. Die brutale, unmenschliche, höchst ungeordnete Austreibung von Millionen, zumeist Frauen und Kindern, aus der Heimat, die Enteignung, der Sklavenhandel mit Kriegsgefangenen sind Verbrechen derselben unmoralischen Ordnung wie die Atombombe. Wer unmoralische Handlungen begeht, erlaubt oder stillschweigend hinnimmt, hat kein moralisches Recht, andere für ähnliche Aktionen anzuklagen oder zu verdammen. Macht ist nicht Recht.

„Ich sehe für dieses Problem nur eine Lösung: Rückkehr zu dem einen, unteilbaren, universalen Moralgesetz, das in Gott gründet. Nur die allgmeine Annahme eines universalen Moralgesetzes und Achtung vor der menschlichen Persönlichkeit wird das Mißtrauen abwenden und Vertrauen herstellen. Friedensverträge kann man aufzwingen, nie den Frieden. Nur ein wirklicher Friede, nicht der Spottfriede von Versailles oder Schlimmeres noch, wird die Atombombe erledigen. —

„Bezüglich des Kommunismus möchte ich sagen, daß in Jalta und Potsdam die westliche Welt an die Atheisten im Kreml verkauft wurde. Wir kennen bereits einige Geheimabmachungen des verstorbenen Präsidenten, und die Welt

identifiziert, zu recht oder unrecht, den Präsidenten mit Amerika. Wenn wir das Vertrauen der Welt in unsere moralische Führung wiedergewinnen wollen, müssen wir sofort die Geheimabkommen — soweit sie unsittlich sind — zurückweisen —, und der Kongreß hat die Macht, das zu tun. Es scheint mir höchst wichtig, daß *alle* Geheimabkommen veröffentlicht werden, und zwar sofort. Vielleicht finden wir dann, daß vieles, wofür die Russen in Paris kämpfen, in Jalta versprochen wurde, so daß sie eine formale, wenn auch keine legale und moralische Rechtfertigung haben, darauf zu bestehen. Warum sollten wir die Russen beschuldigen, daß sie auf Einhaltung der Versprechungen bestehen, nicht aber jene, die sie machten, weil es ihnen expedient schien?...

„UNRRA schenkte Millionen an Lebensmiteln, Maschinen usw. — aus unseren Steuergeldern — an die Tschechei und Jugoslawien. Tschechen und Südslawen verkauften unsere Geschenke zu höchsten Preisen an die Hungrigen. Ihre Regierungen benützten das Geld für ihre kommunistischen Experimente. — Zur selben Zeit darf UNRRA hungrigen Nazigegnern nicht helfen. Die durch die Potsdam-Politik vertriebenen Millionen gelten nicht als 'displaced'... Rassismus verhindert Ehen zwischen Amerikanern und deutschen Mädchen. Die Mädchen sind nur Spielzeug... Unsere Besatzungspolitik ist undemokratisch, rassistisch, unsittlich in jeder Hinsicht."

„Wir zahlen heute den Preis für die Lügenpropaganda während des Krieges... Diese Propaganda wird fortgesetzt, wenn auch mehr diskret... Ist es den Mitläufern erlaubt, die Mittel der Demokratie zu gebrauchen, um an die Macht zu kommen, die Demokratie zu zerstören und ein kommunistisches Amerika aufzubauen? Diese Infiltrierung muß aufhören... Kommunismus wird nicht durch Waffen überwunden. Wir müssen die Quellen des Kommunismus, innerhalb und außerhalb des Landes, ausschalten, und ein konstruktives, christliches und wahrhaft menschliches Programm bieten, nicht destruktive Handlungen..." —

Abgeorneter Mundt antwortete am 22. August: „Ich habe Ihren Brief wiederholt sorgfältig gelesen. Ich glaube, Sie haben die Probleme sehr genau umrissen. Die Atombombe

und Rußland sind zwei große, ungelöste Probleme, die gelöst werden müssen oder sie stellen uns einem anderen, noch schrecklicheren Problem gegenüber: einem dritten Weltkrieg... Ich hoffe, wir haben einmal Gelegenheit zu einer Aussprache, da ich gerne Ihre Anschauungen und Kommentare zu einer Reihe von Fragen hören möchte..."

Nach dem Wahlsieg der Republikaner am 5. November 1946 gratulierte ich den wiedergewählten Abgeordneten und legte eine Skizze für ein Aktionsprogramm unserer Außenpolitik bei.

„1. Die Geheimabmachungen des New Deal müssen sofort veröffentlicht werden. Sie sind ohne moralische, politische oder rechtliche Verpflichtung für den Kongreß oder das amerikanische Volk. Soferne sie dem Naturrecht, den Grundsätzen des Christentums oder dem Begriff der Demokratie widersprechen, wie es in der Unabhängigkeitserklärung festgelegt ist, müssen sie öffentlich zurückgewiesen und die persönliche Verantwortlichkeit der Schöpfer und Unterzeichner erklärt werden.

„2. Die Ungerechtigkeiten, die Millionen im Gefolge dieser offenen und geheimen Abmachungen widerfuhren..., müssen, soweit dies noch möglich, wieder gutgemacht werden... Die Urheber und Exekutoren des verbrecherischen, barbarischen, unamerikanischen Planes der Massenausrottungen müssen durch einen unparteiischen Gerichtshof nach den von ihnen geschaffenen Nürnberger Gesetzen abgeurteilt werden. Das mit Zustimmung amerikanischer Stellen gestohlene Privateigentum muß zurückgegeben werden. Da eine Rückkehr (derzeit) unmöglich scheint, haben wir die moralische und rechtliche Verpflichtung, für die Attlee—Truman—(Roosevelt)—Stalin Displaced Persons, die man fälschlich Flüchtlinge nennt, Wohnung und Arbeit zu besorgen...

„3. Der UNRRA-Skandal muß sofort untersucht werden... Sollte die Untersuchung ergeben, daß die Tschechoslowakei Hilfe auf der Basis von vierzehn Millionen erbat und erhielt, d. h. also auch für die dreieinhalb Millionen bereits vertriebener Sudetendeutscher, muß die tschechische Regierung

das gestohlene Gut zurückgeben. Die Frage ist vor die UNO und das Weltgewissen zu bringen...

„4. Das Verhalten der Besatzungstruppen ist zu untersuchen. Die Offiziere sind dafür ebenso verantwortlich wie der deutsche Generalstab. (Vgl.: 'Heels among the heroes', 'Collier's', 19. Oktober 1946.)

„5. Da unsere Regierung Tausende von Kriegsgefangenen als Sklaven an England, Frankreich und Rußland auslieferte, müssen wir unseren ganzen Einfluß gebrauchen, ihre eheste Freilassung zu erreichen. Wir müssen beweisen, daß Amerika noch immer an die unbedingbaren Rechte jedes Menschen glaubt.

„6. ... Hilfsaktionen sind unter humanitären, d. h. christlichen Gesichtspunkten durchzuführen. Amerikaner sind nicht Rassisten.

„7. Die Auswahl und Tätigkeit sogenannter Experten — oftmals 'fellow-travellers' — ist zu untersuchen. Unfähige müssen abberufen, Amtsmißbrauch bestraft werden. Für neue wirkliche Sachverständige ist die Qualifikation: Kenntnis der Tatsachen und Zusammenhänge, höchster moralischer Standard.

„8. Private Hilfeleistungen sind ohne jegliche Einschränkung gestattet. Die Empfangsländer sind unter Verpflichtung, keinen Zoll einzuheben.

„9. Briefzensur in der amerikanischen Zone wird eingestellt. Unverletzlichkeit des Briefgeheimnisses ist, wie in Kulturländern, wieder herzustellen. Posteinschränkungen, auch für Luftpost, werden aufgehoben. Zeitungen und Zeitschriften können ungehindert ausgetauscht werden.

„10. Jedes Appeasement des Kremls hört auf, die Appeaser werden entlassen. Millionen Menschen sind nicht Pfänder unmoralischer Schacherer. Die Atlantic Charta ist ohne sophistische Auslegungen in Kraft zu setzen." —

Abgeordneter Mundt antwortete am 13. November 1946. Er ging natürlich nicht im einzelnen auf meine Vorschläge ein. Er schrieb nur: „... Ich hoffe, wir Republikaner werden im nächsten Kongreß das Vertrauen rechtfertigen, das das Land in uns gesetzt hat. Sie werden mir von Zeit zu Zeit schreiben und ihre Ratschläge zukommen lassen, die ich sehr hoch schätze ... Zögern Sie nicht, sich an mich

zu wenden, wenn ich irgendwie dienen kann. Ich danke Ihnen nochmals für Ihre wirksame Förderung. Ich verbleibe mit wirklicher Wertschätzung für Ihre Freundschaft und Ermunterung, herzlich Ihr K. E. M."

Am 6. Dezember schrieb er mir: „... Unsere Außenpolitik bekommt endlich etwas Linie und ich glaube, wir sind schrittweise auf dem rechten Weg zu einem dauernden Frieden. Vielleicht bin ich zu optimistisch, aber ich habe mehr Vertrauen als je zuvor, obwohl ich mir bewußt bin, daß uns Myriaden ungelöster Probleme erwarten. — Ich denke, in der Frage der Displaced persons in Europa werden wir mehr und mehr Beweise für Ungerechtigkeiten entdecken. Ich zweifle, daß wir sie alle korrigieren können, aber ich hoffe, daß wir mit der Zeit soviel entdecken, daß diese Art von Unmenschlichkeit, und andere, aufhören werden."

Im Februar 1947 entwarf ich für die Gruppe Timber Lake der Columbusritter ein Schreiben an den Supreme Knight, in dem ausführlich zur Frage der Heimatvertriebenen Stellung genommen wurde. Nur einige Gedanken daraus: „Lange Zeit hindurch war es nicht einmal erlaubt, Elf-Pfund-Pakete zu schicken, d. h. es war nicht erlaubt, das höchste Gebot des Christentums zu praktizieren. Derzeit kann man siebzig Pfund an amerikanische Soldaten ..., nur elf Pfund an die Hungrigen Europas schicken. Ein Sack mit siebzig Pfund braucht drei bis vier Wochen, bis er sein Ziel erreicht, ein Elf-Pfund-Paket drei bis sechs Monate. Ist dies ein Zeichen für den völligen Zusammenbruch des Transportsystems — oder geplanter Mord?? Folgendes muß geschehen: 1. Die Verschickungen in die russische Zone müssen sofort eingestellt werden. 2. Unsere Regierung muß alles tun, die Familien außerhalb der russischen Zone zusammenzuführen. 3. Die Vertriebenen müssen in öffentliche Hilfsaktionen eingeschlossen werden ... Es ist tragisch, daß die deutschrussischen Farmer der Dakotas die UNRRA mit Getreide versorgen, während dieses höchst unhumane, dabei sehr kostspielige Instrument des Rassismus, ihre Blutsverwandten verhungern läßt ... 4. Wir haben eine Verpflichtung der Gerechtigkeit und Liebe, diesen Menschen eine neue Heimat zu geben. Wenn die gesetzlichen Voraussetzun-

gen erfüllt sind, haben sie das erste Anrecht auf Zulassung nach Amerika ... Derzeit besteht eine wirkliche, ernstliche, ernsthafte Gefahr des Rassismus für Amerika. Amerikaner sind Emmigranten. Manche kamen früher, manche später. Alle wurden Amerikaner und gaben ihr Bestes im Frieden wie im Krieg. Alle gedenken der alten Heimat, ihrer Freunde und Verwandten, um so mehr wenn sie sich klar werden über ... die höchst unmenschliche Politik seit Kriegsende ... Die Abneigung gegen die Macher unserer Politik wächst, ebenso die Gefahr des Nationalismus und Rassismus. Die Amerikaner werden mehr und mehr ‚Bindestrich-Amerikaner', wenn schon nichts Schlimmeres. Extremer Nationalismus ist die Wurzel vieler Übel in Europa." „Das Problem, das dieses Memorandum anschneidet, ist nicht unabhängig. Es hängt wesentlich zusammen mit dem Problem des Friedens. Der Vertreter Liberias beschämte all die ‚christlichen' Vertreter bei der UNO, wenn er seine Grundsätze kurz zusammenfaßte: ‚Ich möchte Ihnen sagen, daß jedes einzelne menschliche Geschöpf das Objekt des größten Interesses und der Fürsorge Gottes ist. Solange noch eine Spur von Ungerechtigkeit in der Welt besteht, wird es keinen Frieden geben ...' "

Einen Durchschlag des Memorandums schickte ich an Abgeordneten Mundt und er bemerkte dazu am 1. März: „Ihr Brief an den Supreme Knight ist ausgezeichnet. Sie sind auf dem rechten Weg, etwas zu erreichen, da jede Aktion, die die Columbusritter unterstützen, beträchtliche Förderung im Kongreß findet. Ich hoffe, Ihr Brief wird sie zu einer Aktion antreiben und ich werde alle Entwicklungen in dieser Richtung mit Interesse verfolgen ..." (Es ist mir unbekannt, ob die Columbusritter etwas unternahmen oder erreichten.)

Am 4. März 1947 schrieb ich an denselben Abgeordneten u. a.: „Haben Sie den Angriff von Mrs. Roosevelt auf Kardinal von Preysings Besuch gelesen? Sonderbar, daß die Frau, die offenbar keinen Respekt für höchste menschliche Werte hat, Vorsitzende des Ausschusses für Menschenrechte der UNO ist. Man müßte annehmen, daß sie etwas über die Gedankengänge und Absichten Roosevelts wußte, und kommt zu dem Schluß, daß der Krieg nicht gegen die Nazis, sondern gegen das deutsche Volk gerichtet war. Oder ist es ihre Ab-

sicht, die Bewegung auf Stalin zu beschleunigen!? Wer wird dem Kommunismus in Europa widerstehen, wenn nach dem deutschen Zusammenbruch auch das Britische Empire in Auflösung ist? — (Ich schrieb früher,) daß die Vereinbarungen von Potsdam das Ende der abendländischen Kultur bedeuten; ich glaube, jeder Tag bringt neue Beweise, daß ich recht habe. Schweizer Blätter schreiben offen, daß Mr. Roosevelt für die Vorherrschaft des Kommunismus in Europa verantwortlich ist. — Es wäre interessant, eine Parallele zu ziehen zwischen den deutschen Besuchern, die zu christlichen Gemeinschaften Amerikas kommen, und den Besuchern bei Mrs. Roosevelt: Emil Ludwig, Benesch, L. Adamic usw."

Am 24. März nahm ich Stellung zur Politik Präsident Trumans gegenüber Griechenland; nur einige meiner Gedankengänge daraus:

„... Das Schicksal Europas wird (nicht in Griechenland), sondern in Deutschland entschieden. Wenn Deutschland kommunistisch wird, wird es Europa. Unsere Deutschlandpolitik, die sich in Worten, nicht in Taten geändert hat, treibt die Deutschen in die Arme Stalins ... Es ist wahr, daß Elend und Verzweiflung zum Nihilismus führen, in der Folge zum Kommunismus, aber nicht nur in Griechenland. Solange Millionen Kriegsgefangener unter untermenschlichen Bedingungen arbeiten — 250.000 unseres menschlichen Lend-Lease verschwanden in Frankreich! —, solange es fünfzehn bis zwanzig Millionen Potsdam-vertriebener Christen gibt, die nicht als 'displaced' anerkannt, und darum als Geächtete (outlaw) behandelt werden, Sudetendeutsche, Deutschrußländer usw., besteht die Gefahr des Kommunismus ..."

„Die Rede des Präsidenten ist natürlich eine Provokation für Rußland. Ich glaube aber nicht, daß es in diesem Zeitpunkt einen Krieg riskieren wird ... Es braucht mehr Zeit, die Intelligenz auszutilgen; viele Torheiten unserer ‚Entnazifizierung' fördern diesen Prozeß. Früher oder später aber ist der Krieg unvermeidlich. Wir werden herausfinden, daß mit der Verwüstung und Aushungerung Deutschlands am europäischen Kontinent keine Macht mehr ist, die den Kommunismus bekämpfen könnte. Amerika wird nicht bloß

Geld und Material, sondern auch die Soldaten stellen müssen, wie im letzten Krieg ..."

„Nach meiner Meinung ist der wahre Grund für das überraschende Interesse an Griechenland nicht die Gefahr des Kommunismus, sondern die Gefährdung der britischen ‚Lebenslinie' und des arabischen Öls. Und wir sollten darüber die Leute nicht zum Narren halten ..."

„... Ich erwähnte die ‚Entnazifizierung'. Die wirklichen Nazis könnten leicht ausgeschaltet werden; sie sind oft identisch mit denen, die die Kirche verließen. Ist es nicht sonderbar, daß in Italien ehemalige Faschisten und Widerstandskämpfer sich einigen unter den Klängen der Giovinezza?"

„Die Zurückhaltung der deutschen Kriegsgefangenen ist nicht nur eine Brutalität ihnen und ihren Familien gegenüber. Sie ist geplanter Rassenmord mit dem Ziel, die deutsche Nation auf den Stand der französischen zu bringen. Mit unserer Hilfe oder Zustimmung praktizieren die Franzosen, was ein gewisser A. J. Marcus am 3. März d. J. an den Herausgeber von 'Life' schrieb: ‚Wir brauchen nicht siebzig Millionen Deutsche. Wir haben von ihnen nicht verlangt, sich wie Ratten zu vermehren und dann ihre Nachbarn zu morden, um Raum zu schaffen für ihre überflüssige (unnecessary) Bevölkerung.' Er forderte offen auf zur Ausrottung der ‚barbarischen Hunnen' und ‚deutschen Mörder'. Vielleicht wären wir bald froh, diese ‚Ratten' zu haben — aber sie wurden Kommunisten, wie der Rest Europas, dank Roosevelt!"

Am 1. April 1947 kommentierte ich in einem Artikel. „Das Recht der Unmenschlichkeit", das Wort von A. J. Marcus: „Ich habe nur etliche Nummern von Julius Streichers ‚Stürmer' in der Hand gehabt; ich glaube nicht, daß er den menschlichen und sittlichen Tiefstand des Mr. Marcus unterbieten konnte. Und wurde er dafür nicht nach dem neuen internationalen Recht verurteilt und gehenkt? Was würde wohl geschehen, wenn jemand die ‚Humanität' Marcus' auf die Juden anwenden möchte? Ein Sturm der Entrüstung ginge durch die Presse von New York bis San Franzisko, der Kongreß würde mit Protesten überflutet. Aber den vierzig Millionen Nachkommen dieser deutschen ‚Ratten', die nicht so ‚klug' waren, Kindermord zu begehen, die darum

am Aufbau Amerikas entscheidend mitwirken konnten, darf ein Marcus das sagen, ohne daß auch nur eine Stimme des Protestes sich regt! Niemand findet darin Intoleranz, Aufforderung zum Rassenmord; wir schwätzen weiter von der *Einen* Welt und halten ‚Bruderschaftswochen' ..."

In diesem Zusammenhang verweise ich auf das Buch eines Theodore N. Kaufman: "Germany must Perish!" (Deutschland muß zugrunde gehen!), das schon 1941 bei Argyle Press, Newark, New Jersey, erschien. Der „Humanist" machte darin auf Seite 97/98 folgende Vorschläge für die Austilgung der Deutschen:

„1. Die deutsche Armee sofort und vollständig zu entwaffnen und alle Waffen vom deutschen Gebiet zu entfernen.

2. Alle deutsche Gebrauchs- und Schwerindustrie unter Bewachung zu stellen und die deutschen Arbeiter durch alliierte zu ersetzen.

3. Die deutsche Armee in Gruppen einzuteilen, in streng eingeschränkten Gebieten zu konzentrieren, und summarisch zu sterilisieren.

4. Die männliche und weibliche Zivilbevölkerung in bestimmten Gebieten zu erfassen und ihre Sterilisierung durchzuführen.

5. Die deutsche Armee (nach durchgeführter Sterilisierung) in Arbeitsbataillone aufzuteilen und ihre Dienste zum Wiederaufbau der Städte einzusetzen, die sie zerstörten.

6. Deutschland zu spalten und in Länder aufzuteilen. (Die beigefügte Karte auf Seite 452 gibt etliche Gedanken über Landaufteilungen, die in Verbindung mit Deutschlands Austilgung gemacht werden könnten.)

7. Alle Reisen von Zivilpersonen über die Grenzen einzuschränken, bis die Sterilisierung durchgeführt ist.

8. Die deutsche Bevölkerung in den aufgeteilten Gebieten zu zwingen, die Sprache des Gebietes zu lernen, und nach einem Jahr die Veröffentlichung von Büchern, Zeitungen und Nachrichten in deutscher Sprache einzustellen, ebenso die deutsche Sprache am Radio einzuschränken und deutschsprachige Schulen aufzulösen.

9. Von der sonst ganz strikten Durchführung der ganz strikten Sterilisierung nur eine Ausnahme zuzulassen, nämlich die Befreiung solcher Deutscher von dieser Behandlung,

deren Verwandte als Bürger fremder Länder die finanzielle Verantwortlichkeit für die Emigration, ihren Unterhalt und die moralische Verantwortlichkeit für ihre Handlungen übernehmen.

So sinkt Deutschland in die Vergessenheit, die es über die Welt gebracht hätte." — So geschrieben, gedruckt und verkauft im Amerika von 1941!

Am 18. Juni schrieb ich Abgeordneten Mundt wegen der unsinnigen Zensur, die Briefe zu Kreuzworträtseln macht, und wegen der Verschleppung der Post (ein Brief nach Deutschland brauchte damals etwa sechs Wochen, ein Luftpostbrief von dort fast ebensolange; ein Luftpostbrief von oder in die Tschechei nur drei Tage); ausführlicher über die Frage der Entnazifizierung:

„Vor mir liegen Hunderte von Briefen Vertriebener, aus dene ernste Sorge spricht, daß die Opfer von Potsdam dem Nihilismus und Kommunismus anheimfallen. Die 750.000 Sudetendeutschen, die wie Vieh in die russische Zone verschickt wurden, sind gezwungen, Kommunisten zu werden. Vielleicht beginnt — nach dem nächsten Krieg — jemand die Tragikomödie, sie zu entkommunisieren, so wie die Sudetendeutschen, die durch Frankreich und England in München an Hitler verschachert, d. h. gezwungen wurden, Nazis zu werden, derzeit entnazifiziert werden. Eine führende amerikanische Persönlichkeit, deren Namen ich nicht preisgeben kann, schickte mir ein Memorandum, in dem ausgeführt wird, daß die derzeitige Entnazifizierungspolitik eine Schande für Amerika ist."

Das Memorandum hatte folgenden Wortlaut:

„Die Ehre Amerikas und die Entnazifizierung."

1. Entnazifizierung widerspricht unserem Bekenntnis zum Liberalismus. Wir bestrafen Leute für das, was sie irrtümlicherweise über den Nazismus dachten, sagten oder schrieben. Wir haben sie wegen der Mitgliedschaft in der Partei

verhaftet und in einzelnen Fällen über ein Jahr ohne Verhör oder Gerichtsverfahren festgehalten. Wir ermutigten Denunziation mit den Fragebogen, die die Deutschen auszufüllen hatten, über Mitgliedschaft in der Nazipartei usw. Wir haben Leute auf Grund der Denunziationen verhaftet, obwohl diese von Böswilligkeit, Eifersucht, Haß und Rachsucht motiviert waren. Wir haben die Verhafteten in den Lagern in die Hände von herzlosen und selbst brutalen Menschen ausgeliefert. Wir haben eine Atmosphäre der Furcht erzeugt, so daß die Leute erst herumschauen, ob nicht jemand ihre Kritik der Entnazifizierung überhört.

2. Der gute Name unseres Landes wird durch unsere Entnazifizierungspolitik und -praxis beschmutzt.

Wir haben in Deutschland den nicht beneidenswerten Ruf erworben, daß wir — im Vergleich zur englischen, französischen und russischen Politik und Praxis — ungerecht, streng, roh und selbst grausam sind. Wir bringen unseren guten Namen für Toleranz und Fair play in Mißkredit. Wir haben die Deutschen, besonders die Jugend, gegenüber unserem Bekenntnis zur Demokratie skeptisch gemacht. Wir entflammen die Feuer eines neuen Nationalismus durch unsere kurzsichtige und fanatische Entnazifizierungspolitik. Wir errichten Kasten von Geächteten, Beamten, Lehrern, Professoren, Ärzten, Anwälten usw., die wegen ihrer Verbindung mit den Nazis ihren Beruf nicht mehr ausüben dürfen, obwohl sie keines Verbrechens schuldig sind. Wir haben Strafen verhängt, die in gar keinem Verhältnis stehen zu den Missetaten früherer Nazis.

3. Eine stets wachsende Zahl von Amerikanern in Deutschland bedauert unsere Entnazifizierungspolitik.

Sie sagen, wir stellen uns in der Geschichte auf eine Stufe mit der spanischen Inquisition oder den Hexenjagden des 17. oder 18. Jahrhunderts und wiederholen die Dummheiten des Wiederaufbaues im Süden nach dem Bürgerkrieg. Sie sagen, unsere Bekenntnisse guten Willens Deutschland gegenüber werden aufgehoben durch die Bosheit, die sich noch immer in der Entnazifizierung zeigt, und daß unsere offizielle Ablehnung des Hasses und der Vergeltung durch das, was noch immer geschieht, Lügen gestraft wird. Sie sagen, daß wir den Prozeß der Erholung Deutschlands da-

durch verzögern, daß wir fähigen Menschen die Rückkehr in ihre früheren Berufe verweigern — im Widerspruch zu offiziellen Erklärungen, daß wir Deutschland helfen müssen, so rasch als möglich wieder auf die Beine zu kommen. Sie sind entrüstet darüber, daß die Durchführung der Entnazifizierungspolitik weithin in den Händen deutscher Emigranten, nunmehr naturalisierter Amerikaner, liegt, die nach Deutschland zurückkehrten, und das Problem der Entnazifizierung nicht im Geist der Billigkeit und Gerechtigkeit, sondern im europäischen Geist der Gehässigkeit und Rachsucht behandeln. Sie sind entrüstet, weil wir von den Europäern nach solchen Menschen, ‚politischen Abenteurern', beurteilt werden, nicht nach den weitschauenden Männern an der Spitze.

4. Praktische Vorschläge.

Es wird empfohlen, daß alle mit Ausnahme wirklicher Verbrecher sofort auf Ehrenwort oder mit Bewährungsfrist entlassen werden, bis ein deutscher Gerichtshof entscheidet. Es wird empfohlen, daß Strafen wie Verlust des Vermögens, des Berufes usw. mit den Missetaten in Einklang stehen müssen. Es wird empfohlen, daß eine gründliche Untersuchung gegen jene Amerikaner eingeleitet wird, die Brutalitäten gegen Internierte begingen, die ihre Aufgabe im Geist des Hasses und der Rachsucht durchführten, die durch Bestechung reiche Nazis entkommen ließen, die Internierte durch Nachlässigkeit bei ihrer Arbeit unnötig zurückhielten, die Frauen und Kinder abhielten, ihren Gatten oder Vater zu besuchen usw. Es wird zur Wiederherstellung unseres guten Namens empfohlen, daß Deutsche oder Amerikaner, die sich durch barbarische Behandlung, schlechte Amtsführung, falsche Denunzierungen schuldig machten, entsprechend bestraft werden. Es wird schließlich im Interesse unserer amerikanischen Ehre empfohlen, daß Verhandlungen öffentlich abgehalten werden, daß die Presse zugelassen wird, daß deutsche Zeugen entsprechenden Schutz gegen Drohungen und Repressalien erhalten und daß die Ergebnisse der Verhandlungen weitmöglichst bekanntgemacht werden.

Die Ehre Amerikas und die Zukunft der Demokratie in Deutschland verlangen sofortiges Handeln."

Um einen Einzelfall herauszugreifen: Ich bat Mr. Mundt herauszufinden, wo und auf welche Weise Frau Frieda Simeth, die Frau eines befreundeten Arztes aus Groß-Tajax in Südmähren, ums Leben kam. Nach den mir vorliegenden Nachrichten wurde ein Transport unter Führung amerikanischer Truppen aus Linz a. D. in die Gegend von Preßburg zurückgeschickt, wobei alle Teilnehmer ermordet wurden. Mr. Mundt schickte mir die Auskunft des Kriegsministeriums vom 25. September 1947. Es heißt darin, daß die Militärbehörden in Europa nichts ausfindig machen konnten, es sei möglich, daß Frau Simeth kurz nach dem V-E.-Tag in die Tschechei repatriiert wurde; die Armee könne ihren Aufenthalt nicht feststellen; ich möge mich an die tschechische Botschaft in Washington wenden.

Ich schrieb darauf an den Kongreßabgeordneten: „Wenn der Transport durch unsere Armee geführt wurde, bleibt sie auch dafür verantwortlich. Wenn die Mitglieder des Transportes durch tschechische Gangster ermordet wurden, durch Amerikas Verbündete, so teilt die Armee voll und ganz die Verantwortlichkeit. Die Richter in Nürnberg hätten sicherlich die Ausrede nicht gelten lassen: ich weiß nicht, was mit den Polen oder Juden geschah." (Der Fall ist bis heute nicht aufgeklärt.)

Nach einer Europafahrt schrieb mir Abg. Mundt am 16. Dezember 1947: „... Meine Beobachtungen in Deutschland während des Sommers haben mich von der Torheit des Morgenthau-Planes überzeugt wie von der Tatsache, daß er die Erholung Europas viele, viele Jahre zurückgeworfen. Dazu kommt, daß die Knechtschaft, unter der die Menschen infolge der wirtschaftlichen Erschütterung leben müssen, dem Kommunismus in fast jedem Lande sehr geholfen hat."

„Hartes Planen wird nötig sein, um Europa wieder auf die Beine zu bringen. Unterstützungen, Caritas und Anleihen allein werden dies nicht erreichen; wenn wir nicht Industrie, Initiative und Rehabilitierung ermuntern, lassen wir den Kontinent in den roten Sumpf versinken."

„Da die Begegnung der Außenminister ein Fehlschlag war — wie schon vorher erwartet wurde —, scheint es mir, daß wir andere Wege einschlagen müssen, um eine Mög-

lichkeit zum Abschluß eines Friedensvertrages mit Deutschland zu finden und das deutsche Volk wieder auf die Beine zu stellen."

„Ich bin mir klar, daß viele politische Fragen, die wir heute erledigen, kurzsichtig sind und bei den Deutschen bösen Willen schaffen. Ich hoffe aber, daß wir diese Fehler schrittweise korrigieren und das deutsche Volk überzeugen können, daß unser Ziele auf lange Sicht Friede und Sicherheit für die Deutschen ist." ...

Am Aschermittwoch (11. Februar) 1948 hielt Abg. Mundt in Mobridge, dreißig Meilen von Glencross, eine politische Versammlung, der ich beiwohnte. Anschließend hatte ich die Möglichkeit zu einer kurzen Aussprache mit ihm. Am 13. Februar nahm ich in einem fünf Seiten langen Brief dazu Stellung. Ich will nur einige Gedanken daraus zitieren:

„... Es war die erste politische Versammlung, der ich beiwohnte, seit ich nach Amerika kam. Welchen Unterschied in politischen Versammlungen, zudem in einem Wahljahr, hier und in Europa. Sie hätten nicht die Hälfte von dem, was Sie sagten, in Europa vorbringen können, ohne von Zwischenrufen, Lärm, wenn schon nichts Schlimmerem, unterbrochen zu werden. Ihre Zuhörer verhielten sich wie das Publikum einer akademischen Vorlesung. Ich sagte Ihnen, ich würde etliche kritische Bemerkungen schicken. Hier sind sie:

Ich stimme Ihnen zu, daß im Augenblick das dringendste Problem ist zu verhindern, daß der kalte in offenen Krieg (shooting war) übergeht. Diese Gefahr steht unmittelbar bevor... Warum sind wir in dieser Situation (mess)? Sie ist nicht oder nur teilweise eine Folge des Krieges. Sie ist die unvermeidliche Konsquenz der Verleugnung all unserer Grundsätze... Ich bin nicht überzeugt, daß sich Roosevelt der Folgen nicht bewußt war. Er wußte vor dem Krieg, was Kommunismus bedeutet, verurteilte ihn sehr eindeutig; er konnte nicht so blind sein, daß er Stalins Ziele nicht erkannt hätte, als er sich und Amerika erniedrigte und Tausende von Meilen reiste, um den russischen Diktator zu treffen. Hier ist das Rätsel, von dem Sie sprachen: Wie kann der Vertreter einer demokratischen und christlichen Nation

sich zum Werkzeug und ersten Kollaboranten des Kreml machen? Wie kann jemand an seine Verurteilung der Nazis glauben, wenn er einen Hypernazi als Begleiter, Bundesgenossen und persönlichen Freund wählt? War er wirklich darauf aus, den Nazismus zu vernichten oder Deutschland, die deutsche Wirtschaft, oder vielleicht das Christentum?... Ich bin überzeugt, F. D. R. war das Werkzeug geheimer antichristlicher Kräfte, während andere Kommunisten wurden, um das Vakuum ihrer Seelen, das durch die Preisgabe der Religion entstand, auszufüllen.

Wir sollten Stalin nicht beschuldigen, wenn er sich nimmt, was Churchill und F. D. R. ihm, mag sein sehr unbestimmt, versprachen. Wir müßten eindeutig die Verantwortlichkeit unserer ‚Führer' feststellen. Die Zeitschrift 'Plain Talk' (Januar 1948, S. 32) schrieb mit Recht: ‚... Seit dem V-J-Tag (Sieg in Japan) waren wir nicht damit beschäftigt, Frieden zu schaffen. Wir bemühten uns vielmehr, den Geheimfrieden rückgängig zu machen, der in Teheran, Jalta und Potsdam entworfen, unterzeichnet und besiegelt wurde.' ... Wenn wir nicht den Mut haben, diese unmoralischen Geheimabmachungen zurückzuweisen, wenn wir uns nicht erheben und praktizieren, was wir predigen, wenn unsere Außenpolitik praktisch vom Morgenthauismus, nicht vom Christentum geleitet ist, wird es vielleicht keinen Krieg geben, aber auch keinen Frieden, die Welt wird schließlich verzweifeln und automatisch kommunistisch werden...

Die Beschreibung Ihrer Erfahrungen in Europa war sehr interessant. Ich bin überzeugt, die meisten europäischen Länder sind bereit, an unsere Seite zu treten, einschließlich — trotz Morgenthau und Rachsucht! — Deutschlands. Aber können sie es?... Wir helfen noch immer Stalin. Die Zeit arbeitet für, nicht gegen ihn...

Machen wir die Tatsachen bekannt, ja! Dem amerikanischen Volk und der Welt. Es war Ihr Erfolg, daß die ‚Stimme Amerikas' wirksamer wurde. Es ist aber nicht genug, daß die Stimme mehr Menschen erreicht und etwas geräuschvoller ist als die Stimme Rußlands. Es ist wichtiger, daß die rechten Menschen diese Stimme gebrauchen, ich meine, nicht Mitläufer wie bisher, oder Morgenthau-Boys, sondern Männer, die einerseits an die christlich-amerikanischen

Grundsätze glauben und darnach handeln, andererseits Verständnis und Mitgefühl für Europa haben. Es war ein großer Fehler, daß wir dafür fast ausschließlich Neu-Amerikaner gebrauchten, d. h. links eingestellte Flüchtlinge einer bestimmten Klasse, wenn nicht Rasse... Zur selben Zeit werden Männer, die ihr Volk verstehen und lieben, die die Probleme kennen und an ihrer Lösung mitwirken könnten, wie etwa Dr. Brüning, Dr. Schuschnigg, Dr. Otto Strasser an der Rückkehr verhindert...

Es müßte selbstverständlich sein, daß wir Exporte nach Rußland und seinen Satellitenstaaten einstellten. Man hat uns gesagt, daß man mit Hitler nicht Geschäfte treiben kann; Stalin gegenüber gilt offenbar das Wort: Non olet (es stinkt nicht), das der römische Kaiser gebrauchte, als er die Latrinensteuer einführte. Aber diese Geschäfte stinken!...

Wir können ohne solides Fundament keine neue Welt bauen. Sie kann nicht gründen auf Atheismus, Agnostizismus, Pragmatismus oder andere Ismen. All unsere Bemühungen, den Kommunismus zu bekämpfen, sind vergebens, solange wir uns dieser Tatsache nicht bewußt sind... Wenn wir Morgenthauismus als amerikanischen Stil übernehmen, hätten wir ebensogut den Nazismus annehmen können oder wir könnten Kommunisten werden. Amerika kann nur überleben, wenn es zurückkehrt und sich verjüngt an den Grundsätzen, auf denen es entstand. Morgenthauismus ist der Weg ins Verderben..." —

Abg. Mundt bestätigte meinen Brief am 19. Februar 1948. Er schrieb u. a.: „Ich freue mich wirklich, daß Sie im allgemeinen mit meinen Vorschlägen, die Aggression des Kommunismus einzustellen und die Irrtümer der Vergangenheit wieder gutzumachen, übereinstimmen. Es scheint, daß das amerikanische Volk langsam, aber sicher die Wahrheit erfährt. Ich bin sicher, Sie haben in den Zeitungen den erstaunlich offenen Kommentar Jim Farleys gelesen, in dem er Präsident Roosevelt mit der Verantwortung dafür belastet, daß er während seiner dritten und vierten Periode als Präsident bei den Konferenzen soviel nachgab und Zugeständnisse machte. Es sollte sicherlich helfen, die Atmosphäre wesentlich zu klären, daß diese Tatsachen durch den Mund Jim Farleys bekannt werden, der mehr als jeder

andere Amerikaner für die erste Wahl Roosevelts verantwortlich ist. (Jim Farley, der frühere Generalpostmeister, erklärte nach einem Bericht der 'New York Times' vom 18. Februar 1948: ,Viele der Übel, die heute die Welt erfüllen, können zurückgeführt werden auf die dritte und vierte Präsidentschaftsperiode [Roosevelts], die einen großen Geist, der freilich aufgearbeitet war durch die Last der Jahre und die Sorgen um das Land, zu den allentscheidenden Konferenzen von Teheran und Jalta führten.' ,Wir hatten einen ausgemergelten Lear, der die Welt in einer Reihe von Zugeständnissen aufteilte, die in Geheimabmachungen niedergelegt sind. Sie stammen aus der Büchse der Pandora der Geheimdiplomatie und quälen die Kinder der Welt mit Blut, Tod und Furcht.')

Ich bin sicher, Sie werden sich freuen, daß der Kongreß dauernd die Regierung drängt, den Morgenthau-Plan aufzugeben, den Kommunismus daheim auszuschalten, die Nürnberger Verhandlungen zum Abschluß zu bringen und im allgemeinen nach den Richtlinien vorzugehen, die Sie in Ihrem Briefe dargelegt haben ..."

Am 27. II. beschäftigte ich mich in einem Briefe an Abg. Mundt eingehend mit den Vorgängen in der Tschechoslowakei:

„... Inzwischen hat unsere blinde, kurzsichtige, unmoralische Politik ein weiteres Opfer gefordert: die Tschechoslowakei. Für mich war es nicht überraschend ... Ich wäre vielmehr überrascht gewesen, wäre die ČSR Stalins Umarmung entgangen ...

Wir Amerikaner sind für diese Entwicklung sehr verantwortlich. Vielleicht ist es heute expedient, die letzten der ,letzten' Geheimabmachungen zu veröffentlichen: warum die amerikanische Armee in Pilsen halten mußte (während in Prag allgemeines Morden herrschte), warum die größte bisher bekannte Uraniumquelle Europas (St. Joachimsthal) den russischen Satelliten überlassen wurde, warum UNRRA das kommunistische Experiment unterstützen mußte, warum unsere ,fortschrittlichen Liberalen' die ,tschechische Demokratie' feierten — trotz voller Kenntnis der Verbrechen, die Benesch und sein Anhang verübten ...

Was mich derzeit besonders interessiert, ist die Frage,

was Amerika tun wird. Werden wir weiterhin Fabriken und Kriegsmaterial aus Deutschland verschicken, die Sendungen von Lebensmitteln fortsetzen (während das Sudetenland zur Wüste wird), werden wir weiterhin mit Stalins unterwürfigsten Dienern Geschäfte machen?

Typisch war Beneschs Haltung. Nun hatte er Gelegenheit zu zeigen, wie ein MANN unter dem Druck der Diktatur handelt. Er hatte die Pflicht aufzustehen ... Ich würde mich nicht wundern, wenn dieser ‚große Demokrat' in Washington auftauchen und zum dritten Male eine ‚Exilregierung' aufrichten und von einer Luxusvilla aus seine ‚unterdrückte' Heimat befreien würde — mit ‚Blut, Schweiß und Tränen' anderer. War der Verräter Europas nicht erst unlängst Kandidat für den Nobelpreis — für Frieden? ... Nicht einer der Beamten im Ausland hat bisher resigniert, seit Stalin übernahm. Sie wissen natürlich, daß wir die Eislers gerne haben und Kommunisten beschützen, während wir vorgeben, den Kommunismus zu bekämpfen ... Vielleicht wird Botschafter Steinhard nun eine Fortsetzung zu seinem Buch: ‚Ich sah die Tschechoslowakei verraten', schreiben, nachdem er alles tat, den Amerikanern die Größe der Benesch-Demokratie einzuprägen." ... —

Abg. Mundt antwortete am 28. Februar:

„... Die Politik des Appeasement hatte den Verlust der ČSR zur Folge und wird wahrscheinlich bedeuten, daß auch Finnland unterliegt. Obwohl diese Länder praktisch unter Sowjetherrschaft standen, lenkt die letzte Aktion der Roten in besonderer Weise das Augenmerk auf die Albernheit (ineptitude) der von Präsident Roosevelt verfolgten Politik.

Politische Expediency daheim spielen eine große Rolle in der Festlegung unserer Politik in anderen Ländern, da die derzeitige Regierung nach Stimmen Ausschau hält. In dem Streben (shuffle), Sondergruppen zu dienen, die Stimmen von Gruppen einbringen und die Parteikasse mit Wahlgeldern versorgen, gehen die Grundsätze verloren ..."

Schon im April 1947 hatte Mr. Mundt beim State Department den Plan befürwortet, daß ich eine Zeitlang nach Deutschland gehe, um zu den Heimatvertriebenen zu sprechen. Da sich der Vorschlag nicht verwirklichen ließ, legte ich am 10. April 1948 dem Abgeordneten nahe, daß ich und

andere, die positiv zu Amerika wie zum deutschen Volk eingestellt sind, von Bandaufnahmen über die „Stimme Amerikas“ sprechen könnten, daß ferner deutschamerikanische Zeitungen, wie die „Nord-Amerika“ und „Der Wanderer“, in großer Auflage gratis in Deutschland und Österreich verteilt werden, um den Deutschen wieder Vertrauen zu Amerika zu geben. Der Abgeordnete schrieb mir, er glaube, „meine Dienste seien höchst wertvoll und würden Amerika wie den Völkern nützen, an welche die Botschaften gerichtet würden“; er hielt es für eine „gute Idee, besondere Publikationen nach Deutschland zu bringen“. Er wandte sich in einem eindringlichen Briefe an den Leiter der kulturellen Angelegenheiten. Die Antwort war nicht ablehnend, scheiterte aber an der Knappheit der Mittel — natürlich nur eine durchsichtige Ausrede, da ich und andere ohne jede Entschädigung gesprochen hätten.

Während des Wahlkampfes, am 16. Juli 1948, schrieb ich u. a. an Dr. Mundt: „Die Rede, mit der Mr. Truman die Kandidatur annahm, veranlaßt diesen Brief. Mir klang es wie eine Rede Goebbels oder Hitlers, die sich an die ‚Yesmen‘ der Partei wendete. Ich glaube, die Rede sank auf das tiefste Niveau der Demagogie. Es erscheint mir befremdend, daß der Kongreß einfache Menschen wegen Verachtung des Kongresses verfolgt, während der Präsident selbst Verachtung für den Kongreß über ganz Amerika predigt und einen Parteitag benützt, um den Kongreß, die freigewählten Vertreter des amerikanischen Volkes, zur Verantwortung zu ziehen. Ich warte auf die Reaktion.

... Es scheint mir sehr unfair, daß die Außenpolitik während des Wahljahres tabu sein soll. Schließlich ist das Chaos, das Mr. Roosevelt in unserer Außenpolitik angerichtet hat, die Ursache der meisten inneren Schwierigkeiten und Probleme ...

Zweiparteiliche Außenpolitik oder nicht, die Republikanische Partei sollte nicht die Verantwortung übernehmen für die Geheimabmachungen von Jalta und Teheran, für das Verbrechen von Potsdam, den Rassenmord an fünfzehn Millionen Christen, für die Schandgerichte von Nürnberg. Amerika hat die geistige Führung der Welt verloren ...

Vielleicht sehen wir das nicht, solange unsere Dollars in die Welt fließen — in ein Faß ohne Boden. In der Stunde der Entscheidung aber werden uns Dollars nicht retten.

Ich bin überzeugt, daß unsere derzeitige Außenpolitik ins Verderben führt, solange der Morgenthau-Irrsinn weitergeht. Es gibt keine Erholung Europas ohne Erholung Deutschlands... Wir stehen am Abgrund eines dritten Weltkrieges: Diesmal können wir nicht Hitler, Mussolini oder den Mikado beschuldigen. Der nächste Krieg ist die logische Folge unserer Außenpolitik, des Appeasement Stalins, des Ausverkaufs des Christentums und des Abendlandes in Teheran, Jalta und Potsdam. Wir sollten nicht die Russen beschuldigen, daß sie nehmen, was ihnen versprochen wurde, von Polen, der ČSR bis Berlin. Es scheint mir, daß es bereits zu spät ist, einen neuen Krieg zu verhindern. Ich kann aber nicht verstehen, daß die Republikanische Partei die Verantwortung für F. D. R., Harry Hopkins, Morgenthau, Baruch und Truman übernehmen sollte. Wenn ein neuer Krieg verhindert werden könnte, dann nur durch eine Rückkehr zu den Grundsätzen und zu Christus. Mr. Hoover sah das sehr klar..." —

Mr. Mundt antwortete am 19. Juli 1948:

„Ihren Brief mit den weisen Bemerkungen habe ich sehr gründlich gelesen. Ich glaube, Sie haben die Lage daheim und in der Welt korrekt analysiert.

Truman macht rasende (frantic) Gesten und sucht damit die Linksstimmen des Landes anzuziehen. Seine kunstlosen Mätzchen machen ihn übers ganze Land zum Gegenstand des Gelächters. Es ist zu böse, daß wir an der Heimatfront einer sorgenvollen Welt das Bild kleinlicher Parteipolitik bieten, während wir mit Würde handeln müßten, so daß unsere führende Stellung aufrecht erhalten werden kann.

Wir wanken wirklich am Rande des Krieges. Ich glaube aber, er kann vermieden werden, wenn wir Stärke und Gerechtigkeit (fairness) zeigen. Ich stimme Ihnen bei, daß unsere Stellung in Weltangelegenheiten leichter psychologisch als finanziell gehalten werden kann. Die nächsten zwei Wochen werden unsere Geduld auf die Probe stellen und unsere Geschicklichkeit beweisen. Ich hoffe, es gelingt uns, den Frieden zu erhalten." ...

Mr. Mundt wurde inzwischen in den Senat gewählt. In einem Briefe vom 18. November 1948 behandelte ich die Presseverhältnisse in Deutschland im Anschluß an einen Bericht der "New York Times", daß „komische" Bücher und Liebesgeschichten aus ECA-Mitteln finanziert und nach Deutschland verschickt werden:

„... Ist es wirklich die Aufgabe der ECA, Schundliteratur zu fördern, den großen Erzieher zum Irrsinn, der mehr Verbrecher züchtet, als die Gefängnisse aufnehmen können, wie J. Edgar Hoover sagte. Ist dies die ‚Kultur', die wir exportieren wollen, um die ‚rückständigen' Deutschen umzuerziehen? Oder ist dies nur ein anderer Aspekt des Morgenthau-Planes, nämlich die Deutschen, die Austreibung und geplante Aushungerung überlebten, zu demoralisieren?

Glauben Sie wirklich, daß eine gekaufte Presse Demokratie lehren kann, nachdem die Deutschen die Erfahrung mit Goebbels hinter sich haben... Ist es nicht hoch an der Zeit — wenn überhaupt noch Zeit ist —, den Deutschen eine Möglichkeit zu bieten, aus dem Ghetto herauszukommen und eine freie, unabhängige Presse auszubauen, die Voraussetzung der Demokratie? Redefreiheit ist eine der ‚Vier Freiheiten'. Oder sind die ‚Vier Freiheiten' derselbe Schwindel wie die Atlantic Charta? — Warum mehr Fragen. Sie verstehen mich...

Es ist bedauerlich, daß wenige Mitglieder des Kongresses in der neutralen Presse die Berichte (über die Nürnberger und Dachauer Gerichte, die Korrespondenzen zwischen katholischen und protestantischen Bischöfen und ‚Seiner Exzellenz' General Clay) zu lesen scheinen. In Nürnberg hat sich unter der Führung der ‚Kempner von Nürnberg' (Robert Ingrim) ein Weltskandal entwickelt, eine höchst unamerikanische Tätigkeit..."

Soweit ein knapper Auszug aus meiner Korrespondenz mit Senator Karl E. Mundt. Viele schärfere Formulierungen habe ich unterdrückt. Ich habe die ganzen Jahre auch Verbindung zu anderen Mitgliedern des Kongresses gesucht, so zu den Senatoren Langer, Dircksen, Scott Lucas, Vandenberg, Francis Case, Abgeordneten Patrick Sheean usw. Das Hauptthema waren und blieben die Potsdam Displaced

Christians, eine Lösung der Probleme Deutschlands und Österreichs im Sinne einer unteilbaren Gerechtigkeit, im Einklang mit den feierlichen Versprechungen Amerikas während des Krieges.

Nur noch einen Brief will ich zitieren, den ich an den Abgeordneten Robert Tripp Ross richtete, als er den Gedanken lancierte, Amerikaner sollten an ihre Freunde und Verwandten in Europa schreiben und Vertrauen für Amerika wecken und erhalten. In meinem Briefe vom 3. März 1948 führte ich u. a. aus:

„... Ihre Anregung wäre wirklich ausgezeichnet, *wenn* es noch ein Europa gäbe. Aber halb Europa ist in den Händen der Kommunisten, dank der Geheimabmachung von Jalta, Teheran und Potsdam, d. h. dank unserer amerikanischen Außenpolitik. Es wäre wirklich schön, könnten wir unseren europäischen Freunden sagen, daß unsere Regierung noch an ‚Freiheit, an demokratische Grundsätze und Institutionen glaubt', die auf der ewigen Wahrheit basieren, daß *alle* Menschen gleich erschaffen und vom Schöpfer mit gewissen unabdingbaren Rechten ausgestattet wurden, wenn wir ihnen wenigstens schreiben könnten, daß unsere Regierung wenigstens die feierlichsten Versprechungen und Chartern einhält. Es gibt aber nicht einmal einen freien Gedankenaustausch, keine Luftpost aus Deutschland, die Post aus und zu der amerikanischen Zone Österreichs wird in der stupidesten Weise zensuriert.

Ich nehme an, Sie erwarten nicht, daß wir die Propagandageschichten der Linken wiederholen, sondern die Wahrheit berichten und nur die Wahrheit. Nehmen wir an, ich wollte italienischen Freunden schreiben. Was könnte ich ihnen sagen, ohne zum Lügner oder Heuchler zu werden? Unsere Politik des sogenannten Friedensvertrages machte euch zur hilflosen Beute titoslawischer Kommunisten; eure Flotte wurde in Geheimabmachungen dem Kreml ausgeliefert. Mordet euren Bevölkerungsüberschuß oder übernehmt ‚Geplante Elternschaft', made in USA, d. h. unmoralische Praktiken. Innerhalb Italiens ist dafür keine Aussicht zum Überleben. Die Kolonien brauchen wir für unsere Freunde, nicht für italienische Hinterwäldler.

Oder sollte ich an Leute in den baltischen Staaten, im

Balkan oder Polen schreiben? Sollten sie nicht wissen, wie wir Michailovitsch behandelten und Tito an seine Stelle setzten? Sollte ich den Polen sagen, ihr wißt, daß wir eurer Freiheit wegen mit den britischen Verbündeten den Krieg begannen; wir fanden es aber expedient, halb Polen den Kommunisten auszuliefern, wir übernahmen den Stalin—Hitler-Pakt. Wir unterließen es, das Verbrechen von Katyn zu untersuchen, um unsere Freunde im Kreml nicht zu beleidigen, obwohl wir zur Zeit der Nürnberger Prozesse volle Kenntnis von den Hitler—Stalin-Dokumenten hatten. Es ist besser, ich schicke ihnen das Buch unseres Warschauer Botschafters ‚Ich sah Polen verraten'. Lest die schamlose Geschichte eures Verrates. Ach, ich vergesse, es ist euch nicht erlaubt, ‚amerikanische Propaganda' zu lesen!

Oder sollte ich versuchen, einen Brief hinter den Eisernen Vorhang in die Tschechei aufzugeben? Vielleicht würde er überhaupt nicht ausgeliefert. Kann ich ihnen sagen, daß die amerikanische Armee nicht nach Prag vorrücken durfte, weil die ČSR befreit — oder ausgeliefert — werden mußte an die Bolschewiken? Ihr versteht natürlich, Stalin braucht selbstverständlich die Skodawerke in Pilsen, die von den Nazis ausgebaute chemische Industrie und die Uranwerke in Joachimsthal. Seid ihr denn nicht zufrieden, daß wir Amerikaner euch in Potsdam die Erlaubnis gaben, 3 Millionen Sudetendeutsche und 600.000 Ungarn auszutreiben, natürlich ‚human und ordentlich'. Wir schwiegen dazu, als der Meisterdemokrat Benesch Karpathorußland an den Kreml verschacherte. Wir schweigen noch immer über eure Sklaven- und Terrorlager. Vielleicht finden wir es nützlich, über diese Dinge später zu reden, wenn die Opfer der Brutalität tot sind, wie die Hacha, Tiso und Hunderte eurer Volksgenossen und Tausende Sudetendeutscher. Derzeit ist Benesch noch immer das Ideal eines Demokraten; wir bereiten ihm eine Stelle vor an der Universität Chicago, daß er zum drittenmal eine Exilregierung beginnen und das zweimal befreite Land von den Befreiern befreien kann.

Oder sollte ich den 15 Millionen Potsdam-Vertriebenen Christen schreiben, den 2000 katholischen Priestern unter ihnen? Ich wünschte, ich könnte ihnen wenigstens sagen, Amerika hatte keinen Teil an dem ‚größten Verbrechen der

Geschichte'. Es bleibt aber Tatsache, daß dieses Verbrechen nur möglich war, weil das Dokument auch die Unterschrift unseres Präsidenten trägt. Nach unseren Rassegesetzen durfte ihnen UNRRA nicht helfen, für IRO existieren sie nicht. Keine Einwanderungsbill ist in Aussicht: Lasciate ogni speranza! Ihr müßt ohnehin sterben, wir sind humaner als Hitler, der den schnelleren, schmerzlosen Weg der Gaskammern verwendete.

Oder ein Brief an das deutsche Volk? Muß man ihm erst sagen, daß wir ihnen den Morgenthau-Plan brachten? Sie wissen, daß dieser sadistische Irrsinn noch weitergeht: schweigend waren sie Zeugen der Nürnberger Verhandlungen, bei denen amerikanische Richter neben unseren russischen Freunden saßen. Wir hängten Ribbentrop, während Molotow noch immer Ehrengast in USA-Kreisen ist. Sie wissen, daß wir mit der undemokratischen Farce der Entnazifizierung vorangehen zur selben Zeit, da täglich neue Dokumente unsere Kollaboration mit Stalin offenbaren. Sie wissen von den Hungerrationen unter Dachau, Belsen und Buchenwald, weil wir die Fabriken verschleppen, um unseren Freunden gefällig zu sein: daß wir die Agrargebiete des Ostens den Russen schenkten, daß wir 15 Millionen Bettler in das zerbombte, entindustrialisierte, morgenthauisierte Deutschland hineinzwangen.

Ja, sie wissen, daß etliche Einzelpersonen alles Menschenmögliche versuchen, Hilfe und Erleichterung zu bringen. Sie wissen aber auch, daß unsere Regierung für lange Zeit keine Hilfssendungen erlaubte, daß die ‚Freundschaftszüge' an Deutschland vorbeifahren. Frankreich hat Überfluß an Milch, in Deutschland gibt es keine für Kinder und Kranke. —

Warum mit Sarkasmus fortfahren, wenn die Tatsachen so traurig, ekelhaft, heidnisch und unamerikanisch sind?! Der ‚progressive Liberalismus' hat die Sklaverei wieder eingeführt; das Land Abraham Lincolns hat deutsche Kriegsgefangene an Halb- und Dreiviertelkommunisten in Frankreich und England ausgeliefert. Ich behaupte, der wahre Grund dafür ist geplanter Rassenmord: 20 Millionen Deutsche zuviel; sie müssen ausgetilgt werden. General Eisenhower schämte sich nicht, als ihn gewisse Kreise ‚Rattenvertilger' (Rat Exterminator) nannten ... Vielleicht wissen

Sie, daß hochstehende Europäer uns wegen des Morgenthau-Amerikanismus ,gewaschene Russen' nennen, daß ein liberales Schweizerblatt den amerikanischen Ankläger in Nürnberg ,Kopfjäger' betitelte.

Entweder es gibt ein Moralgesetz oder nicht. Gibt es eines — und es ist so —, dann bindet Moral und Naturgesetz Sieger und Besiegte. Was bei den Nazis als Verbrechen galt und beurteilt wurde, bleibt ein Verbrechen, auch wenn es von den Siegern begangen wird. Die Nürnberger ,Gesetze' gelten vor dem Weltgewissen für uns so gut wie für die Nazis, auch wenn die Richter und Erfinder der Gesetze nicht den Mut haben, Friedensverbrechen zu verfolgen...

Um zu wiederholen: Es scheint mir lächerlich, europäischen Freunden Briefe zu schreiben, um sie zu überzeugen, daß unser amerikanischer Lebensweg so viel besser ist — wie es sein könnte und müßte! —, solange sie sehen und erleben, daß die amerikanische — oder ist es Morgenthau — Praxis sich wenig vom Nazismus und Kommunismus unterscheidet. Es gibt nur eines, das sie überzeugen kann: Taten, Taten und immer wieder Taten... Die ,Stimme Amerikas' bleibt Verschwendung von Billionen Dollars, wenn die Taten fehlen...

Vielleicht ist noch Zeit, von Morgenthau und F. D. R. zu Christus überzugehen... Dann und nur dann hat es Sinn, Briefe nach Europa zu schreiben, die ,ein Band der Freundschaft und Verständigung schaffen, das keine künstliche Propaganda zerstören kann...' "

IV

BLUNDER ODER PLAN?

Im Febuar 1949 brachte der „Wanderer", wohl die angesehenste katholische Wochenzeitung der Deutschen Amerikas, die regelmäßig auch Beiträge aus der Feder Bischof Münchs, des heutigen Apostolischen Nuntius für Deutschland, brachte, folgenden Artikel von mir:

William Henry Chamberlin, der nüchterne und kenntnisreiche Beobachter des Weltgeschehens, untersuchte eben ("Human Events", 19. Jänner 1949) in einem Artikel, "Six Fatal Blunders" (sechs verhängnisvolle Fehler), die Frage, warum wir bis heute keinen Frieden haben, warum wir in derselben Spannung leben wie vor dem Beginn des zweiten Weltkrieges, warum die Initiative den Westmächten entglitt und von Hitler auf Stalin überging, warum Asien an der Elbe beginnt und nicht wie früher im Ural. Er zitiert Churchills Wort: „Die Kluft, die sich auftat zwischen dem asiatischen kommunistischen Rußland und den großen und kleinen Demokratien des Westens, war dem siegreichen Kriegskabinett der nationalen Koalition ganz brutal klar, ehe Hitler zerschlagen war und die Deutschen ihre Waffen niederlegten." Churchill meint, Amerika und England hätten ihre Armeen nicht so rasch heimschicken, Berlin und Prag besetzen sollen. Eisenhower bezeugt, daß dies durchaus möglich war, ja, daß der Vormarsch planmäßig aufgehalten wurde, um den Bolschewiken den Lorbeer des Sieges zu lassen. Warum?

Chamberlin führt nun sechs hervorstechende Fehler an, die zur heutigen Entwicklung führten: 1. Die britische Garantie an Polen zu Kriegsbeginn. Es war von Anfang an klar, daß diese Garantie Polen nicht retten würde. Es steht fest, daß Frankreich nur unter britischem Druck mitmarschierte; wie weit England unter Druck Amerikas stand, wird die Welt erst erfahren, wenn die Geheimarchive geöffnet werden. Zweifellos wurden diese Fragen auch beim englischen Königsbesuch erörtert. Ich habe den Besuch des englischen Königs in Paris miterlebt: Während in geheimen Konventikeln der Krieg vorbereitet wurde und die Militärparade die Kriegsbereitschaft unterstreichen sollte, jubelte das Volk in den Straßen: Das Bündnis zwischen England und Frankreich ist der Friede! — Die ganze Verlogenheit des britisch-russischen Bündnisses war den britischen Politikern schon damals klar: Sie mußten wissen, daß diese bedingungslose Garantie Polen in den Krieg treiben, aber vor Hitlers Maschine nicht retten könnte. Sie kannten aber auch damals bereits Stalins Ziele; britisch-russische Verhandlungen gingen ja den deutsch-russischen, die mit dem

Hitler—Stalin-Pakt endeten, voran. Es wäre außerordentlich wichtig zu wissen, was England damals Stalin anbot, warum die Verhandlungen scheiterten. Warum haben die „Retter Polens" nicht Stalin den Krieg erklärt, als seine Horden das unglückliche Land überfielen? Daß Stalin heute die Hälfte Polens absolut, die andere durch Quislinge beherrscht, verdankt er jedenfalls nicht Hitler, sondern den Westmächten. Es gibt in der Weltgeschichte wenig Parallelen zu diesem Verrat am Bundesgenossen und an Grundsätzen. Wenn „Polen der Prüfstein" ist, wie Belloc meinte, dann sind die Westmächte gerichtet und verurteilt.

2. Der zweite Fehler war das Schlagwort vom "Unconditional Surrender". Ich glaube nur nicht, wie Chamberlin meint, daß es nur eine "Casual Improvisation" war. Jedem denkenden Menschen war es klar, daß dieses Schlagwort den Krieg verlängern, die Opfer vermehren und jeden Widerstand unmöglich machen würde. Jeder unparteiische Beobachter bestätigt heute, daß diese Befürchtungen tatsächlich eintrafen. Für die Deutschen ging es nicht mehr um Hitler, der Krieg wurde für sie — wie Roosevelt mit einer Phrase Homer Leas sagte — zum "War for Survival", ein Krieg um das nackte Überleben des deutschen Volkes. Igor Sikorsky hat ausgeführt, daß in einem kommenden Kriege das russische Volk geschlossen hinter Stalin stehen würde — sosehr es seine Tyrannei haßt —, wenn wir keinen Unterschied machen zwischen Russen und Bolschewiken, wenn unsere Propaganda und unsere Kriegsführung beweisen, daß der Kampf nicht gegen die Tyrannei, sondern gegen das russische Volk geht. Und jedes Volk, das überhaupt noch ein Volksbewußtsein hat, würde nicht anders handeln. „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht alles freudig setzt an ihre Ehre" (Schiller). Wir wissen heute, daß der Krieg von Anfang an gegen das deutsche Volk ging, Hitlers Aufstieg wurde vom Ausland finanziert. — Im Jahre 1933 erschien im Verlag Van Holkema & Warendorfs Uitg. in Amsterdam ein Buch: „De Geldbronnen van het Nationaal Socialisme", das sehr aufschlußreich ist. Alle Versuche, Hitler zu erledigen, wurden auf die Seite geschoben. Man hat bisweilen das Gefühl, daß Hitler, der sich als Herr der Welt gebärdete, das Werkzeug geheimer Mächte war. Viel-

leicht muß man deshalb die These von der Gesamtschuld des deutschen Volkes aufrecht halten! — Daß man heute jedes deutsche Nationalgefühl beinahe als Verbrechen auslegt — zur selben Zeit, da jüdisches Nationalgefühl Orgien feiert! —, liegt auf derselben Ebene. Genüge es hier zu sagen, daß Thomas von Aquin erklärt: „Nächst Gott ist der Mensch zunächst seinen Eltern und seiner Heimat verpflichtet." Vom heiligen Petrus Canisius kennen wir das Gebet: „Du weißt es, Herr, wie sehr und wie oft Du mir Deutschland ans Herz gelegt hast, damit ich mich ganz dafür hingebe und nichts anderes mehr wünsche, als für dasselbe zu leben und zu sterben."

3. Der dritte Fehler war das planmäßig fortdauernde Appeasement Stalins, obwohl die Ziele des russischen Diktators sonnenklar waren, obwohl man sie in schärfsten Worten verurteilte, obwohl man die Russen aus dem sogenannten Völkerbund ausgeschlossen hatte. Ist es wirklich nur Naivität, daß derselbe Eisenhower, der dem gefangenen deutschen General von Arnim die unter Offizieren übliche Ritterlichkeit verweigert ("Crusade in Europe", S. 156), Marschall Shukow seinen Freund nennt und sich bei dem Besuch in Moskau so überaus wohl fühlt?

4. Als vierten Fehler nennt Chamberlin den Morgenthau-Plan. Halten wir daran fest, daß schon in Quebec Churchill ganz klar die Folgen sah, und nicht er allein, wie die Memoiren von Cordell Hull, Stimson und selbst das Buch Eisenhowers beweisen, der die Überschwemmung der Ruhrgruben „dumm und verbrecherisch" nennt (S. 287). Ich glaube nicht daran, daß unsere Politik sich geändert hat. Auch der Marshall-Plan will nicht Deutschland helfen, lediglich die Kolonie Deutschland ausbeutungsfähiger machen. Noch immer beherrschen die Morgenthauer unsere Außenpolitik. Vielleicht ist nichts so bezeichnend wie eine Forderung Morgenthaus in Paris, daß Amerika „seine Unabhängigkeit vom britischen Foreign Office erkläre" und „seine eigene Politik in der Palästinafrage festlege, die zuerst die Interessen unserer eigenen Bürger berücksichtigt". Es ist interessant zu verfolgen, daß eine gewisse Presse heute England und vor allem Bevin mit all den Komplimenten überhäuft, die bis vor kurzem Hitler und Goebbels

reserviert waren. (New Yorker "Times", 1. November 1948.)

5. Die merkwürdige Mißkalkulation der Lage im Fernen Osten, die sich in einer Überschätzung der Kampfkraft Japans und einer Unterschätzung von Rußlands Zielen ausdrückt. Wirklich? Eisenhower berichtete doch dem Präsidenten vom „bevorstehenden Zusammenbruch Japans" und warnte irgendwie vor Rußlands Beteiligung (S. 441 f.). Japan hatte längst um Frieden nachgesucht; für die Atombomben über Hiroshima und Nagasaki bestand nicht einmal eine „militärische Notwendigkeit". Mag sein, daß die Forderung „bedingungsloser Übergabe" den Frieden verzögerte. (Es ist interessant festzustellen, wie gierig die chinesischen Kommunisten, diese „harmlosen Bauern", den Schlager des Demokraten Roosevelt aufgriffen.)

6. Die überstürzte Schaffung der „Vereinten Nationen". Ja, wir stehen vor einem babylonischen Turm ohne Fundament. Kann man aber von Überstürzung reden mit Tausenden von Planern und Sachverständigen und den Erfahrungen des früheren Völkerbundes in Genf?

Soweit W. H. Chamberlins Gedanken. Man könnte die Reihe der „Blunders" fortsetzen. Man kann es ruhig der Nachwelt überlassen, die Verantwortlichen für das politische, diplomatische Disaster nach einem militärischen Siege ohne Parallele festzulegen: War es Roosevelts „geistige und physische Gebrechlichkeit", Hulls Alter, der Dilettantismus Stettinius', die Irreführung der Öffentlichkeit durch Presse und Radioten, das Eindringen der Moskauer Fifth Column in die maßgebenden Stellen der Regierung?

Mich können alle diese Erklärungen nicht mehr befriedigen, je länger ich über die heutige Weltlage nachdenke. Man kann doch nicht annehmen, daß die Regierung überall nur in den Händen von Idioten liegt und daß man nur Tollhäusler als Fachleute heranzieht. Es kann wohl sein, schreibt Father Gillis mit Beziehung auf Berlin, daß ein Amateur sich selber einsperrt, wenn er einen Fußboden lackiert; dem Fachmann kann dies nicht geschehen: „Waren unser Präsident oder vielmehr zwei Präsidenten und ihre Berater so unerfahren in der Kunst der Diplomatie . . ., solche Neulinge in der Kunst, diplomatische Dokumente zu ver-

fassen, daß sie nicht sahen, daß sie unsere Besatzungsarmee und mit ihr eine verhungernde Bevölkerung in einer unzugänglichen Tasche einschlossen? Wenn die Verteidiger des Rufes F. D. R.s darauf bestehen, daß er töricht handelte, mir soll's recht sein. Ich möchte lieber denken, daß niemand so ‚dumm' sein kann. Die Alternative aber ist, daß er (oder Mitglieder seines Gefolges mit seiner Zustimmung) in böswilliger Absicht handelten." ("Catholic World", September 1948, S. 489.) Was für Berlin gilt, gilt für die ganze politische Entwicklung und Lage. Es handelt sich nicht um „Blunders", Fehler, Irrtümer, falsche Kalkulationen, menschliche Unzulänglichkeiten, sondern um einen Plan! Gerade der Zynismus, mit dem man heute China fallen läßt, bestärkt mich in dieser Auffassung. Die Unmoral der Kriegführung, die bewußte Zerstörung christlicher Heiligtümer und Kulturdenkmäler, die Auslieferung des europäischen Ostens an den Kreml, die Ausrottung des Christentums, Teheran, Jalta, Potsdam, der Morgenthau-Plan, die Vertreibung von Millionen Christen aus ihrer angestammten Heimat, die bewußte Zerstörung der Lebensgrundlagen und die Aushungerung von Millionen, die Verunmöglichung der Auswanderung sind alles nur Glieder und Teilerscheinungen dieses Planes.

Kann man das beweisen? Arbeiten wirklich das kapitalistische Amerika, das imperialistische England und das kommunistische Rußland zusammen? Sind alle die Konferenzen und Reibereien nur Spiegelfechterei? Sind alle die Ideale, die man herausstellt, die Programme und Chartern nur „Opium für das Volk"? Ich scheue mich nicht, darauf mit „Ja" zu antworten. Wir sind alle nur Hampelmänner in dem großen Welttheater der Drahtzieher hinter dem Vorhang, viele bewußt, die Mehrzahl ahnungs- und hilflos.

Eines wird heute allgemein zugegeben: Der Kommunismus strebt nach der Weltherrschaft, nach der Einen Welt des Kommunismus. Die Eine Welt ist aber auch das Ziel der Weltfreimaurerei. Ich meine nicht, daß alle Freimaurer wissen, worum es geht; die allermeisten lassen sich blenden von Idealen, genau so wie viele Nazis und Kommunisten; sie haben keine Ahnung, daß sie mißbraucht werden, obwohl es fast keine Entschuldigung für diese „Ahnungs-

losigkeit" gibt. Papst Klemens XII. hat in der Bulle „In Eminenti" vom 28. April 1738 folgende Gründe für die Verurteilung der Freimaurer gegeben: 1. Den naturalistischen Charakter, durch den sie den christlichen Glauben untergraben, Indifferentismus erzeugen und aller positiven Religion feindlich sind; 2. das undurchdringliche Geheimnis und die chamäleonartige Natur, durch welche sie sich wie Diebe und Füchse einschleichen, Unbehutsame umgarnen; 3. Eide und Gelöbnisse, deren Tragweite der Verpflichtete oft nicht kennt; die Gefahr der Geheimbünde für Ruhe und Sicherheit der Staaten. (Vgl. H. Gruber in Herders Staatslexikon, 1911, II., 598.) Die Revolutionen, von der französischen bis herauf zur mexikanischen und spanischen, sind von den Freimaurern geplant und gefördert. Wer das Programm der Illuminaten kennt, kann Tag für Tag verfolgen, wie es verwirklicht wird. — Wer diese Zusammenhänge nicht sieht, kann das heutige Geschehen nicht verstehen, noch weniger erklären. Douglas Reed, der bekannte Journalist, entdeckt entsetzt diesen Faden des Weltgeschehens in seinem Buch: "From Smoke to Smother." (London 1948.) Weit tiefer und lange vor ihm wurde der Meisterplan nachgewiesen durch Cahill, "Freemasonry and the Anti-Christian Movement" (Dublin 1930), Fahey, "The Kingship of Christ" (Dublin 1930) und "The Kingship of Christ and Organized Naturalism" (Cork 1943). Es ist schon so, wie einer der Wissenden, Disraeli, vor mehr als hundert Jahren erklärte: „Die Welt wird von ganz anderen Männern regiert, als diejenigen glauben, die nicht hinter die Kulissen sehen." (Zitiert bei Cahill, S. 87.)

Kommunismus und Freimaurer verfolgen dasselbe Ziel: Die Eine, gottlose Welt. Chaos ist der Wegbereiter. Die Weltgeschichte ist der ewige Kampf zwischen Licht und Finsternis, zwischen Gott und dem Teufel, wer sich der Herrschaft Gottes entzieht — und das ist Wesen und Ziel des Naturalismus —, kommt unter die Herrschaft des Teufels. „Wenn Gott euer Vater wäre, würdet ihr Mich lieben", sagte Christus zu den Juden. „Warum versteht ihr Meine Rede nicht? Weil ihr Mein Wort nicht hören könnt. Ihr habt den Teufel zum Vater und wollt nach den Gelüsten eures Vaters tun. Er war ein Menschenmörder von Anbeginn...

Er ist ein Lügner und der Vater der Lüge ... Wer aus Gott ist, höret auf Gottes Wort. Ihr hört nicht darauf, weil ihr nicht aus Gott seid." (Joh. 8, 42 ff.)

Und die Christen? Wie ist es möglich, daß eine unsichtbare Macht die Welt beherrscht in einer Zeit, die sich christlich nennt? Warum haben die Christen so ganz und gar keinen Einfluß auf die Gestaltung der Welt? Warum bäumen sie sich nicht auf, wenn die Schule heidnisch, die Ehe und Familie entsittlicht, das Recht geschändet, die Beziehung von Mensch zu Mensch und von Volk zu Volk vergiftet wird? Warum folgen sie den „Söhnen des Teufels", den Lügnern, den Hetzern und Verleumdern? Warum leuchtet das Licht nicht? Warum ist der Sauerteig unwirksam und das Salz bitter und schal? Warum gibt es keine Männer mehr, die den Mut haben, Verbrechern das Non Licet entgegenzuschleudern? Warum schalten wir uns den Kindern der Welt und den Söhnen des Teufels gleich und brüsten uns, daß wir an den Tischen der Reichen und Satten mittafeln dürfen, während wir uns schämen, die Hand armer, aufrechter, christlicher Menschen zu drücken? Warum ...? Des Fragens wäre kein Ende. Es stimmt etwas nicht mit uns Christen. „Wer hindert euch denn Christen zu sein?" fragte ein Wiener Kommunist. Es sind nicht alle Christen, die sich so nennen, und es leben und handeln viele als Christen, denen wir andere Namen geben, als käme es auf den Namen, auf Formen und Formeln allein an, nicht auf den Geist und das Leben ... Es scheint mir Gott versuchen, wenn wir auf das Wort vertrauen, daß die Kirche bis zum Ende dauern wird, während wir mithelfen, sie zu zerstören und mit den „Söhnen des Teufels" verschworen sind. Gewiß, die Kirche wird bestehen bis zum Ende der Tage. Ob bei uns? Ob in der abendländischen Welt, von der sie ausging? Ob wir am „Ende der Tage" sind? Die Krähen mögen sich brüsten, wie Franz Kafka in einer Parabel sagt, daß eine von ihnen den Himmel zerhacken könnte. Mag schon sein, sie versuchen es, die Krähen und die Eulen. Aber „der ‚Himmel' ist die Abwesenheit aller Krähen". — Das entbindet uns nicht von der Verpflichtung, für das Reich Gottes und gegen das Reich Satans zu arbeiten. „Wer lernen würde, Geschichte anzuschauen und zu erforschen im Lichte der

unverrückbaren Wahrheit als Heilsdrama der Menschheit, wäre nicht mehr in Gefahr, willkürlich gesetzten Zwecken zu dienen; er wüßte sich in einem jeden Augenblick vor dem eigentlichen König und könnte gegen den Widersacher und seine Vasallen streiten aus der Kraft der Überzeugung, daß dem König alle Macht gebührt und daß die auf Erden zu begründende und zu wahrende Ordnung mit der Offenbarung übereinstimmen muß." (Reinhold Schneider, „Der Dichter vor der Geschichte", S. 54.)

*

Ich hatte den Artikel auch anderen Blättern zugeschickt, die meine Arbeiten veröffentlichten. Als ein Blatt in meine Hand kam, sah ich zu meiner Überraschung, daß der Kern des Artikels, der Beweis dafür, daß es sich nicht um Blunders, sondern um einen bewußten Plan handle — beginnend mit dem Satz: „Die Eine Welt ist aber auch das Ziel der Weltfreimaurerei" bis einschließlich Zitat aus Joh. 8, 42 — weggelassen war.

Ich kaprizierte mich gewiß nicht auf ein Wort oder einen Satz, ich verstehe es, wenn eine Redaktion den einen oder anderen Artikel nicht bringen kann. Hier aber ging es um eine grundsätzliche Frage. Ich teilte dem Herausgeber mit, daß ich meine Mitarbeit wieder einstellen müsse:

„... Es ist meine auf Beobachtung, Erfahrung und Studium gestützte Überzeugung, daß die Freimaurerei die Hauptursache der heutigen Katastrophe ist. Es fehlt mir die Zeit, das eingehend zu begründen. Die im Artikel zitierten Quellen oder auch das Buch des französischen Diplomaten Comte de Saint-Aulaire ‚Geneva versus Peace' (Sheed & Ward, New York 1937) geben etliche Anhaltspunkte ... Es hat natürlich keinen Sinn, für christliche Grundsätze zu kämpfen, solange man den Hauptfeind des Christentums nicht angreifen kann, oder seine ausführenden Organe kritisieren, die oft nicht einmal wissen, wozu sie mißbraucht werden oder wenn man gar die Auftraggeber in Schutz nimmt ... Das Verbrechen von Potsdam, die totgeschwiegene Austreibung von Millionen Christen, die Scheingerichte von Nürnberg, Dachau, Landsberg ... sind von dieser ‚geheimen Macht' geplant und durchgeführt. (Wie Douglas Reed fest-

stellt, fielen die Nürnberger Urteile und ihre Vollstreckung mit jüdischen Feiertagen zusammen, die Henkungen in Landsberg finden immer am Freitag statt, von den Gräbern der Gehenkten wurden Adventkränze und Kreuze entfernt ...) Solange diese geheime Macht unsere Politik beherrscht, gibt es keine Änderung unserer Deutschlandpolitik ..., aber auch für Amerika ist die Katastrophe unvermeidlich ..."

Am 8. März antwortete der Herausgeber:

„... Leider kann ich mit Ihrer Einstellung nicht übereinstimmen. Es war schon immer meine Überzeugung, daß man den Kommunismus nur dann wirksam bekämpfen kann, wenn man die Frage des Judentums und damit der Freimaurerei versteht. Ich bin mir aber ebensosehr bewußt, daß diese so wichtige Aufklärung nicht durch eine deutschsprachige Presse kommen darf. ‚Ein gebranntes Kind scheut das Feuer' — und damit will ich nur sagen, daß ich schon immer Ihren unerschrockenen Kampf um Wahrheit und Gerechtigkeit bewundert habe, aber zu gleicher Zeit von jeglichen Angriffen auf amerikanische Regierungsstellen sowie auf das Judentum aus *rein materiellen Gründen* Abstand nehmen muß. Ich hoffe, daß Sie verstehen, daß die F. P. erstens auf Inserate angewiesen ist, die uns zum größten Teil durch jüdische Inseratenfirmen in New York zugehen, und zweitens, daß die F. P. keine katholische, sondern im Sinne aller christlichen Konfessionen gehaltene Zeitung ist ... Wie es mit der amerikanischen Pressefreiheit steht, brauche ich nicht zu erwähnen, ich darf Sie dabei nur an den Fall Father Coughlin erinnern. Ich bin gerne bereit, Sie in Ihrem Kampf um Wahrheit und Recht zu unterstützen. Leider sehe ich mich gezwungen, in dieser Stellungnahme auch an meine Familie zu denken. Die Verfolgungen der Kriegsjahre, die ich als Deutschstämmiger erdulden mußte, geben mir dazu Anlaß ... Ich hoffe, daß Sie auch meine Einstellung verstehen, und daß Sie auch weiterhin Ihre von Innerer Überzeugung getragene Weltanschauung objektiv unseren Lesern in dieser Stunde größter Not vor Augen führen werden ..."

Am 21. März schrieb ich zurück:

„... Könnten wir über alles sprechen, gingen unsere An-

schauungen wohl nicht gar zu weit auseinander ... Sie schildern mir die Pressefreiheit Amerikas noch schrecklicher, als sie sich mir darstellt. Ich frage mich nur, ob das nicht dort endet, wo der Nazismus zu Ende ging oder anfing.

Ich glaube nicht, daß die Deutschen Amerikas alles ruhig hinnehmen sollten. Die Deutschenhetze ist ja sehr vorlaut und setzt sich durch. Leider fehlt gerade den Deutschen hierzulande das Solidaritätsgefühl.

Ich habe mit meinen Artikeln sicher nicht die Absicht, Partei- oder Kirchenpolitik zu betreiben. Ich sehe auch in der praktischen Politik beider Parteien kaum einen Unterschied. Ich schreibe meine Kritik, besonders der Außenpolitik, offener als in den Artikeln an verschiedene Mitglieder des Kongresses ...

Ich betreibe auch keine engherzige Kirchenpolitik; ich scheue mich nicht, auch innerkirchliche Mißstände offen zu kritisieren. Mein Hilfswerk unterstützt auch eine Reihe von Nichtkatholiken. Es wird Sie interessieren, daß mir unlängst ein lutherischer Pastor aus der französischen Zone schrieb, er habe mich in einer Predigt mit dem Propheten Jeremias verglichen, der aus der Ferne sein Volk zu Gott zurückführen wolle. Wir können heute weniger denn je konfessionelle Kämpfe vertragen, wenn wir nicht miteinander umkommen wollen. — Ich predige auch nicht den Haß gegen andere Nationen. Ich will nur, daß man sie mit demselben Maßstab mißt wie die Deutschen, und nicht Nazismus in Umkehrung gegen die Deutschen übt. — Ich bin auch kein Rassenantisemit; ich wehre mich aber gegen den zersetzenden Einfluß atheistischer Juden.

Ich kann wohl auch Ihre persönliche Lage verstehen. Daß Pressefreiheit und freies Wort mit der Bedrohung der Existenz bestraft wird, ist in einer Demokratie katastrophal. Wodurch unterscheidet sich grundsätzlich diese Pressefreiheit von der hinter dem Eisernen Vorhang? Mit welchem Recht bestraft man heute drüben Verleger und Journalisten, die es vorzogen zu schweigen, ohne innerlich mit dem System zu sympathisieren?" — Ich bin ja — vorerst — noch frei. Mein Kampf gegen die Nazis hätte keinen Sinn gehabt, würde ich heute schweigen. Übrigens geschieht es sehr oft, daß man mich mit Father Coughlin in Briefen in

Parallele stellt und ein ähnliches Schicksal für mich befürchtet..."

*

Es ist heute kein Geheimnis mehr, daß einflußreiche Kreise an der Errichtung Einer Welt, an einer Weltregierung arbeiten. In Amerika allein gibt es über 200 Organisationen (ohne die Ortsgruppen) zu diesem Zwecke. Das amerikanische State Department erhält und finanziert eine eigene Kommission zur Förderung der UNESCO. General Sumpter L. Lowry bezeugte vor einem Senatsausschuß: „UNESCO ist ein Werkzeug, das die Vereinten Nationen ersonnen haben, um ihr Ziel zu erreichen: Die Eroberung der amerikanischen Regierung, die in eine Weltregierung gezwungen werden soll. Ihre Aufgabe ist es, amerikanische Bürger mit dem eitlen Stolz einer Weltbürgerschaft zu erfüllen, so daß sie eine Weltregierung als etwas Selbstverständliches hinnehmen... Statt die falsche Idee zu verbreiten, daß die UNESCO ein Mittel ist, den Weltfrieden herbeizuführen, sollte das State Department gezwungen werden, die UNESCO als das zu brandmarken, was sie wirklich ist: Eine Verschwörung zur Errichtung einer Weltregierung und zur Eroberung der Regierung Amerikas." ("The Tablet", 24. Juli 1954.) Neuestens versucht man, die Massen durch panische Furcht vor Vernichtung durch die Atombombe für den Gedanken der Einen Welt zu gewinnen. „Soll das Weiße Haus Amerikas im Zeitalter der Atombombe tiefer liegen als die Würmer, oder wollen wir als freie Menschen in einer Weltrepublik leben?", erklärte schon 1945 Clarence Streit.

„Die Vereinten Nationen liegen im Sterben", schrieb Carlos Romulo. ("Reader's Digest", November 1954.) Er meint, „Russen und ihre Freunde hätten durch Vetos, Verlassen der Sitzungen, Aggression alles nur mögliche getan, sie zu töten". „Es ist höchste Zeit, daß wir alles versuchen, diese unsagbare Tragödie für die Völker der freien Welt zu verhindern." — Das Urteil des mutigen Präsidenten der Philippinen ist überraschend. Gerade Korea gegenüber haben die Vereinten Nationen völlig versagt und versagen bis heute. Die Russen haben alles Interesse, die Vereinten Nationen zu erhalten, die sie durch ihr Veto geradezu beherrschen, die

sie als Propagandaform auswerten, durch die sie Spione, als Diplomaten maskiert, nach Amerika bringen. Schon 1947 schrieb Christof Norborg, ein früherer Mitarbeiter der UNRRA: „Die Zeit ist gekommen, der Wahrheit ins Gesicht zu sehen, so unerfreulich sie sein mag, daß die Vereinten Nationen ausschließlich dazu dienen, den Kreml und seine Einflußsphäre zu beschützen." ("The Catholic World", September 1947.)

Die Vereinten Nationen sind eine verschlechterte Ausgabe des Völkerbundes. „Die UNO hat den Grundsatz der Einmütigkeit beibehalten, aber auf die Fünf Großen eingeschränkt. Die Situationen sind tatsächlich identisch... Wie die vier oder fünf Mächte (in Wirklichkeit nur zwei, England und Frankreich) der Liga ihren Dualismus und ihren Mangel an psychologischem Verständnis nach Genf brachten, und den Zerfall Europas und der Welt verursachten, so haben heute die fünf (in Wirklichkeit nur drei, England, Rußland und Amerika), ihre politischen Interessen und ihren Mangel an psychologischem Verständnis auf die Ebene einer internationalen Organisation geschoben... Eine andere Ähnlichkeit zwischen den beiden liegt in dem Mangel an satzungsmäßigen Grundsätzen, die einen Gesetzeskörper bilden könnten... Die Charta von San Franzisko enthält verschiedene allgemeine Feststellungen, in denen der ‚Glaube an fundamentale Menschenrechte, an Würde und Wert der menschlichen Persönlichkeit, an gleiche Rechte für Männer und Frauen, an große und kleine Völker' und ähnliche Dinge ebenso ausgesprochen werden wie im Völkerbund von 1919. Mit welcher Autorität können diese Grundsätze erzwungen werden, wenn ein Staat sie verletzt?... Genau wie früher kein einzelner, keine Minderheitengruppe, kein unterdrücktes Volk in Genf Gerechtigkeit finden konnte..., so gilt heute genau dasselbe. Dazu kommt aber noch, daß Geschehnisse von unerhörter Grausamkeit sich ereigneten, wie die Deportation und Verschikkung von Tausenden und Millionen, die Versklavung von Gefangenen und Deportierten, die Ermordung nationaler und politischer Feinde, gefördert von den Regierungen der drei oder fünf Großmächte..." (Zitiert nach "The Tablet", 20. Februar 1954.)

Die „Großen" haben offenbar selber keinen Glauben an die Vereinten Nationen. Die wichtigsten Entscheidungen werden nicht in dem monströsen Bau aus Stahl und Glas am Ostufer New Yorks getroffen, sondern in Geheimkonventikeln. Wilsons Forderung: Open Covenants openly arrived at (Offene Verträge, offen zustandegekommen) ist längst vergessen. Die Vereinten Nationen wurden übergangen bei Schaffung der NATO, bei der Berliner Konferenz, in Genf und in Paris. In 15 Monaten mußte Mr. Dulles zehnmal nach Europa fliegen!

Nun soll die Charta der Vereinten Nationen 1955 oder 1956 revidiert werden, vorausgesetzt, daß die Russen zustimmen, was davon abhängt, ob sie bereits soviel Einfluß haben, daß die UNO ausschließlich ihr Machtinstrument werden kann, was ja Ziel des Kommunismus ist. Nur die Satzungen und die äußere Form ändern, nicht aber den Geist, wäre sinnlos. „Die derzeitige Enttäuschung über die UNO ist nur zum Teile zurückzuführen auf eine realistische Einschätzung der legalen und juristischen Mängel der politischen Organisation. Diese können zweifellos durch eine Revision der Charta und entsprechende diplomatische Aktion behoben werden. Viel grundlegender als die organisatorischen Schwierigkeiten sind die organischen Erkrankungen, die moralische Blutleere und die Aushungerung des Gemütes (emotional starvation), die einen politischen Körper bedrohen, von dem man offenbar erwartet, daß er in einem geistigen Vakuum überleben, sogar blühen soll." (Bischof John J. Wright.) William H. Chamberlin erklärte: „Eine Weltregierung ohne Teilnahme der Sowjets würde nichts zu unserer Sicherheit gegen die Drohung unserer Zeit, einen direkten oder indirekten Angriff der gewaltigen Sowjetunion beitragen. Eine Weltregierung unter ihrer Teilnahme ist fast so unmöglich, wie es nur sein kann, und wenn sie entgegen aller Möglichkeit verwirklicht werden könnte, so wäre sie nichts als eine leere Hülle und der Stillstand der Vereinten Nationen würde sich wiederholen." ("The Tablet", 16. Oktober 1954.)

Die Einweltler haben viel weitergespannte Ziele als eine Reform der UNO. Der bekannte Autor und frühere Mitarbeiter der Londoner "Times" Douglas Reed unterrichtet

uns in einem Artikel "When World Government Moves In" („Wenn die Weltregierung kommt"), den er für "Economic Council Letter" (Nr. 312 vom 1. Juni 1953) schrieb, über die Pläne, die WAPWG (Welt Association von Parlamentariern für Weltregierung) bei einer Konferenz 1952 für die Änderung der Charta der UNO vorbereiteten. Plan A würde mit einem Schlag die UNO in eine diktatorische Weltregierung verwandeln. Plan B enthält gemäßigtere Vorschläge, die trotzdem die Staaten schwächen und unfähiger machen würden, bei späterer Gelegenheit, dem Plan A zu widerstehen. Beide Pläne wurden angenommen. Welcher durchgedrückt werden soll, wird im letzten Augenblick vor der Generalversammlung der UNO 1955 entschieden. Es ist unwahrscheinlich, daß Plan A schon 1955 durchgeht. In der Konfusion eines anderen Krieges könnte er in Schnappabstimmung durchgepeitscht werden, besonders wenn der Plan B früher schon Erfolg hatte.

Die beste Hoffnung auf vollen Erfolg wird offenbar in einem dritten Weltkrieg gesehen. Man kann sagen, daß alle Einweltler den Sonnenaufgang erwarten. Das zeigt ihre Einstellung zum Kommunismus. Sie bringen ihr orthodoxes Widerstreben dagegen zum Ausdruck und das Verlangen, ihn zu vernichten, aber ihre Pläne für Weltregierung würden den Sowjets die Vorherrschaft geben ...

Klugheit würde verlangen, die Verfassungen der Westmächte gegen solche Pläne zu verstärken und die Annahme eines der beiden Pläne 1955 zu verhindern. Die Gefahr liegt in einer überstürzten Abstimmung (snap-vote). Die Abstimmung kann durch Versprechungen und Einschüchterungen hinter den Kulissen sehr beeinflußt werden. (Vgl. "The Forestal Diaries", S. 346 und 363; Dr. Chaim Weizmans, "Trial and Error", S. 292.) Eine einfache Mehrheit könnte etwas anrichten, was später schwer wieder gutzumachen wäre ...

Alger Hiss und Harry Dexter White haben hauptsächlich die UNO-Charta entworfen. Die Führer der WAPWG setzen fort, wo sie aufhörten. Alle diese Männer führen in unseren Tagen einen Plan weiter, der zuerst vor etwa 160 Jahren aufschien, nämlich der Menschheit einen universalen und ausgesprochenen Despotismus aufzubürden. In unserem

Jahrhundert hat der Plan offen Gestalt angenommen und steht vor dem Erfolg durch zwei Kriege, die angeblich für christliche Freiheit und Menschenwürde geführt wurden.

Es handelt sich nicht um einen Plan von heute oder gestern. Er tauchte zuerst auf als ein Teil der Absichten der Geheimen Gesellschaften, die die Französische Revolution vorbereiteten. Das Eindringen dieser Illuminaten nach Amerika erregte einen George Washington, so daß ihm irgendwie (natürlich in der Sprache seiner Zeit) „McCarthyismus" vorgeworfen wurde.

Zwanzig Jahre später, nach dem Fall Napoleons, tauchte der Plan wieder auf, diesmal in christlicher Maske und unter dem Namen „Die heilige Allianz". Der Plan zerbrach aus Gründen, die, wie der Schreiber dieser Zeilen (Mr. Reed) hofft, auch den derzeitigen Anschlag zu Fall bringen werden: er wurde rechtzeitig als Plan einer übernationalen Diktatur erkannt. Wieder 20 Jahre später arbeitete ein Louis Blanc in Frankreich für „Weltrevolution" und einen Super-Staat (ähnlich wie ihn dieselben Planer 1917 in Moskau zum Triumph führten) ...

Zwanzig oder dreißig Jahre später vertiefte sich ein junger Mann von Texas, Edward Mandell House, in Ideen, „die an Louis Blanc und die Revolutionäre von 1848 erinnerten" (wie der Herausgeber seiner Schriften sagt). Durch ihn kam der Plan viel weiter voran. Er dachte, daß er anderen Ideen beibringe, aber die Ideen waren ihm eingeflößt worden. Er war sich über die Absichten nicht ganz klar, so daß Philipp Dru (der Held seines Romans von 1912) ein amerikanischer Diktator war, der eine „Internationale Gruppierung" herbeiführen wollte.

Die Hülle wechselte, der Hauptplan ging weiter: eine Vereinigung, Liga oder eine andere Körperschaft *über den Nationen.* Mr. House war während der zwei Wahlperioden Wilsons der eigentliche Präsident Amerikas. In ausführlicher Korrespondenz diskutierte er den großen Plan mit dem kränklichen britischen Außenminister Sir Edward Grey. Wieder änderte sich die Form. Die zwei Männer sprachen miteinander von einer internationalen Körperschaft, die sich gegen Staaten verbünden würde, die im Kriege unmenschliche Handlungen begingen. Aber der Grundgedanke blieb

erhalten: eine *über den Nationen* stehende Autorität. Der weiche Grey ging in die Falle. Er dachte, es sollte ein „Völkerbund" entstehen, *gestützt durch Gewalt.* Es ist wahr, er gebrauchte nicht das Wort Gewalt; hätte er es getan, so wäre er wohl von dem Plan zurückgeschreckt; es suggerierte ihm aber jemand das elegant (genteel) klingende Wort „Sanktionen" und er war in der Schlinge.

Zu der Zeit, da Mr. House Präsident Wilson veranlaßte (1916), öffentlich „eine Art Völkerbund" zu fördern, war die wahre Natur des Planes enthüllt, wenigstens für die, die Augen zu sehen hatten, weil die Rede des Präsidenten von einer neuen „Liga zur *Erzwingung* des Friedens" sprach (das entscheidende Wort ist „erzwingen", nicht „Friede").

Mr. Wilson „studierte nie ernstlich" das Programm der Liga, das er blind approbierte. In diesem Zeitpunkt sprach er ein weises Wort, das freilich ignoriert wurde: Lord Robert Cecil erinnerte Mr. House, daß auch die Heilige Allianz begann als „Liga zur Erzwingung des Friedens, leider aber zugab, daß ihre Energien so abgelenkt wurden, daß sie tatsächlich eine Liga zur Aufrechterhaltung der Tyrannei wurde". (Die unterstrichenen Worte beschreiben genau das Ziel der heutigen Einweltler.) 1952 gebrauchte Senator Robert Taft zufällig in seinem Buch "A Foreign Policy for Americans" ähnliche Worte: „Die Theorie eines internationalen Staates, der gegenüber Völkern und ihren Bürgern dieselben Beziehungen hat als unsere Bundesregierung zu den Staaten und Bürgern, erscheint mir, wenigstens in diesem Jahrhundert, phantastisch gefährlich und unpraktisch." Amerikanische Freunde erzählen mir, daß diese Auffassung dem Senator den Vorschlag für die Präsidentschaft gekostet haben kann. Ich bin nicht kompetent, zu beurteilen, ob es sich so verhält; falls es so ist, beweist es, daß die Einweltler einflußreich sind, und nicht einfach Krakeeler (crackpots).

Prof. Harry Elmer Barnes, der Verfasser des Buches "Perpetual War for Perpetual Peace" (Caldwell, Idaho), einer der bekanntesten Historiker Amerikas, brachte in seiner Broschüre „Kampf gegen die Geschichtsverdunkelung", die ich ins Deutsche übertrug, die aber leider nur in der „Nord-Amerika" erschien, eine ebenso interessante wie bezeich-

nende Tatsache. Ich zitiere nach „Nord-Amerika" vom 20. September 1951:

„... Zwei Leute entschieden, daß Mr. Willkie der Kandidat der Republikaner sein sollte, obwohl er vorher Demokrat war, und sie konnten seine Ernennung bei der Convention in Philadelphia durchsetzen. Es waren dies Ogden Mills Reid, Herausgeber der "N. Y. Herald Tribune", und Thomas W. Lamont, Vorsitzender des Aufsichtsrates von J. P. Morgan & Co.

Kurze Zeit vor dem Parteitag wurden Mr. Willkie und Senator Taft mit ihren Frauen von Mr. Reid zum Dinner eingeladen. Senator Taft wurde nicht einmal eine Andeutung gemacht, daß es sich um mehr als eine gesellschaftliche Zusammenkunft handle. Er war überrascht, Mr. Willkie anzutreffen. Nach dem Essen unterwarfen Reid und Lamont Mr. Willkie und Senator Taft einer Inquisition über ihre Anschauungen bezüglich Hilfe für die Alliierten, ganz besonders für England. Mr. Willkie brachte seine volle Übereinstimmung mit Roosevelts Politik zum Ausdruck; Senator Taft hingegen beharrte auf seinem nichtinterventionistischen Standpunkt. Er tat dies, obwohl es ihm klar wurde, daß er und Mr. Willkie in entscheidungsvoller Weise hinsichtlich ihrer Qualifikation für die Republikanische Nominierung überprüft werden sollten.

Von dieser Zeit an arbeiteten Reid und Lamont tatkräftig für die Kandidatur Willkies. Der Sprechchor „Wir wollen Willkie", der von den Galerien der Conventionshalle in Philadelphia 1940 ausging und den Parteitag panikartig für Willkie gewann, wurde oftmals als Ausdruck weitreichenden, spontanen Volkswillens für die Kandidatur Willkies interpretiert. Nichts könnte ferner von den Tatsachen sein. Berichterstatter stellten schon damals fest, daß der Sprechchor aus den Kehlen von Nicht-Delegierten kam. — „Vagabunden, Rowdies, Faulenzer, die angeworben waren, die Galerien zu füllen und für Willkies Nominierung zu schreien." (Willkie war einer der bekanntesten Einweltler!)

Im Anschluß an Präsident Wilsons Rede bildete Mr. House eine Körperschaft, lediglich "The Inquiry" (Untersuchung, Erforschung) genannt, die einen Plan für eine „neue Weltordnung" entwerfen sollte. Die führenden Männer waren

Dr. Sidney Mezes (Houses Schwager), Dr. Isaiah Bowman und Mr. Walter Lippman. Diese Gruppe machte offenkundig den ersten Entwurf zu einer "Convention for a League of Nations" (Völkerbund). Mr. Houses Biograph sagt, daß „Mr. Wilson nicht der Autor des Bundes war und nie behauptete, es zu sein".

Trotzdem bestand Mr. Wilson darauf, daß es eine "general association of nations" geben müsse und stellte dies in seiner berühmten 14-Punkte-Rede vom Januar 1918 fest. Die Geschichte der 14 Punkte ist bekannt; einer davon bezog sich auf die Selbständigkeit der Araber in Palästina. Die "association of nations" wurde gebildet. Die Liga zur Erzwingung des Friedens war der erste offene Schritt der Einweltler; daraus entstand die "League of Nations" und daraus wiederum die Vereinten Nationen. Der gegenwärtige Plan besteht darin, durch die fälschlich „Vereinte Nationen" benannte Körperschaft den alten, ursprünglichen Plan durchzuführen: Eine Liga zur Aurechterhaltung der Tyrannei. Es besteht eine ziemlich klare Erbfolge von den Illuminaten über Louis Blanc und Philipp Dru zur WAPWG von 1953.

Es wird sehr interessant sein, WAPWG und ihre verwandten Organisationen besonders 1955 zu überwachen. Die Männer, die auf den Briefköpfen und Theaterzetteln erscheinen, mögen Meckerer oder abnormale Menschen sein, Idealisten oder arbeitslose Streber; die Männer, die hinter ihnen stehen, sind gefährlich, sie wissen genau, was sie wollen. Durch zwei Generationen westlicher Politik sind sie nun, geblendet durch das Wort „Internationalismus", ihrem Ziele nahegekommen.

Sie haben mehr als ein Eisen im Feuer. Der Plan, den Nationen durch Verträge eine Weltregierung aufzuzwingen, ist sehr geschickt. Ein Urteil aus Kalifornien zeigt, wie heimtückisch das Unglaubliche erreicht werden könnte. Ebenso gefährlich ist die Anwendung von Gewalt in Situationen, die der Anarchie gleichen, die dem Ende des Kampfes in Westeuropa folgte.

Die „Ergreifung verschiedener amerikanischer Städte in den Jahren 1951 und 1952 durch Truppen, die scheinbar beauftragt und autorisiert waren, sich als Angehörige einer Weltarmee zu betrachten, ist diesbezüglich bezeichnend. Die

Geschehnisse schauten aus wie Vorübungen des Regimes der WAPWG. Etwas Ähnliches geschah wenigstens in einem westlichen Land, nämlich Frankreich, wo der Bürgermeister von Cahors, ein Einweltler, plötzlich eine Nachbarstadt besetzte, sie als Stadt der Einen Welt (mundialzized) bezeichnete und die Einwohner zwang, sich am Hauptplatz als Weltbürger einzutragen.

Es scheint mir klar, daß die Einweltler einen dritten Weltkrieg brauchen würden, um der Menschheit eine Tyrannei schlimmer als die kommunistische aufzuzwingen, deren Vernichtung anfänglich als das Ziel hingestellt würde. Es wäre einfach eine Wiederholung des Geschehens im Zweiten Weltkrieg, in dem eine Tyrannei gestürzt wurde, nur um das Gebiet der Tyrannei zu erweitern. Daher droht die neue Verfälschung der Absichten. Ich glaube, die Einweltler müssen sorgfältiger überwacht werden als die Kommunisten. Der Heimatschutz des Westens muß mehr gegen sie als gegen Atombomben gerichtet sein. 40 Jahre haben bewiesen, daß sie Experten sind in der Gedankenkontrolle (und -lenkung) führender Politiker.

Soweit die wesentlichen Gedanken aus dem Artikel von Douglas Reed. Der Plan der WAPWG scheint phantastisch, obwohl gerade unsere Zeit Menschen erlebte, die vom Machtrausch betrunken und besessen sind, von Stalin und Hitler bis zu Roosevelt. Wir erfahren immer wieder, daß reiche und geistreiche Menschen, wie etwa Alger Hiss, sich vom Kommunismus angezogen fühlen, nicht alle aus denselben edlen Motiven wie Whittaker Chambers, der bekennt, seine Entscheidung wäre gegen den Tod für das Leben gewesen: „Ich wollte für mich nur das eine Privileg, demütig und selbstlos *der* Kraft zu dienen, die vom Tod zum Leben erwecken kann, die, wie ich damals annahm, retten könnte, was in einer Gesellschaft rettbar war, welche den Willen verloren hatte, sich selbst zu retten. Der Kommunismus bot mir, was in einer sterbenden Welt nichts anderes mit der gleichen Intensität anbot: einen Glauben und eine Weltanschauung, etwas, wofür man leben und wofür man sterben kann. Er verlangte von mir, was immer das Beste im Menschen ist: Mut, Armut, Selbstverzicht, Zucht, Intelligenz,

mein Leben und, wenn es darauf ankäme, meinen Tod." (Vgl. sein Buch: "Witness", New York 1952.) Wie ist es möglich, daß amerikanische Millionäre, wie Marshal Field, den Kommunismus fördern und finanzieren? Immer wieder taucht das Wort von der „Geheimen Macht" auf, der führende Menschen verschworen sind, der ihre Loyalität gilt. Was wollen sie erreichen?

Vielleicht hellen die Gedanken das mysteriöse Dunkel dieser Frage auf, die Severin Reinhard in seinem Buch „Spanischer Sommer, Die abendländische Wandlung" (Ähren-Verlag, Affolten a. A. 1948, S. 217 ff.), ausspricht:

„Warum sollte an der Spitze des Kapitalismus nicht eine Weltregierung stehen? Warum sollte nicht ein Synedrium von verantwortlichen Männern diese Regierung bilden? Bankiers, die Schulung, Bildung und Intelligenz haben, um die befruchtende Kraft des Geldes mit dem schöpferischen Drang der Produktion in Beziehung zu bringen? Sie übernehmen die Macht und bezeichnen sie mit Verantwortung, weil sie einem Gesetz ergeben sind, das ihnen ein Reich schenken möchte. Sie bestellen den Rat, der befiehlt und richtet. Ihm sind Räte unterstellt, welche wiederum von Spezialisten beraten sind. Sie besitzen Macht über alle Dinge und haben die Funktionen des Lebens gegliedert, ihr Ergebnis erfassend. Das kapitalistische Meisterstück ist zu ihrem gewöhnlichen Handwerk geworden, nämlich Tribut vom Leben einzuziehen, Zinsen der Arbeit zu übernehmen. Das Geld gehorcht ihnen und ihrem Winke folgen die Gesetzgeber, Regierungen, Polizei und Verwaltung. Über ihnen ist allein nur Gott, und seine Propheten verkündigen sein Wort, welches sein Wille ist. Soweit die Menschen das begreifen lernen, soweit sind sie ‚wirklich'. Wo ihnen diese Realistik mangelt, gelten sie nicht als vollkommene Menschen. Man erzieht sie, und wo sie es am gewünschten Resultat mangeln lassen, kann man sie im Namen der Gesellschaft dazu zwingen. Mittels ‚erstaunlichen Worten' des Apostels Paulus kann man sie auch überzeugen, daß sie dem Tode verfallen sein müssen, wo immer sie sich gegen die Vernunft Gottes stellen. Bald kann die fade Weisheit fallengelassen werden, daß man dem Staate geben muß, was des Staates ist, und Gott, was Gottes ist. Es wird heißen, daß man Gott zu geben

hat, was ein Staat fordert und daß es einen Staat geben muß, der Gott selber ist. In diesem Staate wird er wohnen, ihm ist ein Tempel errichtet und dieser Tempel ist die Achse, daran die ganze Welt befestigt ist."

Professor Albert Einstein, der sich im Ruhme seines wissenschaftlichen Glanzes zu einem Bannerträger des Zionismus aufschwang, kündigt die Nähe der bevorstehenden Vereinigung von Kapitalismus in einem Briefe an russische Wissenschaftler an, welche seine Ansichten über eine Weltregierung kritisierten. In der „Zeitschrift der Atomwissenschaftler" (vgl. dazu den Aufsatz, Geistiges Verhalten der Atomwissenschaftler, in: „Human Events", 8. Januar 1955) im Januar 1948 sagt der Zionist und Wortführer einer Weltregierungsidee, daß der russische Wunsch, sich von der Außenwelt zu isolieren, zwar auf defensiven Erwägungen beruhend verstanden werden könne. Der Antagonismus werde von den russischen Wissenschaftlern aber übermäßig betont.

Henry A. Wallace geht noch einen Schritt weiter und erklärt, daß Kommunismus und Kapitalismus „irgendwo" ihre Übereinstimmung finden werden.

„Sollte es nicht nur testamentarische Rache sein, welche die Fuhrmänner des gewaltigen Finanztrusts der Welt an Europa vollziehen wollen, indem sie den anderen Amerikanern die Hilfe ausreden, den Marshall-Plan sabotieren und die Europäer an die Agenten Wischinskys der russischen Inquisition auszuliefern! Sie lockern die Schrauben an ihrer Achse, weil sie den Kapitalismus mit all seinen Menschen und Einrichtungen umkippen wollen. Nichts Gefährliches, zumindest nichts, was gegen den Vollzug der göttlichen Verheißung verstoßen kann, geschieht, wenn diese Kippe bricht. Die Menschheit fällt darum einfach von einem Gesetz weg in das andere des Kommunismus. Das ist nur ein Akt der permanenten Revolution, wie er von Leo Trotzky angeraten wird. Es ist die letzte Antwort der rechnerischen Vernunft an den Geist, der in Freiheiten schwelgt und von Ewigkeiten träumt. Mögen 90 Prozent einer Generation geopfert werden, so wird wenigstens die Idee gerettet sein und diese Idee ist das Reich des Antimenschentums. Es ist das irdische Paradies, das Karl Marx gesichtet hat, als er Gott in

der Materie entdeckte wie Moses, und sich eifrig bemühte, ihn von Betriebsräten einzufangen und endgültig der rechnerischen Vernunft untertan zu machen. Die göttliche Gerechtigkeit aus den Produktionsmitteln zu pressen und aus diesem Saft zuerst diesen Gott, dann seine Propheten, die Gerechten und Gehorsamen zu nähren und zu erquicken. Vom kapitalistischen Schüttelbecher durcheinandergeworfen, entwurzelt und aus ihrer Bestimmung gerissen, soll die Menschheit in die proletarische Tiefe fallen, wo ihre Teile in die siebenden Mühlen befördert, klassifiziert und in abgeteilte Haufen geworfen werden, Bruchsteine für den Aufbau von Pyramiden, Werkstoff für babylonische Türme ..."

V

DICHTER UND PRIESTER
(Briefwechsel mit Franz Werfel)

Ich habe Franz Werfel nie persönlich kennengelernt. Ich kannte nur seinen Roman „40 Tage des Musa Dagh", in dem er den verzweifelten Widerstand der armenischen Minderheit gegen Austreibung und Ausrottung schildert. (Die Massenaustreibungen nach dem Zweiten Weltkrieg, bei denen die „Kreuzfahrer" die Rolle der „Türken" übernahmen, haben leider noch keinen Dichter gefunden; Werfels Buch spricht für die Heimatvertriebenen in aller Welt, im deutschen Raum, in Palästina, in Asien!) Durch den Roman „Das Lied der Bernardette" und durch den darauf aufgebauten Film gleichen Namens wurde Werfel eine der bekanntesten Persönlichkeiten Amerikas, obwohl ihm die Pseudoliberalen das Buch nie verziehen. (Thomas Mann erklärte z. B. in einem Literatenzirkel, er könne nicht verstehen, daß ein Mann vom Format Werfels eine Geschichte für Hinterwäldler schreiben konnte.) Mein Freund, der Wiener Franziskanerpater Cyrill Fischer, der das Lied der Bernardette im Manuskript las und nach der religiös-kirchlichen Seite, die ja Werfel als Juden fremd sein mußte, beeinflußte, hat mir viel über Werfel, seinen Charakter und sein Streben erzählt. Ich bekam den Eindruck, hier ist der Mann, „ein Dichter, der auf einer höheren Warte steht als auf den Zinnen der Partei" (Freiligrath). So entschloß ich mich, Franz Werfels Hilfe anzurufen in einer Frage, die mich schon lange mit ernster Sorge erfüllte.

26. März 1945

Sehr geehrter Herr Werfel!

Schon lange bevor zwischen uns ... eine indirekte Verbindung hergestellt war, war es meine Absicht, Ihnen zu schreiben und Gedanken auszusprechen, die mir auf der Seele brennen. Warum gerade Ihnen? Weil ich aus dem "Song of Bernardette" folgere, daß Sie Zeitfragen nicht bloß im Lichte religiös begründeter Wahrheit sehen, sondern vor allem, weil Sie den Mut zur Wahrheit und zum Bekenntnis haben — Eigenschaften, die unsere Zeit der Knieweiche, der Charakterlosigkeit, der Expediency kaum mehr kennt. „Das Lied", geschrieben von einem Manne Ihrer literarischen Bedeutung, war doch wohl für die „Liberalen mit der Naziseele", wie Hermann Borchardt sie nannte ("Catholic World", Februar 1945), so überraschend wie für uns in der Prärie das Gewitter am letzten Freitag.

Ihre Unterschrift auf der „Declaration of Independence" ("New York Times", 15. März) ließ mich zaudern. Ich erinnere mich, gelesen zu haben, daß auf dem Höhepunkt der Sklavereidebatte ein Senator, der für die Sklaverei war, sagte, daß die Unabhängigkeitserklärung "a selfevident lie" (eine selbstverständliche Lüge) sei (offenbar im Anklang an die Erklärung von 1776, daß die Erschaffung des Menschen durch Gott eine "selfevident truth" (keines Beweises bedürfende Wahrheit) sei. Der Gedanke kam mir, als ich den Vorschlag las, daß Deutschland bis zum S. Nimmermehrstag von den Vereinigten Staaten Europas ausgeschlossen werden soll. Die geplante Bill of Rights bestreitet von Anfang an den Deutschen jene Rechte, für die einzutreten sie vorgibt, anders gesagt, die Erklärung und die Bill of Rights wenden Hitlers Theorien gegen das deutsche Volk an, deshalb, weil es in seiner Not und Verzweiflung einem Hitler nachlief. (Ich bin mir natürlich bewußt, daß man die Erklärung auch anders interpretieren kann. Im Augenblick ist sie Wasser auf die Mühlen der Vansittards, die schließlich auch die Deutschen zulassen zur Gemeinschaft der decent nations (anständigen Völker), zur Umarmung und zum Bruderkuß mit Väterchen Stalin, wenn der letzte Deutsche zerbombt, verhungert oder in der Sklaverei Sibiriens verendet ist. Zur

Verhüllung der Brutalität borgt man etliche Phrasen aus dem „Museum der Heuchelei“ (Borchardt), das ja genügend Masken zur Hand hat.

Heute schickte mir ein jüdischer Freund aus Kanada die „Neue Volkszeitung“ mit dem Aufsatz: Von Deutschen und Juden. So nehme ich meinen Plan, Ihnen zu schreiben, wieder auf. Ich hoffe, Sie haben die Geduld, meinen Gedankengängen zu folgen:

Der Krieg ist militärisch so gut wie entschieden gegen die Nazis. Geistig, wenn hier von Geist die Rede sein kann, ist Hitler der Sieger. Die Sieger auf dem Schlachtfeld haben seine Grundsätze, Ziele und Methoden übernommen. Da die Sprache mehr denn je nur dazu da zu sein scheint, die Gedanken zu verhüllen, zu vernebeln, da die Menschen unserer Zeit aneinander vorbeireden und denselben Worten ganz verschiedene Bedeutung geben, muß ich diese Behauptung wenigstens mit einigen Andeutungen begründen:

Der Krieg wurde geführt im Namen der Demokratie; am Ende steht nicht DEMOS, sondern die Big Three, die hinter geschlossenen Türen verhandeln und selbst den berufenen Volksvertretern nur dosenweise die Ergebnisse ihrer Geheimsitzungen mitteilen. Man sagt, daß Lueger das Wort prägte: „Wer ein Jude ist, bestimme ich“ — heute gibt es keinen objektiven Maßtab der Demokratie (weil sie jede ethische Grundlage verloren hat), sondern die Big Three bestimmen, wer als „Demokrat“ anerkannt wird. Wer „für mich“ ist, ist Demokrat. Das rehabilitierte Stalin, Hitlers Vorbild, Lehrer und Nachfolger — in Tyrannei und Brutalität.

Die Welt war entsetzt — mit Recht — über die Barbarei der Kriegführung von Warschau, Rotterdam bis zu den Robotbomben. General de Gaule, der zur selben Zeit, da er sich um die Gunst Stalins bemüht, alle hinmorden läßt, die sich um Hitlers Gunst bewarben, hat unlängst auf dem Friedhof von Oradour eine Gedenktafel errichtet: „Zum Gedächtnis an Oradour — dem Zeugen deutscher Barbarei.“ Wenn dieses Beispiel nachgeahmt wird von Neapel, Monte Cassino, Rom, bis Aachen, Köln, Wien, Salzburg, dann wird auf den Ruinen nicht stehen: Zeugen deutscher Barbarei, und der Haß wird noch in hundert Jahren lebendig sein.

Eben las ich in einem Bericht der AP: „Berlin Wreckage Estimated at 87%" Berlin 87% Trümmerfeld) ("NYT", 21. März). Zwanzig Millionen Menschen irren ziellos durch die „Heimat". Die Mehrzahl der 250 deutschen Großstädte sind Trümmerhaufen. Tag für Tag und Nacht für Nacht werden Tausende von Frauen, Kindern und Greisen durch Bomben ermordet — ja ermordet; denn dafür gibt es keine moralische Rechtfertigung und keine „militärische Notwendigkeit." Köln, Aachen, Berlin, Hamburg etc. liegen genau auf derselben Linie wie Warschau, Rotterdam, Lidice, d. h. beide Lager sind bei der Barbarei gelandet. Ich habe den „Blitz" in London miterlebt. Das war ein Kinderspiel gegen die Bilder, die man jetzt jeden Tag zu sehen bekommt. Hitlers KZ und Gaskammern sind unmenschlich; dadurch wird die Hinmordung von Zivilpersonen nicht menschlicher; die Robotbomben werden nicht moralisch gerechtfertigt, wenn man sie gegen die Japaner anwendet. — Es sind nur wenige, die den Mut haben, das jetzt auszusprechen. Das Gewissen hat für die Kriegsdauer ein Moratorium. Immerhin schreibt der katholische Priester Cl. Duffy in "Catholic Worker" (März 1945): „... Die Amerikaner und die Briten sind den Nazis gleich, wenn nicht überlegen in Barbarei und Greueltaten. Viele prahlen sogar damit, daß sie die Nazis und die heidnischen Japaner durch größere, bessere und brutalere Methoden der Schlächterei und Zerstörung übertreffen ..." Revolution des Nihilismus! Rauschning muß eine neue Ausgabe vorbereiten.

Die Nazis wurden als der leibhaftige „Gott-sei-bei-uns" hingestellt; niemand bestreitet ihre Teufeleien. Nur sind viele dem Trick des Teufels erlegen, daß sie nur den „Teufel Hitler" und nicht die „Legion der Teufel" sahen, wie Denis de Rougemont in seinem Buch „Des Teufels Anteil" ("The Devil's Share", Washington 1944) geistreich bemerkt. Man zitiert Heinrich Heine (L. Schwarzschild) und sein prophetisches Wort, daß der Furor Teutonicus das Kreuz und die Kathedralen zerstören werde. Nun, die Nazis haben viele „Dome des Geistes" zerstört, viele seelische Verwüstung angerichtet. Aber die Dome in München, Wien, Berlin, Aachen, Freiburg i. Br., Salzburg, Münster, Köln usw. — wurden nicht durch die Nazis vernichtet. Es waren nicht die Nazis,

die Rom, Monte Cassino, Subjaco etc. bombardierten. Kardinal Faulhaber hat unlängst erklärt: „In München selber ist keine einzige Kirche, die nicht bombardiert wurde" ("The Register", 18. März). Und diese alten Dome liegen nicht in den Industrievierteln. Es brauchte eine besondere Präzision, sie zu treffen. Bei Hitler hat man jedenfalls vorausgesetzt, daß er absichtlich Kirchen, Spitäler usw. bombardieren ließ. — Was immer Hitler gegen die Religion verbrochen hat: In Jalta wurde das Abendland — mit allem, was dieser Begriff umschließt — den Bolschewiken ausgeliefert. Stalin soll fortsetzen und vollenden, was Hitler begann. Das ist die furchtbarste Verantwortung, die je ein Staatsmann auf sich geladen hat.

In Jalta siegte nicht das Recht, sondern die brutale Gewalt. „Man" mußte Stalin nachgeben, weil er die Macht hatte. Man müßte doch das Urteil über den "Appeaser" Chamberlain korrigieren, der schließlich nichts anderes tat, als der augenblicklichen Macht nachzugeben. Er kam jedenfalls von München nicht zurück und hat "the great Hitler" gepriesen (wie andere den „großen Stalin"). Er wußte, daß er einem Erpresser begegnet war und sah sich vor. Was man damals Schande und Verrat nannte, verbirgt sich heute verschämt als „Realismus". Ich wundere mich oft, warum man jeden Deutschen, der aus Not, Verzweiflung, zur Sicherung seiner Existenz und Familie den Lockungen Hitlers nachgab, so ohne weiteres verdammt und als unheilbaren Nazi hinstellt, wenn die Wallfahrten nach Moskau mit allen Verdemütigungen als Ultima ratio politischer Weisheit hingestellt werden. Warum sollte der einfache Mann, der KZ, Exil, wenn nicht den Tod zu erwarten hatte, ein Held sein, wenn Staatsmänner, mit der Macht der Imperien hinter sich, umfallen wie Bäume im Wirbelwind?

Hitler kam nicht zur Macht, weil er Krieg versprach, sondern "again, and again and again" (wie Roosevelt) Frieden, Arbeit und Brot. Er hat in freien Abstimmungen niemals die Hälfte der deutschen Stimmen auf sich vereinigt. Es wurde ihm wahrhaftig nicht so leicht gemacht, das deutsche Volk zu gewinnen, als es für Stalin möglich ist, seine „Fünfte Kolonne" im Ausland zu organisieren... Man hat Hitler immer wieder vorgehalten, daß er sein Wort nicht hielt.

Nun, Campain Oratory (leere Wahlversprechungen) ist hier kein unbekannter Begriff. Wir erleben heute, daß Stalins territoriale Ansprüche unersättlicher sind als die Hitlers. Seine Forderungen beginnen nach jeder Konferenz — wie eben jetzt hinsichtlich der Türkei —, nachdem das Baltikum und Polen gesichert sind. — Sind nicht die Erklärungen von den „Vier Freiheiten" bis zur Atlantic Charta nur ein „Fetzen Papier"?

Hitlers Antisemitismus wurde in der ganzen Welt verurteilt, zuerst von religiösen Menschen, die sich den Glauben an die Einheit des Menschengeschlechtes, an die Bruderschaft der Menschen, begründet in Gottes Vaterschaft, bewahrt haben. Nun kommt ein Ilja Ehrenburg und sagt uns: „Die Stunde der Abrechnung ist gekommen... Die Deutschen sind Deutsche allüberall." (Informationsblatt der Sowjetbotschaft, Washington, 6. Februar.) Und wir hören das Echo dieses Wortes und der dahinter stehenden Gesinnung in Presse, Radio und Politik? "Germans are Germans everywhere!" Das heißt: Der Rassenwahnsinn von Nazinarren soll zum Friedensgesetz der „neuen demokratischen Ordnung" werden. Der Rassenwahnsinn ist legitimiert. Die antisemitische, antijapanische Praxis, die hier lebendiger ist, als man gewöhnlich zugibt (vgl. J. M. Proskauers Ansprachen: Brotherhood), wird nun *grundsätzlich* übernommen. Warum sollte Antisemitismus unrecht sein, wenn Antigermanismus recht ist. Wozu das Geschwätz über Bruderschaft, wozu hat Justice Proskauer eben ein Programm für weltweite Anerkennung „der Menschrechte für jedermann, ohne Rücksicht auf Rasse oder Religion" vorgelegt ("New York Times", 21. März), wenn die Know-nothings (Nichtwisser), wie Lincoln sagte, die Unabhängigkeitserklärung umschreiben möchten: alle Menschen sind von Gott gleich erschaffen, außer..., außer heute die Deutschen und Japaner, morgen die Juden, übermorgen?... Hier ist Dynamit für die Völkergemeinschaft! —

Diese wenigen Andeutungen scheinen mir zu beweisen, daß die Alliierten den „kulturellen Vorsprung" der Nazis reichlich eingeholt haben. Es handelt sich dabei nicht um Verirrungen als Ausfluß der Kriegsmentalität, sondern um die bewußte Übernahme der Nazitheorie und -praxis der

Herrenrasse, nicht gegenüber den Nazis, sondern gegenüber dem deutschen Volke. Nach den Beschlüssen von Jalta will man im Zeitalter der „Einen Welt" im Herzland Europas die Kleinstaaterei wieder einführen. Nachdem alle Nationen im Zeichen des Selbstbestimmungsrechtes ihre nationale Einheit erlangten, soll das deutsche Volk neuerdings zerrissen und aufgespalten werden. Obwohl schon zwanzig und dreißig Millionen ohne Heim und Heimat sind, sollen neue Millionen vom angestammten Boden vertrieben werden, wie die Sudetendeutschen, die Ostpreußen, die Deutschen in Polen usw. Obwohl Hunderttausende leben wie das liebe Vieh, stiehlt man ihnen nicht nur die Heimat, sondern, wie die Russen es vorhaben, auch die kommende Ernte; die Tschechen fordern die Maschinen aus den Fabriken, die zur Erzeugung von Friedenswaren fähig sind ("New York Times", 20. März); die Russen erklären: „Die Flagge der deutschen Faschisten muß für alle Zeit von den Meeren verschwinden!" (ebd., 23. März); die Briten halten die deutschen Patente zurück. Der Gipfelpunkt der Brutalität und des Zynismus ist jedenfalls die Forderung nach deutscher Sklavenarbeit. Wie hat man sich doch aufgeregt, daß Hitler während des Krieges und unter abnormalen Verhältnissen ausländische Arbeiter ins Reich zog; jetzt soll die Kriegspraxis der Nazis Friedensrecht der „Demokratien" werden. Der arme Lincoln hat sich jedenfalls nicht träumen lassen, daß ein Staatsmann im 20. Jahrhundert nach Jesus Christus am Ende eines „Kreuzzuges" es "not a bad idea (keine schlechte Idee) findet, die Sklaverei — darauf läuft es doch hinaus — wieder einzuführen. ("New York Times", 3. März.) — Ob dieser Gedanke im Angesicht der Pyramiden, in Erinnerung an die Sklaverei der Juden in Ägypten oder im bolschewistischen Sklavenparadies aufkam?

Wenn ich diese Gedanken ausführe — ich bemühe mich, nicht sarkastisch oder zynisch zu werden —, so habe ich weder die Absicht noch einen persönlichen Grund, die Nazis zu verteidigen, die Sie wie mich ins Exil getrieben haben. Die wirklich Schuldigen sollen gerechter Strafe zugeführt werden. Ich sehe aber in den wirklich Schuldigen nicht die kleinen Leute, die mit vorgehaltenem Revolver zu ir-

gendeiner Untat gezwungen werden, sondern zunächst die geistigen Urheber des Nazismus und seine politischen Wegbereiter im In- und Ausland. Ich fürchte, daß mancher sich zum Richter aufwirft, um seine Vergangenheit vergessen zu machen. Man müßte zuerst überhaupt klar sein über die Begriffe Schuld und Verbrechen; diese Begriffe müßte man für beide Lager (Sieger und Besiegte) gelten lassen. Was für den einen Heroismus ist, kann für den anderen nicht Verbrechen sein, weil sein Volk militärisch unterlag.

Ich wundere mich immer wieder, daß man mehr von Bestrafung von Verbrechern redet als vom Aufbau einer verelendeten Welt. Ich wundere mich, daß Leute, wie Ehrenburg, soviel von Gewissen reden, die als Materialisten gar kein Gewissen anerkennen, die früher jedes wirkliche Verbrechen als Krankheit und als Ausfluß der sozialen Bedingungen hinstellten. Unfaßbar ist mir, daß ein Mann wie der (anglikanische) Erzbischof von York den Vorschlag machen kann, daß jeder, der sie findet, Hitler, Himmler usw. einfach ermorden kann. Das ist in meinen Augen Rechtfertigung des politischen Mordes, Rückkehr zum Gesetz des Dschungels, oder, wie der „Heide" George Bernhard Shaw, diesem sonderbaren Vertreter des „Christentums" sagen muß, eine Rückkehr zu jenen barbarischen Praktiken, die vorherrschten, als die schottischen Stämme sich bekämpften, wobei die Sieger am Ende ihren Gegnern die Schädel abschlugen. ("U. P.", 26. März.)

Es war sicher nicht zu erwarten, daß die Welt nach diesem Kriege viel Liebe, Verständnis und Gerechtigkeit für das deutsche Volk aufbringen würde. Dafür ist zuviel Unrecht geschehen, der Krieg hat zu lange gedauert, die Propaganda hat alle Herzen und Hirne vergiftet. Es wäre überraschend, wenn die Menschen, vor allem die Verantwortlichen, im Geiste der Demut und Buße ihrer Mitschuld an dieser Weltkatastrophe nachgegangen wären. Es ist für mich mehr als überraschend, daß die Millionen Menschen deutscher Abstammung in den USA, die jedes Kriegsopfer an Gut und Blut bringen, die soviel wie jede andere Nation zum Aufbau des Landes beitrugen, daß diese deutschen Menschen die Pauschalverdächtigungen ihres Volkes so stillschweigend hinnehmen, die tägliche Haßpropaganda von

„Internationalen" gegen das Land ihrer Väter, den Haß, der soweit geht, daß "no Americans are being buried an German soil". (Kein Amerikaner wird in deutscher Erde begraben — im Gegensatz zu dem deutschen Lied: Und wer den Tod im heil'gen Kampfe fand, ruht auch in fremder Erde im Vaterland.) ("New York Times", 23. März.) Ich sehe darin einen Beweis, daß der Nazismus aber auch gar keinen Einfluß auf die Deutschen hierzulande hatte, wie man verleumderisch oft behauptete. Was würden unter denselben Verhältnissen Menschen irischer, polnischer, tschechischer, französischer Herkunft tun? Wie würden sie die Politik mobilisieren, die Hetzer boykottieren usw.!

Befremdend ist es für mich, wenn deutsche Emigranten dem deutschen Volk auf seinem Kreuzzug Steine nachwerfen. Gewiß: Es ist ihnen unrecht geschehen wie uns allen. Unrecht macht man nicht dadurch gut, daß man selber neues Unrecht begeht. Zudem sind wir alle Zeugen: zuerst geschah dem deutschen Volke unrecht. Manche, die heute Steine werfen, sind geistige Wegbereiter Hitlers, d. h. sie haben vor Hitler alle geistigen, ethischen, religiösen Ideale zersetzt, den Nihilismus vorbereitet. Ich bin mit einem jungen Berliner jüdischen Emigranten nach Amerika gekommen. Ich habe von ihm kein Wort gegen das deutsche Volk gehört; er war sich bewußt, was er trotz der Nazis dem deutschen Volke verdanke. Ich habe den Jungen bewundert. Ich wundere mich über die Lessner, Emil Ludwig, Thomas Mann, Schwarzschild e tutti quanti. Seit wann sind die Ludwig und Mann so ausgesprochene Antinazis? Ludwig schrieb noch über Mussolini; er hätte sicherlich Hitler nicht verpaßt, wenn die Konjunktur anders gewesen wäre. Heute vergleicht er das deutsche Volk mit einer Hure, deren Liebhaber verarmt ist, die nun Verführung heuchelt. Ich weiß nicht, ob Emil Ludwig zu den Huren bessere seelische Verbindung hat als zum deutschen Volk, ob sie ihm seelisch näherstehen; vom deutschen Volk versteht er jedenfalls nichts. Er hat es nur verlassen, als er keine Geschäfte mehr machen konnte. Ich las in "Books on Trial" (15. September 1944), daß Mann während des letzten Krieges erklärte: Der Sieg Deutschlands wird ein Sieg der Seele über die Zahl sein. Nach der Bombardierung der Kathedrale von

Reims: Die Kathedrale hat mit Kultur absolut nichts zu tun. Sie ist ein Monument der christlichen Kultur, eine Blüte des Fanatismus und des Aberglaubens. — Menschen mit dieser Einstellung haben kein Recht, Hitler zu kritisieren, zudem aus sicherem Rückhalt. Sie stehen ja auf seiner „geistigen" Ebene. Mit ihren Pauschalurteilen verdammen sie sich selber. Sie sollten wenigstens nicht so blind sein, daß sie nicht sehen, daß sie mit ihrem sturen Antigermanismus Hitlers Antisemitismus rechtfertigen, ja die Grundlagen zum Antisemitismus in der Welt schaffen, sollte das noch nötig sein. (Was Justice Proskauer in der erwähnten Ansprache diesbezüglich über die Zustände in den USA anführt, liest sich wie ein Spaziergang durchs Dritte Reich.) Nach einer Katastrophe von solchen Ausmaßen, über die sich viele hier kaum klar sind, wird man Sündenböcke brauchen. Das waren noch immer zuerst die Juden, dann die Christen. Wie wenig Fingerspitzengefühl doch diese großen Historiker und Psychologen haben, die Menschen, die sich überall als literarische Genies herumreichen lassen, wenn sie nicht bloß Haß- und Rachelieder gegen ihr Volk anstimmen, sondern z. B. zum Bruch mit Franco auffordern, als ob es des wahnsinnigen Mordens nicht genug wäre, als ob der Kommunist, der Franco ablöst und damit den Kommunismus bis zum Atlantik trägt, besser wäre als der spanische Diktator. ("New York Times", 3. März.) Freilich, am Kriege läßt sich gut verdienen, wenn andere das Opfern und Sterben übernehmen.

Der Haß gegen das deutsche Volk wird sich zur Raserei steigern, bis der Krieg zu Ende geht. "New York Times" vom 23. März berichtete, daß Vansittard nach Amerka kommen wird, um eine Volksbewegung für seine Ideen einzuleiten — als wäre Amerika wieder eine britische Kolonie, als gäbe es der Hetzer nicht ohnehin genug. — Und hier ist das Gegenstück: In der Hochflut des Antisemitismus im Reich stand ein Kardinal Faulhaber auf, um in der (heute zerbombten) St.-Michaels-Kirche seine berühmten Predigten über Judentum, Christentum, Germanentum zu halten. Er riskierte seine Freiheit, sein Leben, in gewisser Weise sogar die Zukunft der Kirche in deutschen Landen, soweit sie von Menschen mitbedingt ist. Seitdem haben die Bi-

schöfe der Welt, die deutschen zuerst und unter größen Opfern, sich für die Juden eingesetzt, gegen die Barbareien protestiert, soweit möglich auch geholfen. Wenn der Oberrabbiner von Rom sich der Kirche anschloß, so hat er in den Tagen der Verfolgung sicherlich nicht Antisemitismus in der Kirche gefunden... Mir selber hat ein jüdischer Flüchtling in Kanada bei der ersten Begegnung gesagt: „Ihr Name ist soviel für uns Juden in der Tschechei als der Kardinal Faulhabers für die Juden im Reich."

Dieses Wort ist die moralische Rechtfertigung für diesen Brief, für den Wunsch, die Bitte, die Erwartung, die ich nun ausspreche: *Ich warte darauf, und wohl nicht ich allein, daß in dieser Zeit ein Jude von internationalem Ansehen aufsteht, dem Meere des Hasses entgegentritt und Zeugnis ablegt für das „andere Deutschland"*. Das ist es, was ich von Ihnen erwarte, Franz Werfel. Ihr Name ist stark genug, sich allein Gehör zu verschaffen; schließen sich andere an, um so besser. Nur ist keine Zeit zu verlieren.

Ich habe mit großer Befriedigung Ihren Aufsatz über meinen Freund und langjährigen Mitkämpfer P. Cyrill Fischer gelesen. Es haben nicht alle seinen Mut und seine Fähigkeit. Nicht alle haben, wie Sie sagen, den Teufel gerochen, solange er noch im geheimen stank — sowenig heute alle den Teufel spüren, der sie schon am Kragen hat. Aber P. Fischer war nicht allein. Dafür zeugen die deutschen Bischöfe, Priester aller Bekenntisse, Männer und Frauen in allen sozialen Schichten, dafür zeugen die Märtyrer in den KZ, die Ungezählten im Exil, von deren Leid die Welt kaum Notiz nimmt. Ich spreche hier nicht von denen, die aus rassischen Gründen Hitlers Opfer wurden, sondern von jenen, die ihre Freiheit, ihr Gewissen, ihre religiöse und politische Überzeugung nicht preisgaben.

Unsere Emigration wird sinnlos, wenn wir zu der Vergewaltigung und Versklavung unseres Volkes schweigen, wenn die Welt nur Fahnen, Farben und Schlagworte wechselt, Diktatoren austauscht, den Terror verewigt, wenn am Ende des „Kreuzzuges" nicht das Kreuz, sondern der Teufel mit Sichel und Hammer steht. Wir wissen alle, daß das deutsche Volk das erste und größte Opfer des Naziterrors war und bis heute ist, wie Max Jordan überzeugend und

objektiv in seinem Buch "Beyond all Fronts" (Jenseits aller Grenzen) darlegt. Nur wer Terror vom Hörensagen kennt, wer nicht weiß, was GESTAPO ist, kann organisierten Widerstand erwarten — zumal, wenn man dem deutschen Volk nichts anders zu bieten hat als Unconditional surrender, ja, wenn jene, die Widerstand leisten, von den dankbaren Siegern dafür ihrer Heimat beraubt und als Verräter hingemordet werden.

Das „andere Deutschland" ist nicht eine Legende, sondern Wirklichkeit. Ich weiß nicht, was heute in der Seele dieser Menschen vorgeht, wenn sie erleben, wie die „Demokratien" neuerdings die Demokratie und damit die Menschenrechte verraten und verkaufen. Wir gingen ins Exil, nicht, weil wir gegen unser Volk waren, nicht, weil uns der Boden zu heiß wurde, sondern um unseres Volkes und der Menschheit willen. Die Gutgesinnten im Reich rechnen heute auf uns. Sie erwarten, daß wir protestieren gegen das unterschiedslose Hinmorden der Zivilbevölkerung — so wie die Welt gegen den Naziblitz protestierte — so wie die Quäker (Vera Britain u. a.) wiederholt als Anwälte der Menschlichkeit auftraten. Sie erwarten, daß wir Stellung nehmen gegen die bewußte Zerstörung der Kulturwerke, an denen Jahrhunderte gebaut. Sie erwarten unsere Stellungnahme gegen die geplante Auspowerung und Versklavung deutscher Menschen, gegen den Verrat des Abendlandes an den Bolschewismus.

Gewiß, ein solcher Aufruf, Notschrei, Protest, was immer es sein mag, erfordert Mut und ist im Augenblick alles andere als populär. Auf lange Sicht wird man anders urteilen: Man kann ja nicht siebzig und hundert Millionen ins Chaos treiben, ohne selber mitgerisen zu werden; man kann nicht Millionen deutscher Arbeiter versklaven, ohne der Sklaverei wieder Eingang in der Welt zu verschaffen; man kann nicht das Christentum in Europa auslöschen, ohne daß ein geistiges Black-out (Verdunkelung) über die anderen Kontinente kommt. Wenn viele zu feige sind, die Wahrheit zu bekennen, andere nur für Halbwahrheiten und Expediency empfänglich sind, wenn die Politiker die Sterne am Himmelsdom auslöschen, dann müssen Priester und Dichter die heiligen Feuer brennend erhalten, den Glauben an

ewige Wahrheiten und ewige sittliche Werte, den Glauben an die Menschheit selber, dann werden wir zu Sprechern der Menschheit, zu Anwälten der Zukunft.

Don Sturzo schrieb in "People & Freedom" (London, April 1944) einen hochbedeutsamen Aufsatz über Wilson und die Atlantic Charta. Darin heißt es: „Was liegt daran, wenn Deutschland morgen nicht an diese Charta appellieren und — ich will nicht sagen, seine Rechte, aber — seine Interessen sicherstellen kann. Davon spricht die Charta. Es wird immer einen natürlichen Anspruch geben. Die Charta hat die in Frage stehenden Rechte nicht erfunden. Keine Charta erfindet Rechte. Jede taucht in einem bestimmten Zeitpunkt der Geschichte auf, weil bestehende Rechte reif zur Anerkennung sind. Wenn die Rechte reif dafür sind, kann sie niemand verweigern, ohne eine Ungerechtigkeit zu begehen und die entsprechende Strafe zu empfangen ... Die Schatten Roosevelts und Churchills werden vor und während des dritten Weltkrieges wieder auftauchen, um vergeßliche Söhne und Enkel zu erinnern, wie sie das Herzklopfen der Menschen empfanden, die in einem günstigen Augenblick ihr Recht für den Frieden der Welt forderten. Aber Roosevelt und Churchill, was immer sie heute sagen oder tun, werden nie die Verantwortlichkeit aufheben können, die für alle Zeit auf Amerika und England lastet." Die angesehene Zeitschrift "Temps Présent" schrieb mit tiefer Enttäuschung über Jalta: „Es ist ein Jammer, daß das Sterben von mehr als zehn Millionen Menschen zu einem so traurigen Ende kam. Es wird ein Fehler begangen, ein Irrtum, der uns teuer zu stehen kommen wird. Es gibt Regeln der internationalen Gerechtigkeit und Moral, die man nicht straflos verletzen kann." (Zitiert nach "Common Cause", 14. März 1951.) —

Verzeihen Sie, daß ich Sie solange hinhielt mit diesen Zeilen. Es geht nicht um persönliche Dinge, wahrhaftig nicht um einen engstirnigen Nationalismus, es geht um die Zukunft. Ich habe Vertrauen, daß Sie meinen Brief so aufnehmen, wie er gemeint ist, daß Sie die Folgerungen ziehen, die ich sehen möchte, wenn immer Sie die Möglichkeit gegeben halten. Trotz aller Hetze und Niedertracht unserer Tage, trotz aller Gehirnverkleisterung durch berufsmäßige

Hetzer oder soll man sagen Kommentatoren, trotz der Verschmierung der Geister, wie der Rembrandtdeutsche es nannte: noch lebt die Wahrheit und noch gibt es Menschen, die den Mut haben, dafür einzutreten. E. J. R.

Franz Werfel sandte mir mit Luftpost sein letztes Buch: "Between Heaven and Earth" (Zwischen Himmel und Erde) mit einer herzlichen Widmung, um, wie er sagt, zu beweisen, „daß er das Friedensziel nicht in Rache und Strafe, sondern in Reue und Buße, *und zwar aller* seit eh und je gesehen habe". In einem handgeschriebenen Brief vertrat er seinen Standpunkt:

9. April 1945.

... Ich bin leider ein kranker Mann, der unter einer Arbeit keucht, der er nicht gewachsen ist. So bin ich außerstande, Ihren erschütternden Brief zu beantworten, wie er es verdient. Ihr Aufruf richtet sich an einen Juden, dessen Herz nicht nur für die Leiden seiner gemarterten Brüder offen ist (von denen ungefähr drei Millionen auf grauenhafteste Weise hingemordet wurden), sondern um nichts weniger für das Leiden der Deutschen, die er genau so für seine Brüder hält, obwohl sie dem Nazismus unterlagen. Sie haben recht. Niemand könnte geeigneter sein, seine Stimme zu erheben, als ich. Ich hoffe, daß dies keine Überzeugung des Hochmuts ist, denn den Ruf der Liebe ertönen zu lassen, ist eine große Verlockung.

Dennoch muß ich es mir versagen, *weil es zu früh ist*. Ich würde niemandem anderen helfen als dem Teufel. Niemand geht ohne seinen eigenen Willen zum Teufel. So auch Deutschland nicht. Das Schreckliche, was jetzt in den schönsten der deutschen Städte geschieht, ist nicht die Schuld der Alliierten, wie eine gewisse Tendenz zur sentimentalen Vernebelung es wahrhaben möchte. Nur dadurch, daß die Deutschen noch immer genug des Teufels sind, um einen völlig sinnlosen Krieg fortzusetzen, der das Leben einiger Verbrecher um ein paar Wochen verlängern soll, nur aus diesem Grunde geschieht dieses unabsehbare Unheil an Menschenschicksalen und Kulturgütern. Darf man General Eisenhower in diesem Augenblick zurufen: „Halt! Bleib stehen, wo du bist, schone die herrlichen deutschen Städte,

treibe das unglückliche deutsche Volk nicht in tiefere Verzweiflung!"? Was würde er antworten? „Soll ich es zulassen, daß die Nazis sich wieder ralliieren, aufatmen und den neuen Widerstand organisieren?"

In Wien, meiner zweiten Heimatstadt, stehen irgendwo ein paar Kisten mit meinen unveröffentlichten Werken, die mir persönlich viel bedeuten. Ich weiß, daß sie in diesen Tagen zugrunde gehen mit dieser herrlichen Stadt, die ich liebe. Ich muß es hinnehmen, wie ich alles Frühere hinnehmen mußte. Ich mußte es hinnehmen, daß mein vierundachtzigjähriger Vater in Frankreich (1940) gewissermaßen auf der Landstraße starb. Gegen eines aber habe ich immer bewußt gekämpft: *mein persönliches oder mein Gruppenschicksal zur Richtschnur meines Fühlens und Denkens zu machen.* Ich habe es immer ausgesprochen und mir damit unzählige Feinde gemacht: Die Juden hatten durch ihr Leiden eine Schuld zu bezahlen. — So haben auch die Deutschen nun ihre Schuld zu bezahlen, soviele Unschuldige es auch in beiden Menschengruppen gegeben haben mag.

Der Materialismus erweist uns die große Annehmlichkeit, das Wort „Schuld" oder „Sünde" durch den neutralen Begriff der „Krankheit" zu ersetzen. Die Deutschen haben sich demgemäß durch die nazistische Bazillenkultur den braunen Flecktyphus zugezogen und sollen daher als Kranke behandelt werden und nicht als Verantwortliche. — Die Wirklichkeit macht aber leider keinen Unterschied zwischen den Bazillen und dem Kranken und das menschliche Sanitätsgesetz schreibt vor, daß dieser in einem Infektionsspital separiert werde.

Ich glaube nicht, daß Schuld Krankheit ist, sondern ganz im Gegenteil, daß Krankheit Schuld ist. Ich glaube deshalb auch nicht an Infektionsspitäler, Zwangserziehung, Separation usw. Ich glaube mit Ihnen, daß *alle* schuldig sind und ihrer Schuld gemäß leiden. Nie hat für mein Gefühl eine geschichtliche Generation die Gnade empfangen, das göttliche Walten unverhüllt beobachten zu dürfen. Wahrscheinlich enthüllt es sich mehr als sonst, um dem sterbenden Glauben aufzuhelfen.

Ich wiederhole zum Schluß in aller Bescheidenheit: Noch ist die Zeit nicht gekommen. Während dem verendenden

Monstrum der blutige Schaum vor dem Munde steht, soll man ihm kein Aspirin reichen.

Wenn der erste schluchzende Laut des erwachenden Schuldbewußtseins und der reuigen Bestürzung unser Ohr erreicht — vielleicht schon einige Monate von heute —, dann wird die Zeit gekommen sein, Worte des Trostes und der Liebe zu sprechen.

Ich konnte nur Weniges und Ungenaues zu dem furchtbaren Thema sagen, aber ich tat es in der Hoffnung, daß Sie meine Haltung akzeptieren können. F. W.

14. April 1945.

Sehr geehrter Herr Werfel:

... Ich kann Ihren Standpunkt verstehen, wenn ich auch nicht alle Ihre Anschauungen teile, was Sie ja wohl auch nicht erwarten. Was mir vor Augen schwebte, war nicht, daß man den Krieg einstellen sollte oder könnte. Dazu ist alles zu weit fortgeschritten. Ich war in Prag während der tschechischen Mobilisierung: sie erschien uns damals geradezu als Erlösung aus furchtbarer Spannung. Nach „München" war ich in London. Viele hatten damals Sorge, es möchte nach dem Angriff auf Polen ein neues Appeasement folgen. Sie sahen im Krieg einen Weg zur Lösung der Unrast Europas, heute nicht mehr. Mehr und mehr wurde mir klar, daß der Ungeist des Nazismus weltweit ist; ich sehe, daß zwischen beiden kämpfenden Lagern in Zielen und Methoden kein wesenhafter Unterschied besteht. Ich kam vor allem in London zur Überzeugung, daß der Krieg gar nicht gegen die Nazis geht, sondern um die Vorherrschaft am Kontinent. „Wir werden für die deutschen Juden nicht in den Krieg gehen", sagte mir damals Sir Archibald Sinclair, der heute noch britischer Luftfahrtminister ist, „das ist eine innere Angelegenheit des Reiches." — Der Nazismus als Weltanschauung kann nur durch eine stärkere, tiefere, mehr opferwillige Weltanschauung überwunden werden. Es gab auf den Nazismus nur die Antwort des Glaubens, schrieb unlängst der Herausgeber des "Catholic Herald", London, M. de Bedoyere — und diese Antwort ist nicht erfolgt.

Was mir vor Augen stand, war, den Alliierten zuzurufen, daß sie nicht Hitlers Barbarei nachahmen oder noch über-

treffen in der Hinmordung der Zivilbevölkerung durch Bombenangriffe, durch die Zerstörung alter Kulturwerke. Wenn man die Dome von München, Münster, Wien usw. zerstörte (ganz oder teilweise), so stimmt entweder die Precision bombing nicht oder es handelt sich um bewußte Terrorakte. Ich sehe keine dritte Möglichkeit. Schließlich liegen diese Dome nicht in Industrievierteln, sondern in alten Winkelgassen, die unsere Vorväter gebaut. Wenn eben die Nachricht durch die Blätter geht, daß man deutsche Kriegsgefangene so dicht in Wagen verlud, daß eine „Anzahl" von ihnen erstickte, so habe ich nur im Naziterror eine Parallele.

Was mich noch mehr bedrückt, ist, daß man das ganze Abendland und was man darunter versteht, den Bolschewiken ausliefert, die sich von den Nazis doch nur durch Farbe und Abzeichen unterscheiden, Zwillingssöhne einer materialistischen Mutter. Was heute in Polen gegen Juden und Christen fortgesetzt wird, ist roter Nazismus. Nach meiner Meinung denkt Stalin gar nicht mehr daran, Wien freizugeben. "The Pathfinder" schrieb am 9. April: „Österreich ist als ein anderer ‚Grenzstaat' vorgesehen mit einer sowjetfreundlichen Regierung. Die österreichische Regierung, die nach der Besetzung durch die Russen aufgestellt wird, wird wahrscheinlich der Regierung von Lublin gleichen." Das alte Österreich ist wiedererstanden — unter Sichel und Hammer. Als Hitler in Wien einbrach, schrieb der protestantische Theologe Karl Barth: „Wir stehen, ganz Europa, die christliche Kirche steht heute wieder in Türkengefahr, und diesmal haben sie Wien schon erobert und halb Prag dazu." Nun, diese Gefahr wurde wieder abgewendet — aber nur deshalb, daß sich Tartaren dauernd festsetzen und Hitlers geistiges Zerstörungswerk fortsetzen können?! Die als „Kreuzfahrer" ausgezogen, pflanzten am Stephansdom Sichel und Hammer auf! Das macht den Krieg für mich sinnlos, ja zum Verbrechen. Das Appeasement Stalins ist genau so irrsinnig wie das Hitlers, ich fürchte dieselben Konsequenzen. Man kann mit dem Teufel nicht halbwegs über die Brücke gehen, wie der soeben verstorbene Roosevelt beabsichtigte. Der Teufel ist mit dem kleinen Finger nicht zufrieden, er will die ganze Hand...

Ich möchte vieles sagen zu Ihren Ausführungen über Schuld und Krankheit, die ich teile. Ich wundere mich nur jeden Tag, daß die Materialisten, die nie ein Gewissen anerkannten, jetzt auf einmal bei den Nazis Gewissen voraussetzen; daß jetzt Schuld nicht mehr Krankheit, sondern Verbrechen ist, während sie früher um die Begnadigung wirklicher Verbrecher sich die Finger wund schrieben. Ich wundere mich, daß es Freidenker und Materialisten überrascht, daß Menschen wie Tiere handeln, nachdem sie seit Jahrzehnten die tierische Abstammung des Menschen proklamierten. Hitler verwirklichte nur, was sie predigten. Was in der Theorie harmlos schien, ist furchtbar in der Praxis. Der „Fortschritt" hat uns nicht den Übermenschen, sondern den Untermenschen gebracht. Denis de Rougemont schrieb in dem zitierten Büchlein ("The Devil's Share", S. 200 f.): „Um Menschen zu werden oder zu bleiben in dem allgemeinen Zerfall, müssen wir leidenschaftlich nach Heiligkeit streben; sonst werden wir hinweggespült."

Von Ihrem Standpunkt aus haben Sie recht, wenn Sie sagen, ein Aufruf, wie ich ihn dachte, wäre: zu früh! Von meinem Standpunkt aus ist es bereits zu spät, da die Katastrophe doch dem Ende zugeht, auch wenn die Todeszuckungen noch lange andauern. Ich hoffe aber doch, daß wir früher oder später gemeinsam in dieses Chaos, in dieses Meer des Hasses und der Teufelei hineinschreien können: Seid Menschen! Vergeßt nicht, daß ihr Kinder eines Vaters seid, der im Himmel ist, der seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse, der über Gerechte und Ungerechte regnen läßt. E. J. R.

Die schwere Krankheit Franz Werfels unterbrach unsere Korrespondenz, sein Tod am 26. August 1945 brachte sie zum Abschluß. Über ein Manuskript einer deutschen Gesamtausgabe seiner Gedichte gebeugt, überraschte ihn ein Herzschlag.

Es ist eine umstrittene Frage, ob Franz Werfel als Katholik starb. Tatsache ist, daß er bei P. Cyrill Fischer Unterricht nahm, der freilich bei der schweren Krankheit der beiden nur langsam voranging. Zu den letzten Weihnachten, das sie beide erlebten, schenkte P. Fischer dem Dichter ein Kreuz und einen Rosenkranz. Nach dem unerwarteten Tode

Werfels sprach ich seiner Frau Alma Mahler-Werfel mein Beileid aus. Ich spielte dabei auf seine eventuelle Konversion an: „Ich weiß nicht, ob sich P. Cyrills Wunsch und Gebet erfüllte, daß Franz Werfel sich unserer Kirche anschließe, der er dem Herzen und Denken nach angehörte; ich hoffe und vertraue, daß er nach diesem bitteren Exil die Wahrheit, Gott fand, den er zeitlebens suchte." Darauf erhielt ich in der charakteristischen Handschrift der Witwe die Antwort: „... Alles ist geschehen, wie Sie es nur wünschen könnten. Er war ja in Gott!"

Am 27. März sandte ich eine Abschrift meines ersten Briefes an Franz Werfel an einen amerikanischen Bischof, dessen Namen ich begreiflicherweise nicht nennen kann. In einem ausführlichen Begleitbrief führte ich aus:

„Einmal wird der Krieg zu Ende sein. Einmal wird sich wieder jemand erinnern, daß auch die Deutschen nicht eine Massa damnata sind, sondern ein Glied des Corpus Christi Mysticum. Jemand mag versuchen, den verlorenen Grund wiederzugewinnen, die verwüsteten Seelen wieder aufzubauen. Ich glaube zu wissen, was dann geschieht. Seit Jalta geht mir das Negerspiritual durch den Kopf: ‚Wo warst du, als sie meinen Herrn kreuzigten?' Wo seid ihr gewesen, als man mein Volk ans Kreuz schlug, seine Kinder mordete, Kirchen und Wohnhäuser bombardierte, Menschen dem Verhungern preisgab?

„Wenn die Katholiken (Amerikas) heute alles als selbstverständlich hinnehmen — es ist eben Krieg, wir können es nicht ändern —, wenn sie sich fürchten, Menschen- und elementare Christenrechte zu verteidigen, wenn sie nicht protestieren gegen den Mord der Zivilbevölkerung und die Unmenschlichkeit und Unmoral der Kriegführung, gegen die Zerstörung von Kirchen und Domen, gegen die Vorschläge von Jalta, gegen die geplante Sklaverei, gegen die Verdemütigung, daß amerikanische Soldaten im kommunistischen Rußland, nicht aber in der Heimat der Väter des Oberkommandierenden beerdigt werden dürfen, wenn dem Kriege ein Super-Versailles folgt, das von der Stadt ausgeht, die den Namen des großen heiligen Reformers Franz von Assisi trägt, wenn keine organisierte Hilfe für die

Deutschen und die hungernden Völker Europas einsetzt — haben Missionäre und Umerzieher keine Aussicht. Da gilt nur das Wort Nietzsches: Erlöster müßten sie mir aussehen, wenn ich an ihre Erlösung glauben sollte.

„Ich weiß nicht, was die Katholiken Amerikas tun können oder wollen. Ich glaube aber, es ist meine Pflicht und der Sinn meines Exils zu sagen, wie ich die Dinge und Entwicklung sehe. Schließlich und endlich kann ich den Anspruch erheben, ebensosehr in diesen Fragen sachverständig zu sein als die Linkskreise in hohen Stellen, die, nur an einem kommunistischen Eurasien interessiert, die Liberalen mit der Naziseele, die hier öffentliche Meinung unterrichten und formen. Wenn Deutschland der Kirche verlorengeht, ist Europa verloren. Die zweite Reformation mit Stalins Hilfe wird weitreichender sein als die erste. Es wäre eine Tragödie, wären die Katholiken so blind oder nationalistisch und imperialistisch als Kardinal Richelieu — der wirkliche Vater des Elends in Deutschland und Europa.

„... Grundsätze allein und verspätete Lamentationen werden nichts nützen nach einer neuen Katastrophe. W. E. van Kirk sagte am 25. November vorigen Jahres in einer Radioansprache: ‚Wenn die Kirchen erwarten, den Frieden zu beeinflussen, so ist jetzt die Zeit, ihren Einfluß geltend zu machen. Morgen wird es zu spät sein. Der Friede wird jetzt gemacht... Wenn wir etwas zu sagen haben, müssen wir uns jetzt entschließen oder hernach mit dem Frieden abfinden, den man uns präsentiert.‘

„Aus diesen Gründen unterbreite ich Exzellenz diesen Brief."

E. J. R.

Am 1. April 1945 erhielt ich Antwort, der ich nur eine Stelle entnehme.

„Einflußreiche üble Kräfte sind am Werk, die Schaffung eines guten Friedens zu verhindern. Wir sind hilflos, und doch müssen wir unsere Stimme vereinen mit denen vernünftiger, denkender Menschen in unserem Lande, die in eine ferne Zukunft schauen und sich darüber klar sind, daß ein haßerfüllter, rachsüchtiger Friede überhaupt kein Friede ist. Es gibt noch mutige Männer in unserem Lande, die offen ihre Meinung sagen."

VI

AUSEINANDERSETZUNG MIT DEM KOMMUNISMUS
(Briefwechsel mit Ing. Igor Sikorsky)

Am 19. Mai 1948 veröffentlichte Igor Sikorsky in der bekannten Zeitschrift "Human Events" einen Artikel: Rußland gegen den Kommunismus. Sikorsky ist noch in Rußland geboren, seit 1919 lebt er in Amerika. Er ist als Flugzeugkonstrukteur weltbekannt, besonders als Ingenieur der Helikopter (Hubschrauber). Er ist strenggläubiges Mitglied der Orthodoxen Kirche und hat einige religiöse Bücher veröffentlicht.

Der genannte Artikel ist heute noch bedeutungsvoll. Ich will darum die wichtigsten Stellen hier wiedergeben:

„Amerika und die freien Völker stehen einer ernsten, unheildrohenden Gefahr gegenüber ... Der Gegner, die kommunistische Regierung der Sowjetrepublik, kontrolliert derzeit ein Gebiet mit über 400 Millionen Menschen, das sich von Nordchina und Korea bis Berlin und zur Adria erstreckt. Amerika befindet sich bereits in einem ideologischen und diplomatischen Konflikt mit der Regierung dieses gewaltigen Gebietes. Es besteht die Gefahr, daß dieser Konflikt in offenen Krieg von unerhörten Ausmaßen und Zerstörungen übergeht.

„Die Aussichten, diesen Krieg zu verhindern oder zu gewinnen, falls es dazu käme, hängen wesentlich von einer konstruktiven und intelligenten amerikanischen Politik ab, die wiederum ein richtiges Verständnis des russischen Problems voraussetzt ...

„Es kann keine einheitliche Haltung und Politik gegenüber ‚*den* Russen' geben. Eine vernünftige Politik ... muß zuerst das große, freundliche russische Volk anerkennen und ihm gegenüber eine mitfühlende, verständnisvolle Haltung einnehmen.

„Gleichzeitig muß diese Politik die kommunistische Diktatur mit ihren Knechten und Mitläufern über die ganze Welt als eine total verschiedene Wesenheit erkennen. Diese Bewegung bildet eine unversöhnliche feindliche, angriffslustige Kraft und ist darum der Feind.

„Die Mehrheit des russischen Volkes haßt bitterlich die gegenwärtige Regierung und wartet auf eine Gelegenheit, ihr Land von brutaler Unterdrückung zu befreien...

„Das russische Volk stimmt nicht überein mit den ehrgeizigen Plänen der derzeitigen Herrscher. Anderseits ist sein patriotisches Gefühl sehr intensiv. Darum wird die kommunistische Führung jedes Mittel benützen, im Falle eines Konfliktes zu beweisen, daß die amerikanische Politik gegen das russische Volk und sein geschichtliches nationales Erbe gerichtet ist. Dann würde die Entschlossenheit und Kraft, einen ‚nationalen' Krieg zu führen, furchtbar werden...

„In Behandlung des russischen Problems müssen wir die zwei furchtbaren Wesenheiten scharf und klar unterscheiden. Die eine ist ein freundliches, friedliebendes Volk, das tatsächlich einen höchst wertvollen potentiellen Verbündeten abgibt; die andere Kraft ist ein bitterer, unversöhnlicher Feind, der bei der ersten Gelegenheit geheim oder offen losschlagen würde.

„Eine Politik der Weisheit und Voraussicht würde darum trachten, diese beiden Kräfte zu trennen und einen Keil zwischen sie zu treiben. Sie würde sich bestreben, die potentiell freundliche Mehrheit des Volkes zu einem offenen, höchst wichtigen Verbündeten zu machen. Im Gegensatz dazu würde eine unweise, stümperhafte Politik Feindschaft gegen das ganze russische Volk fördern und auf Verdemütigung und Zerreißung des nationalen Erbes abzielen. Eine solche Haltung würde die Macht und das Ansehen des Sowjetregimes unheimlich stärken und den Kreml wenigstens vorübergehend in die Lage versetzen, die patriotische Glut des russischen Volkes zur Förderung des Weltkommunismus auszunützen.

„Die Haltung Amerikas bringt zwei wichtige Vorteile: 1. Die Haltung, die das nationale Interesse Amerikas fordert, würde zusammenfallen mit den Geboten, die Respekt für Wahrheit, Idealismus und humanitäre Grundsätze erheischen. 2. Die Politik, die es möglich macht, einen Krieg zu verhindern, ist identisch mit der, die uns in die Lage versetzt, einen Krieg zu gewinnen, sollte er kommen.

„Die richtige Haltung und Politik ist darum kurz gesagt:

Es muß betont werden, daß der bevorstehende Krieg nicht gegen das russische Volk gerichtet ist, auch keinen Konflikt zwischen ‚Westen' und ‚Osten' bedeutet. Die Auseinandersetzung — falls es dazu kommt— muß verstanden und proklamiert werden als Kreuzzug *gegen* das unheilvolle Übel eines aggressiven totalitären Kommunismus und *für* die Befreiung aller vom Kommunismus unterdrückten Völker, einschließlich der Russen.

„Die Drohung mit der Atombombe wird die kommunistischen Führer kaum schrecken. Ohne Zweifel haben sie bereits an abgeschlossenen Plätzen unterirdische Quartiere gebaut... Unsere Bomben würden in den großen Städten hauptsächlich Frauen, Kinder und die vernichten, die unsere Freunde sein möchten... Der Versuch, die Kriegsindustrie durch Bombardierung zu schwächen, wäre sehr schwer, kostspielig in Menschen und Material, und im Ergebnis unbestimmt. Ich persönlich glaube, daß Rußland durch Bombardierungen aus der Luft, selbst mit Atombomben, nicht vernichtet werden kann...

„Hitler beging den größten Fehler seiner Laufbahn, als er Rußland als Feind der Nation betrat. Als seine Armeen russisches Gebiet erreichten, war der Widerstand sehr gering. Die Bevölkerung war bereit, fast jeden willkommen zu heißen, der sie vom kommunistischen Despotismus befreien würde. Hunderttausende liefen an der Front über, weil sie nicht für ihre Unterdrückung kämpfen wollten. Hitler erwies sich aber als feindlicher Eroberer, als Feind des ganzen Volkes, nicht der kommunistischen Diktatur. Die Nazis behandelten das russische Volk und die Gefangenen als mindere Rasse sehr schlecht. Als dies bekannt wurde und es klar wurde, daß die Integrität des Mutterlandes gefährdet war, weil Hitler die Ukraine abtrennen wollte, begann das Volk ernstlich zu kämpfen, nicht für den 25 Jahre alten Kommunismus, den sie hassen, sondern für das tausendjährige Rußland. Lend-Lease half viel, gekämpft haben die Russen, tapfer gekämpft.

„Aus diesen Erwägungen ergeben sich folgende Schlüsse: 1. Die freien Völker müssen erklären, daß sie für die unterdrückten hinter dem Eisernen Vorhang einschließlich der Russen, nur Freundschaft hegen. 2. Daß sie keine Absicht

haben, diese Völker zu verdemütigen oder ihr nationales Erbe zu verletzen. 3. Daß sie im Falle eines Konfliktes die Unterdrückten auffordern werden, in Massen überzulaufen und ihnen gute, ehrenvolle Behandlung versprechen. Sie müssen ferner versprechen, daß die Männer, die überlaufen und sich lieber den Kräften der freien Völker anschließen möchten, soferne sie den Grundsätzen der Freiheit gegenüber loyal sind, nationalen Befreiungsarmeen eingegliedert und in ihr eigenes Land geschickt werden. 4. Der Kern der nationalen Organisationen und Armeen müßte gebildet werden aus Russen, Polen und anderen im Ausland. Im Konfliktsfalle gehen diese Armeen als ein Sektor an die alliierte Front. Sie müssen die verschiedenen Länder in nationalen Uniformen und Fahnen mit der Losung betreten: Frieden und Freiheit dem Volke, Krieg den Unterdrückern!" ...

Die Gesinnung Ingenieur Sikorskys imponierte mir: Hier war ein Mann, der über 30 Jahre in Amerika lebte und sich doch um seine alte Heimat Rußland sorgte. Ich stimmte auch grundsätzlich seinen Anschauungen bei. Ich erinnerte mich aber, daß, als vor nicht einmal 10 Jahren der Krieg begann, es hieß: Wir kämpfen nur gegen Hitler und sein Regime, nicht gegen das deutsche Volk. Schon wenige Wochen später warnte Feldmarschall Lord Milne „vor der gefährlichen Theorie, daß wir nicht gegen das deutsche Volk kämpfen"; für ihn ist der Krieg in Polen „typisch für die angeborene Brutalität des deutschen Volkes überhaupt". ("London Daily Express", 29. November 1939.) „Krieg ist Krieg... Ich hoffe, unsere Schläge werden hart, vielfältig und absolut mitleidlos sein."

Aus solchen Erinnerungen heraus und aus dem Erleben der Nachkriegszeit schrieb ich am 24. Mai 1948 an die Schriftleitung der "Human Events":

„... Mr. Sikorsky mag recht haben, aber glaubt irgend jemand, daß unsere Politik seine Gedankengänge annimmt? Wir haben die geistige Führung der Welt verloren.

„Wird das russische Volk an unseren ‚Kreuzzug' glauben, nachdem wir uns im ‚Kreuzzug' des zweiten Weltkrieges mit den Gangstern des Kremls verbanden und ihnen mehr Einfluß zugestanden, als Hitler ihnen zu gewähren bereit war.

„Wird es uns glauben nach dem Nürnberger Gericht, bei dem Gangster als Richter über ihre Mit-Gangster anerkannt wurden?

„Wird es an die Unterscheidung zwischen dem russischen Volk und der kommunistischen Diktatur glauben? War das nicht das Schlagwort, mit dem man das deutsche Volk zu täuschen suchte? Wir haben all die Verbrechen begangen, deren wir die Nazis beschuldigen: unterschiedslos Bombardierung von Zivilpersonen, Kirchen und Monumenten, Gebrauch der unmoralischsten Waffe, der Atombombe, Massenaustreibung von 15 oder mehr Millionen Menschen aus ihrer Heimat, nur aus rassischen Gründen, Fortsetzung des Morgenthau-Sadismus bis herauf in unsere Tage. Das Schicksal der deutschen Nazigegner ist so schlimm, bisweilen eben schlechter als das ausgesprochener Nazis. Die selbstbestellten Umerzieher lehren ‚Demokratie' nach Nazimethoden.

„Es scheint klar, daß der Krieg nicht gegen die Nazis geführt wurde — wir brachten sogar Naziwissenschaftler nach Amerika, um unsere Rüstung zu verbessern —, sondern für die Ausschaltung der deutschen Konkurrenz. Drei Jahre nach Beendigung der Feindseligkeiten ist die Welt Zeuge der Fortsetzung der ‚Naziverbrechen', eingehüllt in Heuchelei: Sklavenhandel, Sklavenarbeit in England und Frankreich so gut wie in Rußland, geplante Aushungerung von Millionen von Menschen usw.

„Unsere Demokratie ist ohne Grundsatz und geistiges Fundament: Jeder, der an unserer Seite ist, wird als ‚Demokrat' anerkannt, selbst Leute wie Stalin, Tito und Benesch. Daß jeder Mensch unabdingbare, gottgegebene Rechte hat, unabhängig vom Staat, ist vergessen. Unsere Demokratie ist so materialistisch wie die des Kommunismus oder meinetwegen des Nazismus.

„Solange wir uns nicht klar werden, daß METANOEITE die Voraussetzung für Frieden und wirklichen Fortschritt ist, werden wir den Kommunismus nicht überwinden. Ist auch nur ein Anzeichen für das METANOEITE in Washington? Wir vertrauen nicht auf Gott, sondern auf Rüstungen, Dollars, Gummi und Öl.

„Würde das russische Volk Mr. Sikorskys Rat annehmen, würde es dieselbe Erfahrung machen wie gerade jetzt das

deutsche Volk." Die Deutschen haben keine Möglichkeit, zwischen einer wirklichen Demokratie und Diktatur zu wählen, nur zwischen der Sklaverei vom Osten oder Westen..."

Schon am 4. Juni 1948 erhielt ich einen persönlichen Brief von Mr. Sikorsky, in dem es u. a. heißt:

„Ich stimme vollkommen überein mit den Gedanken, die Sie in Ihrem Brief über die amerikanische Politik der jüngsten Zeit und den Eindruck, den sie zweifellos in den Herzen von Millionen in Europa erweckte, zum Ausdruck brachten. Trotzdem glaube ich fest, daß die Gedanken, die ich in meinem Artikel aussprach, in die rechte Richtung zeigen. Es ist natürlich eine andere Frage, welche Aussichten bestehen, daß die vorgeschlagene Haltung angenommen und befolgt wird. Ich glaube aber, daß eine Feststellung, die feste Überzeugungen offen ausspricht und mit bestimmter Absicht, wenigstens eine bescheidene konstruktive Wirkung für das allgemeine Verstehen (der Probleme) haben wird, ganz abgesehen davon, daß es die moralische Pflicht des Schreibers ist.

„Ich brauche nicht zu sagen, daß ich unter allen Umständen gegen Krieg bin, und glaube, daß selbst ein unbefriedigender Friede besser ist als irgendein Krieg, besonders in unserer Zeit. Ich glaube aber auch, ich möchte sagen, ich weiß, daß die Sowjetregierung entschieden die Welt für den Kommunismus erobern möchte und nicht zaudern wird, jedes Mittel, wie unehrenhaft und brutal es sein mag, anzuwenden, ihren Ehrgeiz zu stillen. Das ist eine Tatsache, die einen Krieg bringen kann, wie sehr wir uns dagegen sträuben, einer solchen Möglichkeit ins Gesicht zu schauen. Ich bin darum überzeugt, daß unter diesen Umständen die richtige Haltung und Politik in den Gedanken besteht, die ich kurz in meinem Artikel darlegte.

„Bezugnehmend auf Ihre Frage, möchte ich sagen, daß ich fest daran glaube, daß ein bestimmter Teil des russischen Volkes unseren Versprechungen trauen wird. Die Größe dieses Teiles und die Intensität seines Glaubens wird von der Aufrichtigkeit unserer Versprechen und Handlungen abhängen.

„Im Hinblick auf Ihr Interesse sende ich Ihnen separat mein Buch, in dem ich versucht habe, meine Gedanken eingehender darzustellen...

„Ich danke Ihnen aufrichtig für die Zusendung Ihres Artikels über die Opfer von Potsdam. Ich stimme mit Ihren Gedanken überein, wie Sie an vielen Stellen meines Buches, besonders in den Schlußfolgerungen sehen werden..."

Erst am 18. Juli fand ich Zeit, auf Mr. Sikorskys Brief zu antworten: „...Sie können mir glauben, daß ich Ihr Buch mit größtem Interesse und beinahe vollkommener Zustimmung gelesen habe. Da ich selber ein Opfer der Nazis bin, weiß ich nicht nur aus eigener Erfahrung, was eine Diktatur bedeutet, ich bin mehr als viele Amerikaner an einem wirklichen Frieden interessiert. Wenn ich die US-Außenpolitik kritisiere, so sicher nicht deshalb, weil ich ein Wiederaufleben des Nazismus wünschen möchte, sondern aus tiefer Sorge darüber, daß unsere derzeitige Außenpolitik Nazismus in Umkehrung ist. Man kann aber den Teufel nicht mit Beelzebub austreiben.

„Zu Ihrer Feststellung (Seite 100), daß die Strategie, die Sie für Rußland vorschlagen, in Deutschland versagt hätte, weil ‚das deutsche Volk geschlossen hinter seiner Regierung stand', möchte ich eine Einschränkung machen. Ich weiß aus Erfahrung, daß dies nicht so ist. Nur die Hilfe von auswärts hielt die Nazis an der Macht. Es gab eine starke Widerstandsbewegung, die noch immer totgeschwiegen wird, damit man Deutsche und Nazis identifizieren kann. Unconditional surrender machte den Krieg zu einem ‚War for survial' (Krieg fürs Überleben) für das deutsche Volk, zum Krieg um das Vaterland, ganz ähnlich der Meinung, die Sie für Rußland vertreten. Eine sehr traurige Folge der bedingungslosen Übergabe, die Teilung Deutschlands, die Hungerrationen, die Industriezerstörung, die Massenaustreibungen — eine Folge dieser Politik ist die Tatsache, daß die stärksten Gegner der Nazis völlig das Vertrauen in die Westmächte verloren und offen erklären, Hitler hatte recht. Kein Mann mit Selbstrespekt könnte eine führende Stelle in der Scheinregierung annehmen, die für die Westzone geplant ist. Wie könnte man von einem

Mann, der im Kampf gegen die Nazis Leben und Existenz einsetzte, die Mithilfe bei der dauernden Versklavung und dem Rassenmord am deutschen Volk erwarten? Leider haben die westlichen ‚Kreuzfahrer' bis heute nichts anderes zu offerieren.

„Ich stimme Ihnen völlig bei, daß ein neuer Start nötig ist, das heißt die Rückkehr zum Naturgesetz, zu den Geboten Gottes, zu den Grundsätzen, die in der amerikanischen Verfassung und in der Atlantic Charta vertreten sind. Gibt es ein Anzeichen einer moralischen Erneuerung, einer Anwendung moralischer Prinzipien in unserer Politik? Wenn es eines gibt, ist es mir unbekannt geblieben. Ich bin überzeugt, unsere Politik ist so materialistisch als die der Nazis oder die des Kreml. Heuchlerische Phrasen oder der Mißbrauch des Namens Gottes für politische Zwecke können diese Tatsache nicht verbergen. Unsere Politik folgt konsequent dem materialistischen Kurs, den Sie in Ihrem Buch so ausgezeichnet schildern: ‚Der Materialismus beginnt seine Eroberung der Macht mit der Erklärung, er werde sie als Mittel zur Förderung idealistischer, humanitärer Ziele gebrauchen. Er endet damit, daß er alle von ihm proklamierten idealistischen und humanitären Ziele verrät und opfert, nur um seine Macht zu erhalten und zu erweitern.' (S. 111.) Die Führer der westlichen Welt sind für geistige Werte unempfindlich oder tot wie Stalin, Hitler und Mussolini, und, wie Sie so wahr sagen, ‚solche Führung kann keine vernünftige und stabile Form für den Bestand der menschlichen Gesellschaft schaffen'. (S. 115.)

„Unsere nationalistische, materialistische, heidnische Politik hat keine moralische Basis, von der aus man den Kommunismus angreifen könnte. Liberalismus, Sozialismus gründen auf Materialismus. Es besteht Sklaverei, völlige Mißachtung der Menschenrechte vor und hinter dem Eisernen Vorhang. Gradmäßig mag ein Unterschied sein, dem Wesen nach nicht. Ihr Plan wäre ausgezeichnet, Ihre Feststellung (S. 65) sehr eindrucksvoll und idealistisch. Aber die Westmächte fahren weiter in ihrer heidnischen Politik — trotz unmittelbarer Kriegsgefahr —, sie haben aus Deutschland eine Wüste gemacht, einen Spielplatz des Nihilismus, ein Theater für sadistische Morgenthauer, die dem Elend

und der Aushungerung von 70 Millionen zuschauen, wie die Gangster von Belsen und Buchenwald durch die Glasfenster der Gaskammern. Unsere Politik glaubt, die Welt mit Dollars statt mit Ideen und Grundsätzen, viel weniger noch christlichen Grundsätzen, retten zu können.

„Das klingt sehr pessimistisch, ich weiß. Man nannte mich einen Pessimisten, als ich meine Landsleute vor den Gefahren des Nazismus warnte. Sind Ihre Zitate von Heine, Lin Yutang und anderen weniger pessimistisch, oder die von H. G. Wells, der mehr als irgend jemand in unserer Zeit getan hat, den Materialismus zu fördern und Gottes Bild im Menschen zu zerstören?

„Es scheint, daß wir in apokalyptischen Zeiten leben. Vielleicht ist es wahr, was St. Augustin sagte: ‚Ante adventum Christi solutus erat diabolus.' (Vor der Ankunft Jesu war der Teufel losgelassen.) Es ist schwer, die entsetzlichen Verbrechen unserer Zeit (die KZ der Nazis, die Sklavenlager in Rußland, England und Frankreich, die Perversitäten des Morgenthau-Planes) zu erklären, ohne den Teufel in Rechnung zu stellen. Es braucht ein Wunder, die Schwierigkeiten, die Unmoral, die Verbrechen, das Heidentum unserer Zeit zu überwinden. Wird Gott das Wunder wirken, wenn die Menschheit ihn leugnet und zurückweist? Kann Gott das Wunder wirken, ohne unseren freien Willen aufzuheben, das Hauptmerkmal des Menschen?

„Ich bewundere Ihren Idealismus und Ihre Bemühungen, die Menschen zurückzubringen zu Gott, zu Christus, zur Vernunft, wenigstens zu einem Empfinden für menschliche Werte. Trotz meines Pessimismus versuche ich genau dasselbe. Aber, wir sind Rufer in der Wüste des Materialismus. Viele Leute in Amerika sind so verstrickt im Materialismus, im sogenannten Fortschritt, daß sie diese Entwicklungen einfach nicht sehen können. Nazismus und Kommunismus haben in Deutschland und Rußland manchen die Augen geöffnet. Ich möchte fast sagen, daß heutzutage mehr wahres Christentum in Deutschland und Rußland lebendig ist als irgendwo anders ..."

Schon am 23. Juli schrieb Mr. Sikorsky wieder ausführliche Antwort:

„Mit großer Freude habe ich Ihren höchst interessanten Brief vom 18. Juli erhalten. Ich stimme vollkommen überein mit Ihrem Kommentar und Ihren Beobachtungen. Ihre Bemerkung, daß die Deutschen geschlossen die Naziregierung deckten, werde ich ernstlich überlegen. Ich habe ähnliche Kritik aus gutunterrichteter, verläßlicher Quelle gehört und habe mich entschlossen, die betreffende Feststellung zu ändern, sollte mein Buch in Druck erscheinen. (Es liegt bisher nur in einer hektographierten Ausgabe vor.) Empfangen Sie meinen aufrichtigen Dank für Ihren Kommentar.

„Gerne schicke ich Ihnen gleichzeitig ein Exemplar des ganzen Werkes ‚Eine Welt oder keine'. Ich lasse oft den ersten Teil weg, der eine ziemlich scharfe Kritik der amerikanischen Politik enthält und an manchen Stellen wahrscheinlich mißverstanden würde.

„Ich stimme Ihnen wirklich bei, daß wir in apokalyptischen Zeiten leben. Sehr viele, besonders in Amerika, sind sich über den ganzen Ernst der Lage und die Größe der Gefahr, die der ganzen Welt, nicht nur Osteuropa, droht, nicht klar. Es scheint wirklich, daß nur ein Wunder Gottes die Kultur des weißen Mannes retten und vor einer unerhörten Katastrophe bewahren kann. Es ist darum heute nötiger, die Welt wenigstens irgendwie der göttlichen Hilfe würdig zu machen, als die Rüstungen auszubauen und wirtschaftliche Manipulationen durchzuführen. Ich glaube auch, obwohl ich keine Beweise dafür habe, daß das Licht für die Welt eventuell von den Völkern Rußlands und Deutschlands kommt, die das größte Disaster erlebten und in vielen Fällen die Lage besser verstehen als die Menschen in glücklicheren Ländern.

„Ich bin mir klar, wie beschäftigt Sie sind, aber, wenn Sie einige Minuten erübrigen können, würde ich weitere Bemerkungen und Kritik meiner Arbeit sehr schätzen. Ich würde sie sicherlich ernstlich überdenken, falls ich je mich entscheiden sollte, das Werk zu veröffentlichen.

„Ich danke Ihnen aufrichtig für Ihre Broschüre, die ich mit gespanntem Interesse gelesen habe. Wie Sie aus meiner Arbeit sehen, stimme ich mit den Ideen überein, die Sie so gut vertreten. Ich wünsche Ihnen größten Erfolg in

Ihren Bemühungen, diese lebenswichtigen Fragen vor die Öffentlichkeit zu bringen..."

Da ich einige Wochen unterwegs war, konnte ich erst am 8. September 1948 ausführlich antworten. Mein Brief befaßte sich eingehend mit dem ersten Teil der Arbeit Mr. Sikorskys. Ich will mich nur auf meine einleitenden Gedanken beschränken:

„... Ich möchte nur wünschen, daß Ihr Buch ehestens zu einem volkstümlichen Preis in verschiedenen Sprachen veröffentlicht würde. Es wäre wohl ein ernster Fehler, wenn der erste Teil unterlassen würde. In England ist die Kritik ausgesprochener als hierzulande. Die Amerikaner müssen wissen, daß die unheilvolle Politik Roosevelts für die gegenwärtige Verwirrung (mess) ebenso verantwortlich ist wie die der Nazis und Kommunisten. Solange sie sich dieser Tatsache nicht bewußt werden, glauben sie, daß alle Deutschen — heute alle Russen — Teufel sind, die Amerikaner aber Engel. Und bei dieser Denkweise wird es kein METANOEITE geben und keine Änderung der Politik.

„... Könnten Sie meine wöchentlichen Artikel in verschiedenen deutschsprachigen Zeitungen lesen, würden Sie finden, daß ich dieselben Grundsätze vertrete wie Sie, daß unsere Übereinstimmung beinahe hundertprozentig ist. Es kann nicht anders sein, weil die Basis unserer politischen Philosophie christliche Prinzipien, nicht Expediency ist..."

Der Wunsch, daß wir uns persönlich treffen, den Mr. Sikorsky in einem Brief vom 19. Oktober aussprach, blieb leider unerfüllt.

Eugene Lyons unterstreicht in einem Buch „Unsere geheimen Verbündeten: das russische Volk" (Little, Brown & Co., New York 1953) die Gedanken, die I. Sikorsky in seinem Artikel darlegte, daß nämlich die Russen als erobertes Volk ihre Herren ablehnen und fremde Hilfe willkommen heißen würden, zur Befreiung, nicht zur Fortsetzung der Sklaverei in anderer Form. Ich habe in meiner Schrift „Rettung Europas?" (Graz, „Die Information", 1954, S. 95) auf den tragischen Irrtum Hitlers hingewiesen, daß er als Eroberer kam, nicht als Befreier.

Die Menschen lernen nicht aus den Erfahrungen und Fehlern anderer. In Dantes Hölle gibt es einen Bezirk, wo diejenigen leiden, die keine Selbsterkenntnis trübt, und die daher die Ursache ihres Geschickes nicht in sich, sondern außer sich suchen. In Deutschland gab es 1945 Millionen, die an die großen Versprechungen der Alliierten während des Krieges glaubten und auf Befreiung warteten. Eisenhower, einer der Mitwisser, wenn nicht Mitplaner des Morgenthau-Planes, erklärte bei seinem Einzug, er komme als Eroberer, nicht als Befreier. Die Folgen werden Generationen nicht bloß in Deutschland, sondern auch in Amerika zu tragen haben.

Er wiederholte aber auch in Rußland die Fehler Hitlers, ganz gleich ob aus eigener Blindheit oder im Auftrag Washingtons. Die gefangenen Russen wurden an die Rote Armee ausgeliefert — als Verräter an der Sowjetrepublik. General Wlassow und seine engeren Kameraden wurden 1946 in Moskau hingerichtet. Zehntausende seiner Soldaten mögen in sibirischen Lagern verkommen sein.

Ich will nur eine Episode herausgreifen, über die ich im Juli 1947 einen Artikel veröffentlichte: Die Schlacht von Rimini und Pisa:

„Es liegt mir ferne, den Kriegsberichterstattern ins Handwerk zu pfuschen. Ich habe an den Schlachten von Pisa und Rimini nicht teilgenommen, die übrigens nicht während des Krieges stattfanden, sondern im tiefsten Frieden, nicht von Militär gegen Militär, sondern von mit Maschinengewehren ausgerüsteten Truppen gegen wehrlose Opfer der Tyrannei. Ich gebe darum David E. Dallin das Wort, der am 28. Juni im sozialistischen 'New Leader' über die ‚hervorragenden militärischen Erfolge' schrieb:

„... Die Moskauer Konferenz der Außenminister war im allgemeinen ein Fehlschlag. In einem Punkte indes wurde Übereinstimmung erzielt: über die zwangsweise Rückführung gewisser Gruppen russischer Bürger aus Westeuropa. Die Vereinbarung wurde nicht bekanntgemacht. Das wohlgehütete Geheimnis half den Russen, in den DP-Lagern ein Gefühl falscher Sicherheit zu geben. — Sobald die Konferenz vorüber war, begannen die Operationen. Tausende von Russen sind unter den Millionen DPs, Männer, Frauen

und Kinder. Niemand will aus politischen oder sozialen Gründen nach Rußland zurückkehren. Sowjetagenten, welche die UNRRA in die Lager aufnahm, bemühten sich, alle DPs als ‚Kriegsverbrecher' zu klassifizieren. Offiziere der MVD in den Lagern rekrutierten mit Erfolg Spione, um vollständige Berichte über die Haltung und politische Einstellung der unglücklichen Internierten zu erhalten. Die Moskauer Konferenz und UNRRA haben sich also zweifellos um den Bolschewismus verdient gemacht.

„Aber hören wir den Schlachtenbericht: ‚Am 8. Mai 1947 umzingelten einige Bataillone britischen Militärs das DP-Lager in Rimini. Gleichzeitig begannen amerikanische Truppen eine ähnliche Aktion in einem Lager bei Pisa.' Einzelheiten über die amerikanische Aktion fehlen. (War es Pflichtvergessenheit oder ein Gefühl für nationale Würde, daß die Reporter abwesend waren oder waren sie von der geplanten Aktion nicht verständigt?!) Begnügen wir uns also mit der ‚Schlacht' unserer britischen Verbündeten: ‚Früh am Morgen des 8. Mai erschienen britische Spezialtruppen in großer Zahl an den Toren des Lagers und begannen, die Internierten, je 15 Mann, auf Trucks zu verladen. Diese wußten nicht, warum und wohin sie abgeführt wurden. Am Bahnhof mußten sie durch Reihen von Maschinengewehren zu Gefangenenwagen marschieren. Erst jetzt wurden sie sich klar, daß sie verraten waren und den Sowjets ausgeliefert werden sollten. Mittags war die Verladung zu Ende. 179 Mann wurden während der Operation verwundet oder ermordet.' Verzichten wir auf weitere Einzelheiten.

„Sonderbar, daß die Weltpresse von den heroischen Heldentaten von Pisa und Rimini bisher nicht berichtet hat. Warum sich die Abteilung für Menschenrechte der UNO und Frau Roosevelt persönlich noch nicht für die Frage interessiert haben? Was sich wohl die ‚rückständigen Völker' denken mögen, wenn ihnen diese Heldentaten bekannt werden? David E. Dallin meint: ‚Es gibt gewisse Regierungen, die durch Erpressungen gezwungen werden, dem Verlangen für Auslieferung der Sowjetbürger nachzugeben. Frankreich z. B. kann etliche tausend Elsässer nicht aus den russischen Lagern zurückerhalten, ehe es der Sowjetforde-

rung nachkommt.' (Das ist eine Auffassung, die jeder Moral widerspricht.) Der gute Zweck (Rückführung der Elsässer) heiligt nicht unmoralische Mittel. Das Nürnberger Gericht hat ein Handeln unter Druck nicht als mildernden Umstand gelten lassen; Hunderte wurden inzwischen gehenkt, weil sie nicht ihrem Gewissen, sondern erpresserischen Befehlen gehorchten. Man muß schon fragen, warum kein Soldat den Mut hatte, die Mitwirkung an diesen ‚Schlachten' zu verweigern, und was wäre wohl dann mit ihm geschehen? ‚Es besteht aber für England und Amerika kein Grund', schreibt Dallin weiter, ‚sich zu einem so schamlosen Unternehmen wie der Deportierung hunderter Menschen zu Sowjetkonzentrationslagern herzugeben. General Eisenhower versuchte 1945 die Auslieferung einzustellen, wurde aber von Washington überstimmt.'

„Nein, England und Amerika hätten wirklich keinen Grund gehabt, sich zu Teilhabern an einem Verbrechen zu machen, zumal wenige Tage vor der Truman-Doktrin, die angeblich den Kommunismus bekämpft. Aber wundert sich jemand, daß es so ist? Die Schlachten von Pisa und Rimini sind doch nur eine geradlinige Fortsetzung der Stalin—Churchill—Roosevelt-Tradition, die in Potsdam Millionen heimatlos machte, die Millionen zum langsamen, aber sicheren Tod verurteilte, die im zweiten christlichen Jahrtausend die Sklaverei wieder einführte. Vergessen wir doch nicht, daß nach den bei der Moskauer Konferenz gegebenen Zahlen in England noch 435.295, in Frankreich 631.483, in Amerika 15.003, in Rußland 890.532 deutsche Kriegsgefangene als Sklaven in den Bergwerken, beim Minensuchen, in der Landwirtschaft verwendet werden — 2 Jahre nach Kriegsende! — und daß hauptsächlich Amerika den Sklavenmarkt belieferte!

„Es mutet mich immer komisch an — wäre es nicht so tragisch! — und es überkommt mich Ekel vor der schamlosen Heuchelei, wenn ich Anklagen lese, wie etwa die General Taylors, der vor kurzem in Nürnberg deutsche Industrielle anfuhr, die während des Krieges ausländische Arbeiter — nebenbei gesagt gegen gute Bezahlung und Verpflegung — zur Arbeit verwendeten: ‚Sie haben schamlos das Bild der Menschheit entwürdigt... Wir beschuldi-

gen diese Männer, daß sie die Freiheit anderer zunichte machten. Sie verneinten das Daseinsrecht, indem sie sich der Versklavung von Millionen unglücklichen Männern und Frauen über ganz Europa, die aus ihren Heimen und Familien herausgerissen und in Deutschland gefangen gehalten wurden, um in Bergwerken und Fabriken unter unaussprechlichen Bedingungen zu arbeiten, schuldig machten.' ('NYT', 20. April 1947.) — Wie wäre es, wenn der General diese Ansprache vor den heroischen Kämpfern von Pisa und Rimini und vor den Sklavenhaltern von Paris, London, Prag, Belgrad und Moskau wiederholen und für die Schuldigen dieselben Strafen fordern würde. Dann hätten seine Brandreden mehr Überzeugungskraft und Wirkung. So kann man nur sagen: Ex ore tuo te judico, ich verurteile dich aus deinem eigenen Munde.

„Übrigens dürfte die Behauptung Dallins, daß die Rücksendung der Rußländer in Moskau beschlossen wurde, nicht zutreffen. Nach den ‚Basler Nachrichten' vom 22. Mai 1947 beschäftigte sich das britische Unterhaus mit der Schlacht von Rimini. Unterstaatssekretär Mayhew erklärte dort, die Repatriierung sei in Jalta beschlossen worden. (Wir stehen also vor einem neuen Geheimabkommen von Jalta, obwohl Roosevelt seinerzeit vor dem Kongreß erklärte, es gäbe überhaupt keine Geheimabkommen von Jalta, und wir erst kürzlich die aller-allerletzten erfahren haben sollten, in denen davon nicht die Rede war!) Die britische Regierung habe sich verpflichtet, diejenigen Sowjetbürger zurückzuschicken, die vor dem Kriege in der Sowjetunion gelebt haben und von den Briten ‚befreit' worden seien. ‚Als das Problem aktuell wurde, habe sich England der amerikanischen Definition der Kategorien der repatriierbaren Sowjetbürger angeschlossen, die im Mc-Nayney-Clark-Abkommen niedergelegt und von Außenminister Byrnes bei der Moskauer Konferenz im Dezember 1945 Außenminister Molotow mitgeteilt worden sei.' Natürlich stellte der edle Brite fest, die Schlacht von Rimini sei nur ein Ausfluß dieses ‚Abkommens' gewesen.

„Ein Brief eines Deutschrußländers, der mit Tausenden seiner Leidensgenossen im Reich sein Leben fristet, ergänzt den Schlachtenbericht für den französischen Kriegsschau-

platz: ‚Ich habe einen Brief von meinem Landsmann X erhalten', schreibt er mir, ‚der jetzt in der französischen Zone lebt. Er schreibt, daß die russische NKWD wieder in der Zone war, sämtliche Deutschrussen zusammenfing und nach Sibirien abtransportierte. Er selber sei entkommen. Er schreibt weiter, daß in der ‚Iswestija' ein Abkommen veröffentlicht worden war, daß sämtliche Rußlanddeutschen in ihre alte Heimat zurück müssen — d. h. nach Sibirien.'

„‚Wenn man so etwas hört', meint der Briefschreiber, ‚dann stehen einem die Haare zu Berge.' Ja, so sollte man meinen. So ist es wohl bei den Opfern, die täglich fürchten müssen, daß mitten in der Nacht die Türe aufgeht oder aufgeschlagen wird, wie in den Zeiten der Gestapo, um ein Opfer abzuholen, das in Nichts und Grauen verschwindet. — Wem stehen denn in Amerika die ‚Haare zu Berge'? Anscheinend sind wir alle kahlköpfig. Wir schweigen zu den ‚Schlachten' von Pisa und Rimini, wir schweigen zu den Verschleppungen aus der französischen Zone, obwohl diese Verbrechen mit Wissen und Zustimmung unserer Behörden erfolgen, obwohl die Transporte durch die amerikanische Zone geleitet werden..."

Könnten die Russen nach solchen Erlebnissen wirklich glauben, daß es um ihre Befreiung von der kommunistischen Tyrannei geht, heute, da die neueste Losung "Peaceful coexistence" mit dem Kreml ist?!

Es ist bezeichnend, daß der Rassenmord an den Russen in Amerika erst Ende 1949 wieder aufgegriffen wurde, nicht durch amtliche Stellen, sondern durch einen Artikel von Julius Epstein im "American Legion Magazine", der meinen acht Jahre vorher erschienenen Artikel über die „Schlacht von Rimini und Pisa" im wesentlichen bestätigt und für den europäischen „Kriegsschauplatz" ergänzt. Der bekannte Journalist Dr. Kurt Glaser (mit dem ich übrigens zu Pfingsten 1954 eine lange Unterredung hatte, als er als Mitglied des Kersten-Ausschusses in München weilte) berichtete darüber in der „Nord-Amerika" vom 13. Januar 1955:

„Eine wenig ruhmreiche Episode in der amerikanischen Geschichte bildet die Zwangsauslieferung von Hunderttausenden unschuldiger ‚Sowjetbürger' an die Rote Armee nach dem Ende des zweiten Weltkrieges. Einzelheiten dieses

Unternehmens sind schon bekannt: daß fast alle in Westdeutschland befindlichen Ostarbeiter nach Sammellagern gebracht wurden, in welchen sowjetische Repatriierungsoffiziere ein Terrorregime veranstalteten, ferner, daß bei der Verfrachtung der Insassen blutige Auseinandersetzungen entstanden. Das Ausmaß der Auslieferungen und die Rolle der amerikanischen Armee in diesem Genozid — denn das harte Wort läßt sich nicht vermeiden — waren aber bisher niemals Gegenstand öffentlicher Diskussion.

Es ist das Verdienst des Schriftstellers Julius Epstein, die Aufmerksamkeit des amerikanischen Publikums auf dieses Verbrechen seiner Regierung gelenkt zu haben. In einem Artikel im 'American Legion Magazine' für Dezember 1954 erzählt Epstein die wesentlichen Tatsachen dieser grausamen Geschichte. (Diese Zeitschrift wird an alle 3,000.000 Mitglieder der 'American Legion' gesandt, des größten Verbandes amerikanischer Kriegsteilnehmer, ferner an alle Mitglieder des Kongresses.)

Welche Wahnidee (?!) das amerikanische Amt für psychologische Kriegsführung veranlaßte, den Ostarbeitern und Wlassow-Soldaten nach Kapitulation an die Amerikaner ‚schnelle Rückkehr zum russischen Vaterland' zu versprechen, bleibt noch ein Geheimnis. Tatsache ist, daß unter den ‚Sowjetbürgern' in Westdeutschland nur einzelne hartgesottene Kommunisten die Rückkehr wünschten. Denn die Insassen der Lager wußten, was sie im ‚Vaterland des Proletariats' zu erwarten hatten — entweder sofortige Liquidierung oder bestenfalls langjährige Zwangsarbeit in der Arktis.

Die Unruhen und Ausschreitungen, welche der Besuch sowjetischer Offiziere in den Lagern stets veranlaßten, zeigten die absolute Ablehnung der Rückkehr und des Kommunismus seitens der Ostarbeiter, Kriegsgefangenen und Wlassow-Soldaten. ‚Lieber sterben als zurückgehen', war die Parole, die häufig in die Tat umgesetzt wurde. Nichtsdestoweniger waren es *amerikanische Soldaten, die mit Knüppeln und Maschinenpistolen* das Heer der Unglücklichen in Güterwagen verluden, die sowjetischen Offizieren zum Transport über Mitteldeutschland oder Österreich übergeben wurden.

Hunderte sprangen in die Drau.

Der Eindruck ist weitverbreitet, daß das geheime Jalta-Protokoll die Vereinigten Staaten zur Zwangsauslieferung von Sowjetbürgern verpflichtete. Wie Epstein nachweist, ist dies nicht der Fall. Das Protokoll sprach von Repatriierung, nicht aber von der Anwendung des Zwanges. Das Prinzip der Zwangsauslieferung wurde durch das Alliierte Hauptquartier im April 1945 angenommen, und zwar auf einseitigen Befehl des gemeinsamen Generalstabs (US Joint Chiefs of Staff) in Washington. *Die Auslieferung von fast einer Million antikommunistischer Menschen war sozusagen ein Geschenk an den Kreml* von seinen Freunden innerhalb der amerikanischen Regierung.

Am 24. Februar 1946, als das Wlassow-Lager in Plattling geräumt wurde, beging ein wesentlicher Teil der viertausend Insassen Selbstmord mit Scherben und Rasierklingen. Als ein amerikanischer Militärzug Kriegsgefangene zum sowjetischen Konzentrationslager in Linz führte, sprangen mehr als tausend Menschen bei voller Fahrt aus den Fenstern, als der Zug eine Brücke überquerte. Sie starben sofort. Später sprangen Hunderte in die Drau, wo die Mehrzahl ertrank. Ähnliche Tragödien ereigneten sich in Dachau, Passau, Kempten, Bad Eibling, St. Veit und Marburg. Aus ‚Operation Keelhaul' (amtliche Bezeichnung der Rückführung) wurde ‚Operation Selbstmord'.

Auch Deutsche wurden ausgeliefert.

Wegen der räumlichen Begrenzung war Epstein nicht in der Lage, das Schicksal der Schwarzmeerdeutschen zu erörtern. Es war im allgemeinen dasselbe wie im Falle der Russen, Ukrainer usw.

Im Laufe des deutschen Feldzuges in der Sowjetunion waren zirka 350.000 Volksdeutsche im Warthegau und in Sachsen umgesiedelt worden. Als die Rote Armee diese Gebiete in Besitz nahm, wurden alle, denen die Flucht nicht gelang, sofort vom NKWD verhaftet. Ihre Minimalstrafe betrug 25 Jahre Zwangsarbeit — viele wurden auf Lebenszeit eingekerkert oder glattweg erschossen.

Am Ende des Krieges befanden sich aber zirka 100.000 Schwarzmeerdeutsche (Deutschrußländer) in den Westzonen. Von diesen wurden 50.000 an die sowjetischen Repatriierungsmissionen ausgeliefert, zum großen Teil durch ame-

rikanische Behörden. Der Grundsatz, daß Volksdeutsche den deutschen Staatsbürgern gleichgestellt werden sollten, blieb in diesem Falle unbeachtet. Den anderen 50.000 gelang es, bis zur Hebung der Repatriierungsgefahr unterzutauchen.

Die Rolle des amerikanischen Militärs in dieser schmachvollen Episode ist unter den Bürgern der Sowjetunion keineswegs unbekannt. Wie Epstein geltend macht, bleibt die Wirkung amerikanischer Propaganda an die Sowjetvölker unwesentlich, bis das amerikanische Volk die Schuld seiner Beamten anerkennt und die Verantwortlichen zur Rechnung zieht. Unter der amerikanischen Verfassung obliegt eine solche Aufgabe dem Kongreß. Daher stellt Epstein die Forderung, daß ein zuständiger Ausschuß die ganze Angelegenheit untersuchen und die Geheimakten veröffentlichen soll.

Abgeordneter Timothy P. Sheehan, mit dem ich wiederholt persönlich über die Frage der Vertriebenen verhandelte, hat die Absicht, Antrag auf eine volle Untersuchung zu stellen."

VII

DER DESPOTIE ENTGEGEN

Der nachfolgende Aufsatz, den ich im März 1949 in der „Nord-Amerika" und anderen Blättern Amerikas veröffentlichte, nimmt — im Anschluß an einen Hirtenbrief Bischof Münchs, des derzeitigen Apostolischen Nuntius für Deutschland — zur inneren Entwicklung Amerikas Stellung.

Dr. Hermann Rauschning, der frühere Senatspräsident von Danzig, ein Mann, von dem ein Blatt schrieb, „sein Leben sei eines der wenigen Beispiele für jenen Aufstand des Gewissens, auf den allein in unserer Zeit es noch einen Sinn hat, Begriffe wie Tapferkeit und Ehre anzuwenden" — Dr. Rauschning schrieb mir am 22. April 1949 aus dem Staate Oregon:

„... Ich möchte mir erlauben, für die so treffenden und tiefen kritischen Gedanken zu unserer Zeit und über das drohende Gericht, das vor diesem Lande (Amerika) steht, meinen Dank auszudrücken. Obwohl Protestant, kann ich jeder Ihrer Ausführungen beipflichten und bewundere die Unerschrockenheit, Klarheit und durch nichts abzulenkende Geradlinigkeit Ihrer Ausführungen.

Ich habe von dem von Ihnen zitierten Donoso Cortes für mich persönlich viel gelernt. Sein 'Essay on Catholicism, Liberalism and Socialism', das hier 1862 erschien, ist ein Buch, das ich immer wieder zu Rate ziehe. Alles, was wir heute gegen unsere Zeit sagen können, ist dort in 'nuce' enthalten: ... ‚All die rationalistischen Doktrinen enden in nichts. — Nichts ist natürlicher und logischer als daß die, die sich von Gott trennen, im Nihilismus enden sollten ...' "

„Ich verfolge mit meinem Brief keinen praktischen Zweck, sondern nur den Ausdruck dafür, daß Sie in so schneidend klarer Weise das ausgedrückt haben, was mit vielen anderen auch mich beunruhigt und mit größter Sorge erfüllt, nämlich die Tatsache, daß keineswegs die militante Gottlosenpropaganda unsere größte Gefahr ist, sondern die optimistische, säkularisierte Umdeutung des christlichen Glaubens in eine gefällige, hedonistische Lehre vom autonomen Menschen, dem Gott des Diesseits, wie sie aus allen Lagern dieses Landes, aus allen Bänken der Schulen und Richtungen entgegenschallt ..." (Vgl. Albert, Donoso Cortes, Briefe, Reden und diplomatische Berichte. J. P. Bachem, Köln.)

Und nun der Artikel: „Der Despotie entgegen ...

Donoso Cortes, der große spanische Philosoph und Staatsmann, erklärte am 4. Januar 1849 im Abgeordnetenhaus: „Prägen Sie es gut Ihrem Gedächtnis ein, was ich Ihnen jetzt sagen will! Denn die Dinge, die ich Ihnen jetzt sagen möchte, die Ereignisse, die ich Ihnen für eine nähere oder fernere Zukunft ankündigen will, werden buchstäblich in Erfüllung gehen. — Schon eilt die Menschheit mit großen Schritten dem sicheren Schicksal der Despotie entgegen, und ich sage Ihnen, meine Herren, diese Despotie wird eine Kraft der Zerstörung entfalten, die wahrlich größer sein wird als alles, was wir bisher erlebt haben. — Jawohl, meine Herren, heute sind diese Wege geebnet für eine Tyrannenwirtschaft von kolossalen, von riesenhaften, von ungeheuren Ausmaßen. Heute sind die Wege geebnet für einen Tyrannen, der überall eingreift und alles an sich reißt." — An den Generalvikar von Nevers schrieb er am 24. April 1849: „Wir beide glauben und bekennen, daß die größte Katastrophe der Weltgeschichte im Anzuge ist. Wir wagen sogar zu vermuten, daß sie bereits in greifbare und bedrohliche Nähe gerückt ist. Was kommen wird — es steht in diesem Augenblick klar und deutlich vor meinen Augen —, das ist die

Barbarisierung Europas, die Verwüstung und Entvölkerung seiner Länder." — Die Völker verachten und verfolgen ihre Propheten von den Tagen des Alten Bundes bis herauf in die Gegenwart. Donoso Cortes ging es nicht anders. Man glaubte, seine klarsehenden Warnungen als Ausfluß des Pessimismus, des Fatalismus, melancholischer Stimmungen oder anormaler Affekte abtun zu können. Wie wäre eine Despotie, eine Tyrannenwirtschaft, die Barbarisierung Europas, die Verwüstung und Entvölkerung seiner Länder möglich in unserer autonomen, liberalen, fortschrittstrunkenen Zeit??

Wenn heute, hundert Jahre nach den prophetischen Warnungen des großen Spaniers, ein Mann im amerikanischen Kongreß aufstehen möchte: Amerika geht mit Riesenschritten dem sicheren Schicksal der Despotie entgegen — die größte Katastrophe seiner Geschichte ist im Anzug —, die Wege sind geebnet für einen Tyrannen, der überall eingreift und alles an sich reißt — was kommen wird, ist die Barbarisierung Amerikas —??

Ich will kein Prophet sein. Ich sehe und erlebe und empfinde nur den ungeheuerlichen Umbruch, in dem sich Amerika, im letzten Jahrzehnt besonders, befindet. Wer die Entwicklungen in Europa miterlebt und miterlitten hat, sieht wohl manches klarer als der, der in den Verhältnissen aufgewachsen ist. Und man braucht kein Prophet sein. Gedanken, Ideen, philosophische Systeme haben ihre innere Logik und Zwangsläufigkeit, sie drängen auf Verwirklichung. Donoso Cortes schrieb in dem genannten Briefe an den Generalvikar von Nevers: „Denn die Völker, die dem Hochmut einer gottentfremdeten Philospohie Einlaß gewährt haben, sind dem Verderben geweiht. Ein fluchbeladenes Schicksal wird über sie dahinfahren, wird ihre Dörfer und Städte mit Jammer und Elend erfüllen und ihre Straßen mit Blut überschwemmen." (Vgl. A. Maier, Donoso Cortes, in „Neues Abendland", Oktober 1948, p. 305 ff.) Die herrschende Philosophie Amerikas ist ein atheistischer Liberalismus, dasselbe System, daß zu den Schlußfolgerungen des spanischen Propheten führte — und es ist wohl kein Zufall, daß amerikanische Bomben unter den tausend Kirchen Roms ausgerechnet auf die Kirche San Lorenzo fuori le mura

abgeworfen wurden, in der bekanntlich Pius IX., der Papst des Syllabus, begraben liegt... Der Teufel hat sich selber gemeldet, aber „das Völkchen spürt den Teufel nicht und wenn er's gleich beim Kragen hätte" oder Bomben würfe!

Wenn die Katastrophe aufgehalten und abgewendet werden soll — vorausgesetzt, daß dies überhaupt noch möglich ist —, dann nur durch eine Rückkehr zur Philosophie, besser gesagt den ewigen, unveränderlichen Grundsätzen des Christentums und des Naturrechtes! Ob es dazu kommt? Es ist doch erschütternd, wenn "Time Magazine" soeben (28. Februar) die Philosophie Dean Achesons mit folgenden Worten umschreibt: „Wie seine Freunde, die Justices Brandeis und Frankfurter, und deren Vorgänger Justice Oliver Wendell Holmes, neigt er (Acheson) mehr zu der Ansicht, daß ethische und legale Grundsätze nicht so starr festgelegt werden können; ihr Prüfstein ist, ob eine Handlung gut erscheint im Lichte der Tagesnöte. Das war und ist die eine Philosophie, die allgemein als ‚zivilisiert' (civilized; man müßte wohl übersetzen liberal, fortschrittlich) betrachtet wird, und Dean Acheson ist in jeder Hinsicht ein hochzivilisierter Mann." Wir kennen die „Philosophie" zur Genüge: Der Zweck heiligt die Mittel: in Hiroshima und Nagasaki, in Jalta, Teheran, Nürnberg und Potsdam. Gut ist, was dem Volke (d. h. einer Clique, die das Volk zu repräsentieren vorgibt) nützt. Worin sich diese „Philospohie" von der Hitlers oder Stalins unterscheidet, die ebenfalls starre ethische und juristische Grundsätze ablehnen, bleibt mir ein Rätsel. Es ist wirklich eine „Philosophie ohne Wegweiser", wie "Time" richtig sagt; nur sind die Leidtragenden nicht die „Philosophen" und die „hochzivilisierten Männer", sondern Länder und Völker.

Bischof Münch, der Apostolische Visitator für Deutschland, beleuchtet in seinem diesjährigen Fastenhirtenbrief die christliche Sozialphilosophie im Lichte päpstlicher Rundschreiben und Erklärungen. Das Thema ist ungemein zeitgemäß, vielleicht lebensnotwendig. Es braucht kaum betont werden, daß es zwischen den Grundsätzen der Kirche und dem, was "Time" als „Philosophie" Achesons ausgibt, kaum noch eine Verbindungsbrücke gibt. Nur der heute übliche Mißbrauch der Sprache und Worte und der übliche humani-

täre Phrasennebel mag vielleicht den Anschein erwecken, als ob noch eine Gemeinsamkeit bestünde. In Wirklichkeit sind die Fronten klar: Heidentum, Säkularismus gegen Christentum.

Es geht mir in diesen Zeilen nicht darum, einen Kommentar zum Hirtenbrief zu schreiben. Ich will nur etliche Gedanken festhalten, die mir während des Übersetzens kamen.

Der Bischof nennt als die erste Leistung der Kirche an den Staat, ihre Lehre vom Glauben an Gott. Vielleicht wird man einwenden, daß das nicht eine ausschließliche Leistung der katholischen Kirche sei. Das trifft zu. Würde man aber den Gottesbegriff analysieren, dann würde man vielfach auf Götzen statt auf Gott stoßen. Und welche Antwort geben viele auf die Frage: Was haltet ihr von Christus? Wie viele der Gemeinschaften, die sich christlich nennen, antworten mit Petrus: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes." (Matth. 16, 16.) Eben las ich in einem Brief an den Herausgeber des "Progressive", es gäbe keine Stelle der Bibel, in der Christus sich unzweideutig als Gott bezeichnete; es sei nur die Rede von einer allgemeinen Gotteskindschaft: „Ich bin der Sohn Gottes, ihr seid Kinder Gottes." — Und betrachten wir das Geheimnis der Heiligsten Dreifaltigkeit. Wie viele haben noch den Glauben Theodor Häckers (Tag- und Nachtbücher, S. 21.): „Das ist das Privileg des Christen, daß er, indem er Christus anbetet, den wahren Gott mit Namen anbetet. Das ist das Zeichen des Tages. Wenn einer heute ‚Gott' sagt, dann kann er auch bloß das Schicksal meinen oder eine grauenvolle Karikatur der ‚Vorsehung' sogar. Wenn einer Christus anbetet, so betet er notwendig auch den Vater an, der Gott ist wie Christus, und den Heiligen Geist, der Gott ist wie der Vater und der Sohn. Er kann gar nicht anders. Nichts scheidet heute so die Geister, wie die Anerkennung der Trinität."

Mit dem Glauben an Gott steht und fällt unsere soziale Ordnung. Wer immer die soziale Ordnung stürzen und Menschen und Völker der Freiheit berauben will, *muß* das Christentum bekämpfen. Wir haben es unter der Tyrannei der Nazis erlebt; wir erleben es heute in den „befreiten" Ländern Europas. Fragt sich nur, ob auf die Dauer der offene Kampf oder die schlangenhaft schleichende Austil-

gung des Christentums gefährlicher ist. Das Blut der Märtyrer ist der Same neuer Christen; die stille, schleichende Gleichschaltung und Anpassung an die „Welt" tötet den Geist. Nur so ist es möglich, daß wir noch von Christentum und „christlichen Nationen" reden, während sie längst heidnisch wurden und sich dem Cäsar als Gott verschrieben. In den ungarischen staatlichen Volkshochschulen wurde der Gruß eingeführt: „Es gibt keinen Gott"; die Antwort darauf ist: „Es hat nie einen gegeben." Das schreckt auf; Eltern und Kinder merken, worum es geht. Wir könnten den Gruß sehr wohl übernehmen: Die Jugend in unseren öffentlichen Schulen wird gottlos erzogen, vielfach von gottlosen Lehrern. Bis jetzt glauben manche Gutgesinnte, es ginge nur um „Trennung von Kirche und Staat", um Fernhaltung des „Klerikalismus" oder gar um „Demokratie". Welche Täuschung: Wir sind auf den Wegen Hitlers und Stalins. Das Ziel ist die gottlose Jugend!

Welch ein Hohn für eine „christliche" Nation: Es ist unseren Schulen verboten zu lehren, daß der Mensch ein Kind Gottes ist, zur Anschauung Gottes berufen; aber es ist erlaubt — die wissenschaftlich völlig unbegründete Theorie zu verkünden, daß der Mensch ein Abkömmling der Affen, ein höher entwickeltes Tier sei. — Das Evangelium der Liebe Christi ist verpönt, dem Evangelium des Hasses von Karl Marx stehen Tür und Tor offen. — Es erscheint als Bildungsmangel, die Lebensdaten F. D. R.s und die Segnungen des New Deal nicht zu kennen; die Großtaten des Christentums im Laufe einer zweitausendjährigen Geschichte darf man ignorieren. Da halte ich es (ausnahmsweise einmal) mit dem alten Masaryk, der erklärte: „Die Laienschule läßt, wo sie eingeführt ist, die Religion beiseite; aber ich kann mir unseren Menschen nicht vorstellen, der ohne Kenntnis Jesu und seiner Lehre aufwachsen könnte; gehört doch auch der Inhalt des Alten Testaments zu dem grundlegenden Kulturbesitz des europäischen Menschen. Wer den Inhalt des Christentums nicht kennt, der wäre eigentlich ein Fremdling auf unserem Kulturboden; und wie könnte jemand die europäische Geschichte und Ordnung begreifen, wenn er nicht über Wesen und Entwicklung der Kirchen unterrichtet wäre... Ich selbst wiederhole beständig und betone, daß

die Religion ein wesentliches Element des geistigen Lebens und der Kultur ist." — Wir verlieren Stück um Stück des christlichen Erbes, dessen, was Amerika groß und lebensfähig machte — und wir schauen heuchlerisch auf die Hitler und Stalin, die die Religion unterdrücken! —

Die zweite Leistung, die Bischof Münch in seinem Hirtenbrief anführt, ist die Schulung des Gewissens. Dafür bringen die Katholiken Amerikas die enormen Opfer für die Errichtung und Erhaltung katholischer Schulen. Wichtiger als der Unterricht ist die Erziehung; wichtiger als Wissen die Ausbildung des Gewissens. Bildung und Sittlichkeit gehen nicht Hand in Hand. Man kann sehr gescheit und doch moralisch ein Lump sein. Gerade die größten Verbrecher sind nicht Dummköpfe, sondern raffinierte, durchtriebene Menschen.

Wer überzeugt ist, daß die Religion Licht und Leuchte, Stütze und Stab zur ewigen Heimat, also zu unserem wahren Ziele ist, der wird sie nicht zum „Unterrichtsgegenstand" oder gar zum „Nebenfach", womöglich hinter Leibesübungen, herabwürdigen. Der Geist der Religion muß den ganzen Unterricht und alle Lehrfächer durchdringen. Nur dann kann von einer allseitigen, harmonischen Bildung und Erziehung die Rede sein. Vom Standpunkt des gläubigen Menschen — und das gilt nicht allein für Katholiken — kann es nur eine Bekenntnisschule geben.

Es gibt nichts Undemokratischeres als gläubige Eltern der Möglichkeit zu berauben, ihre Kinder in ihrer Religion und Weltanschauung zu erziehen und zu unterrichten; noch mehr ist es ein Hohn auf die Demokratie, wenn etliche Atheisten den Geist der Schule bestimmen und den Ausschluß der Religion erzwingen können. Kardinal Faulhaber hat unlängst gegenüber etlichen Freidenkern, die in Deutschland die religionslose Schule erzwingen wollten, erklärt: „Zu den unantastbaren Grundrechten, deren Anerkennung und Schutz wir von der kommenden Bundesverfassung als dem Grundgesetz des deutschen Volkes erwarten, gehört das Elternrecht, das mit der Natur der Elternschaft unlösbar verbundene Recht der Eltern, ihre Kinder nach den Forderungen ihres Gewissens zu erziehen. Dieses Naturrecht der Eltern erstreckt sich aber nicht nur auf die Erziehung in der

Familie, es schließt auch die Erziehung in den Schulen der Kinder in sich und damit den Rechtsanspruch der Eltern auf Schulen, in denen ihre Kinder zuverlässig im Geiste und nach den Grundsätzen ihres Glaubens unterrichtet und erzogen werden, also den Anspruch auf Bekenntnisschulen." Wenn der Staat Schulen für die Kinder von Freidenkern erhält und bezahlt, dann erst recht für Kinder gläubiger Eltern. Es ist und bleibt ein Unrecht, daß man z. B. katholische Kinder von den Autobussen zur Schule ausschließt, zur selben Zeit aber von Katholiken Steuern für die Erhaltung der Atheistenschulen einhebt. — Wenn sich die Regierung auf den Standpunkt stellt, daß die Kinder nicht den Eltern gehören, daß man Elternrecht ignorieren kann, so kann man nur die Antwort wiederholen, die kürzlich einem Sozialisten in der französischen Kammer gegeben wurde: Hitler hat schon dasselbe gesagt.

„Was ist der Mensch, wenn seiner Zeit Gewinn, sein höchstes Gut nur Schlafen, Essen ist? Ein Vieh, sonst nichts!" (Hamlet IV, 4.) Umgebung, Tradition, ein Nachleuchten einer christlichen Vergangenheit verhindern, daß dieses Lebensziel ganz kraß sichtbar wird. Und doch läuft alles darauf hinaus: Mach dir das Leben süß und schön, kein Jenseits gibt's, kein Wiedersehn. Collier's „Magazine" brachte unlängst einen alarmierenden Artikel: "Sex in our High Schools" (4. Dezember 1948). Darin wird festgestellt, daß in Amerika jährlich 100.000 uneheliche Kinder geboren werden, 50.000 davon von Hochschulmädchen! Welches vernichtende Urteil über unsere religionslose Erziehung! Wir haben schon wirklich keinen Grund, pharisäisch auf deutsche Mädchen herabzuschauen, die sich aus Not und Verzweiflung wegwerfen, oder mißbraucht werden — nach dem „Recht" des Siegers! — Und nun will man dem Übel abhelfen mit vermehrter sexueller Erziehung, als ob es den Kindern an Wissen fehlte und nicht am Gewissen, um das sich die Erziehung nicht kümmert, als ob man mit dehnbaren Moralsprüchlein sittliche Erkrankung beheben könnte, oder — nach der Militärpraxis — mit Gummischutzmitteln!

J. Edgar Hoover, der Chef der FBI, ergänzte dieses düstere Bild: „Unser Geschlecht erzeugt zu viele Männer und

Frauen, die Gott ausschließen (outlaw), weil er ihrer Selbstsucht entgegensteht, im Vergnügen und im Geschäft. Gott wurde verbannt von zu vielen Heimen und Gemeinschaften. Der Beweis dafür ist zu finden in dem abscheulichen Verbrecherrekord und in dem Vorherrschen einer materialistischen Lebensführung, die seit der Jahrhundertwende jedes Jahr offenkundiger wird. Die zügellose Gesetzlosigkeit wurde zum nationalen Skandal und der Wohlstand unserer Nation ist durch Verbrechen ernstlich in Frage gestellt. Während des Jahres 1947 z. B. wurden in Amerika 1,665.110 größere Verbrechen begangen. Wir sind stolz auf unsere Fortschritte in Kunst und Wissenschaften, trotzdem erlauben wir Zustände, die alle 18,9 Sekunden des Tages und der Nacht ein größeres Verbrechen erzeugen. Es ist mit Bedauern festzustellen, daß siebeneinhalb Millionen Männer, Frauen und Jugendliche Verbrechen solcher Art begingen, daß die Abnahme von Fingerabdrücken und ihre Übersendung an die FBI für die Identifizierungsakten nötig schien. Hier ist eine Kraft am Werke, die jede 19. Person des Landes darstellt, eine Kraft, die in der letzten Generation mehr Menschenleben durch Mord forderte, als Amerikaner im letzten Kriege fielen. Hier ist eine Kraft, die jeden Augenblick des Tages und der Nacht bereit ist, zu rauben, zu plündern und zu morden. Hier ist eine Macht, die eine beständige Bedrohung unserer persönlichen Freiheit darstellt. Leider ist das Verbrecherproblem noch immer wesentlich ein Jugendproblem. Mehr als 117.861 Jugendliche unter 21 Jahren wurden letztes Jahr verhaftet, 29 Prozent der Räuber, Diebe, Autodiebe, Veruntreuer, Betrüger, Fälscher, Falschmünzer, der Empfänger gestohlenen Eigentums und Brandstifter, die im Jahre 1947 verhaftet wurden, waren Jugendliche unter 21 Jahren. Diese Tatsachen sind sicherlich eine Herausforderung zu entsprechendem Jugendschutz und Jugendführung. Wenn die Grundlage nicht standhaft ist, wird alle darauf errichtete Schulung und Bildung zusammenbrechen, wenn der Sturm losbricht." ("The Time", Regina, Sask. 14. September 1948.)

Diese Worte aus dem Munde des ersten Kriminalbeamten des Landes müßten alle verantwortungsbewußten Menschen aufhorchen lassen. Mehr noch, wenn er erklärt: „Weite

Kreise der Bevölkerung haben offenbar den Eindruck, daß Gott seine Schuldigkeit getan und nicht weiter nötig ist. Religion wurde buchstäblich in die Abfallkübel geworfen. Sittliche Gleichgültigkeit bleibt eine der großen Grundursachen der heutigen Verbrechen." Es ist sicherlich richtig, wenn J. E. Hoover das Elternhaus verantwortlich macht und als die erste Erziehungsstätte hinstellt. Sobald aber die Kinder ins schulpflichtige Alter kommen, sind sie weit mehr Lehrern und der Schulatmosphäre ausgesetzt als dem Einfluß der Eltern, und tausende Kinder, die rein und unverdorben das Elternhaus verlassen, sind in kurzer Zeit in der neuen Umgebung und der gottlosen Luft verdorben: Die Brutstätte des Atheismus und der Amoral ist die religionslose Schule. Es ist mir unfaßbar, daß ein so ernster Mann wie Hoover sich den Hinweis auf die Nazis und Faschisten nicht versagen kann, die „menschliche Würde" zerstören und die Religion „aus Herz und Sinn des Volkes auspeitschen". So richtig das ist: die Nazis und Faschisten, die *unsere* Kinder zur Religions- und Sittenlosigkeit treiben, sitzen nicht in Rom und Berlin, sondern in Washington.

Besonders zeitgemäß scheint mir des Bischofs Hinweis auf die religiöse Untermauerung der Autorität. Eine mechanische Auffassung der Demokratie vertritt die Anschauung, daß jedes Gesetz bindend und im Gewissen verpflichtend sei, wenn es durch einen Mehrheitsbeschluß zustandekam. Diese Auffassung steht im völligen Widerspruch zur christlichen Lehre und Tradition. Mehrheit schafft in sich nicht Autorität noch sittliche Verpflichtung. Jedes Gesetz, das im Gewissen bindend sein soll, muß in Einklang mit dem Naturrecht und den Geboten Gottes stehen, und wenn dieser Einklang fehlt, wenn eine Verordnung oder ein Gesetz dem Naturrecht oder dem Dekalog widerspricht, gilt — wie in den Tagen der Apostel: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. Man schafft nicht Recht. Wenn wir heute gegen die Verurteilung Kardinal Mindszentys und der protestantischen Pastoren protestieren, so ist der Protest in den allermeisten Fällen innerlich unwahr und heuchlerisch, weil wir ja genau wie die Kommunisten auf Einhaltung des Buchstabens des Gesetzes bestehen, weil es eben „Gesetz" ist. Die Willkürgesetze von Nürnberg, die

Justizmorde von Landsberg und Dachau liegen auf derselben Ebene wie die „Urteile" von Agram und Budapest. —

Erzbischof Saliège von Toulouse erklärte unlängst in Lourdes: „Die Völker haben es satt, sich für den Ehrgeiz etlicher Machthungriger hinschlachten zu lassen." Ja, sie hatten es längst satt... Hätten die Hitler und Himmler, die Mussolini und Ciano, die Churchill und Eden, die Roosevelt und Morgenthau und Baruch den Krieg untereinander entscheiden müssen, es hätte nie einen Krieg gegeben. Das Volk aber wird in den Krieg hineingelogen; die Goebbels und die Winchell öffnen die Schleusen der Propaganda, und von tausend Kanzeln in jedem Lager predigt man den „Kreuzzug", weil es Cäsar und seine Hintermänner so wollen. Das Gewissen wird ausgeschaltet: Die Regierung weiß ja besser die Tatsachen.

Father Gillis schilderte 1931 in einem Radiovortrag, wie die Kriegspsychose und der Haß erzeugt werden: „Soll ich die volle Wahrheit sagen — manche, die den Namen Christi tragen, rühmen sich des Krieges, schreiben Hymnen des Hasses, stacheln die schlummernden Leidenschaften auf mit aufreizenden Reden, die den Krieg heraufbeschwören. Sobald der Krieg erklärt ist, werfen sie Wahrheit, Toleranz, Barmherzigkeit und Vernunft in alle Winde. Sie gebärden sich wie wütend; sie werden zu Amokläufern. Von Rednerpulten, an Straßenecken, in Theatern, Werkstätten, Übungslagern appellieren sie an den Blutrausch mit der Raserei von Verrückten. Und mit unglaublicher Inkonsequenz, um nicht zu sagen Heuchelei, gehen sie am Sonntag in die Kirche, falten fromm ihre Hände, singen Lieder mit heiliger Miene und erzählen Jesus, dem Friedensfürsten, daß sie Ihn lieben und alle Menschheit in Seinem Namen und um Seinetwillen." ("Christianitys Contribution to Civilization", Washington, 1931, p. 84.) —

Und schon rüsten wir zum nächsten Krieg. Die Freimaurer versorgen uns mit dem neuen Schlagwort. Diesmal ist es wohl „Rettung des Christentums". Und wenn einer aufstünde wie der französische Kardinal: Wir haben es satt, uns für den Ehrgeiz etlicher Machthungriger oder die dunklen Pläne der Loge hinschlachten zu lassen, ach, dann wäre er ein Faschist, ein Kommunist, ein Verräter, und er erlebte

dasselbe wie der ungarische Kardinal. Wir haben die Entscheidung in den brennendsten Gewissensfragen, selbst über unser Leben und unsere Zukunft, dem Cäsar ausgeliefert. Wir wissen gar nicht mehr, daß das Christentum uns vor dem Mißbrauch der Autorität beschützen kann und soll — hier wie in Moskau.

Ein besonders wichtiges Kapitel im Hirtenbrief Bischof Münchs ist der Hinweis auf die Heiligkeit des Menschenlebens. Man möchte fast sagen, daß heute nichts wertloser und unheiliger ist als ein Menschenleben. Tiere werden oftmals besser behandelt und beschützt; mit Maschinen geht man sorgfältiger um — es handelt sich ja um Geldeswert!

Der Hinweis auf die Lage und das Schicksal der Displaced Persons ist gewiß notwendig. Unter ihnen sind viele wertvolle Menschen. Ich kann mich aber nicht überzeugen, daß sie alle wirklich "displaced" wurden. Der Fall des britischen Generals Morgan ist gewiß noch in Erinnerung, der zum Rücktritt von der UNRRA gezwungen wurde, weil er feststellte — was später durch amerikanische und britische Kommissionen bestätigt wurde —, daß es einen organisierten Exodus aus Osteuropa gab, der sicherlich nur mit Stalins Wissen und Zustimmung und zweifellos für seine Pläne erfolgen konnte. Daß tchechische Spione von Stalin—Gottwald nach Deutschland "displaced" wurden, ist mittlerweile auch erwiesen. Es ist aber durchaus falsch, *alle* Displaced Persons als Edelmenschen und Heroen der Demokratie hinzustellen. Deutsche Gerichtsaalberichte — und die DPs unterstehen nicht den deutschen Gerichten! — reden eine andere Sprache. Charakter, Sittlichkeit, Edelmenschentum sind nun einmal nicht an bestimmte Volksgruppen, noch weniger an die Tatsache des Displaced-Seins gebunden. Es gibt in jedem Volk Verbrecher — der oben zitierte Bericht J. E. Hovers müßte uns vor Pharisäismus bewahren! —, aber auch Heilige. Die „Neuen Züricher Nachrichten" brachten kürzlich eine Nachricht, die aufhorchen machen müßte. Der österreichische Innenminister Helmer erklärte in öffentlicher Rede, daß eine Aktion „Hoffnung" hunderte Waggons Lebensmittel und andere Waren als

„Liebesgaben" einführte und im Schleichhandel absetzte. Die „Hoffnung"-Leute haben mit den Riesengewinnen Waffen eingekauft und in andere Länder verschoben. Ausländische Vertreter — auch Volksdemokratien, wo bekanntlich der Friedensengel spazieren geht — haben ihre Vertreter in Wien sitzen und bieten von der Pistole angefangen bis zur Kanone alle Waffen zum Verkauf an, ebenso Handgranaten, Motorboote, Jagdflugzeuge und Maschinengewehre. Warum die Behörden nicht einschreiten? „Jeder Schieber, der sich unter dem Schutz der Besatzungsmacht befindet, ist von den österreichischen Behörden nicht zu fassen", erklärte der Minister wörtlich. Das Blatt fügt hinzu: „Deutlicher hätte Minister Helmer nicht mehr werden können. Aus gut informierter Quelle vernimmt man zudem, daß diese jüdische Liebesgabenfirma diese Waffen in der Tschechoslowakei einkaufte und über Jugoslawien, Bulgarien nach Israel weiterleitete. Etwas Paradoxeres kann man sich nicht vorstellen: Irgendwo sitzen Leute, die für gute Schweizer Franken und in bester Absicht... helfen wollen und eben diese Leute merken nicht, daß sie damit helfen, einen neuen Krieg — wenn auch in Israel — zu finanzieren." — Ich schreibe diese Dinge nicht, um gegen die Zulassung von DPs zu argumentieren: Wo immer Hilfe nötig, sollen und müssen wir als Christen helfen; es sollen aber auch nicht unter dem Mantel DP Verbrecher und Schieber importiert werden. Jeder Fall muß eigens überprüft werden — nicht von den Freunden und Helfern der Schieber!

Unendlich trostloser als die Lage der DPs ist die der Potsdam-Vertriebenen. Hier versagen UNRRA, IRO, die Besatzungsbehörden, aber auch — die Christen. Müssen wir wirklich warten, bis Stalin dieses nicht von den Nazis, sondern von den ach so christlichen Kreuzfahrern geschaffene Problem lösen wird? In einem Bericht der „Fuldaer Zeitung" vom 18. Jänner 1949 heißt es: „Zuverlässigen Informationen zufolge soll die tschechoslowakische Regierung in einigen Fällen den ehemaligen Ausgesiedelten die Rückkehr in die Heimat unter Zurückgabe ihres gesamten Vermögens gestatten, soferne die Ausgewiesenen frühere Angehörige der Kommunistischen Partei gewesen sind. Der erste... ist mit seiner Familie am 15. Jänner bereits abgereist." Es

ist erschütternd, wenn ich im Brief eines durchaus antinazistischen und antikommunistischen Arztes lese: „Ich habe in den Westzonen kein Glück. Weder in Hessen noch in Bayern gibt es für mich einen Arbeitsplatz, sosehr ich mich bemühte. Also ist der ‚Ärztemangel in der Ostzone' mein letzter Ausweg ... Gerne hätte ich mit Ihnen weitergearbeitet, gerne als alter österreichischer Humanist gewirkt, es kann nicht sein; die Sorge um das Überleben meiner Kinder zwingt mich zu diesem Schritt." Das ist nur der Anfang. Die Herren der ČSR wissen heute, daß die Massenaustreibungen Wahnsinn waren, wenn sie erleben, daß die Fabriken veröden und das Land zur Steppe wird. Sie brauchen die Vertriebenen für ihre „Fünfjahrespläne". Und wie viele unter den Vertriebenen haben die Kraft, die kommunistische Parteikarte zurückzuweisen, wenn sie damit die Rückkehr in die Heimat erkaufen können? Das ist eine sehr, sehr ernste Frage. Unsere Pharisäer, die Urheber des Verbrechens von Potsdam, sind wohl bereit, die ersten Steine auf diese „Kommunisten" zu werfen — vergessend, daß sie selber den Kommunismus in den Sattel hoben. Wie sie selber handeln möchten in gleicher Lage, steht auf einem anderen Blatt. Und noch eines: Von den schönsten Phrasen über Demokratie kann kein Mensch leben, wenn die Demokratie sich als Un- und Untermenschentum präsentiert und den Christen das Kennzeichen Seiner Jünger fehlt. Es ist Selbsttäuschung zu glauben, daß der Marshall-Plan den Vormarsch des Kommunismus aufhalten würde, solange die Zustände, die von uns geschaffenen und geduldeten Zustände, für den Bolschewismus arbeiten.

Wenn man einmal die Geschichte dieser barbarischen, verbrecherischen Zeit schreiben wird, dann wird man den Namen Senator William Langers mit goldenen Lettern eintragen. Senator Langer hat eben eine Bill S. 605 eingebracht, die fordert, daß „Mittel zur Unterstützung und Rehabilitierung Personen deutscher Herkunft bereitgestellt werden, die im Vollzug des Potsdamer Abkommens aus Osteuropa vertrieben und nach Deutschland und Österreich verschickt wurden". Ich zweifle sehr, daß diese Bill Gesetz wird. Es steht zu erwarten, daß die Pressure Groups, denen Hunderttausende zur Verfügung stehen, alle Teufelsregister der

Hetze loslassen werden — gegen die Bill und gegen den Senator. Wie haben ja eben erst die Haßorgien gegen Furtwängler und Gieseking erlebt und — den Umfall des State Departments. (Vgl. dazu den ausgezeichneten Artikel des gerechtdenkenden, nichtnazistischen Juden Milton Mair in "The Progressive", Februar 1949.) Ich zweifle, ob auch nur eine Handvoll Christen an Senator Langer schreiben, ihm danken und seinen Plan unterstützen wird. Trotzdem hat Senator Langer die Ehre Amerikas und — des Christentums wenigstens zu retten versucht gegenüber dem Rassenmord von Potsdam!

Es ist wenig bekannt, daß die Massenaustreibungen noch immer weitergehen: In Palästina gibt es über eine halbe Million Heimatvertriebener — vertrieben unter dem Druck und Schutz der UN und wohl ihrer Kommission für Menschenrechte. In „Christ und Welt" (12. November 1948) stand in Kleindruck zu lesen: „Die deutschen Restgemeinden in Palästina — etwa 500 Deutsche — wurden nach Zypern gebracht, wo sie gegenwärtig auf Genehmigung zur Auswanderung nach Australien warten." — Dieselbe protestantische Zeitschrift (die meines Wissens inzwischen auf Veranlassung der Gauleiter von Morgenthauien gemaßregelt wurde — im Sinne der „Demokratie") brachte ein Bild der Opfer von Bikini. Darunter steht zu lesen: „Nachdem man die Insel Bikini für Atombombenversuche ausersehen hatte, wurden die Eingeborenen im Jahre 1946 wie eine Herde von Tieren aus ihrer Heimat abtransportiert. Man brachte sie zunächst nach Rongerik, einer der Marschallinseln, überführte sie, nachdem sich diese als unbewohnbar erwiesen hatte (diesbezüglich schon vorher Untersuchungen anzustellen, fand man scheinbar nicht der Mühe wert) . . und siedelte sie schließlich auf der Insel Kili an . . ." Göring hat gesagt: „Kanonen sind wichtiger als Butter." Das Schlagwort der „Kreuzfahrer" ist offenbar: Atombomben sind wichtiger als Menschenleben. Und jetzt bringen wir diese „Kultur" zu den „Wilden" Afrikas. Asien haben wir verloren, vorwärts mit dem Raub in Afrika! Wir müssen doch den „rückständigen Nationen" helfen — Humanisten, die wir sind.

Bei dieser Einschätzung des Menschenlebens darf man sich nicht wundern, daß jetzt ganz offen für Euthanasie, d. h.

gesetzlich erlaubten Mord an Kranken und Unheilbaren, plädiert wird. Wie sollten Atheisten Verständnis für den Sinn des Leidens haben? Verwunderlich ist nur, daß 379 Clergymen — jüdische und protestantische Religionsvertreter — die Forderung erheben, derentwegen man in Nürnberg Naziärzte henkte. Werden künftig die Morgenthauer bestimmen, wer sein Leben verwirkt, wessen Leben nicht mehr lebenswert ist? Sie haben sicherlich Erfahrung, wenn schon nicht in Mercy-killing, wie man euphemistisch den Mord nennt, so doch im Rassenmord, den man als „human and orderly transfer" umschreibt. Und wer werden die legalisierten Mörder sein? Ich komme eben von einem Mann, dem in 17 Operationen Glied um Glied vom Leibe amputiert wurde — und sein Lebenswille ist ungebrochen und er trägt sein Leid wie ein Held, wie ein Christ. Hätte ich ihm nicht den Vorschlag der 379 amerikanischen Kulturträger machen sollen?

Wir sind unter das alte Heidentum heruntergesunken: Bald werden wir wieder Kinderaussetzungen erleben. Während des Krieges wurde ja ganz ernstlich der Vorschlag gemacht, alle Deutschen zu sterilisieren. Geburtenbeschränkung wird als Allheilmittel vor allem den Deutschen und Japanern empfohlen. Abtreibungskliniken florieren. Der Humanismus landet bei der Bestialität. Th. Häcker hat recht: „Daß das Gute in der Zeit immer siegen *müsse*, ist eine oft sehr laut vorgetragene Meinung des neueren Humanismus; es ist auf keinen Fall christlicher Glaube. Wo steht davon ein Wort im Evangelium? Welcher Buchstabe unseres dogmatischen Glaubensbekenntnisses trägt einen Hauch von diesem Geist? Die Meinung des neueren Humanismus, der selber eine Häresie ist, ist eine der gefährlichsten Häresien. Die Meinung des neueren Humanismus ist ja eine Entwertung des christlichen Glaubens an den Sieg des Guten im absoluten Sinn; in der Ewigkeit in Gott als dem Herrn der Welt." (Ebd. 225.) Und an anderer Stelle: „Es ist eine gefährliche Einbildung, eine ‚Religion' des Humanismus und der diesseitigen Welt haben zu können, ohne das Mittun des Teufels. Er ist der ‚Fürst' dieser Welt, er läßt sich nicht ausschalten, wiewohl man es nur mit der Welt zu tun haben will und gar nicht mit ihm, der gar nicht

— existiere!" (S. 227.) — Die „Religion des Humanismus" ist die „Religion" der Freimaurer — Teufelswerk. Denken wir daran, wenn wir wieder humanitätstriefende Reden hören — erinnern wir uns, wie diese Humanisten Menschenleben einwerten — sehen wir den Teufel in den Masken der Engel des Lichtes! —

Der letzte Abschnitt des Hirtenbriefes behandelt die soziale Frage, die heute so brennend ist wie in den Tagen des „Kommunistischen Manifestes" oder der sozialen Predigten Bischof Kettelers. Es ist das große Mißverständnis, daß man die soziale Frage nur als Magenfrage, als Frage höherer Löhne und kürzerer Arbeitszeit betrachtet. Die soziale Frage ist die Frage des Menschen. Darum kann der Kapitalismus diese Frage nie lösen, auch wenn er unter Druck der Organisationen mancherlei Reformen durchgeführt hat. Braucht es einen Beweis? Der Vertreter der Wallstreet, F. D. R., hat die weiße Sklaverei wieder eingeführt, den Handel mit deutschen Kriegsgefangenen; ein Mann, der imstande ist, Millionen aus der angestammten Heimat zu vertreiben und sie hilflos dem Elend zu überlassen, ein Mann, der Atombomben auf wehrlose Zivilisten abwerfen läßt, hat keine Achtung für Menschenwürde, und wenn er tausend Chartern für Menschenrechte unterschriebe. Er schätzt den Menschen — und auch der „Feind" ist ein Mensch — nicht anders ein als Hitler und Stalin. Und der internationale Sozialismus? Die britischen und französischen Sosialisten haben bereitwilligst die Sklaven übernommen; Frankreich hat sie kaum besser behandelt als die Kommunisten, jedenfalls entgegen allen Regeln einer zivilisierten Kriegführung (wenn das nicht ein Widerspruch in sich selbst ist); die Genossen in England und Frankreich bestehen darauf, daß weitere Friedensindustrien zerstört werden, auch wenn Hundertausende ihrer „Genossen" brotlos werden; sie bekommen Irrsinnsanfälle, wenn sich kleine Zeichen der Erholung Deutschlands (d. h. des Lebensstandards ihrer „Genossen") zeigen; sie behandeln ein altes Kulturvolk wie die gottvergessenste Negerkolonie; selbst deutsche Missionäre und Schwestern waren den Krieg über

interniert und werden heute vertrieben, weil sie „Nazis“ sind, in Wirklichkeit, weil sie sich nicht zu den Werkzeugen eines sozialistischen Ausbeutungssystems hergeben. Daß der Kommunismus keine Achtung für den Menschen hat — schon auf Grund seiner materialistischen Weltanschauung, die er ja mit den weniger roten Genossen teilt —, braucht man nicht begründen. Das weiß jedes Kind — und selbst unsere „Staatsmänner“ wußten es immer, selbst als sie mit dem guten Joe Wodka tranken und ihm den Missouriwalzer vorspielten.

Wohin soll sich der arbeitende Mensch heute wenden? Ein Freund, der sich ernstlich mit diesen Problemen beschäftigt, schrieb mir unlängst: „Hinter dem Kampf gegen Links verbergen sich Elemente, die soviel unchristlicher sind, als anständige Sozialisten, soviel Raubkapitalisten, die nichts im Sinne haben als Unterdrückung und Ausbeutung, daß ich einfach nicht mitkam. In vieler Hinsicht bedeutet die Bekämpfung Sowjetrußlands, wie sie betrieben wird, einen Schritt zu einem neuen Kriege, der vermieden werden muß; der Kampf gegen den Kommunismus den Schutz eines ganz und gar unchristlichen Kapitalismus, der gierig und grausam ist. Wir stehen zwischen zwei Fluten, die gegeneinander anbrausen und die unser soziales Christentum nicht bewässern. Aus der Bergpredigt und aus Christi Lehre über den Mammonismus kann vielleicht ein Sozialist seine Lehre ableiten; ein Ausbeuter und Mammonkapitalist kann seine Auffassungen mit nichts Christlichem in Einklang bringen. Equidistancia, sagt man in Südamerika.“

Das Christentum kann sich weder mit dem Kapitalismus identifizieren noch mit dem Sozialismus. Equidistancia, gleichmäßiger Abstand von beiden, ist aber keine Lösung; er schafft nur ein Vakuum. Wir müssen beiden Systemen ein anderes besseres entgegenstellen. Wir brauchen kein neues erfinden. In „Rerum Novarum“ ist es seit 50 Jahren festgelegt, in „Quadragesimo Anno“ zeitgemäß fortgeführt. Aber es ist noch so, wie ich am Tage, da „Quadragesimo Anno“ erschien, im Jahre 1931, am Denkmal Leos XIII. erklärte: „Wir reden soviel von Leo XIII. Was haben wir getan, seine Lehre zu verwirklichen? Warum haben wir die Arbeiterschaft beinahe für die Kirche verloren?“ Unlängst

las ich irgendwo, F. D. R., habe erklärt, die sozialen Rundschreiben Leo XIII. seien ihm „zu radikal"; ich glaube nicht, daß der Mann, dessen Lieblingslektüre — auch auf dem Wege nach Jalta — Detektivgeschichten waren, je Leo XIII. studierte. Leo XIII. hat jedenfalls weder den Sklavenhandel noch die Heimatvertreibung von Millionen empfohlen. Aber seine Rundschreiben waren radikal, auch wenn man das Wort nur in seiner ursprünglichen Bedeutung (radix — Wurzel) nimmt. Er ging der Frage auf den Grund. Ein Freund berichtete mir eben von einer Wallfahrt nach Lourdes: „Wenn man die französischen Bischöfe sprechen hört, meint man revolutionäre Laien zu hören und ist froh erstaunt, daß Kirchenfürsten eine solche Sprache führen. Das kommt daher, weil dort eine kämpfende Front ist." Kämpfende Front! Warum ist sie nicht weltweit? Warum erschrecken wir, wenn der gelehrte Zisterzienserabt Dr. Alois Wiesinger neue Wege sucht und dem Aufruf: Proletarier aller Länder, vereinigt euch, die Losung gegenüberstellt: Arbeiter der Faust und der Stirne, vereinigt euch! (Vgl. die Broschüre gleichen Titels und das Buch „Operismus". O.-Öst. Landesverlag Linz.) Die Generation, die durch zwei Weltkriege ging, die in Trümmern haust, die kaum eine Zukunftshoffnung sieht, braucht eine neue Sprache und neue Ideen, wenn sie nicht dem Nihilismus verfallen will. Die Zeit wortreichen Herumredens und der Leisetreterei ist vorüber. Zurück zum „Radikalismus" Leo XIII.! —

Es wäre noch viel zu sagen zu diesem Hirtenbrief über die Leistungen der katholischen Kirche an den Staat". Ich habe die Leser über Gebühr aufgehalten. Ich möchte nur, daß ihn alle durcharbeiten und in ihrem Kreise mithelfen, die Ideen durchzusetzen und zu verwirklichen.

Vielleicht stoßen sich manche an der scharfen Sprache und Kritik. Die Pharisäer haben sich auch über die Sprache Jesu Christi „aufgeregt". Vielleicht erscheint sie „zu parteiisch". Das hat auch Hitler gesagt, wenn man seine Ziele und Methoden kritisierte. Die Worte Erzbischofs Cushings gelten ganz allgemein: „Unsere moralischen Forderungen sind hohl und unser Kreuzzug für internationale Rechtschaf-

fenheit beinahe heuchlerisch, solange Amerika nur widerwillig die Stellen in unserem Lande unterstützt, die für Sittlichkeit der Person und der Familie wirken." Die lautesten Schreier für internationale Sittlichkeit sind oftmals dieselben, die sie zu Hause zersetzen. „Es kann keinen anständigen Standard der Moral zwischen den Völkern geben, solange ein solcher bei uns im Verhältnis der einzelnen fehlt."

Die Grundsätze, die im Hirtenbrief vertreten werden, sind natürlich nicht neu; neu ist lediglich die Anwendung auf unsere Verhältnisse. Hier entsteht nun eine Frage, die mich immer wieder quält. Warum stehen diese Grundsätze zumeist auf dem Papier? Warum müssen sie immer wieder neu verkündet werden? Warum ist es in 2000 Jahren Christentum nicht gelungen, sie durchzusetzen? Warum steht unser Handeln so oft im Gegensatz zu unserer Lehre? Es bräuchte ein Buch, diese Fragen zu beantworten. Ich las eben wieder den alten Vergleich von dem Kranken, der die Medizin nicht einnimmt und die Ratschläge des Arztes in den Wind schlägt. Aber der Vergleich kann mich nicht befriedigen. Warum nimmt der Kranke die Medizin nicht, warum kümmert er sich nicht um den Rat des Arztes? Fehlt das Vertrauen zum Arzt oder in die Medizin? Jeder Kranke will doch schon dem Trieb der Natur entsprechend gesund werden. Die Frage ist: Warum lehnen so viele Menschen die Kirche und ihre Lehre ab? Das ist eine sehr ernste Frage, vielleicht die Schicksalsfrage des Abendlandes. (Belloc hat bekanntlich gesagt: „Der Glaube ist Europa. Und Europa ist der Glaube." ["Europe and the Faith", London 1924, p. 331.]) Man sprach vom „Ärgernis der Repräsentation". Aber gerade die letzten Jahrzehnte hatte die Kirche Päpste, die zu den größten der Geschichte zählen, und heroische Bischöfe von den Galen, Preysing, Faulhaber bis herauf zu Mindszenty. Sicher ist, daß die Häresie des Nationalismus sich tief in den Leib der Christenheit eingefressen hat: Denken wir an das Verhalten der Tschechen gegenüber ihrer deutschen Glaubensbrüdern, an das Verhältnis zwischen deutschen und französischen, deutschen und polnischen Katholiken — wodurch unterscheiden sich Katholiken von den „Heiden", wenn Katholiken den Raub der

Heimat, des Eigentums und der Existenzgrundlage verteidigen, ja wenn Priester sich soweit vergessen, daß sie dem sterbenden „Feind" die Sakramente verweigern? Der Außenstehende muß bisweilen den Eindruck haben, als gäbe es keine Weltkirche, nur eine Reihe lose verbundener Nationalkirchen, sosehr denken und handeln wir im Krähwinkel, nach Kirchtürmen und Provinzialismen. Die Nationalität und Abstammung scheint wichtiger als der Glaube an den einen mystischen Leib Christi. Wir lieben und hassen, wir protegieren und verurteilen, wie es der Cäsar, wie es eine heidnische Politik befiehlt. Vielleicht gibt Nietzsche die Antwort auf die Frage, warum die kranke Welt die Arznei der Kirche zurückweist: „Erlöster müßten sie mir aussehen, wenn ich an ihre Erlösung glauben sollte."

Kehren wir zurück zum Ausgangspunkt. Donoso Cortes sah vor sich die „mit der Keule des Herkules bewaffnete Masse", den zur Würde des Herrschers erhobenen „Plebejer satanischer Größe", den aus der Hefe des Volkes aufgestiegenen Verbrecher, der sich an die Stelle Gottes setzt, nicht um Mitgefühl und Liebe in die Welt zu tragen, sondern sich selbst und nur sich zur Geltung zu bringen und seine dämonischen Ichgefühle in einem Blutrausch ohnegleichen auszutoben. (Ebd. 308.) Die Ursachen, die den großen Spanier zu dieser erschreckenden Prognose veranlaßten, sind noch immer wirksam, und gleiche Ursachen pflegen gleiche Wirkungen zu haben. Dämonen kann man nicht mit Politik, mit Konferenzen, mit neuen Grenzziehungen überwinden, nur mit Gebet und Buße. Die Welt wird nur gerettet, wenn die Christen zurückkehren zu Christus, zu einem allumfassenden Reich der Gerechtigkeit und Liebe; wenn unsere Hingabe selbstloser, unsere Opfer größer, unser Siegeswille zuversichtlicher, unsere Liebe tiefer, treuer, umfassender ist als die der „Kinder des Teufels". Es ist schon sehr spät, sehr spät. Eben dieser Tage schrieb mir ein deutscher Bischof (Kardinal Preysing) fast wörtlich wie Donoso Cortes: „Die größte Katastrophe der Weltgeschichte ist im Anzug" ...

VIII

JENSEITS ALLER GRENZEN

Dr. Max Jordan brachte 1944, also noch vor Kriegsende, unter dem Titel "Beyond all Fronts" („Jenseits aller Grenzen") bei der Bruce Publishing Company ein Buch heraus, das in den Haßgesängen Aufsehen erregte. (Dr. Jordan ist in Europa geboren; er bereiste beinahe alle Länder der Welt. Er war früher Vertreter der National Broadcasting Company für Europa, zum Zeitpunkt des Erscheinens seines Buches Direktor der Luft-Universität und der religiösen Abteilung derselben Radiogesellschaft, gleichzeitig "War Correspondent" [Kriegsberichterstatter] für die katholische Pressestelle Amerikas. Später wurde er durch den heutigen Nuntius, Erzbischof Münch, zum Priester geweiht; 1954 trat er als Mönch im Kloster Beuron ein.)

"Columbia Magazine" — ausgerechnet! — brachte im März 1945 eine durchaus unsachliche, gehässige Kritik des Buches aus der Feder eines J. E. G. Hopkins, in der es u. a. heißt: „(Das Buch) ist ein Versuch, nach Hitlers unvermeidlichem Zusammenbruch Sympathien für die ‚guten Deutschen' zu werben, indem es die Schwierigkeiten darlegt, die man der Deutschen Republik in den Weg legte, und die Gewalttätigkeiten, die die Nazis gegen ihr eigenes Volk begingen. Mr. Jordans Erfahrung ... und Stellung sollten dem Buch einen gewissen Wert geben. Leider erscheint mir das Buch weder zeitgemäß noch weitschauend. Mr. Jordan ist ein Mann guten Willens, der von seinen Sympathien für seine süddeutschen Vorfahren zu dieser Apologie des deutschen Volkes sich fortreißen ließ. Trotz seiner Beweise, daß Deutschland das erste Opfer des tschechisch-österreichischen Hitler und seiner polyglotten Nazis war, die Truppen, die so fanatisch kämpften, waren Deutsche ... Kurz gesagt, wenn ganz Deutschland nicht nazifreundlich war, im Handeln war es nichts anderes. (It has given a reasonable facsimile in action.) — Als Christen dürfen wir nicht Rache brüten. Wir können aber sagen: Ein Volk, das sich zweimal in 25 Jahren durch eine kleine Minderheit von Agitatoren

zu mörderischer Raserei aufpeitschen ließ, hat keinen Anspruch und kein Recht auf Selbstregierung. Es besteht kein besonderer Grund anzunehmen, daß die ‚guten Deutschen', die Hitler nicht an den Pflug spannen konnten, sondern erlaubten, sich auf einem Kriegswagen auszutoben, mit einem Herrn Schultz oder Stein anders verfahren würden, der in einer anderen Generation sich zum Mundstück des deutschen nationalen Minderwertigkeitskomplexes machen würde."

Am 7. März 1945 — noch während des Krieges — richtete ich an den Herausgeber des "Columbia Magazine", das immerhin einen Leserkreis von etwa 800.000 hat, folgendes Schreiben:

„Vor einigen Wochen schickte mir ein Brother Knight (ein Ordensbruder) das Buch von Max Jordan 'Beyond all Fronts' mit der Bitte, ihm mitzuteilen, ob Jordan die Probleme beherrscht, von denen er schreibt. Mein Freund setzte voraus, daß ich etwas davon verstehe... Meine Antwort war: Mr. Jordan kennt die Tatsachen und sagt die Wahrheit. Ich glaube, niemand könnte besser und wahrheitsgetreuer die Entwicklung darstellen, als er es tat. Ich war den Ereignissen in Österreich zu nahe und mit führenden Männern zu befreundet, um die Entwicklungen anders zu sehen als Mr. Jordan. Nach meiner Meinung ist darum sein Buch nicht bloß weitschauend (clear-sighted), sondern höchst zeitgemäß, besonders in den Tagen der Konfusion, als alle Teufel des Hasses — so trefflich charakterisiert im ersten Rundschreiben des derzeitigen Papstes — herumgingen und suchten, wen sie verschlingen könnten; wenn nur sehr, sehr wenige die Kenntnis, die Grundsätze und den Glauben haben, ihnen zu widerstehen, so wie wir Priester täglich beten: Cuis resistite fortes in fide! (1. Petr. 5. 8.) — Meine Auffassung ist durch eine Reihe anderer Besprechungen bestätigt.

Die Besprechung von J. E. G. Hopkins hat mich darum peinlich überrascht, um so mehr als 'Columbia Magazine' gewöhnlich sehr solide Artikel bringt, z. B. aus der Feder von St. F. Campbell (Pseudonym für Erich R. von Kühnelt-Leedihn, mit dem ich auch in Verbindung kam). Mr. Hopkins macht keinen Versuch, die von Dr. Jordan angeführten

Tatsachen zu bestreiten oder gegenteilige zu bringen. Ich glaube, er weiß nichts über die Verhältnisse außer etlichen Propagandageschichten. Von antideutscher Stimmung fortgerissen, versucht er, Mr. Jordans Feststellungen abzuschwächen mit der Unterstellung, er suche für die ‚guten Deutschen' Sympathien zu werben — was schließlich und endlich nicht schlimmer sein kann, als Sympathien unter den ‚guten Russen' zu gewinnen — oder daß Mr. Jordan als ‚Mann guten Willens' — eine Eigenschaft, die in Bethlehem für die Friedensstifter gefordert wurde, seitdem natürlich geächtet ist! — von seinen ‚Sympathien für seine süddeutschen Vorfahren sich zu dieser Apologie des deutschen Volkes hinreißen ließ!'

Für Mr. Hopkins ist der Krieg der Beweis, daß die Deutschen nazifreundlich (Nazi-minded) sind. Es gibt wenig ernstzunehmende Beobachter, die bestreiten möchten, daß das deutsche Volk *nicht* Krieg wollte. Hitler kam nicht zur Macht dadurch, daß er Krieg in Aussicht stellte; er versprach (wie Roosevelt) again and again and again Frieden. Ist es überraschend, daß er ein Volk in Verzweiflung täuschen konnte?... Wie die Mehrheit des deutschen Volkes keinen Krieg wollte, so wollten die deutschen Minderheiten nicht den Anschluß an Hitlers Reich, sondern eine gerechte und menschliche Behandlung seitens ihrer ‚Herrenrassen'. Nach der Kriegserklärung blieb kaum etwas anderes übrig als zu kämpfen. Goebbels Propaganda besorgte die moralische Rechtfertigung, Terror und Gestapo den Rest. Wer weiß, was Gestapo bedeutet, braucht keine weitere Erklärung. 'Unconditional surrender', Aussicht auf Zerreißung Deutschlands und Sklaverei usw. sind Hitlers mächtigste Geheimwaffen. Kriegsprogaganda und -hysterie wirken nicht nur in Deutschland. ‚Militärische Notwendigkeiten' lassen die Moralisten schweigen; Kriegsverweigerer aus Gewissensgründen sind Verbrecher, Verräter; Krieg ist das Moratorium christlicher Ethik und menschlicher Werte.

Niemand ist so blind als der, der nicht sehen will. Menschen guten Willens — wie altmodisch und sogar christlich das klingt! — haben genügend Beweise, daß es ein anderes Deutschland gab und gibt. Das sind die deutschen Bischöfe, ein Faulhaber, Galen, Preysing e tutti quanti. Es

gab nur einen, der sich täuschen ließ und dafür schwer büßte. In den Tagen Heinrichs VIII. gab es nur *einen* Bischof Fisher; die anderen lieferten die Dinge Gottes dem Cäsar aus, wie heute die orthodoxen Bischöfe ... Es gibt Tausende von Flüchtlingen über die ganze Welt, die aus religiösen Gründen den Nazis widerstanden ..., die mit einem großen Papst sagen: Dilexi justitiam et odi iniquitatem, proptera morior in exilio. (Ich liebte Gerechtigkeit und haßte das Unrecht, darum sterbe ich im Exil) ...

Ach, es ist so leicht, gegen die Nazis 'under cover' (anonym) oder aus sicherer Entfernung zu kämpfen. Es ist noch leichter, zu richten oder zu verurteilen — und zudem, wie ungerecht, besonders in einer Zeit, in der Unconditional surrender an Moskau — gegen alles Gewissen, gegen Überzeugung und Erfahrung — als selbstverständlich hingenommen wird. Glauben Sie mir, es war für Hitler nicht so leicht, unter den Deutschen Anhänger zu gewinnen, als es für Stalin ist und den ‚Liberalen mit der Naziseele' in der ganzen Welt. Mag sein, daß Mr. Hopkins das ‚andere Deutschland' nicht sieht, aber am Tage des Gerichtes wird Gott diese ‚guten Deutschen' unter den Märtyrern und Bekennern finden.

Es ist nicht meine Absicht, Dr. Jordans Buch zu verteidigen; er wird das wohl selber besorgen. Ich kann in einem Briefe nicht Behauptungen zurückweisen, wie die von einem ‚Volk, das sich zweimal in 25 Jahren durch eine kleine Minderheit von Agitatoren zu mörderischer Raserei aufpeitschen ließ und darum keinen Anspruch auf Selbstregierung besitzt'. Umschreibung oder Fälschung der Geschichte, unsinnige Verallgemeinerungen bieten keine Lösungen für Probleme, die für die Zukunft des Christentums in der westlichen Welt so entscheidungsvoll sind.

Ich bin selber einer von diesen Deutschen — ich überlasse es Gott zu beurteilen, ob ein guter oder schlechter ... Ich betrachte Mr. Hopkins Besprechung nicht von einem nationalen, noch weniger von einem nationalistisch-chauvinistischen Gesichtspunkt aus. Ich frage aber, ob die Kolumbusritter deutscher Abstammung als gute oder schlechte Deutsche bewertet werden, und falls als gute, wann sie sich änderten und was ihre unmenschliche Natur verändert hat.

Ich möchte gerne wissen, wie und warum es möglich war, daß diese ‚schlechten Deutschen' die katholischen Missionen und Einrichtungen Amerikas gefördert haben, wie Dr. Römer in seinem Buch ‚Zehn Dekaden von Almosen' bewiesen hat — unterstützt, nicht von ihrem Luxus, sondern trotz ihrer Not und unter wirklichen Opfern? Hat ein Staatsbürgerschaftsausweis mehr Kraft, die menschliche Natur zu ändern als der 'Glaube unserer Väter'? (Titel eines weitverbreiteten Buches.)

Meine Lehrer unterwiesen mich, alle Dinge im Lichte der Ewigkeit zu sehen und — um einen Buchtitel M. de Bedoyeres zu gebrauchen — das Christentum auf den Marktplatz zu tragen. Vom Standpunkt des Christentums gesehen, verbindet sich Mr. Hopkins dem Chor der Hasser, geführt von dem russischen Juden Iliya Ehrenburg, der schrieb: ‚Die Stunde der Vergeltung ist gekommen... Die Deutschen sind überall Deutsche.' (Informationsbulletin der russischen Botschaft vom 6. Februar 1945.) Jawohl, Christen dürfen nicht Rache brüten, Mr. Hopkins und andere tun es. Facta loquuntur.

Mr. Hopkins Behauptung, daß es keine guten Deutschen gibt, daß sie also alle schlecht sind, ist genau Hitler—Rosenbergs Rassentheorie in Umkehrung. ‚Einer der merkwürdigen Wege, in denen uns die Nazis bereits mit ihren Rassentheorien infiziert haben, wird wahrscheinlich den Frieden in einer Weise beeinflussen, die gegenüber dem deutschen Volke höchst ungerecht ist. Wir haben damit angefangen, über die deutsche »Rasse« zu denken, zu sprechen, Bücher zu schreiben und die Brutalität und Angriffslust Nazideutschlands »rassischen Charakteristiken« der Deutschen zuzuschreiben.' (Vgl. James Warburg, Foreign Policy Begins at Home.)

Mehr noch, die Behauptung, daß alle Deutschen schlecht sind, setzt voraus, daß ihre Natur verderbt (perverted) ist, vom Teufel geritten oder wie Sie es heißen wollen — diese Auffassung ist eine Häresie. Warum sollte Antisemitismus unrecht sein, wenn Antigermanismus recht ist. (Wobei ich unter Recht nicht Expediency verstehe.) Christus starb am Kreuz für uns alle, auch für die Nazis, um so mehr für die Deutschen, die das Christentum verteidigen soviel wie

irgend jemand in der Welt. Der Katechismus und die Gebote Gottes wurden nur für ,Liberale' und Kommunisten geändert...

Die Konferenz von Jalta hat in Wirklichkeit den Morgenthau-Plan angenommen... Mr. Hopkins geht noch weiter, wenn er behauptet, das deutsche Volk sei unfähig zur Selbstregierung... Jalta hat das Christentum an den Antichrist ausgeliefert... Halb Polen ist den Bolschewiken bereits zugestanden, ebenso die baltischen Länder. Der Rest wird nachkommen, so gut wie das Morgen dem Heute. Was Stalin übernimmt, wird er behalten. Bis die Zeit für die ,freien Wahlen' kommt, hat er die Antikommunisten, die ,Kapitalisten' und die christliche Intelligenz gemordet. Die Schulung und ,Umerziehung' der ,befreiten Gebiete' beginnt sofort. — Freie Wahlen werden Stalin — wie vorher Hitler — 99% Sklaven bringen. Was nach Hitlers Verfolgung vom Christentum übrig blieb — und das ist viel mehr, als Heuchler und Pharisäer zugeben wollen —, darum wird sich Stalin kümmern. Die Christen müssen in neue Katakomben abwandern, viele als Märtyrer sterben im ,befreiten' kommunistischen Europa. —

Diese Gedanken kamen mir, als ich Mr. Hopkins Kritik las. Es war und ist eine Tragödie, daß es keine andere Lösung der bestehenden Probleme, besonders der Arbeitslosigkeit, gab als Krieg... Es ist eine Tragödie, daß das Elend, die fortgesetzte Sklaverei Tausenden keinen anderen Ausweg zeigt, als sich Stalin anzuschließen und ihn als Befreier zu feiern. Wer könnte Menschen in Verzweiflung beschuldigen, wenn die ,Großen' sich völlig dem Herrn Eurasiens und der Welt unterwerfen!?

Was mir in dieser Trostlosigkeit noch mehr Sorge macht, ist die Tatsache, daß die Christen einfach alle Entscheidungen als selbstverständlich hinnehmen; daß sie kaum versuchen, christliche Grundsätze auf praktische Zeitfragen anzuwenden, ja, daß sie auf ihre leidenden, verfolgten, sterbenden Brüder noch Steine werfen, wie es Mr. Hopkins in seiner Kritik tut... Ich habe erwartet und tu es immer noch, daß die Christen der Welt protestieren gegen die unterschiedlose Bombardierung der Zivilbevölkerung und die — absichtliche? — Zerstörung von Kirchen und Heiligtü-

mern... Die Quäker haben protestiert, der Papst hat protestiert. ‚Stimmen der Rufenden in der Wüste...‘ Wenn die Christen sich schon fürchten zu protestieren... sollten sie sich wenigstens nicht dem Chor der Hasser anschließen...

Einmal wird der Krieg vorüber sein. Die Propaganda schweigt. Die Radiokommentatoren, wenigstens die meisten von ihnen, sind verachtet. Die Menschen erfahren, daß vieles ganz anders war, als man ihnen sagte. Die wirtschaftlichen Folgen müssen verheerend sein. Die Auslieferung an Stalin macht sich nicht einmal wirtschaftlich bezahlt, wie die Zeitschrift 'Common Cause' (28. Februar 1945) ausführte: ‚Der eurasische Block wird Gebiete mit dem größten Reichtum an Rohstoffen beherrschen. Er hat wirksam organisierte Industrien und billigste (halb oder ganz versklavte) Arbeitskräfte zur Verfügung. Seine Bevölkerung zählt von einer halben bis zu einer Billion Menschen. Er kann auf den Handel mit Amerika verzichten, da er alle Rohmaterialien hat, die er braucht, dazu die fähigsten Organisatoren der Industrie, die Deutschen.‘ Jedenfalls, die Zeit der Ernüchterung braucht Sündenböcke. Es wird diesmal nicht anders sein: Christiani ad leones! Christenverfolgung war immer die Ablenkung für Regierungen, die nicht fähig waren, dringende Probleme zu lösen. Wenn schon kein Brot, so wenigstens Zirkusspiele! Und die Judenverfolgung geht immer Hand in Hand mit der Christenverfolgung...

... Vielleicht wird später einmal jemand daran denken, daß Europa es war, das Amerika zum Christentum führte, darunter nicht zuletzt die ‚schlechten‘ Deutschen. Vielleicht denkt er auch, daß es ein sonderbarer Kreuzzug war und ein merkwürdiger Dank, alles, was viele christliche Jahrhunderte bauten, zu zerstören und Europa dem bolschewistischen Antichrist auszuliefern. Vielleicht denkt jemand, der die Deutschen nicht als Massa damnata betrachtet, sogar daran, den verlorenen Grund und die ‚verlorenen Schafe‘ wiederzugewinnen! Wird er nicht hören müssen: Wo seid ihr gewesen, als ‚man‘ meine Kinder mordete, meine Kirchen und Kathedralen zerstörte, unser Volk diffamierte und versklavte. Wo seid ihr gewesen, als der Heilige Vater Gerechtigkeit und Liebe forderte, einen Frieden, der den

Besiegten Grund zur Hoffnung ließ... Sollte ich an eure Lehren glauben, müßtet ihr mehr wie Christus aussehen — nicht wie die Stalin und Hitler und wie Staatsanbeter!... Ihr nanntet euren Krieg einen Kreuzzug und habt uns den Kommunismus gebracht.

Es ist höchste Zeit, daß sich die Christen in der Welt klar werden, worum es geht... Die Trennungslinie ist nicht: ‚gute Alliierte' und ‚schlechte Deutsche'. Die Trennungslinie ist: Für CHRISTUS oder gegen ihn. Es gibt viele Deutsche, vielleicht mehr als anderswo im Bereich Christi, die auf ihre Brüder warten. Laßt sie nicht verzweifeln, zum zweitenmal — wenn dafür noch Zeit ist... Ich möchte jedenfalls die Kolumbusritter, das ‚weitverbreitetste katholische Magazin der Welt' nicht in der Gefolgschaft antichristlicher Praktiken und der Expedience-Politik sehen..."

Der Herausgeber des „Columbia Magazine" bestätigte meinen Brief, den er an Mr. Hopkins weiterleitete. Mein Brief wurde nie gedruckt. Übrigens wies die "New York Times" auch eine Verteidigung von Jordans Buch aus der Feder Bischof Münchs zurück. — Offenbar war ich nicht der einzige, der sich über Hopkins Kritik entsetzte; denn die Mainummer der Zeitschrift brachte eine Erklärung, die noch erschütternder ist und die geistige Verwirrung jener Zeit noch klarer aufzeigt als Hopkins Besprechung. Nur ein kurzer Auszug daraus:

„In einer der letzten Ausgaben wurde Max Jordans Buch ungünstig besprochen, weil es ein Argument bot, die Deutschen der Gerechtigkeit zu entziehen. Sentimentale und nationalistische Überlegungen, von einem Appell zu christlicher Liebe verhüllt, wurden in dem Buch als hinreichende Gründe für einen Frieden dargeboten, der die Integrität des deutschen Staates erhalten sollte.

Gegen diese Besprechung haben... viele protestiert. Zum Nutzen aller, die vielleicht glauben, daß Columbia an Stalin ausverkauft hat, sei darauf verwiesen, daß der Entschluß, die politische Macht des hauptsächlichsten Feindes (offender) der Weltsicherheit zu vernichten, nicht gleichbedeutend ist mit der Auslieferung an den Kommunismus oder eingefleischtem Rassenhaß gegen die Deutschen. Tatsächlich

ist das Argument, daß Opposition zu Deutschland Verwirklichung der russischen Macht bedeute, keine originelle Idee der Verfasser von Protestschreiben, sondern wurde immer und immer wieder in Goebbels Vorkriegspropaganda betont.

Wir sind Bürger Amerikas. Die bewaffnete Macht unseres Landes befindet sich in einem großen und schrecklichen Krieg. Jeder von uns ist entschlossen, daß die Unabhängigkeit und Wohlfahrt unseres Landes von wirksamen Schritten abhängt, die eine künftige Reaktion des deutschen Dynamismus verhindern. Die Anwesenheit Rußlands in unserem Bilde ist rein zufällig. Beim Abschluß eines harten, endgültigen Friedens hat Amerika nicht die Absicht, sich von europäischen Intrigen und Eifersüchteleien fortreißen zu lassen. Am wenigsten wird es beeinflußt durch Deutschlands achtzigjährige Forderung nach staatlicher Einheit (state-hood) oder durch arrogante Erwartungen einer Sonderbehandlung. Die Geister der ermordeten Polen, der hungrigen und ausgebeuteten Völker Frankreichs, Italiens, Norwegens, der Tschechoslowakei und Griechenlands haben zuerst unser Ohr. Durch den Krieg, den die Deutschen offenbar und schreiend geführt haben, haben sie gemeinsam (collectively) die Gerechtigkeit herausgefordert, und die Gerechtigkeit trägt ein Schwert."

Im Anschluß an meinen Brief an Columbia führte ich mit Dr. Jordan eine längere Korrespondenz und sandte ihm verschiedene meiner Artikel und Broschüren. Ich will nur zwei Stellen zitieren, die den Mann und sein Denken charakterisieren:

Am 11. Juni 1945 schrieb er mir mit Militärpost: „Mein Buch wird derzeit neugedruckt... Leider berichten von hier aus meistens Leute, die den Hintergrund nicht kennen und nicht einmal die (deutsche) Sprache sprechen. Kein Wunder, daß die Fragen so verzerrt dargestellt werden. Jedenfalls müssen wir den Kampf für einen christlichen Frieden weiterführen, und ich bin entschlossen, meinen Teil dazu beizutragen." — Am 9. Juli 1946 berichtete er mir aus Basel, daß er P. Friedrich Muckermann in Clarens besuchte, der leider ein schwerkranker Mann ist (Herz!). Er schrieb dann

u. a.: „... Herzliche Wünsche zu Ihrem Artikel im ‚Wanderer'. Ich möchte, mehr Menschen würden so offen reden. Es ist einfach ein Skandal, wie die Wahrheit verdreht wird. Vorurteile wuchern mehr als je; es herrscht eine Verschwörung des Schweigens gegenüber allem Katholischen. Die Stimme der Kirche ist allein vernünftig in einer verrückten Welt, aber wer hört auf sie? — Ich hoffe, bald ein zweites Buch zu schreiben und sammle dafür Material. Sobald es herauskommt, werde ich wohl in einer Hundehütte landen; es liegt mir aber nichts daran. Die Wahrheit muß gesagt werden und es ist eine schamvolle Wahrheit für manche, die behaupteten, daß wir für demokratische und christliche Ideale kämpfen... Führen Sie Ihr gutes Werk weiter... Wir brauchen mehr Männer wie Sie, die sich nicht fürchten..."

IX

WILLKÜR UND MACHTRAUSCH

Es war meine Absicht, das vorliegende Buch ohne eigenes Schlußkapitel ausklingen zu lassen. Nun wurde das Schlußwort durch das U. S. State Department geschrieben, das überraschenderweise die seit Jahren geforderte Y-Bombe zur Explosion brachte, d. h. die Geheimdokumente von Jalta — im Englischen wird Jalta mit Y geschrieben — veröffentlichte.

Wenn meine Arbeit und mein Kampf eine offizielle Bestätigung brauchte, in den Jalta-Papieren wurde sie erbracht. Ich glaube nach ehrlicher Überprüfung nicht, daß ich auch nur eine der angeführten Tatsachen zurücknehmen oder die Charakterisierung der Akteure ändern müßte. Über die Jalta-Dokumente kann man nur einen Titel schreiben: Willkür und Machtrausch. Vielleicht kommt das nirgends so klar zum Ausdruck als in dem Wort Winston Churchills bei der Konferenz vom 5. Februar 1945: „Er sehe keine Notwendigkeit, mit einem Deutschen irgendeine Frage

über die Zukunft (der Deutschen) zu besprechen. Unconditional surrender gab uns das *Recht*, die Zukunft Deutschlands zu entscheiden ... Er sagte, wir behalten uns unter diesen Bestimmungen *alle Rechte über Leben, Eigentum und Tätigkeit der Deutschen vor* ... Die Aufteilung (Deutschlands) sei außerordentlich wichtig, aber es sei nicht nötig, mit den Deutschen diese Frage zu debattieren, nur untereinander." (Alle Zitate aus den Jalta-Papieren erfolgen nach dem Text der "New York Times" vom 19. März und "U. S. News & World Report" vom 25. März 1955.)

Es ist irgendwie überraschend, daß die Veröffentlichung der Dokumente solches Aufsehen erregte. Sie bringen kaum Tatsachen, die bisher nicht schon aus Memoiren und Geschichtswerken oder auch aus dem Leben bekannt wurden. Es konnte kaum jemand annehmen, daß die Aufteilung Deutschlands nur auf Wunsch und Willen Stalins erfolgte. Die Bedeutung der „Enthüllungen" wird weit überschätzt: es ist unfaßbar, daß von der Konferenz kein offizielles Protokoll vorliegt; die ausführlichsten Aufzeichnungen bringt der heutige US-Botschafter in Moskau, Charles E. Bohlen, andere Alger Hiss, der wegen Meineids verurteilte Spion, der 14 Tage vor der Konferenz alle Geheimdokumente zum Studium erhalten hatte, der vor einem Untersuchungsausschuß des Kongresses auf die Frage, ob er Teile der Vereinbarungen von Jalta formulierte, erklären konnte: „Ich glaube, das ist korrekt und keine unbescheidene Feststellung, daß ich es tat, in gewissem Umfang, ja." Die Dokumente wurden gleich bei der Veröffentlichung entwertet, weil wichtige Papiere noch in privaten Händen (z. B. Roosevelt) sich befinden, andere wurden vernichtet, andere unleserlich gemacht. Churchill hat erklärt, die Dokumente enthielten nur die amerikanische Version, es gibt also wohl auch eine englische, sicherlich eine russische. Vielleicht lassen sich alle drei kombinieren, so daß die Welt endlich die *volle* Wahrheit über Jalta erfährt.

Was immer die Motive des State Department für die Veröffentlichung zu diesem Zeitpunkt gewesen sein mögen, es ist merkwürdig, daß sich die „demokratische" Welt nur über die Tatsache der Veröffentlichung erregt, kaum über den Inhalt. Ich kann es verstehen, daß Mrs. Roosevelt erklärt,

ihr Mann, wäre er noch am Leben, hätte die Veröffentlichung nie zugegeben. Merkwürdig, daß ihr Sohn Elliot schon 1946 in dem Buch: „As He Saw it", über die Konferenzen von Kairo, Teheran, Jalta berichten und für die Jalta-Konferenz Material von Teilnehmern wie Harry Hopkins benützen durfte. Die nun bekannt gewordenen Dokumente harmonieren freilich nicht immer mit der Roosevelt-Version. Übrigens schreibt Mrs. Roosevelt selber in der Einleitung des Buches: „Mein Mann war immer in Geschichte interessiert und meinte, die Menschen sollten die Ereignisse der Gegenwart als Führer in die Zukunft benützen. Ich weiß, er wollte, daß jeder seine Eindrücke und Ideen niederschreibe, in der Hoffnung, jeder könnte zum letzten Ziele, einer besseren Verständigung der Völker der Welt und zur Schaffung besserer Werkzeuge zur Erhaltung des Friedens, beitragen." Mag sein, daß Elliots Buch künftigen Historikern etliches Material zu einem endgültigen Urteil der Geschichte liefert (wie das Vorwort sagt); die nun vorliegenden Dokumente werden sicherlich Historiker und Politiker noch in Generationen beschäftigen, sie werden dem Urteil Roosevelts nicht zustimmen, mit dem er nach der Rückkehr von Jalta seine Familie begrüßte: „Wir haben begonnen, den Frieden für die Welt zu schaffen." (L. c. 246.)

Es würde ein eigenes Buch erfordern, die Jalta-Papiere ausführlich kritisch zu behandeln. Wesentliche Abschnitte sind durch die Weltpresse bekannt geworden. Ich will mich darauf beschränken, den Geist, besser gesagt, Ungeist von Jalta kurz zu skizzieren.

Die offizielle Erklärung der Jalta-Konferenz vom 11. Februar 1945 besagt: „Mit dieser Erklärung erneuern wir unseren Glauben in die Grundsätze der Atlantic Charta, unsere Anhänglichkeit an die Erklärung der Vereinten Nationen, unsere Entschlossenheit, in Zusammenarbeit mit anderen friedliebenden Völkern eine Weltordnung unter dem Gesetz aufzubauen, die dem Frieden, der Sicherheit, Freiheit und allgemeinen Wohlfahrt der Menschheit gewidmet ist." (Zitiert bei Felix Widmer, "The Yalta Betrayel", Caldwell 1953.)

Die Atlantic Charta, von all den Gegnern der Achsen-

mächte als Kriegs- und Friedensziel herausgestellt, erklärt in Punkt 2: „Sie erstreben keine territorialen Veränderungen, die nicht übereinstimmen mit den frei ausgesprochenen Wünschen der betreffenden Völker."

Le partage de l'Allemagne – Die Teilung Deutschlands

Die in den letzten Tagen aufgetauchte Meinung, daß die Teilung Deutschlands eine Folge des Dritten Reiches sei, läßt sich nur bedingt verteidigen. Gewiß hat der zweite Weltkrieg — nicht nur durch deutsche Schuld! — eine geradezu ungeheuerliche Mobilisierung der Kräfte des Hasses und eine nie geahnte Verschärfung des Krieges gebracht, aber Pläne zur Aufteilung Deutschlands hat es lange vor dem Hitlerregime gegeben. Bereits 1918/19 haben die Gegner Deutschlands sogar bestimmte Aufteilungspläne, die während des Krieges auftauchten, auszuführen begonnen. (Posen, Danzig, Oberschlesien, Eupen, Saar, Separatismus auf dem linken Rheinufer.) Unsere Karte zeigt einen noch älteren Aufteilungsplan, der vor dem Ausbruch des ersten Weltkrieges von Frankreich aus verbreitet wurde. Die kleine Karte ist die Wiedergabe des Titelblatts einer Broschüre „Le partage de l'Allemagne" (Die Teilung Deutschlands), die einen französischen Oberstleutnant zum Verfasser hatte. Mit der großen Karte sind die Aufteilungspläne des französischen Offiziers, hinter der einflußreiche Kreise standen, verdeutlicht. Wie man sieht, sollte nur ein kleines Stück des Reichsgebiets deutsch bleiben: Thüringen.





Die Karte links ist eine Reproduktion des damaligen Originals. Oben die verdeutlichte Wiedergabe des französischen Teilungsplanes

Der Wortlaut der Atlantic Charta und das erneuerte Bekenntnis zu ihr hinderte die „Großen Drei" nicht schon in der Erklärung von Jalta, von der Zerreißung Deutschlands als einer Voraussetzung für Frieden und Sicherheit zu reden. Die neuen Dokumente unterstreichen wiederholt die Tatsache, daß alle drei die Aufteilung wollten. Zu klären blieb nur die Frage, ob man die Tatsache der geplanten Aufteilung sofort bekanntmachen sollte, und in wieviel Teile das Land aufgespalten werden, welche Teile amputiert werden sollten.

Admiral William D. Leahy, einer der Teilnehmer an der Jalta-Tagung, schreibt soeben in einem Artikel: „Beim Ab-

schluß dieser bedeutsamen Konferenz der drei Nationen, die hofften, in naher Zukunft die totale Niederlage Deutschlands zu erreichen, war ich tief beeindruckt von der einmütigen, freundschaftlichen Übereinstimmung des Präsidenten, des Prime Ministers von England und Marschall Stalins über die erforderliche Aktion zur Zerstörung Deutschlands als Militärmacht."

„Diese drei Männer, die zusammen die mächtigste Militärmacht kontrollierten, die je bestand..., stimmten überein, die derzeitige deutsche Regierung völlig zu vernichten, Deutschland zu entwaffnen und aufzuteilen, die Industrie, die fähig ist, Kriegsmaterial zu erzeugen, zu zerstören, Gebiete von Deutschland an Polen zu übertragen, was notwendigerweise die Deportation von sieben bis zehn Millionen überlebender Einwohner mit sich bringt, und Reparationen zu verlangen, durch die praktisch das hochindustrialisierte Deutschland auf den Stand zweier oder mehrerer landwirtschaftlicher Staaten reduziert wird."

„Obwohl das deutsche Volk in diesem barbarischen Eroberungskrieg jede nur mögliche Strafe verdient, erschien mir der geplante Friede doch wie die Aussaat von Drachenzähnen, die den Keim eines entsetzlichen Rachekrieges irgendwann in der Zukunft in sich birgt."

„Ich wußte keinen anderen Weg, dieses hochintelligente, reproduktive und grundsätzlich militärisch gesinnte Volk für seine Kriegsverbrechen zu bestrafen, aber die Aussicht auf die Reaktion der Verzweiflung in näherer oder fernerer Zukunft war erschreckend."

„Ein Ergebnis der aufgezwungenen Friedensbedingungen, die bei dieser Konferenz angenommen wurden — sollten sie durchgeführt werden — wäre, daß Rußland die vorherrschende Macht in Europa wird, was allein mit Sicherheit für die Zukunft internationale Unstimmigkeiten und die Aussicht eines neuen Krieges mit sich bringt." (Zitiert nach "US News & World Report", 25. März 1955.)

Nach einem Wort von Ludwig Fulda kann man „ein König auch in Unterhosen" bleiben. Die „Großen Drei" in Unterhosen bieten ein entsetzliches Bild, an dem wahrhaftig nichts Großes mehr zu sehen ist, nur Haß, Leidenschaftlichkeit, Rachsucht. Roosevelt erklärte nach den Auf-

zeichnungen Bohlens, er sei sehr beeindruckt gewesen vom Ausmaß der deutschen Verheerungen auf der Krim und sei daher in bezug auf die Deutschen blutdürstiger als noch vor einem Jahr. Wenn der Mann doch die Verwüstungen der Flieger, deren Commander in Chief er sich mit Vorliebe nannte, in Dresden, Hamburg, München, Würzburg, Nürnberg gesehen hätte oder wenn all die Opfer blutdürstig geworden wären!? Der „ideale Demokrat" erklärte, er hoffe, Stalin werde wieder einen Toast auf die Hinrichtung von 50.000 Offizieren der deutschen Armee ausbringen *).

---

*) Es ist dies eine Anspielung auf den Trinkspruch Stalins bei der Konferenz von Teheran. Der Sohn Roosevelts, Elliot, berichtet darüber in seinem Buch "As He Saw It" (New York 1946, S. 188 f.). Um die „Stimmung" der Konferenz zu zeichnen, bei der über das Schicksal der Welt entschieden wurde, sei daraus folgende Stelle übersetzt: „Gegen Ende der Tafel erhob sich Onkel Joe, um seinen x-ten Toast auszubringen — ich versuchte lange Zeit mitzuzählen, zu diesem Zeitpunkt war ich schon hoffnungslos verloren — gegen die Nazi-Kriegsverbrecher. Ich kann mich nicht genau auf den Wortlaut erinnern, aber er lautete etwa so: ‚Ich trinke auf die raschest mögliche Gerechtigkeit für alle deutschen Kriegsverbrecher — vor einem Exekutionskommando. Ich trinke auf unsere Einigkeit, sie zu erledigen, sobald wir sie gefangennehmen, ausnahmslos alle, wenigstens 50.000.' — Blitzschnell war Churchill auf den Beinen. (Nebenbei gesagt, hielt er sich bei den Toasten an seinen Lieblingscognac; sein nächtliches Quantum bereitete ihn gut auf Konversationen russischen Stiles vor; ich vermute aber, daß diesen Abend selbst ein so ausgepichter Zechbruder (redoubtable tippler) seine Zunge dicker als gewöhnlich fand). Sein Gesicht und sein Nacken waren rot. ‚Jede solche Haltung', schrie er, ‚widerspricht unserem britischen Gerechtigkeitsgefühl! Das britische Volk wird nie für solchen Massenmord zu haben sein. Ich nehme die Gelegenheit zu erklären, daß nach meinem Empfinden niemand, Nazi oder nicht, summarisch, ohne entsprechendes Gerichtsverfahren, erschossen werden darf, ganz gleich, welche Tatsachen und Beweise gegen ihn sprechen.' Ich schaute auf Stalin; er schien höchst gereizt, sein Gesicht blieb ernst. Nur seine Augen zwinkerten, als er Churchills Herausforderung aufnahm, seine Argumente zerstörte, anscheinend unbekümmert um die Tatsache, daß Churchill seine Haltung verloren hatte. Schließlich wandte sich Stalin an Vater und fragte um seine Meinung. Vater, der ein Lächeln verbarg, hatte doch das Gefühl, daß der Augenblick mit übler Stimmung überladen war; er wollte mit einem witzigen Wort eine Entspannung herbeiführen.

‚Wie gewöhnlich', sagte er, ‚scheint es meine Aufgabe zu sein,

Stalin erwiderte, weil im Kampf gegen die Deutschen ehrliches Blut fließe, sei jeder blutdürstiger als vor einem Jahr... Die Deutschen seien Wilde und anscheinend von einem sadistischen Haß auf die schöpferischen Leistungen menschlicher Wesen besessen. —

---

in einem Streit zu vermitteln. Es muß sicherlich ein Kompromiß geben zwischen Ihrem Standpunkt, Mr. Stalin, und dem meines guten Freundes, des Ministerpräsidenten. Vielleicht könnten wir uns auf eine geringere Zahl einigen, statt summarisch 50.000 Kriegsverbrecher hinzurichten, sagen wir 49.500.'

Amerikaner und Russen lachten. Die Briten nahmen sich die steigende Wut ihres Prime Ministers zur Richtschnur und saßen ruhig da, mit steifen Gesichtern. Der Gipfelpunkt der Situation war, daß Stalin der Kompromißzahl Vaters weiter nachging. Er fragte die Tafel nach Zustimmung zu neuen Schätzungen. Die Briten waren vorsichtig: Der Gegenstand verlangt und verdient sorgfältige Untersuchung, sagten sie. Die Amerikaner waren witziger: Vergessen wir die Frage, wir sind noch viele Meilen und Monate fern von Deutschland und der Eroberung der Nazis. Ich hoffe, Stalin würde durch die früheren Antworten befriedigt sein, und zu einem anderen Thema übergehen. Aber, wenn er eine Eigenschaft hat, so ist es die Beharrlichkeit. Die Frage kam an mich. Etwas unsicher stellte ich mich auf die Beine.

‚Well', sagte ich, nahm einen tiefen Atemzug und versuchte schnell durch die Champagnerperlen zu denken. ‚Ist nicht die ganze Frage etwas akademisch? Sehen Sie: wenn unsere Armeen aus dem Westen, Ihre aus dem Osten heranrollen, werden wir die Frage lösen, nicht wahr? Russische, amerikanische und britische Soldaten werden die Frage für die meisten der 50.000 im Kampfe entscheiden, und ich hoffe, Sie werden sich nicht bloß um die 50.000 Kriegsverbrecher annehmen, sondern ebenso um viele hunderttausend Nazis.' Und ich wollte mich wieder niedersetzen.

Stalin glänzte vor Vergnügen. Er kam um den Tisch herum und schlang seinen Arm um meine Schultern: Eine ausgezeichnete Antwort! Ein Toast auf meine Gesundheit! Ich strahlte vor Vergnügen. Ich wollte eben den Toast erwidern, als ein wütender Finger vor meinen Augen erschien.

‚Wollen Sie die guten Beziehungen unter den Alliierten stören? Wissen Sie, was Sie sagen? Wie können Sie es wagen, so etwas zu sagen?' Es war Churchill, und er war wütend. Da war kein Spaß mehr...

Glücklicherweise war das Dinner bald zu Ende. Ich folgte Vater auf sein Zimmer, um mich zu entschuldigen. Schließlich und endlich, die Beziehungen unter den Alliierten stören!

Vater brüllte vor Lachen. ‚Denk keinen Augenblick mehr daran', erklärte er. ‚Was du sagtest, war ganz in Ordnung. Es war

Churchill enthüllte seine Menschlichkeit bei den Verhandlungen über Polen, für deren Befreiung angeblich der zweite Weltkrieg begonnen wurde. Bei der Zusammenkunft am 7. Februar 1945 erklärte er: „Im Hinblick auf die Neiße-Grenze möchte ich erklären, daß ich immer eine Bewegung der Polen nach Westen anerkannt habe. Die Polen sollten Freiheit erhalten, Gebiete zu übernehmen, aber nicht mehr, als sie wünschen, und nur im Rahmen dessen, womit sie fertig werden können. Ich möchte die polnische Gans nicht nudeln, bis sie an Verdauungsstörungen durch deutsches Gebiet eingeht. Ich bin mir auch der weitverbreiteten Einstellung in England bewußt, die über den Gedanken, Millionen von Menschen gewaltsam umzusiedeln, entsetzt ist."

„Ich *persönlich bin nicht gerade entsetzt*, wohl aber ein großer Teil der öffentlichen Meinung in England. Indes war der Austausch von Griechen und Türken ein großer Erfolg, aber damals ging es nur um zwei Millionen. Wenn die Polen Ostpreußen und Schlesien übernehmen, bedeutet das die *Umsiedlung von sechs Millionen Menschen.* Das läßt sich praktisch durchführen, aber es wird immer noch starke Einwände dagegen geben."

„Wir haben sechs oder sieben Millionen Deutsche getötet, so daß es in Deutschland noch für einige Menschen Platz geben sollte. Ich habe keine Angst vor den Problemen der Bevölkerungsverschiebung, solange sich diese in einem angemessenen Verhältnis zu dem hält, womit die Polen fertig werden können, und zu dem, was Deutschland an Stelle der Gefallenen aufnehmen kann."

Nach den Notizen Bohlens erklärte Churchill in derselben Sitzung: „Wenn die Polen Ostpreußen und Schlesien nehmen, werden wir sechs Millionen Menschen umzusiedeln haben." — Stalin: „Es wird ja gar keine Deutschen mehr

---

ausgezeichnet. Winston verlor nur den Kopf, als sich jeder weigerte, die Frage ernst zu nehmen. In der Art, in der Onkel Joe ihn stichelte, war er über jedes Wort beleidigt, besonders wenn es Onkel Joe gefiel. Mach dir keine Sorge, Elliot... Winston hat alles vergessen, wenn er wieder aufwacht.'

Ich glaube aber nicht, daß er vergaß. In den Monaten, die ich später in England stationiert war, wurde ich nie mehr eingeladen, einen Abend in Chequers zu verbringen. Offenbar vergißt Churchill nie."

geben. Überall, wo unsere Truppen hinkommen, laufen sie weg, und keiner von ihnen bleibt zurück." — Churchill: „Es bleibt aber trotzdem noch das Problem übrig, wie man diese Menschen in Deutschland unterbringt. Wir können damit rechnen, daß sechs oder sieben Millionen getötet sind und daß wir bis Kriegsende noch eine weitere Million töten werden." — Stalin: „Eine oder zwei Millionen?" — Churchill: „Oh, ich möchte die Zahl nach oben nicht begrenzen. Es sollte auf jeden Fall Platz für einige in Deutschland sein, die benötigt werden, um dieses Vakuum zu füllen. Ich habe keine Angst vor den Problemen der Bevölkerungsumsiedlung, solange sie dem entspricht, was die Polen verdauen können und was an die Stelle der Toten in Deutschland treten kann."

Wäre das ein Ausschnitt aus einer Unterhaltung von Viehhändlern und Metzgern in den Stockyards (Schlachthof) von Chicago, die beraten, wieviel Vieh sie noch schlachten müssen, um Platz zu schaffen für den Nachschub, würde sich niemand wundern. Es ist ein Ausschnitt aus einer lebenswichtigen Beratung der Männer, in deren Hand das Schicksal der Welt lag. Nie ist der Mensch und seine Würde mehr mißachtet worden, auch nicht in den Tagen Hitlers, auf dessen Untaten sich seine Nachfolger und ihre Lobredner gerne berufen, als wäre es ihr Ziel, ihn zu überbieten, statt ihn geistig, sittlich zu überwinden!

Übrigens bringen die Jalta-Papiere bezüglich Polens keine neuen Erkenntnisse. Wolfgang Wagners Buch Die Entstehung der Oder-Neiße-Linie in den diplomatischen Verhandlungen während des zweiten Weltkrieges" (Brentano-Verlag, Stuttgart) bringt interessantere Aufschlüsse. Ich zitiere daraus (nach der „Stimme der Vertriebenen", Nr. 40/1953) das Kapitel über das „Kompensationsgeschäft" zwischen den ostpolnischen Gebieten, die Stalin beanspruchte, und den deutschen Ostprovinzen, die Polen als „Entschädigung" erhalten sollte:

„Als Ergebnis der Verhandlungen des polnischen Exilkabinetts ließ Mikolajczyk Ende August 1944 der britischen, der amerikanischen und der sowjetischen Regierung den sogenannten ‚Neuen Plan' übergeben. Dieser Plan suchte den Sowjets durch die Bildung einer neuen polnischen Regie-

rung unter Einschluß der Kommunisten entgegenzukommen, versprach auch gewisse Grenzkorrekturen im Osten, ohne aber im entferntesten die Curzon-Linie anzuerkennen, und erklärte sich nun auch damit einverstanden, ‚die Deutschen aus allen Gebieten zu entfernen, die wir auch immer im Norden und Westen von Deutschland erhalten sollten'. Trotz der lebhaften Unterstützung, die dem Plan von britischer Seite gegeben wurde, kam aus Moskau lange keine Antwort.

In dieser Lage wandte sich Churchill noch einmal sowohl an die polnische als an die sowjetische Adresse: ‚Territoriale Änderungen an den Grenzen Polens werden nötig sein', sagte er den Polen, ‚Rußland hat in diesem Punkt ein Recht auf unsere Unterstützung ... Ich kann mir nicht vorstellen, daß es nicht möglich sein sollte, eine gute Lösung zu finden, durch die Rußland die Sicherheiten erhält, auf die es an seiner Westgrenze Anspruch hat.' Dem polnischen General Anders gegenüber brachte Churchill den englischen Standpunkt noch klarer zum Ausdruck: ‚Sie dürfen nicht stur auf die Beibehaltung Ihrer Ostgrenzen bestehen. Sie werden im Westen Gebiete erhalten, die viel besser sind als die Pripetsümpfe. Die Oder wird ihre Grenze im Westen sein, und was Ihren Zugang zur See angeht, so gibt es da andere, weit günstigere Möglichkeiten als den Korridor. Alle Deutschen, ohne Ausnahme der Frauen und Kinder, werden aus den Gebieten, die Polen gegeben werden, nach Deutschland gebracht. Manche Leute sagen, in dem verkleinerten Deutschland werde nicht genug Platz für die deportierten Deutschen sein. Aber ich nehme an, daß schon mehr als sechs Millionen Deutsche umgekommen sind und noch viel mehr umkommen werden, und daß in dieser Hinsicht also keine Schwierigkeit bestehen wird.'

Am 13. Oktober hielten Stalin, Molotow, Churchill, Eden, Mikolajczyk und sein Außenminister Romer, in Anwesenheit des amerikanischen Botschafters Averell Harriman, eine Konferenz ab, die Mikolajczyk später dramatisch geschildert hat. Der polnische Ministerpräsident unterbreitete noch einmal den ‚Neuen Plan', aber Stalin meinte: er habe zwei große Fehler: er berücksichtige die Lubliner Polen nicht, und er enthalte nicht die Anerkennung der Curzoner

Linie. Davon abgesehen sei der Plan vielleicht annehmbar. Da erhellte sich Churchills Miene: ‚Ich sehe hier neue Hoffnung für eine Verständigung. Was die neuen Grenzen an der Curzon-Linie angeht, muß ich im Namen der britischen Regierung erklären, daß sie... Ihre Ostgrenze sein muß. Aber, machen Sie sich keine Sorgen', fuhr er, zu Mikolajczyk gewandt, fort, ‚wir werden dafür sorgen, daß Sie für das Land, das sie im Osten verlieren, in Deutschland, in Ostpreußen und Schlesien entschädigt werden. Sie werden einen schönen Zugang zur See erhalten, einen guten Hafen in Danzig und die unbezahlbaren Bodenschätze Schlesiens.'

Mikolajczyk ging auf das Kompensationsgeschäft nicht ein, sondern bestand darauf, daß er die Curzon-Linie nicht anerkennen könne. Plötzlich unterbrach ihn Molotow barsch. ‚Aber das alles ist doch schon in Teheran beschlossen worden!' rief er und blickte von Churchill zu Harriman, die schweigend dasaßen. Mikolajczyk, der nie über die wahren Vorgänge in Teheran unterrichtet worden war, bat um Einzelheiten.

Molotow sah noch immer Churchill und Harriman an und fuhr fort: ‚Wenn Ihr Gedächtnis Sie im Stich läßt, lassen Sie mich die Tatsachen wiederholen. Wir alle haben uns in Teheran geeinigt, daß die Curzon-Linie Polen teilen muß. Sie werden sich entsinnen, daß Präsident Roosevelt dieser Lösung zugestimmt und die Linie stark befürwortet hat.' Erschrocken blickte nun auch Mikolajczyk auf Churchill und Harriman. Der Botschafter sah vor sich hin. Churchill blickte dem polnischen Premier in die Augen. ‚Ich bestätige dies', sagte er ruhig; dann aber begann er Mikolajczyk nervös zu drängen, er solle dieser Regelung zustimmmen, wenigstens als vorläufige Grenze; über die endgültige Grenzziehung könne man bei der Friedenskonferenz sprechen.

In einer darauffolgenden Unterredung mit Mikolajczyk zog Churchill alle Register seiner Redekunst, um den polnischen Ministerpräsidenten zur Annahme der Curzon-Linie zu bewegen. Er bat und drohte, schimpfte und redete gut zu. Noch einmal ging Mikolajczyk zu Stalin, der ihm bei dieser Gelegenheit versicherte, er denke nicht daran, Polen kommunistisch zu machen; Polen werde ein kapitalistischer

Staat bleiben. Aber auch diese Unterredung führte zu keinem Ergebnis.

In den nach Mikolajczyks Rückkehr nach London einsetzenden Diskussionen innerhalb der polnischen Exilregierung spielt nun zum ersten Male die Kompensationsidee eine bedeutende Rolle. Obwohl das Widerstreben gegen die Lostrennung der ostpolnischen Gebiete bestehen blieb, trat man doch dem Gedanken einer Entschädigung für den anscheinend unvermeidlichen Verlust näher.

Indessen konnten sich Mikolajczyk und seine Anhänger in London nicht durchsetzen. Am 25. November trat Mikolajczyk zurück. Seine Nachfolger, besonders der von jeher rußlandfeindliche Sozialist Arciszewski, der nach jahrelangem Untergrundkampf erst im Juli 1944 von Polen nach London gekommen war, lehnten jeden Kompromiß mit Moskau ab. Konsequenterweise beanspruchten sie auch nicht die gesamten deutschen Gebiete bis zur Oder, die Polen als Kompensation für seine Verluste im Osten angeboten worden waren, sondern beschränkten sich auf Sikorskis Forderungen. Der neue Ministerpräsident erklärte: ‚Wir haben unsere Forderungen gegen Deutschland gestellt und die Einverleibung Ostpreußens, Oberschlesiens und eines Teils von Pommern verlangt... Jedoch wünschen wir nicht, unsere Grenze so weit nach Westen vorzuschieben, daß sie acht oder zehn Millionen Deutsche einschließt. Das heißt, wir wünschen weder Breslau noch Stettin.‘

Als Churchill am 15. Dezember 1944 dem Unterhaus das Scheitern der Verhandlungen mitteilte, war seine Rede ein einziger bitterer Vorwurf gegen die Polen, von dem er nur Mikolajczyk ausnahm. ‚Es steht den Polen frei, was Rußland und Großbritannien betrifft, ihr Gebiet nach Westen auf Kosten Deutschlands auszudehnen... Die Umsiedlung von mehreren Millionen Menschen müßte von Osten nach dem Westen oder Norden durchgeführt werden, ebenso wie die Vertreibung der Deutschen — denn das wurde vorgeschlagen: völlige Vertreibung der Deutschen — aus den Gebieten, die Polen im Westen und Norden gewinnt. Denn die Vertreibung ist, soweit wir in der Lage sind, es zu überschauen, das befriedigendste und dauerhafteste Mittel.‘

Die Sowjetregierung beschloß dieses entscheidungsvolle

Jahr 1944, das sie zu den größten Erfolgen geführt hatte, mit einem vernehmlichen Paukenschlag: Nach einem zweitägigen Besuch Osóbka-Morawskis und seiner Freunde in Moskau beschloß der polnische ‚Nationalrat' am letzten Tage des Jahres, das Lubliner Befreiungskomitee zur vorläufigen Regierung Polens zu ernennen. Am 1. Jänner 1945 wurde die neue Regierung Polens ausgerufen, am 4. Jänner wurde sie bereits von der Sowjetregierung anerkannt."

Es sein nur noch hinzugefügt, daß Bulganin im Auftrage Stalins den Lubliner Polen schon am 17. Februar 1945, also nicht einmal eine Woche nach der Konferenz, mitteilte: „Die Jalta-Erklärung ist ein Fetzen Papier ... Ihr seid die polnische Regierung, ganz gleich, wie die Wahlen ausfallen und was auch in der Zwischenzeit geschehen sollte. Bleibet fest, und habt Vertrauen in Stalin!" (Zitiert bei F. Widmer, l. c. 94.)

Nach den Nürnberger Gesetzen der Sieger bilden Massenaustreibungen ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Ich will das an dieser Stelle nicht eingehender begründen. Ich beschränke mich darauf, einige Stellen aus einer Erklärung des Begnadigungsausschusses zu zitieren: „Aus diesen Prozessen ergeben sich drei gleicherweise wichtige Erkenntnisse ... 1. Einhaltung der Gesetze der Menschlichkeit, die kein Volk oder Staat mißachten darf, und die Gewißheit, daß derjenige, der sie verletzt, von der Gesellschaft zur Verantwortung gezogen und bestraft werden wird. 2. Aufklärung der Völker der ganzen Welt über das, was unter dem Dritten Reich vor sich ging, auf daß sie immerdar wachsam seien, um sich gegen die Gefahr der Wiederholung zu schützen. 3. Individuelle Gerechtigkeit für den einzelnen Angeklagten. Aus dem nationalsozialistischen Gesamtplan werden als besondere Verbrechen hervorgehoben ... „5. Plünderungen und Versklavung der Bevölkerung der überfallenen Ostgebiete ... 6. Das Umsiedlungsprogramm, das dem zweifachen Zweck diente, die Nichtdeutschen auf immer von ihrer Heimat zu vertreiben, ihre Kultur, ja ihre Existenz zu vernichten und Deutsche an ihrer Stelle anzusiedeln ... Diese gigantische Entwurzelung von Menschen, ohne Rücksicht auf ihre Bindungen an die Heimat und Fa-

milie oder ihre eigenen Wünsche, wurde von eigens für diesen Zweck geschaffenen Behörden als durchaus geordnetes Geschäftsverfahren ausgeführt... All das hätte selbstverständlich nicht geschehen können, wenn es Recht gegeben hätte oder wenn das Recht beachtet worden wäre. Es war daher ein notwendiger Teil des Programms, Recht und Gesetz abzuschaffen, und dies geschah. An die Stelle des Rechtes trat unverhohlen die nazistische Weltanschauung."

Über die oft vorgebrachte Ausrede „Auf höheren Befehl" — die Jalteser sagen dafür „politische oder militärische Zwangslage" — heißt es u. a.: „Einige Angeklagte hatten den Mut und die Charakterstärke, sich auf die eine oder andere Art solchen Aufgaben zu entziehen. Diesen ist kein Schaden widerfahren — ein Beweis dafür, daß es für Personen, die sich in der gleichen Lage befanden, einen anderen Ausweg gab, wenn sie nur Charakterfestigkeit und den Willen hatten, Menschlichkeit und sittliches Bewußtsein höher zu stellen als persönliche Sicherheit um jeden Preis... Die Vergötterung des Gehormsams ist, als menschliche Haltung gesehen, noch bedenklicher als ihre Geltendmachung zur Entlastung." — „Es gibt kein Gesetz, das den Mord an Juden oder Zigeunern rechtfertigen könnte. Das gleiche gilt für die Versklavung und die damit verbundenen grausamen Behandlungen von Menschenmassen und für das ausgedehnte Unternehmen, durch Rassenprüfungen und -bewertungen zu entscheiden, wer umgesiedelt, versklavt oder liquidiert werden sollte. Mord, Plünderung und Versklavung verstoßen überall gegen das Gesetz, zumindest im zwanzigsten Jahrhundert." (Zitiert nach „Die Neue Zeitung", München, 1. Februar 1951.) — Die Parallelen zu ziehen, erscheint nicht nötig.

Nach einer Mitteilung des "Daily Telegraph" beschmierte ein Unbekannter das Roosevelt-Denkmal am Grovernor Square in London mit roter Farbe „Verräter von Jalta". Die Dokumente bestätigen jedenfalls, daß die Allierten einander nicht trauten — abgesehen von der bedingungslosen Unterwerfung Roosevelts vor Stalin —, daß sie ihre eigenen Bundesgenossen verrieten. Es sei nur auf den Verrat Chinas verwiesen. Die Ausrede, daß die Militärfachleute auf den

Kriegseintritt Rußlands gegen Japan bestanden, scheint nicht stichhältig. Abgesehen davon, daß Rußland — trotz des Nichtangriffspaktes — ohne bestimmte Garantien im eigensten Interesse beigetreten wäre, besteht die Tatsache, daß General L. R. Groves schon einen Monat vor der Konferenz sowohl den Präsidenten wie den Chef des Generalstabs Marshall unterrichtete, daß die Atombombe ab 1. August 1945 einsatzbereit sei. Admiral Leahy bestritt die Notwendigkeit der russischen Beteiligung. Der Kronzeuge gegen die Beteiligung Rußlands meldete sich erst nach der Veröffentlichung der Dokumente. General McArthur, den gewisse „Demokraten" in Amerika und Europa für die angeblich falschen Lageberichte verantwortlich machen wollen, erklärte u. a., er hatte keinerlei Verbindung mit der Jalta-Konferenz, er wußte nicht einmal, daß sie abgehalten wurde. Wörtlich sagte er: „Der bevorstehende Zusammenbruch Japans war schon einige Monate vor Jalta offenkundig. Alle meine Berichte brachten diese Anschauung klar zum Ausdruck. (Er verweist auf Berichte vom 21. September und 20. Oktober 1944)... Wir hielten in meinem Hauptquartier Besprechungen über die Möglichkeit, den Krieg in Japan zu beenden, ehe er in Europa aufhörte."

„Der Zeitpunkt für Rußland, am Krieg gegen Japan teilzunehmen, war nach dem Angriff auf Pearl Harbour... Bei einem solchen strategischen Kurs wären Millionen Menschenleben und unsagbare Pein erspart geblieben. Ich habe diesen Kurs dringendst am oder um den 13. Dezember 1941 dem Kriegsminister Stimson vorgeschlagen, erhielt aber keine Antwort."

„Wären meine Ansichten für die Konferenz in Jalta eingeholt worden, hätte ich mich nachdrücklichst gegen den Kriegseintritt Rußlands zu einem so späten Zeitpunkt ausgesprochen. Dafür so lebenswichtige Konzessionen zu machen, wäre mir phantastisch erschienen." („The Philadelphia Inquirer", 24. März 1955.)

Es sei in diesem Zusammenhang an den Brief erinnert, den Syngman Rhee, der heutige Präsident Südkoreas, schon am 13. Mai 1945 an den bekannten Verleger Wm. Randolph Hearst schrieb: „Wir haben die verifizierte, erstaunliche Entdeckung gemacht, daß in Jalta ein Geheimabkommen

getroffen wurde, Korea in die russische Einflußsphäre einzubeziehen... Nun, da das Geheimnis dieses internationalen Sklavenhandels enthüllt ist, liegt es an den Führern der öffentlichen Meinung, dem amerikanischen Volk zu eröffnen, daß die Führer der Welt Demokratie und Freiheit verkaufen, während ihre Jungen das Leben opfern in dem Glauben, daß sie das höchste Opfer bringen, um die Welt für die Demokratie zu sichern... *Wenn das amerikanische Volk das nicht sieht, werden seine Jungen innerhalb der nächsten 15 Jahre einen dritten Weltkrieg führen müssen.* Die Hoffnung auf Weltfrieden liegt nicht in den Händen der Staatsmänner, die in San Franzisko versammelt sind, sondern in denen des großen amerikanischen Volkes, dessen ausgeprägter Sinn für Gerechtigkeit nicht wissentlich hinnehmen wird, daß seine Regierung 30 Millionen Koreaner zweimal in 40 Jahren verschachert." (Zitiert nach "Tablet", 11. Juli 1953.)

Die Konferenz von Jalta wurde seinerzeit in Amerika begeistert begrüßt als einer der „großen Tage der Geschichte" (Senator E. D. Thomas), als „Erhörung eines Gebetes" (Warren R. Austin, Vertreter Amerikas bei der UNO); noch 1950 sprach ein enger Mitarbeiter Roosevelts „von einem Triumph, nicht einem Versagen amerikanischer Diplomatie". Langsam sickerte die Wahrheit durch. 1951 nannte Charles Rozmarek, der Präsident des polnisch-amerikanischen Kongresses, ein treuer Gefolgsmann Roosevelts, Jalta einen „Tag der Schande", durch den „das polnische Volk in die Sklaverei verkauft wurde, der den Weg zur Versklavung weiterer acht europäischer Völker bereitete und dem Sowjetimperium erlaubte, seine Grenzen über das Herz Europas auszudehnen".

Die deutsche und österreichische Presse ist nach der Veröffentlichung der Dokumente entsetzt und erschüttert, leider erst jetzt, da sie *amtlich* bestätigt erhielt, was längst bekannt war. „Der Zynismus, mit dem hier Millionen von Menschenleben, Staats-, Volks- und Kulturgrenzen, Feinde, aber auch Verbündete behandelt wurden, ist geradezu niederschmetternd." Die „Presse", Wien, 18. März 1955.) „Es zeigt sich, daß der völlige Verzicht auf Prinzipien, die bei den Ver-

handlungen in Jalta nur noch den Charakter von zynischen Phrasen trugen, nicht etwa einen Fortschritt darstellte, sondern eine Ära einleitete, in der der Weisheit letzter Schluß nur noch der gegenseitige Schrecken vor der Weltvernichtung durch die Wasserstoffbombe ist... Nackte Militärpolitische Interessen und zynisches Spiel der einander bereits im Hinblick auf das Morgen umlauernden Weltmächte sollte jene Ordnung einleiten, die die Völker sehnsüchtig an Stelle des Faschismus erwarteten. Hitler ist und bleibt für alle Zeiten tot. Der Geist von Jalta aber... hat sich vor aller Welt als unfähig und ungeeignet erwiesen, eine gerechtere Ordnung zu verwirklichen." („Neue Tageszeitung", Wien, 18. März 1955.)

Es ist sicherlich beachtenswert, was ein Amerikaner, der den Mut hat, das politische Handeln im Lichte der Ethik zu beurteilen, über die Geheimdokumente von Jalta zu sagen hat.

Dr. A. J. App, der Autor des (von mir übersetzten) Buches „Der erschreckendste Friede der Geschichte" (Hellerau-Verlag, Salzburg 1950), stellte mir ein Manuskript zur Verfügung, das der U. S.-Presse zuging:

„Am St.-Patricks-Tag (dem Nationalfeiertag der Irländer, der in Amerika festlich begangen wird) veröffentlichte das U. S.-State Department die Berichte der Jalta-Konferenz, mit Ausnahme gewisser Teile, die vernichtet worden waren. Es folgte ein Gekläffe entrüsteter Pein seitens der Interventionisten, der Schreier nach bedingungsloser Übergabe, der Morgenthauer und derer, die Kriegsverbrecher wären, würden die Grundsätze des Nürnberger Gerichtes für die Deutschen auf sie angewendet. Diese Bekenner der Demokratie stöhnten, daß Staatsmänner künftig sich vor Verhandlungen fürchten würden, falls die Berichte dem Volk bekannt würden. Sie vergessen, daß eine der Versprechungen Wilsons für den Fall des Sieges der Alliierten war ‚Open convenants openly arrived at'. (Offene Verträge, die in öffentlichen Verhandlungen erzielt wurden.) Sie vergessen, daß sie es als heiligen Kreuzzug betrachten, jedes deutsche Dokument, einschließlich der intimsten und privatesten, auszuschnüffeln und der Welt bekanntzumachen,

und jeden Deutschen als Kriegsverbrecher zu verurteilen, der in der Vertraulichkeit eines Tagesbuches angedeutet hatte, daß der oder jener hingerichtet werden sollte. Nun aber, wenn Stalin und Roosevelt stolz Trinksprüche ausbringen auf die summarische Hinrichtung von 50.000 militärischen, politischen und industriellen Führern der Deutschen, wimmern und winseln diese Bekenner der Demokratie, diese heiligen Kreuzfahrer, daß die Verhandlungen der Alliierten dem Volke vorenthalten werden sollten."

William F. Knowland, der republikanische Senator von Kalifornien, dessen beharrlichem Drängen wir wohl die lang überfällige Veröffentlichung der Jalta-Papiere verdanken, sagte mit Recht: „Wenn die Enthüllungen zwei oder drei Nationen von dem Gedanken abschrecken, daß sie hinter geschlossenen Türen beisammensitzen und — ohne Verantwortlichkeit vor den gewählten Vertretern und dem Volk — Nationen und Völker ohne deren Zustimmung aufteilen können, haben sie ihren Zweck erreicht." Senator Knowland erklärte weiter, daß Roosevelts Bericht über Jalta vor dem Kongreß irreführend war. Wenn Roosevelt behauptete, daß die Großen Drei sich nur mit europäischen Fragen beschäftigten, nicht mit China und Asien, so war Roosevelt — wie Knowland sagt — nahe daran, einen „falschen offiziellen Bericht" zu geben. Nach dem Maßstab, den Roosevelt auf Hitler anwandte, war sein Bericht so falsch, daß man ihn als Lüge bezeichnen könnte. Lügen waren Roosevelts Propagandatiraden vor dem amerikanischen Volk, daß Hitler plante, Südamerika anzugreifen, daß er darauf aus war, Amerika zu erobern und Japan zum Angriff auf Amerika trieb.

Sonderbar genug, in Jalta machte Stalin, der Roosevelt mit einem Toast erfreuen wollte, ihn tatsächlich zum Lügner für die Behauptung, daß Deutschland darauf aus war, Amerika zu erobern. Nachdem Stalin und Churchill sich sabbernd zugetrunken hatten, heißt es in den Eintragungen von Bohlen: „Stalin trank dann auf die Gesundheit des Präsidenten Amerikas. Er erklärte, er und Mr. Churchill hätten in ihren Ländern verhältnismäßig einfache Entscheidungen. Sie hatten buchstäblich gegen Hitler-Deutschland um das Überleben ihrer Länder gekämpft. Aber da war ein dritter Mann, des-

sen Land nicht ernstlich von einer Invasion bedroht war, der aber vielleicht eine breitere Auffassung von nationalem Interesse hatte und der so zum ersten Schmied der Instrumente wurde, die zur Mobilisierung der Welt gegen Hitler führte, obwohl sein Land nicht direkt in Gefahr war. — Er erwähnte in diesem Zusammenhang Lend-Lease als einen der beachtenswertesten und wichtigsten Erfolge des Präsidenten in der Schaffung einer Anti-Hitler-Kombination und den Zusammenhalt der Alliierten im Kampf gegen Hitler."

Lend-Lease war sicherlich eine beachtenswerte Leistung — aber auch ein schmachvoller Bruch der Gesetze der Neutralität. Es führte Amerika durch einen schleimigen Trick in den Krieg gegen Deutschland ohne ehrenhafte Kriegserklärung. Und das geschah, obwohl Deutschland uns in keiner Weise schadete, wie Stalin ausführte.

Das Erschütterndste in den bisher bekannt gewordenen Beispielen der Jalta-Papiere ist die Tatsache, daß Stalin keineswegs der einzige große, schlimme Wolf war. Die schlimmste Verletzung der Atlantic Charta, das unheilvollste Verbrechen gegen den kommenden Frieden war die Zerreißung Deutschlands mit verschiedenen territorialen Amputationen. Wir wurden in dem Glauben gehalten, daß Stalin verantwortlich war für die Aufteilung Deutschlands und die Abtrennung eines Viertels des deutschen Gebietes, und daß Churchill und Roosevelt hilflos daneben standen und ihre Hände rangen über die Räuberei und Rachsucht der Sowjets. Nun erfahren wir, daß Roosevelt, der Kreuzfahrer der Atlantic Charta, bereits in Teheran darauf bestand, daß Deutschland in fünf Teile aufgespalten werde, daß Churchill zumindest eine Dreiteilung vorschlug. „Preußen auf der einen Seite, Bayern auf der anderen, die Ruhr und Westfalen unter internationaler Kontrolle" (also ein dritter Teil). Was die Zerreißung Deutschlands anlangt, waren deshalb die westlichen Atlantic-Charta-Heuchler so schlecht wie Stalin. Was den Gebietsraub anlangt, finden wir, daß Roosevelt (beraten durch Hiss, White und Morgenthau) ihn ebenso schamlos vorschlug wie Stalin. Er erklärte: „Die Polen wollen Ostpreußen und einen Teil Deutschlands. Für mich wäre es daheim leichter, wenn die Sowjetregierung den

Polen etwas geben könnte." Hier schlägt derselbe Mann leichthin große polnische Gebietsräubereien in Ostdeutschland vor, der das amerikanische Volk drängte, in den Krieg in Europa einzutreten, weil er wollte, daß aus dem Krieg ein bleibender Friede hervorgehe, basierend auf der Atlantic Charta, „ohne territoriale Veränderungen, die nicht mit den frei geäußerten Wünschen der betreffenden Bevölkerung übereinstimmen". Natürlich stimmte Stalin, dessen Agenten dafür gearbeitet hatten, daß Roosevelt eben diesen Vorschlag mache, schnell zu und erklärte: „Ich ziehe vor, daß der Krieg etwas länger dauert und Polen im Westen eine Entschädigung auf Kosten Deutschlands bringt.

Kurz gesagt, die „Großen Drei", Stalin, Roosevelt und Churchill (der wenigstens den Toast auf die Hinschlachtung der 50.000 militärischen, politischen und industriellen Führer Deutschlands nicht mitmachte) gingen in Jalta, wie Senator Knowland sagt, daran, „Länder und Völker ohne deren Zustimmung aufzuteilen" und verhielten sich demnach wie Männer nach einem erfolgreichen Überfall auf einen Eisenbahnzug, die die Beute unter sich aufteilen.

Nach Nürnberger Maßstab müßten alle aktiven Teilnehmer von Jalta als Kriegsverbrecher verurteilt werden. Praktisch bleibt nichts anderes übrig, als das Übereinkommen von Jalta, zusammen mit dem von Potsdam, als internationales Verbrechen zurückzuweisen und anzufangen, den Frieden auf der Basis der beschworenen Atlantic Charta aufzubauen."

Es fehlen Raum und Zeit, die Auswirkungen der Veröffentlichung der Dokumente und die Folgerungen, die sich daraus ergeben, zu behandeln. Von Stalin hat kaum jemand etwas anderes erwartet; er allein wußte, was er wollte und hat es erreicht. Roosevelt war sein verläßlichster Mitarbeiter. Churchill sah die Gefahren, aber er dachte zuerst an das britische Empire und hatte nicht den Mut und die Konsequenz, nach seiner besseren Erkenntnis, wenn schon nicht nach seinem Gewissen zu handeln. Adlai E. Stevenson, der Präsidentschaftskandidat, meinte, die Dokumente hätten nichts erreicht als „die Sorge über die Vertrauenswürdigkeit (Amerikas) unter den Alliierten verstärkt". Wirklich

nur unter den Alliierten? Wie steht es z. B. um die deutsche Wiedervereinigung — soferne die Deutschen überhaupt daran interessiert sind und nicht zuerst und fast ausschließlich an „prosperity" denken, wie "US News & World Report" noch an dem Tage berichtet, da die Dokumente veröffentlicht wurden — wenn feststeht, daß die „Drei Großen" einmütig die Aufteilung des Landes beschlossen, daß Roosevelt sogar zuerst die Forderung stellte? Wird man ihnen künftig, wenn wieder eine in salbungsvolle Phrasen gekleidete Erklärung oder Charta erfolgt, das amerikanische Sprichwort entgegenhalten: „Was ihr *seid*, schreit uns so laut an, daß wir euch nicht hören können."

Von Amerika erwarten wir zwei Dinge: 1. Daß Präsident Eisenhower sein Wort einlöst, das er 1953 in der ersten Botschaft vor dem Kongreß gegeben hat: „Wir werden uns mit der Versklavung keines Volkes abfinden, um für uns phantastische Gewinne zu erkaufen. Ich werde später den Kongreß ersuchen, einer Resolution zuzustimmen, die es klar macht, daß diese Regierung keine Verpflichtungen anerkennt, die frühere Regierungen in Geheimabmachungen auf sich genommen haben, die diese Versklavung erlauben." Damit ändern sich zwar keine Tatsachen, wohl ist es aber wichtig für die Welt zu wissen, daß Amerika nicht Teilhaber und Mitschuldiger an Verbrechen sein will.

2. Daß endlich auch die Geheimdokumente von Teheran, das ja die Vorbereitung für Jalta war, und Potsdam, der krönende Abschluß, veröffentlicht werden. Das Entsetzen kann kaum gesteigert werden. Anderseits werden die Großen bei ihren Beratungen in Zukunft vorsichtiger und nicht so skrupellos sein. Sie fürchten um ihren Platz in der Geschichte. Gerade die Jalta-Dokumente haben die Notwendigkeit aufgezeigt, daß man in Zukunft (wenn es schon bisher nicht geschah) strenge unterscheidet zwischen dem amerikanischen Volk und seiner Führung, wie einst zwischen Deutschland und Hitler oder Stalin und Rußland. Ich will für Amerika keine „Kollektivscham" über die Enthüllungen von Jalta verlangen, wie sie von den Deutschen gefordert wurde. Ich bin aber mit Syngman Rhee überzeugt, daß das amerikanische Volk nicht eine Politik der Unmoral und Gewissenlosigkeit dulden wird, sobald es die Wahrheit er-

fährt, daß es vielleicht alles tun wird, das Unrecht wieder gutzumachen und den Schaden, soweit möglich, zu ersetzen.

Konjunkturpolitiker werden die antiamerikanische Stimmung ausnützen, die die Dokumente zwangsläufig nach sich ziehen. Sagen wir ganz offen: Menschen, die bisher die Roosevelt-Politik mitmachten und verteidigten, die Nutznießer der Besetzung, die sich von den Jalta-Mächten Ämter, Lizenzen, Pfründen und Privilegien sicherten und Orgien nationaler Selbsterniedrigung feierten, die denen in den Rücken fielen, die längst Ordnung geschafft hätten (etwa dem Senator McCarthy), haben jetzt kein Recht zur Kritik. Sie gehören auf die Anklagebank (vgl. Alfons Dalma im „Münchener Merkur" vom 19. März 1955). Es geht auch nicht an, die Alleinschuld an der Katastrophe von Jalta der „bürgerlichen Demokratie" anzulasten. Mr. Attlee gehörte zu dieser Zeit der Regierung Churchill an. Sein Name steht auf dem Dokument von Potsdam, das die Austreibungen legalisierte.

* * *

Nur ein kurzes Wort zum Schluß: Das vorliegende Buch bringt manche Gedanken, die niederdrücken können. In Amerika erzählt man eine Geschichte von einem Selbstmörder, der im letzten Augenblick durch einen Polizisten zurückgehalten wurde. „Mein Leben hat keinen Sinn mehr", meinte er. Er willigte ein, sich für eine Viertelstunde vom Gegenteil überzeugen zu lassen. Der Schutzmann redete und redete und brachte seine wirksamsten Argumente. Dann begann der Selbstmordkandidat und vertrat seinen Standpunkt. Schließlich riß er sich los, sprang aufs Geländer der Brücke: „Leben Sie wohl!" Hinter ihm der Polizist: „Nehmen Sie mich mit!" Und sie sprangen beide in die Tiefe.

Ähnliche Stimmung lagert und lastet über vielen Menschen unserer Tage. Nach den Erschütterungen zweier Weltkriege sehen sie nur ein Ziel und eine Aufgabe: ihr Leben, alle Freuden und Genüsse auszuschöpfen bis zur letzten Möglichkeit. Après nous le déluge! (Nach uns die Sintflut.)

Der Jenenser Kulturphilosoph Rudolf Eucken hat schon 1918 diesen Zustand geschildert: „Wir befinden uns heute

in einer geistigen Krise, wie sie in solcher Tiefe und Weite die Menschheit noch niemals erlebt hat. Die alten Lebenszusammenhänge und mit ihnen die leitenden Ziele sind völlig erschüttert worden, und was als ihr Ersatz geboten wird, das genügt den geweckten Bedürfnissen bei weitem nicht, das ist meist von kläglicher Flachheit. Die Menschheit — nicht alle einzelnen, wohl aber der Hauptzug des gemeinsamen Lebens — hat zuerst den Glauben an Gott verloren, dann den an eine der Welt innewohnende Vernunft, sie beginnt nun auch den an sich selbst und damit den letzten Halt zu verlieren. Im Gesamtergebnis wäre damit das Leben einer völligen inneren Leere und Sinnlosigkeit ausgeliefert." (Mensch und Welt.)

Nietzsche hat diese Entwicklung in einem Fragment: „Der tolle Mensch", noch klarer erkannt und schärfer formuliert: Auf dem Marktplatz will der tolle Mensch den Leuten begreiflich machen, was sie verloren haben. „Wohin ist Gott?", fragt er. Als man ihn verwundert und überrascht anschaut, fährt er fort: „Ich will es euch sagen: wir haben ihn getötet. Ihr und ich, wir alle sind seine Mörder." Und er frägt: „Wie konnten wir das machen?... Wie konnten wir das Meer austrinken?... Wie konnten wir die Erde von der Sonne losketten? Wohin bewegt sie sich nun? Wohin wir? — Fort von allen Sonnen? Stürzen wir nicht ständig nach rückwärts, nach vorwärts, seitwärts, nach allen Seiten? Gibt es noch ein Oben, Unten? Irren wir nicht durch ein unendliches Nichts? Haucht uns nicht der leere Raum an? Ist es nicht kälter geworden? Kommt nicht immerfort Nacht und mehr Nacht? Müssen wir nicht schon am Vormittag die Laternen anzünden? Hört ihr nichts vom Lärm der Totengräber, die die Toten begraben?" — Die Leute verstanden ihn nicht. Da warf er die Laterne zu Boden, daß sie erlosch und in Stücke sprang. „Ich komme noch zu früh", sagte er, „ich bin noch nicht an der Zeit. Das ungeheure Ereignis ist noch unterwegs."

Kommt der „tolle Mensch" immer noch zu früh? Verstehen wir nach dem großen Ereignis, auf den Ruinen zweier Weltkriege, im politischen, wirtschaftlichen, sittlichen, weltanschaulichen Chaos der Gegenwart, bedroht von Atom- und Wasserstoffbomben, immer noch nicht, was es heißt: GOTT VERLOREN?

Das vorliegende Buch führt den Titel: „Wider Willkür und Machtrausch", aber es verfolgt kein negatives Ziel, es will nicht kritisieren der Kritik wegen. Es will niemand Mut, Vertrauen und Hoffnung nehmen. „Von den ‚Trümmern Europas' kann man nicht leben, bemerkt jemand mit Bezug auf mein früheres Buch: ‚Europa in Trümmern.' Ganz gewiß nicht. Es gab und gibt aber noch allzu viele, die die Trümmer nicht sehen, besser gesagt, sehen wollen, die der ‚Kreuzzug der Alliierten' hinterließ, die darum keinerlei Verpflichtung zu Wiedergutmachung empfinden. Man kann auf Ruinen keinen Neubau aufführen, auch keinen Neubau Europas. Erst muß das Fundament klar sein."

Es wäre anmaßend, wollte das Buch ein neues Programm verkünden oder gar *den* Weg zur Überwindung der Zeitnot aufzeigen. „Noch nie hat es eine Zeit gegeben, wo so viele Baumeister des Völkerglückes mit großen Projekten aufgetreten sind", schrieb der Schweizer Philosoph Dr. Ferdinand Buomberger schon 1936 („Unsere Kulturkrise und die ewigen Gesetze", Olten 1936, S. 12.) Er fügt aber auch hinzu: „Noch nie war der geistige Wirrwar so groß wie heute, da unsere Kulturmenschen jenem den Rücken gekehrt haben, der allein von sich sagen konnte: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben."

Von diesem Fundament, von dieser geistigen Grundhaltung aus kämpft das Buch *für* die *Rückkehr zu Gott* und zur *gottgegebenen Ordnung, für* eine allumfassende, überzeitliche, ewige *Wahrheit, für* eine allgemein verbindliche *Sittennorm, für* ein unteilbares *Recht, für* die *Menschenwürde* eines jeden, der Menschenantlitz trägt, ganz gleich welcher Rasse, welcher Sprache, welchen Standes. Ein altes Sprichwort sagt: Nicht die Zeiten sind schlechter geworden, sondern die Menschen; erst wenn die Menschen sich ändern, kommen wieder bessere Zeiten. Der Pharisäer in uns überhört gerne, daß die Forderung des METANOEITE (der Gesinnungsänderung, des Umdenkens) zuerst an jeden einzelnen gerichtet ist, nicht nur an die anderen, an die Politiker, an die Weltmächte im Osten und Westen. Sei erst selbst und sei es ganz, was andere durch dich werden sollen, sagte der heiligmäßige Erzieher, Bischof Sailer von Regensburg. Aus der Änderung der Menschen folgt die Änderung der Politik,

der Wirtschaft, der Welt. Das ist das Geheimnis von Caux, das ist die Botschaft des Christentums von Anbeginn.

„Das Christenleben ist ein Mitvollzug des Lebens Christi. Unsere ganze Existenz: das Religiöse, das Geistige, das Seelische, das Kulturelle, das Politische, das Wirtschaftliche; unsere Freude, Liebe, Entsagung, unser Glück und unser Unglück, und alle die kleinen Dinge der Alltäglichkeit müssen in Christus verwandelt, müssen verchristlicht werden: also in Beziehung gesetzt werden zu Christi Leben, Sterben und Auferstehen. Und in diesem erhabenen Symbol der dreifaltigen Wirklichkeit Gottes muß alles und jedes, was irgendwie unser Dasein betrifft, getauft werden. Und so ein *neues Leben* erlangen." (Hans Wirtz, „Paulus im Umbruch", Frankfurt a. M. 1940, S. 97.)

*

Wenn man das Zeitgeschehen bis herauf zu den Jalta-Enthüllungen überschaut, kommen einem die Verse aus Fr. W. Webers „Dreizehnlinden" in den Sinn:

Was sie Weltgeschichte nennen,
Ist ein wüstverworrner Knäuel:
List und Lug, Gewalt und Schwäche,
Feigheit, Dummheit, Wahn und Greuel.

Wir finden aber auch Trost und Kraft in den Worten desselben Dichters:

All die Riesen sind nur Zwerge,
All die Herrn nur arme Knechte;
Ob sie gleich den Frevel wollen,
Fördern müssen sie das Rechte;

Dienen müssen sie der Ordnung,
Ob sie gleich das Wüste treiben,
Denn unsterblich ist das Gute,
UND DER SIEG MUSS GOTTES BLEIBEN.

Ende

INHALTSVERZEICHNIS